Princeton University Library
32101 065349068

Die Zukunft

0902
999
V.28

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

air . . . . .
Rosegger . . . . .
ri . . . . .
trindberg . . . . .
ann 44
. 47
. 49
. 55
Draeser 75
. 82
ert Moll 88
. 92
. 93
. 97
roso 102
. 107
. 120
us Eichenberg 129
. 131
. 134
. 136

Drei Gespräche über Religion. Von Paul Julius Möbius 137
Das Löwenmaul. Von Elisabeth Gnauck-Kühne 153
Der Talmud. Von S. Bernfeld 156
Die redaktionäre Partei. Von Raphael Ernst May 161
Selbstanzeigen. Federn, Gramzow, Falkenfeld, Knuffert, Müller 165
Terrendörfen. Von Pluto 168
Der galizische Krach. Von Michel von Wien 171

Bismarcks Todestag 177
Zum dreißigsten Juli. Von Martin Greif 182
Das Volk von Rom. Von Adolf Gelber 183
Neues von Hebbel. Von Richard Maria Werner 192
Der Traum vom Tatenreich. Von Lennart Hennings 205
Nietzsches Geisteskrankheit. Von Johannes Grosse 208
Nansi. Von Franziska Gräfin zu Reventlow 214
Hochsommer. Von Pluto 218
Bismarck und Fritz Reuter. Von Karl Theodor Gaedertz 221

Die Reize und das Leben. Von Max Kassowitz 225
The missing link. Von Julius Duboc 236
Kautsky als Wirthschaftshistoriker. Von Franz Oppenheimer 241
Das Ende des Julianus. Von Ludwig Bauer 253
Eine Faust-Ausstellung. Von Alexander Tille 254
Das wiener Gemeindestatut. Von Julius Ofner 258
Ein Kampf ums Recht. Von Gustav Pfizer 261

In Rennes 265
Martin Greif und Karl du Prel. Von Paul Garin 270
Kautsky als Theoretiker. Von Franz Oppenheimer 278
777. Von Fritz Mauser 290
Die Beschäftigung der Nervenkranken. Von Paul Julius M . . . 292
Spaniens Armee. D 7
Ludwig von Hofm . . . . . .
Selbstanzeigen. V . . . ring, Seide
Rollibuch . . . . . .

Der Kaiser-Kanal 313
Ellen Key und die Frauenfrage. Von Lily Braun 318
Leo XIII. und sein Nachfolger. Von Augusto Silli 329
In Memoriam. Von Theodor Sufe 333
Ungarn am Scheidewege. Von Richard Grafen Sermage 335
Der Kolker. Vom Freiherrn von Schlicht 337
Thalia in Amerika. Von Henry F. Urban 342
Selbstanzeigen. Von Dix, Ban, Thiel 345
Fürstenspiegel. Von Karl Croft 346

Sturm im Kanal 353
Goethe. Von Marlin Greif 359
Der Schnitter. Von Theodor Sufe 360
Malerische Erfindung. Von Wolfgang Kirchbach 361
Todesangst. Von Emil Marriot 370
Italiens Volk. Von Ernesto Gagliardi 374
La Gioconda. Von Karl Federn 378
Ein Komplott? Von Jovan Adamowitsch 380
Bitzenbach. Von *,* 384
Notizbuch 388

Chlodwigs Vermächtnis 393
Großdeutschland und Oesterreich. Von Karl Jentsch 401
Michael Ribert. Von Hans Wolff 408
Richard Strauß und seine Leute. Von Max Marschall 412
Der Schmetterling. Von Eduard Douwes Dekker 420
Der Zionistenkongreß in Basel. Von Saul Rafael Landau 422
Ja und Amen. Von *,* 428
Notizbuch 431

Lemurien 441
Velazquez. Von Heinrich Wölfflin 446
Die soziale Komplikation. Von Paul Weisengrün 450
Voltaire und die Romanen. Von Franz Cyssenhardt 459
Die Gesegnete. Von Elsbeth Meyer-Förster 462
Die Wahlaussichten der Sozialdemokratie. Von Paul Schwabe 465
Skizzenbuch eines Maurers. Von Emil Rechert 468
Selbstanzeigen. Von Müller, Oppeln-Bronikowski, Duboc 473
Non possumus. Von Lyrikus 475
Schar-ke-bogi 478

Dreyfus 481
Parodistische Geschichtauffassung. Von Georg Adler 488
Die Katholikenversammlung. Von Karl Jentsch 497
John Ruskin als Sozialreformer. Von Samuel Saenger 503
Selbstanzeigen. Von Rappaport, Neuburger, Wolff 512
Abschied. Von Hans von Kahlenberg 511
Gewehr bei Fuß! Von Lyrikus 517

Der Dreyfus-Lärm 521
Die öffentlichen Glücksspiele. Von Friedrich Kleinwaechter 530
Mondlicht und Fluth. Von Clementina Black 536
Die Bevölkerungfrage in Frankreich. Von Josef Goldstein 543
Robert Browning und Elizabeth Barrett. Von Anna Michaelson-Jessen 555
Junger Ruhm. Von Franziska Mann 560
Geldnoth. Von Lyrikus 562
Notizbuch 565

Hofjagd 569
Ueber Ethik. Vom August Forel 574
Ein neues Pompeji. Von Paul Pfitzner 587
Das Empfinden der Mütter. Von Laura Marholm 593
Anthropogeographie. Von Hans F. Helmolt 597
Ernst Haeckels Arbeitstätte. Von Else Franken 601
Die Aussperrung in Dänemark. Von Julius Schovelin 606
Sündiges Glück. Von G. Bogenhardt 609
Der Dämon. Von Lyrikus 610
Notizbuch 613

32101 019704327

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Achtundzwanzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1899.

Inhalt.

Abſchied 514
Albert, Michael 408
Anthropogeographie 597
Arbeitſtätte, Ernſt Haeckels . . . 601
Ausſperrung, die, in Dänemark . 606
Barrett, Elizabeth ſ. Browning.
Beardsley, Aubrey Vincent . . . 42
Beſchäftigung, die, der Nervenkranken 292
Bevölkerungfrage, die, in Frankreich 543
Bismarck und Fritz Reuter . . . 221
Bismarcks Todestag 177
Bliesenbach 384
Browning, Robert und Elizabeth Barrett 555
Chlodwigs Vermächtniß 393
Dämon, der 610
Dänemark, ſ. Ausſperrung.
Dreyfus 481
ſ. a. Notizbuch 391, 433, 613.
Dreyfus-Lärm, der 521
Eiſenzahn, der 1
Empfinden, das, der Mütter . . . 593
Ende, das, des Julianus 253
Erfindung, maleriſche 361
Ethik, über 574
Fauſt-Ausſtellung, eine 254
Ferienbörſen 168
Finanzminiſter, die deutſchen . . 131
Frankreich, ſ. Bevölkerungfrage.
Frauenfrage, ſ. Key.
Freuden, die, des Berühmtſeins . 18
Friedenskonferenz, ſ. Notizbuch 311
Fürſtenſpiegel 348
Geldbewegung 44
Geldnoth 562
Geſchichtauffaſſung, paroditiſche . 488
Geſegnete, die 462
Geſpräche, drei, über Religion . . 137
Gewehr bei Fuß 517
Gioconda, la 378
Glückſpiele, die öffentlichen 530
Glück, ſündiges 609
Goethe 359
ſ. a. Notizbuch 388.
Greif, Martin, und Karl du Prel 270
Großdeutſchland und Oeſterreich 401
Haeckel ſ. Arbeitſtätte.
Hebbel ſ. Neues.
Heim, im neuen 82
Hochſommer 218
Hofacht 569
Hofmann, Ludwig von 301
Ja und Amen 428
In memoriam 333
Intellektuellen, die 11
Inventur, eine kleine 55, 107
Iphigenie in Bergen 97
Italiens Noth 374
Kaiſer, der, im Reichstag 49
Kaiſerbeſuch auf dem franzöſiſchen Schulſchiff ſ. Notizbuch 312.
Kaiſer Kanal, der 313
ſ. a. Kanal.
Kampf, ein, ums Recht 261
Kanal ſ. Sturm. ſ. a. Kaiſer-Kanal. ſ. a. Notizbuch 431.
Katholikenverſammlung, die . . . 498
Kautsky als Theoretiker 278

(RECAP)

487787

Kautsky als Wirthschaftshistoriker 241
Key, Ellen, und die Frauenfrage 318
Kirche s. Notizbuch 566.
Kolker, der 337
Komplikation, die soziale 450
Komplott, ein? 380
Krach, der galizische 171
Krank! 214
Leo XIII. und sein Nachfolger . . 329
Lemurien 441
Link, the missing 236
Löwenmaul, das 153
Malerische Erfindung, s. Erfindung.
Mehring, Franz s. Geschichtauffassung.
Messalina 136
Millerand s. Notizbuch 48
Mondlicht und Fluth 536
Münster, Graf s Notizbuch 392.
Nervenkranke s. Beschäftigung.
Neues von Hebbel 192
Nietzsches Geisteskrankheit 208
Non possumus 475
Notizbuch 47, 311, 388, 431, 565, 613.
Oesterreich s. Großdeutschland.
Partei, die redaktionäre 161
Pchar-ke-bogi 478
Pompeji, ein neues 587
Prel, Karl du s. Greif.
Reaktion, die, in Italien 102
Reize, die, und das Leben 225
Religion s. Gespräche.
Religion und Verbrechen 25
Renans Briefwechsel 120
Rennes, in 265
Reuter s. Bismarck.
Ruhm, junger 560
Ruskin, John, als Sozialreformer 503
Schmetterling, der 420
Schnitter, der 360
Selbstanzeigen 92, 165, 305, 345, 473, 512
Semestralbilanz 93
777 290
Sinneseindrücke, verwirrte 32
Skizzenbuch eines Flaneurs . . . 468
Sozialdemokratie s. Wahlaussichten.
Sozialreformer s. Ruskin.
Spaniens Armee 297
Stiefelknecht und Goethes „Faust“ 129
Strauß, Richard, und seine Leute 412
Sturm im Kanal 353
Talmud, der 156
Thalia in Amerika 342
Todesangst 370
Traum, der, vom Totenreich . . . 205
Ungarn am Scheidewege 335
Velazquez 446
Volk, das, von Rom 183
Volksschule, die nordamerikanische 88
Voltaire und die Komnenen . . . 459
Wahlaussichten, die, der Sozialdemokratie 465
Wiener Gemeindestatut, das . . . 258
Wohlthätigkeit, neapolitanische . . 75
Zeitschriften-Verbot auf den Bahnhöfen s. Notizbuch 438.
Zionistenkongreß, der, in Basel . 422
Zuchthaus-Jubiläum 134
Zuchthausvorlage s. Notizbuch 47.
Zum dreißigsten Juli 182

Die Zukunft.

Berlin, den 1. Juli 1899.

Der Eisenzahn.

Laut Testament von 1437 hatte Friedrich seine Länder unter seine vier Söhne so getheilt, daß die fränkischen Besitzungen seinem ältesten und seinem dritten Sohn, Johann und Albrecht, zufielen, die Mark aber zunächst ungetheilt auf seinen zweiten Sohn, Friedrich, überging, während dem vierten, ebenfalls Friedrich genannten Sohn ein bedingter Anspruch auf die Altmark und die Priegnitz für die Zeit seiner Großjährigkeit zugesprochen wurde, — ein Anspruch, der indessen, vorübergehende Verhältnisse abgerechnet, eine Bedeutung für die Mark nicht erlangt hat. Friedrich der Zweite war ein in besonderem Sinn friedliebender, doch in vollstem Maß fest entschlossener Charakter. Die geniale Art, mit der der Vater im Mittelpunkt einer durchaus auf das ganze Deutschland gerichteten Politik stand, lag ihm zwar fern; aber durch Abgrenzung der brandenburgischen Länder und namentlich durch feste Begründung der landesherrlichen Macht hat er Bedeutendes geleistet. Die ritterlichen Selbstherrlichkeiten, die der Obrigkeit spotten zu dürfen geglaubt, hatte Friedrich der Erste so völlig zerschlagen, daß sie sich fügen gelernt hatten. Nun galt es, auch die Städte zum Gehorsam zu zwingen, sie zu lehren, daß nicht das selbsteigene Interesse dieser oder jener Stadt auf Kosten der anderen Städte und des platten Landes, sondern das Wohl der gesammten Markgrafschaft das Entscheidende, daß nicht der

Reichthum einzelner Geſchlechter, ſondern das ‚geruhſame Wohlleben‘ aller Unterthanen das Ziel ſei. Denn wenn ſich die Städte an Friedrich den Erſten angeſchloſſen hatten, ſo waren ſie doch weit davon entfernt geweſen, Dies aus Achtung vor der Obrigkeit oder in dem Wunſche, über ihrer eigenen Hoheit eine landesherrliche Gewalt zu ſchaffen, gethan zu haben. Vielmehr ſahen ſie in dem neuen Markgrafen nur einen Verbündeten in ihrem Kampf gegen die Quitzows, den Adel überhaupt. Denn nach dieſer Richtung hin, der ‚Verdrückung und Vertreibung alles Adels‘, war die Politik der Städte im ganzen Deutſchland gerichtet; und in erſter Linie zählte ja der Landesherr zur Nobilität. Dieſen möglichſt bei Seite zu ſchieben, ſich unabhängig und auf Koſten des Landes ſelbſt zu einem eigenen kleinen Staatsweſen zu machen, bildete fortgeſetzt das Ideal der ſtädtiſchen Politik. Ein Landesſtaat aber, der alle Intereſſen des Landes umfaſſen ſollte, konnte ſelbſtverſtändlich ſolche Bildungen, die das Gedeihen des Ganzen ſchädigten und oft genug wilde Empörungen des gemeinen Mannes gegen den regirenden Rath hervorriefen, nicht dulden. Eine ſolche Empörung brach nun in den zwar zu einem Gemeinweſen geeinten, aber auf einander eiferſüchtigen Städten Berlin und Kölln aus. Aber — und Das iſt das Bezeichnende — die ‚Viergewerke und die Gemeinde‘ wandten ſich an den Kurfürſten um Hilfe gegen den Rath über ‚ungewohnte Beſchwerung, die ihr geſchehe‘. Alſo der gemeine Bürger wußte, daß Abhilfe ſeiner traurigen Lage nur beim Landesherrn zu finden ſei. Und ſo weit war deſſen Anſehen auch ſchon befeſtigt, daß ſelbſt der Rath, der ſonſt dem Fürſten jeden Eingriff in die ſtädtiſche Selbſtregirung verſagte, die Vermittelung des Fürſten anrief, ‚die Gemeinheit zum Gehorſam gegen den Rath zu zwingen‘. Der Kurfürſt vertröſtete beide Parteien mit guten Worten bis zu ſeiner Ankunft und gab, nachdem dieſe erfolgt war und vielerlei Verhandlungen ſtattgefunden hatten, den nun wieder getrennten Städten eine ganz neue Verfaſſung, die bei aller Wahrung kommunaler Selbſtändigkeit doch mehrere der ſtaatlichen Hoheitrechte dem Landesherrn wieder zuſicherte. Außerdem mußten die Städte Land hergeben, auf dem der Kurfürſt ein Schloß zu bauen anfing, von dem Jeder wußte, daß es den Muthwillen der Bürger brechen und ſie im Zaum halten ſollte. Aber wie wenig waren doch die Geſchlechter in der Stadt gewillt, auf den erſten Wurf ihre trotzige Selbſtherrlichkeit aufzugeben! Ueberall vielmehr, ‚binnen und außer Landes, bei Fürſten, Herren, Mannen und Städten‘, ſuchten ſie Bündniſſe gegen den Landesherrn abzuſchließen und warfen der fürſtlichen Burg gegenüber Befeſtigungen auf.

Friedrich aber, statt mit Gewalt gegen die Aufständischen einzuschreiten, erbot sich zum Schiedsgericht, forderte, als Berlin Dies ablehnte, die Stadt zu ‚Gleich und Recht'; ja sogar, als Berlin daraufhin den kurfürstlichen Richter gefangen setzte, die Kanzlei des Kurfürsten stürmte und Diesem selbst die Thore der Stadt sperrte, zögerte Friedrich noch mit gewaltsamen Mitteln und schlug friedliche Verhandlungen durch andere Städte vor. Erst als Berlin auch diese abschlug, glaubte Friedrich, alle friedlichen Mittel erschöpft zu haben, und besetzte einige Stadtdörfer. Und merkwürdig genug: so trotzig Berlin alle Mittel des Friedens von sich gewiesen hatte, so schnell schwand der Muth vor dem Erscheinen des kriegerisch gerüsteten Markgrafen. Denn sobald der Markgraf vor den Thoren der Stadt erschien, gaben die Rathmannen nach und erklärten nun, sich dem Spruch der Stände fügen zu wollen. Selbst jetzt noch wünschte Friedrich nämlich nicht, von seiner Macht Gebrauch zu machen, sondern verlangte den rechtlichen Ausspruch der Stände, ‚damit ein Jeglicher erkennen möge, wie gar gütig, rechtlich und aufrichtig Wir Uns gegen die Unseren in Kölln und Berlin gehalten und anders nicht als Recht begehrt und gesprochen haben.' Und wenn Friedrich sich mit der Ausweisung der Rädelsführer als einziger Strafe des Aufstandes begnügte, der Stadt dagegen die 1442 gegebene Verfassung beließ und nur einige rein landesherrliche Rechte wieder an sich nahm, so erkennt man deutlich die Richtschnur des Kurfürsten. Es handelte sich nur darum, die Uebermacht der Patrizier zu brechen, aber gewiß nicht darum, in das materielle Emporblühen der Städte einzugreifen. Den Städten — denn in Berlin war der selbstherrliche Dünkel aller Städte gebrochen — war im Staat die Stelle angewiesen, in der sie dem ganzen Lande Nutzen und Segen bringen sollten und konnten. Leichter noch als die Städte wußte Friedrich auch die Bischöfe in den staatlichen Organismus einzugliedern; und in dem Geist aufrichtiger Frömmigkeit, der Friedrich beseelte, gründete der Kurfürst für den Adel den Schwanenorden, der das Bekenntniß der christlichen Wahrheit durch die That sein und ein Vorbild wahrhaft adeligen Wesens und Lebens abgeben sollte. Wenn später diesem Orden die Stiftung einer Brüderschaft für das Bürgerthum folgte und eine strengere Sonntagsheiligung befohlen wurde, so sieht man, wie Friedrich bemüht war, wieder sittliche Anschauungen in der ganzen Bevölkerung zu wecken. Aber in dem an die Gutsherren gerichteten Verbot der Sonntagsarbeit lag zugleich die Fürsorge für den gemeinen Mann auf dem Lande, der die Arbeit zu verrichten hatte, — eine Fürsorge, die lebhafter noch in der Verordnung uns entgegentritt, daß die Bauern ‚keinen andern

Dienſt oder ſonſt was thun ſollten, geben oder verpflichtet ſeien, anders, als vor Alters geweſen, und daneben mit nichts beſchwert werden in keinerlei Weiſe.' Wie der gemeine Mann in den Städten vor dem Uebermuth der Geſchlechter, ſo wurde auch der Bauer vor Uebergriffen der Gutsherren durch den Kurfürſten geſchützt. Kurz: überall im Inneren herrſchte die lebendigſte Fürſorge, die ſchärfſte Aufmerkſamkeit auf Alles, was den Menſchen zu irdiſchem Wohlbefinden und zu einem chriſtlich ernſten Leben hinzuführen geeignet iſt. Natürlich bedingte aber das Gedeihen auch möglichſte Sicherheit von außen; und nicht nur dem Charakter des Kurfürſten, ſondern auch dieſer Lage der Sache entſprach es, wenn Friedrich in der auswärtigen Politik vornehmlich den Frieden zu erhalten ſuchte."

Dieſe Sätze fand ich in der vom Profeſſor Dr. Ernſt Berner verfaßten „Geſchichte des preußiſchen Staates", deren zweite Auflage vor drei Jahren erſchienen iſt. Sie zeichnen in knappen, aber charakteriſtiſchen Strichen das Bild des nüchternen, klug wägenden und kräftig zupackenden Zollernſproſſen, der ſein Regentenintereſſe ſehr gut verſtand, das lüſterne Langen der ihm widerſtrebenden Gewalten brach und durch die Erwerbung der Stadt Kottbus, der Grafſchaft Wernigerode und der Neumark ſeine Hausmacht ſtattlich mehrte. Herr Berner iſt königlich preußiſcher Hausarchivar und hat den Mann, in dem das bedächtige, ſchlichte und beſcheidene Zollernweſen ſich beſonders deutlich und anmuthig verkörperte, hat Bismarcks „zuverläſſigen, treuen und ritterlichen Herrn" ganz nach der neueſten Mode Wilhelm den Großen genannt. Der Verdacht, er ſei geneigt, einen Hohenzollern allzu gering einzuſchätzen, kann dieſen Hiſtoriker alſo nicht treffen. Deshalb konnte es nützlich ſein, bei ihm Belehrung zu ſuchen, ehe man das Drama „Der Eiſenzahn" las, für das Herr Joſef Lauff, der Major, Intendanturrath und Poet dazu, die Verantwortung trägt. Auch der von der wiesbadener Intendanz verſchickte Feſtſpielführer bringt ja ein paar geſchichtliche Daten; aber ſie ſind willkürlich und kritiklos gewählt und die nett illuſtrirte Fibel, in der von „einer Apoſtrophe des Kurfürſten an die ſich ſelbſt wiedergefundenen Bürger" erzählt und ähnliches Stilgeſtümper geleiſtet wird, wendet ſich weniger an erwachſene Menſchen als an den gläubigen Dauphingeſchmack. In Berners Darſtellung liegen die Dinge einfach; wir ſehen eine in der Jugendgeſchichte keines Staates ſeltene Situation: den Verſuch eines ſtarken Herrn, Widerſtände niederzuzwingen und auf den Trümmern einer Polyarchie die bronzene Souverainetät eines Herrſchergeſchlechtes zu begründen. Jeder neue Regent, der an ſeinen Beruf und an ſeine Beglückerkraft glaubt,

Digitized by Google

wird zunächst danach trachten, den herrischen Anspruch kleiner Despoten aus dem Wege zuräumen, um für die ungehemmte Bethätigung eigenen Wollens die Bahn frei zu machen. In der Mark, die — kaum dünkt es uns heute noch glaublich! — bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein eine Heimstätte politischer Leidenschaft war, reckte sich den neuen Regenten in wildem Widerstreben zuerst das Junkerthum entgegen. Und da Friedrich der Erste den Trotz der Ritterfronde zermürbt hatte, war Friedrich dem Anderen, der im Volksmunde der Eiserne oder der Eisenzahn hieß, das Programm vorgeschrieben: er mußte den neu erstandenen Machtfaktor, die Patriziertyrannis in den an Bedeutung wachsenden Städten, wie man jetzt gern sagt, „zerschmettern" und den Brandenburgern nebst ihren Umwohnern zeigen, daß es im Zollernlande fortan nur eine Gewalt, einen Willen gab, den des als irdische Vorsehung eingesetzten Kurfürsten. Diese Zerschmetterung war nur möglich, wenn der Fürst sich, nach altem caesarischen Vorbild, auf den Demos stützte und der Masse der „gemeinen Bürger" die ersehnte Befreiung vom Joch der städtischen Zwingherren versprach. Das that der Eiserne, der, wo es nöthig wurde, auch recht geschmeidig sein konnte, — und so kam er ans Ziel und sah, als er Albrecht Achilles die Regirung überlassen hatte, von der Plassenburg in ein der kurfürstlichen Gewalt gewonnenes Land.

* * *

Ein neuer Raupach hätte diese Staatsaktion säuberlich in Szenen und Akte gegliedert, treffliche pragmatische Maximen nicht gespart, ein Bischen schillernde oder gar körnerische Liebe hineingerührt und eine Puppentragoedie für die unreifere Jugend zurechtgezimmert. Herr Lauff wollte mehr und spannte, wie er selbst vielleicht sagen würde, die Sehne des Wunsches straffer. Der Ruhm, ein leidlich wirksames Theaterstück, das sich eine Weile auf dem Brettergerüst hält, geschaffen zu haben, genügt seinem Ehrgeiz nicht; er möchte in seiner Hohenzollern-Tetralogie, deren ersten Theil, den „Burggrafen", wir schon erduldet haben, den zweifelnden Rotten beweisen, daß die Mark, daß Preußen — und am Ende auch Deutschland — Alles dem nürnberger Grafengeschlecht verdankt. Dieser Beweis ist in tönenden Tafelreden, denen Jeder stumm und artig zu lauschen hat, leicht zu führen; schwerer schon in einem kritischer Anfechtung ausgesetzten Historiendrama, vor dem der Widerspruch nicht, durch höfische Sitte gehemmt oder durch die Furcht

vor hart drohender Strafe verſchüchtert, zum Schweigen gezwungen wird. Da kann der kecke Verſuch nur gelingen, wenn der Geſtalter ſich vorher bemüht hat, aus ſeiner illuminirten Welt das Volk zu verbannen, — die raſtlos wimmelnde Maſſe, die, wie unklug in jedem Augenblick auch ihr Beginnen ſcheint, ſchließlich in langer und ſtiller Arbeit doch die Bedingungen des Denkens und Handelns wirkt, die allein die Möglichkeit einer vorwärts führenden Entwickelung gewähren. Die in ſolcher heimlichen Arbeit geſchmiedete Kette durchbrechen manchmal große Perſönlichkeiten, die ganze Völker in das Lebensgeſetz ihrer Individualität zwingen. Wer alles Geſchehen aber von Auserwählten geplant und vollendet ſieht und die Träger dieſer geheimnißvollen Teleologie in einer beſonders begnadeten und zur Führerſchaft geweihten Familie zu erkennen wähnt, Der verirrt ſich in das nächtige, die Vernunft einlullende Dunkel politiſcher Myſtik und verliert in dieſer Kinderſtubenſphäre den freien Blick für die gemeine Wirklichkeit der Dinge. Dem Schickſal ſolcher Unmündigen iſt Herr Lauff nicht entgangen. Er konnte ihm nicht entgehen; denn ſeine Abſicht war nicht, den Geiſt einer Zeit lebendig werden zu laſſen, ſondern, im trüben Spiegel des eigenen Geiſtes, nach Fauſtens Hohnwort, das tendenziös verzerrte Bild einer Epoche zu zeigen, wie ſie dem begrenzten Verſtändniß eines in der Furcht des Herrn Erwachſenen heute erſcheint.

Der Preußenhiſtoriker William Pierſon, der kein Umſturzmann, nicht einmal ein lauer Liberaler iſt, hat das Verfahren Friedrichs des Zweiten „gewaltſam und widerrechtlich“ genannt und von des Kurfürſten ſtärkſtem Widerſacher, dem berliner Bürgermeiſter Berend Ryke, geſagt, er habe „mit Muth und Thatkraft“ für das ſtädtiſche Recht gekämpft und ſei „in der Fremde durch einen märkiſchen Edelmann, der ſich Hofdank verdienen wollte, ermordet worden“. Vielleicht iſt dieſe Auffaſſung falſch; vielleicht iſt es im goethiſchen Sinn ſchlecht und modern, unſeren heutigen, individualiſtiſch geprägten Rechtsbegriff bei der Betrachtung ſo ferner, ſo junger Kulturen als Maßſtab zu benutzen und mit einem aus den Tagen nach Rouſſeau, Kant und Jhering ſtammenden Empfinden das Handeln eines Fürſten und eines brandenburgiſchen Bürgers richten zu wollen, die um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts lebten und deren enge Vorſtellungwelt wir uns jetzt, im Beſitz unendlich gemehrter Bildungmöglichkeiten, kaum noch rekonſtruiren können. Kein Staat ruht auf dem reinen Marmor des Rechtes, jeden hat die Gewalt dem kreißenden Chaos entbunden; und was der Politiker „Kulturfortſchritt“ nennt, iſt im Weſentlichen das Bemühen, den Baukreis

der Gewalt zu verkleinern und den gerechten Anspruch des Einzelnen gegen die unter dem Vorwande des Staatsinteresses geheischte Willkür durch feste Schranken zu schützen. Daß im Jahre 1447 das politische Leben der Mark erst am Anfang dieser Entwickelung stand und daß ein Zollernfürst damals nicht über juristische Zwirnsfäden stolpern wollte: darüber kann heute höchstens noch in Bezirksvereinen Staunen entstehen. So thöricht aber wie der Einfall, Friedrich den Zweiten zu tadeln, weil er ein harter Herr, nicht ein sanfter Hüter bürgerlicher Freiheiten war, — genau so thöricht ist die Verblendung, die in dem Eisenzahn nicht den tüchtigen, klug rechnenden gekrönten Geschäftsmann sieht, sondern den in einsamer Heilandshoheit thronenden Walter des Rechtes und der Bürgerwohlfahrt. Selbst im holdesten Traum dachte der zähe Mann wohl nicht daran, als ein Heilsbringer und Volksbeglücker gefeiert zu werden. Herr Lauff leistet ihm diesen Dienst. Einer der Verkünder seiner „Idee" — es ist ein Metzger — spricht „mit Wucht" zu den Bürgern:

„Fragt Euch selbst, was früher Ihr gewesen!
Im märkschen Sand ein jammerselig Volk!
Die Quitzows hier, die Alvensleben dort —
Fuchs lag bei Fuchs und Wolf bei Wolf im Lager,
Bis Friedrich erst, der Hohenzoller, kam
Und kurzer Hand sie aus den Nestern flammte.
. . . Dann kam die Großmannssucht,
Der Allesfraß, der Nimmersatt der Städte;
Das Kapital, der Geldsack der Geschlechter,
Saß Euch im Nacken, bis Ihr Friedrich riefst.
Er kam — und sah — und dämmte die Gewalt . . .
Durch ihn ward uns das Leben erst zum Leben!
Er gab uns, was wir brauchten — die Verfassung!"

Und der Kurfürst selbst hat von seinem Werth keine geringere Meinung als der Metzger; denn er herrscht die Berliner an:

„Ihr um mich her — laßt Euren Herzschlag stehn,
Den Odem haltet — denn der Kurfürst spricht."

Er spricht dann, in rasselndem Renommistenton, recht thörichtes Zeug. Der Hörer soll in ihm aber den Heiland der Märkerwelt sehen, den Allmächtigen und Allgütigen, dem die Gnade Gottes mit dem güldenen Reif auch den Glorienschein um die Schläfe schmiegte... Und eine Redrerei, die solche Zumuthungen stellt, so die Geschichte fälscht, das gesunde Selbstgefühl jedes Einzelnen und der ganzen Volkheit so dreist beleidigt, ist in der Scheidestunde des neunzehnten Jahrhunderts auf den geschändeten Schaugerüsten des deutschen

Nordens möglich, wird vom Unwillen und Ekel der empörten Menge nicht niedergezischt, von historischen und ästhetischen Kritikern nicht mit der Fußspitze fortgestoßen? Zwischen dem Weißen Meer und der Adria giebt es kein Land, wo ähnlicher Unfug selbst an dynastischen Feiertagen heute noch eine Stätte fände. Den Ruhm der Duldsamkeit darf den Deutschen der zweiten wilhelminischen Epoche kein anderes Volk streitig machen.

* * *

Gebildete Leser würden ärgerlich dreinblicken, wenn ihnen auf diesen Blättern eine Kritik des neuesten Hohenzollerndramas geboten würde. Herr Lauff ist ein zu jeder ernsten literarischen Thätigkeit untauglicher Dilettant; seine Dichterqualitäten erheben sich nicht um eines Zolles Breite über die eines von Tanten und Basen bewunderten Weinreisenden, der an Jubiläumstagen die Firma und deren jeweiligen Chef, an Polterabenden die Cousinen und deren Freier besingt. Und sogar im Kreis dieser ehrenwerthen Herren würde sich Mancher der Strophe schämen, in die Herr Lauff neulich einen läppischen Grabgruß an Johann Strauß ausklingen ließ:

„Die Muse aber steht in hehrem Schauer
Erhobnen Armes vor dem Marmelstein
Und meißelt dort in tiefgefühlter Trauer
Das schlichte Denkwort ‚Unvergessen' ein.
Und — wie vom Himmel sehn die lieben Sterne —
Mit goldnen Lettern strahlt es in die Ferne."

In diesem Stil, der unter dem Mittelstande der Kalenderpoesie bleibt, ist das ganze Drama vom Eisenzahn geschrieben. Alle papiernen Blüthen laben den Betrachter; „derselbe", „unentwegt", „zielbewußt": Alles ist da; und an „klirrenden Schritten", „donnernden" Reden, „flammenden" Blicken, „funkelnden" und „gluthenden" Augen ist kein Mangel. Es wäre ein allzu billiges Vergnügen, einen Herrn zu verhöhnen, der keine szenische Anweisung niederschreiben kann, ohne sprachlich zu entgleisen, und der seines Kurfürsten Heldengröße dadurch zu steigern glaubt, daß er ihn vor einer wichtigen politischen Entscheidung von einem kleinen Mädchen umstimmen läßt. Auch die „aktuellen Anspielungen", von denen Zeitungausschnitte mir in die Festungzelle Kunde brachten, reizen meine neugierige Freude an Räthsellösungen nicht. Ob dem Bürgermeister Ryke der Bürgermeister Kirschner ähnlich sein

und ob in der Gestalt eines versoffenen und schuftigen Stadtschreibers, wie ich las, „eine poetische Anrempelung Hardens" zu wittern sein soll: Das ist für den Werth des Werkes gleichgiltig. Im Buch heißt der berliner Stadtschreiber Nickel, auf dem wiesbadener Theaterzettel hieß er Maximilian; das Lakaiengemüth, das diesen riesigen Witz ersann, mag stolz darauf sein. Doch Max oder Nickel: der Kerl ist ein schmieriger Hintertreppendemagoge, der dem liberalen Bürgerklüngel schmeichelt und den Kurfürsten beschimpft. Die Anklage, ich schmeichelte städtischen Machthabern und führte die Sache der berliner Bourgeoisie, hat auf der langen Liste angeblich von mir begangener Schandthaten bisher gefehlt. Aber ich bin wegen Majestätbeleidigung eingesperrt; also doch eine Aehnlichkeit. Da mich aber der auch als guter Monarchist nicht unbekannte Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck einst einlud, mit ihm die Flasche Steinberger Kabinet zu trinken, die ihm der Kaiser zur Stärkung geschickt hatte, und da er diese gütige Einladung mit dem Wort motivirte: „Weil Sie es eben so gut wie ich mit dem Kaiser meinen," brauchte ich für mein Empfinden wohl nicht mehr das Attest von Hofpoeten und Hofgesinde. Herrn Lauff mag es schmerzlich sein, daß seine Freunde ihm die feige Verleumdung eines Gefangenen zutrauen, — eine Handlung also, die in der englischen Rechtsgeschichte unter dem Namen Jeffreys als ein kaum zu überbietendes Bubenstück verzeichnet ist. Ich halte einen Mann, der den Rock eines preußischen Offiziers tragen und mit dem Deutschen Kaiser persönlich verkehren darf, für unfähig, auf so bübische Art seine Rache an einem unbequemen Kritiker zu kühlen, und ich habe die ekle Arbeit, das Eisenzahngeschwür aufzustechen, nur übernommen, weil, so weit ich zu sehen vermag, kein Anderer sie mit der nöthigen Rücksichtlosigkeit that und weil es mir Publizistenpflicht schien, auf die politische Bedeutung solchen Dilettantenerdreistens hinzuweisen. Wenn die Schmach nicht über die Schwelle des eigenen Hauses dränge, dürfte man allenfalls schweigen und abwarten, was die Schwaben und Franken, die Sachsen und Bayern zu dieser gereimten Preußenteleologie sagen werden. Da eine gar nicht schamhaft geübte Reklamekunst aber auch die Blicke der Fremden auf die lauffische Poesieperiode gelenkt hat und im Auslande darob die Meinung entstanden ist, Deutschland sei in gefirnißte Barbarei zurückgesunken und die großen germanischen Geister seien, nach Lassalles bitterem Wort, wie ein in wolkige Höhen entschwindender Kranichschwarm über die Häupter der Lebenden hingezogen, darf solcher Wahn nicht ohne schroffsten Widerspruch bleiben.

Die Franzoſen, Ruſſen und Briten frohlocken zu früh. Für den deutſchen Geiſtesſtand beweiſen die Lauffereien nicht das Allergeringſte. Kein Erwachſener hält ſie für poetiſch oder hiſtoriſch werthvoll, Keiner läßt ſie auch nur als Maſſennahrung, als biblia pauperum, gelten. Sie liefern den Vorwand zur Entfaltung eines Koſtümprunkes, an deſſen bunter Bildlichkeit in politiſch unfruchtbarer Zeit ſelbſt der ernſtere Sinn ſich in müſſiger Abendſtunde erfreut; während aber die Schneiderleiſtung beſtaunt wird, werden über den als Tyrtäus der Mark vermummten Rheinländer die ſchnödeſten Witze geriſſen. Der Deutſche iſt, trotzdem er in Luther und Bismarck die ähnlichſte Prägung ſeiner Weſensart bewundert wiſſen will, langmüthig und, ſobald nur Handel und Wandel gedeiht, politiſch leidenſchaftlos. Ob er aber nicht gut daran thäte, den höhniſch das Eiſenzahnzeitalter begrinſenden Fremden zu zeigen, daß er den Unterſchied zwiſchen einer modernen Monarchie und einer Kleinkinderbewahranſtalt kennt, daß die Vorſtellungen begnadeter Hofbühnen auf die Weltanſchauung eines würdigen Volkes keinen zwingenden Zauber üben und daß der märkiſche Mutterboden des Preußenruhmes auch heute noch aufrechte Männer von unbiegſamem Willen trägt?

Die Intellektuellen.

Die heftigen Kämpfe, die seit zwanzig Monaten Frankreich durchtoben, haben eine Bezeichnung in Umlauf gebracht, die von der einen Seite mit Wuth oder Hohn accentuirt, von der anderen mit stolzem Muth in Anspruch genommen worden ist und vorübergehend als trennende Unterscheidung zweier Parteilager gedient hat. In gewissen Perioden werden bestimmte Worte zum Feldgeschrei: Jeder nimmt sie für seine persönliche Meinung in Anspruch und so drücken solche Worte schließlich nur eine unbestimmte Mischung aus, die, von fern gesehen, allerdings als Einheitliches erscheinen mag. So sind alle politischen Namen entstanden. Was bedeutet heute „radikal", „liberal" oder „konservativ"? Unter jeder dieser Etiquetten werden zwanzig oder dreißig verschiedene Meinungen feilgeboten und der Politiker gewöhnlichen Schlages richtet sich meistens nur nach dem Aushängeschild. Die politische Terminologie wimmelt, wenn man sie wörtlich nehmen wollte, von Absurditäten. „Les intellectuels": Das ist die Bezeichnung, die ich meine. Seit sie in die öffentliche Diskussion geschleudert wurde, hat sie ihren ursprünglichen Sinn so sehr eingebüßt, daß heute jeder unwissende kleine Zeitungschreiber glaubt, es genüge, daß man Einen zu den „intellectuels" wirft, um selbst Männer von anerkannter Tüchtigkeit zu brandmarken. Da dürfte es doch nützlich sein, der Sache näher zu treten und zu untersuchen, wer in Frankreich eigentlich ein „intellectuel" heißt und wer das Recht hat, sich so zu nennen. Kennzeichnet das Wort eine erbärmliche Gesinnung oder ist es ein Ruhmestitel? Die Leute, die in Volksversammlungen am Lebhaftesten peroriren, pflegen stumm zu werden, sobald man von ihnen Definitionen oder Begründungen ihrer fertigen Phrasen verlangt. Ich selbst zähle mich zu den „Intellektuellen"; und da glaube ich, nachdem wir unter diesem geheimnißvollen Epitheton angegriffen worden sind und uns vertheidigen mußten — meistens, ohne daß recht zu verstehen war, weshalb —, Einiges zur Aufklärung beitragen zu können.

Leider ist der Ausdruck höchst unpräzis. Wörtlich bedeutet er: „Leute, die sich mit geistigen Dingen befassen". Damit ist natürlich nichts gesagt. Also wird eine Paraphrase nöthig sein: „Leute, die durch Neigung und natürlichen Beruf sich auf die Dinge des Geistes verstehen, die ihr Studium daraus gemacht haben und sich mehr als Andere mit Wissenschaft und Literatur abgeben." Wie Vielerlei in dem einen Wort! Doch es sei. Die Formel mag gelten. Kann es da nun wirklich etwas Löblicheres geben? Wie in aller Welt, fragt man sich, mögen diese Eigenschaften, die den hervorragenden Bürger kennzeichnen, einen schimpflichen Charakter angenommen haben? Der Grund ist alt, ewig, er besteht, so lange es Gesellschaften giebt: er ist die Abneigung des großen Haufens gegenüber der geistigen Auslese. Die gebildete

Minderheit erregt die Antipathie und Eifersucht der Mehrheit, die weniger gebildet ist, diese Minderheit setzt ihre geistige Bedeutung der Kraft der größeren Zahl entgegen und die größere Zahl fühlt sich durch die Ueberlegenheit der Minorität gedemüthigt und gereizt. Nie haben Majoritäten die Geschichte bestimmt; ihre Autorität ist stets ephemer gewesen. Die Mehrheit der Dummen braucht Führer, die der intelligenten Minderheit entstammen, — und aus diesem Bedürfniß erwächst dumpfer Neid und Haß. In einem monarchisch regirten Lande mit festem historischen Gefüge und mit hierarchischen Klassen und Kasten fügt sich die Majorität wohl den alten Vorrechten, der bevorzugten Stellung des Adels und dem Beamtenstande. In einem demokratischen Lande dagegen, in dem prinzipiell alle Bürger gleich sind, sträubt sich die Mehrheit, von falschem Gleichheitstolze beherrscht, überhaupt leicht, die höhere Bedeutung eines Mitbürgers zuzugeben. Ein witziger Kopf sagte einmal, er würde nie begreifen, daß Taine und sein Portier den selben Einfluß auf die Geschicke des Landes haben sollten, nur, weil sie Beide über je eine Wahlstimme verfügen. Sicherlich liegt in dem allgemeinen gleichen Wahlrecht ein seltsames Mißverhältniß, das nur allzu geeignet ist, die Ideen der Arbeiterbevölkerung zu verwirren. Und das Bürgerthum begreift zwar sehr wohl die Verdienste der Intelligenz und des Talentes, setzt ihnen aber in plumper Eifersucht die Verdienste des Geldes entgegen. Der herrschsüchtige Bourgeois ist der geborene Feind alles unabhängigen Fortschritts. Er versieht sich vom Intellektuellen, vom Künstler und vom Philosophen nur einer Gefahr oder einer Ironie. Eine neue Kunst, eine neue Wissenschaft, ein neues soziales Programm bedeuten sehr selten einen Rückschritt. Wer sich vom Zwange des bloßen Gelderwerbes frei gemacht hat, ist überall dem Geist der Befreiung und der gewissenhaften Erforschung der Wahrheit geneigt: das Werdende zieht ihn stärker an als das Gewordene. Darum sieht der Bourgeois in jedem Künstler oder Philosophen, der sich von den geltenden Ideen entfernt, sofort seinen Feind. Der Misoneismus der Mittelklassen ist so heftig, daß sie beinahe in jeder Neuerung — auch in der Literatur — ein Uebel sehen, und daraus erklärt sich die Verbissenheit, mit der das Durchschnittspublikum ein neues Buch oder ein Theaterstück angreift, das an der bestehenden Ordnung rüttelt. Wie vieler Aufsehen erregender Dramen und Romane über die Grundgebrechen der Ehe bedurfte es, um diesem Publikum eine gewisse Nachsicht gegenüber den geschiedenen Frauen abzuringen, — noch ganz abgesehen von seiner beinahe unausrottbaren Verachtung der Frau, die in freier Vereinigung mit dem Manne ihrer Wahl häufig höher steht als die tadellos verheirathete bürgerliche Egoistin. Und ist es schon in den großen Städten schwer, Vorurtheile zu durchbrechen: wie schwer ist es nun erst auf dem Lande! Handelt es sich gar um Angriffe auf die herrschende Geldmoral und die konventionelle Heuchelei der Gesellschaft, so

erhebt ſich das Philiſterpublikum wie ein Mann, als gälte es, die heiligſten Güter der Menſchheit zu vertheidigen. Selbſt der Gelehrte bleibt von ſolchen Entrüſtungſtürmen nicht unberührt, es ſei denn, daß er ſich darauf beſchränkt, brauchbare induſtrielle Erfindungen zu liefern. Renan, Paſteur und Claude Bernard haben Das an ſich zur Genüge erfahren.

Wenn in einer Ausſtellung die Menge ſich über ein Bild entrüſtet, das ihr nicht gefällt, weil ſie es nicht verſteht, ſo fehlt nicht viel daß ſie die Leinwand zerfetzt und den Maler beſchimpft. Und je größer die Unwiſſenheit iſt, deſto größer die Empörung des Durchſchnittspublikums Allem gegenüber, was ſeinen Denk- und Geſchmacksgewohnheiten entgegentritt. Das war immer ſo. Ich möchte aber zum beſſeren Verſtändniß der neueſten Erſcheinungen ſpeziell die franzöſiſche Geſchichte etwas zurückblättern.

Die Republik iſt Bourgeois-Republik, — nicht nur, weil ſie auf konſtitutionellem Wege aus der großen Revolution hervorgegangen iſt, die, zwar vom Volk für das Volk gemacht, doch ſogleich den Bourgeois, den politiſchen Intriganten und dem Imperialismus in die Hände fiel. Louis Philippe, Cavaignac, als er den Siegern der Februartage den Preis ihrer Anſtrengungen entwand, Napoleon der Dritte und Thiers, als er die Kommune niederſchlug, haben das Werk der Bourgeoiſie fortgeſetzt und vollendet. Auch der Opportunismus blieb dieſen Traditionen treu. Das Ideal aller einander folgenden Regirungen ſeit 1875 iſt ſtets rein bürgerlich geweſen und ſelbſt die Radikalen ſind nie über halbe Maßregeln und eine Art Schaukelpolitik hinausgekommen. Uebrigens war ihre Herrſchaft immer nur von kurzer Dauer, denn ſie ſind in der Kammer nicht beliebt und ihre beſten Wortführer haben ſtets vorgezogen, die Anderen zu kritiſiren, ſtatt miniſterielle Verantwortlichkeiten zu übernehmen. Die ganze Tendenz der Republik geht auf die Beruhigung und Unterſtützung von Handel und Wandel, einen dauerhaften bewaffneten Frieden und eine anſtändige geiſtige Mittelmäßigkeit. Der bürgerliche Liberalismus hat ſich mehr und mehr eingelebt und die Antipathien, auf die der Sozialismus ſtößt, ſtammen nicht ſo ſehr aus einem bewußten Abſcheu vor ſeinen Theorien wie aus der Unfähigkeit dieſes politiſch indifferent gewordenen Publikums, ſich überhaupt mit neuen ſchwierigen Fragen abzugeben.

Ganz ähnlich verhält es ſich mit der Kunſt und mit der Literatur. Die Wagneroper iſt Gegenſtand heftiger Angriffe geweſen, und zwar auch von einer Seite, die den eigentlich muſikaliſchen Fragen fern ſtand. Die Proteſtkundgebungen bei den erſten Aufführungen des „Lohengrin“ und des „Tannhäuſer“ richteten ſich vor Allem gegen den germaniſchen Urſprung des Autors. Die Kabale gegen den „Tannhäuſer“ war von Republikanern in Szene geſetzt worden, die ſich Wagner von der Prinzeſſin Metternich und dem Kaiſer nicht aufdrängen laſſen wollten. Und auch der zweite Tann-

häuſerſkandal unter der Republik ging vom politiſchen Banauſenthum aus. Wagner hatte Frankreich geſchmäht: darum mußte der Wagnerianer ein ſchlechter Patriot heißen. Heute, da die „Walküre“ und die „Meiſterſinger“ in der Großen Oper Triumphe gefeiert haben und man „Triſtan und Iſolde“ für den nächſten Winter ankündigt, heute, da Richard Strauß, Mottl und Richter in den großen Konzerten rauſchenden Beifall ernten und das Publikum ſich an jedem Sonntag die beliebteſten Stellen aus dem Ring des Nibelungen wiederholen läßt, kann man Das allerdings kaum noch begreifen.

Die ſymboliſtiſche Aeſthetik iſt bis auf die Ideen Hegels, Schellings und Fichtes zurückzuführen. Villiers de l'Isle-Adam hatte bereits bei Hegel die Grundlagen einer metaphyſiſch-allegoriſchen Literatur zu finden geglaubt und Stephane Mallarmé nahm die Gedanken Hegels auf, führte ſie fort und formulirte die Verſchmelzung der Kunſt mit dem philoſophiſchen Deismus und mit wagneriſchen Ideen über die Allegorie und den Mythus. Die engliſche Seeſchule, Coleridge und Tennyſon beeinflußten ihn. Auch von Schopenhauer nahm der Symbolismus Einiges an. Dieſe fremden Einflüſſe dienten der üblichen Kritik aber nur als Vorwand, um ihre Furcht vor jeder Neuerung zu drapiren, und erſt ſeit kurzer Zeit wird Schopenhauer ohne Vorurtheil und Antipathie geleſen. Jahrzehnte hindurch ſchleppten ſich dieſelben Irrthümer und leichtfertigen Verurtheilungen des großen Autors „Der Welt als Wille und Vorſtellung“ durch alle Zeitungblätter.

Und wie ſteht es um Ibſen? Die Offenbarungen ſeiner Dramen begegneten anfangs der heftigſten Oppoſition. Denn er revolutionirte nicht nur die Technik der Bühne und überraſchte durch die Vermiſchung von Symbol und Wirklichkeit, ſondern ſtellte die in den jüngeren Dumas verliebte Bourgeoiſie vor eine Reihe von ſchrecklichen ſozialen Problemen, vor eine ſtolze ariſtokratiſch-anarchiſtiſche Moral, ganz geſchaffen, die Mittelklaſſe zu entrüſten. Ibſen erſchien der Bourgeoiſie in Frankreich — wie in allen anderen Ländern — als ein fürchterlicher Zerſtörer, der fürchterlichſte neben Nietzſche. War er der geiſtigen Elite durch ſeine literariſche Schönheit, ſeine großartige Moral und den individualiſtiſchen Charakter ſeiner Tendenzen theuer geworden, ſo überboten die geſchäftigen Herolde der bürgerlichen Heuchelei einander, ihn in der gehäſſigſten Weiſe zu verleumden und zum Propheten der Anarchie zu ſtempeln. Die Schriftſteller ſollten ſolidariſch für den Internationalismus und die Propaganda der That verantwortlich ſein; und als es dazu kam, daß „Intellektuelle“ von literariſchem Ruf neben einfachen Arbeitern in politiſchen Prozeſſen auf der Anklagebank erſchienen, hielt der Spießbürger ſeinen Wahn für erwieſene Wirklichkeit. Der Haß der Bourgeoiſie gegen Wagner, gegen den Symbolismus, gegen Schopenhauer, kurz gegen Alles, was ihm neu war und was er nicht verſtand, konzentrirte ſich endlich auf die kühnen Wort-

führer des theoretiſchen Anarchismus. Und dabei bekümmerten ſich die Wenigſten von Denen, die deshalb gehaßt wurden, um praktiſche Politik. Wenn ſie zu anarchiſtiſchen Ideen hinneigten, ſo geſchah Das in nothwendiger Ergänzung ihrer Abneigungen gegen die gedankenloſe Ueberlieferung in der Kunſt und die trägen Vorurtheile der Moral. Als Staatsbürger und Wähler verhielten ſie ſich vollſtändig ruhig. Der Boulangismus war ihnen von Anfang an verdächtig; was in ſeinen erſten Tagen den Einen oder Anderen anzog, war höchſtens ſein Antagonismus gegen das parlamentariſche Unweſen und das Programm einer Verfaſſungänderung. Alle verſtändigen Leute in Frankreich halten eine Neugeſtaltung des bürgerlichen Rechtes und eine Reviſion der Verfaſſung von 1875 für geboten. Doch nur zu bald wurde es klar, daß hinter den großen Verſprechungen nur ein kleiner perſönlicher Ehrgeiz lauerte. Einige junge Schriftſteller ſchloſſen ſich Boulanger an, um Karriere zu machen, ſo Maurice Barrès; als Boulanger aber zu den Reaktionären abſchwenkte, hatte er ſofort die liberalen Kreiſe der Univerſität und die Schriftſtellerwelt gegen ſich, die zwar den Parlamentarismus haßte, nicht weniger aber von der Frechheit und hohlen Dünkelhaftigkeit dieſes angeblichen Staats- und Geſellſchaftretters angewidert war. Auch die Panamaſkandale boten den „Intellektuellen“ keine Veranlaſſung, ſich dem politiſchen Milieu mehr zu nähern. Im Gegentheil: jetzt wurde offenkundig, was man ſchon lange gefühlt hatte, nämlich, daß für die wirkliche Tüchtigkeit kein Platz mehr im Parlament ſei. Man begriff, daß und warum die lebendigen Kräfte, die wirklichen Triebkräfte und Intelligenzen des Landes, ſich nicht in den geſetzgebenden Verſammlungen repräſentirt finden konnten, und eine allgemeine Gleichgiltigkeit war der Niederſchlag der endloſen parlamentariſchen Poſſenſzenen ohne Humor. Man begriff, daß der individuellen Initiative die neue Rolle eines ſozialen Agens zugefallen und daß es ganz gleichgiltig ſei, was dieſe Fraktionen thäten, die ſich in die Staatslenkung theilten und deren Getöſe und Abſtimmungen im Grunde doch nur dazu dienten, den einen oder anderen Parteiminiſter am Ruder zu erhalten. Ein eigenthümlicher Geiſteszuſtand lagerte ſich über Frankreich, den man „l'apolitique“ nannte: ein Mißbehagen, ja ein Ekel vor aller Politik. Die „Intellektuellen“ zogen ſich von aller öffentlichen Thätigkeit zurück, um ein Jeder nur ſeinem Werke zu leben, und ſogar der Anarchismus nahm ein Ende oder hörte doch wenigſtens auf, öffentlich Anhänger zu werben. Alles ſchien einzuſchlafen. Aber Das war doch nur ſcheinbar. Die Saat der Unabhängigkeit war inzwiſchen aufgegangen; und als man ſich daran gewöhnte, eigentlich nur noch Mittelmäßigkeiten in die Kammer zu ſenden, aus der ſelbſt die Beredſamkeit geflohen war, namentlich, ſeit Clémenceau und Jaurès nicht wiedergewählt worden waren, mußte man die wahre Volksvertretung im Lande ſelbſt ſuchen, alſo bei den „Intellektuellen“ aller Berufe, den

Künſtlern, den Schriftſtellern, den Univerſitätlehrern, den Soziologen. Freilich: ſie beeilten ſich vorläufig ganz und gar nicht, in den Lauf der Dinge einzugreifen. Und Das war nicht ohne Gefahr, denn der Künſtler, der in die Einſamkeit ſeiner Träume flüchtet, der Denker, der darauf verzichtet, an den öffentlichen Angelegenheiten theilzunehmen, mag dadurch vornehmer und edler erſcheinen: er verletzt doch ſeine wahre Pflicht. Die Politik duldet nicht, daß man aus Mißbehagen an der Menge den Kampfplatz räumt; denn ſofort rückt die Mittelmäßigkeit nach und bemächtigt ſich der ledigen Gewalt. Eine große Kriſis ſchien nöthig, um dieſen Uebelſtand zu beſeitigen und die geiſtige Elite ihrem unfruchtbaren Skeptizismus und ihren egoiſtiſchen Kunſtliebhabereien zu entreißen.

Sie trat ein, als das Schickſal vor zwanzig Monaten der Lethargie ein Ende machte und die ganze Nation zwang, ihre Schuldigkeit zu thun. Sie verjagte die „Apolitik“ und rüttelte alle ſchlummernden Geiſter auf. Ihr Gegenſtand war nur ein Vorwand. In Wirklichkeit iſt Das, was ſich in Frankreich ſeit zwanzig Monaten abſpielt, der Kampf gegen bourgeoiſe Heuchelei und verknöcherten Konſervatismus, der Kampf des Geiſtes, der Wahrheit, der ſozialen Forſchung und des Fortſchrittes mit der Lüge, den Kaſtenvorurtheilen und der Unfähigkeit auf gegenſeitige Verſicherung, kurz: der Kampf der „Intellektuellen“ gegen die Majorität. Als ſie die ſtille Werkſtätte der Arbeit verließen, als ſie ſich regten und die öffentliche Bühne wieder betraten, um ſich unter die Menge zu miſchen und ihre Bürgerpflicht zu üben, kam eine Beſtürzung über ihre Gegner, die ſich ſchnell bis zur Wuth ſteigerte. Alle alten Beſchuldigungen tauchten von Neuem auf. Der Ausdruck „Intellektuelle“ faßte alle Unabhängigen zuſammen, die die bedauerliche Gerichtsaffaire zum Ausgangspunkt nahmen, um gegen alle alten Vorurtheile, die konventionelle Moral und die rückſtändigen Anſchauungen Sturm zu laufen: bald gab es kein ſoziales Problem mehr, das nicht ſeinen Platz in der „Affaire“ gefunden, und Niemand, der nicht Partei ergriffen hätte.

Wer gehörte nun alſo eigentlich zu den „Intellektuellen“? Man rangirte darunter die Symboliſten, die Ibſeniſten, die theoretiſchen Anarchiſten, die Wagnerianer, die Sozialiſten, die zu Jaurès halten, die Kunſtliebhaber, die Männer der Wiſſenſchaft, alle Freunde moderner Geiſtesrichtung und alle Neuerer: faſt die ganze Univerſität, einen großen Theil der Akademiker, die Schüler Paſteurs, berühmte Schriftſteller, wie Zola und Anatole France. Die während des Prozeſſes gegen Zola im Februar 1898 in der „Aurore“ veröffentlichten Proteſtliſten enthielten die Namen aller Ibſeniſten, Impreſſioniſten, Wagnerianer und Anarchiſten von ehedem. Der „Intellektuelle“ iſt der Freund der neuen Bücher, der Feind alles öden Formelweſens, das die Entwickelung hemmt; er bekämpft die ſtagnirende Trägheit und iſt Kritiker und Reformer. Deshalb ſieht die Bourgeoiſie in ihm ihren geſchworenen Feind und daher der gegen die „Intellektuellen“ entfeſſelte Sturm. Alle Verſtändniß-

Digitized by Google

loſigkeit der ſchlechten Preſſe, aller Groll der Kunſtrüpel gegen die Kenner der Kunſt, aller Neid der Mittelmäßigkeit auf die Wenigen, die zu hoch über ihr ſtehen, und die ſie zwar begeifern, aber nicht begreifen kann, alle kleinen Reſſentiments, die der geiſtigen Ueberlegenheit, dem feineren Geſchmack und der vornehmeren Lebensführung überall entgegentreten, vereinigten ſich in dieſer Kriſis wie in einem Brennpunkt. Als man erlebte, daß Männer wie Zola, Anatole France, Duclaux, Richet, Claude Monet, Paul Meyer, Havet, Laviſſe in die Arena der politiſchen Kämpfe niederſtiegen, kannte das Toben der nationaliſtiſchen und reaktionären Blätter keine Grenzen mehr und kein Miniſter hielt es für nöthig, die Zierden der pariſer Univerſität vor den wüſten Angriffen dieſer Preſſe zu ſchützen. Durch eine ſonderbare Ironie des Schickſals ſahen ſich dieſe Mitglieder der „Ecole des chartes“, der Akademie und des Inſtitutes mit den ſelben Invektiven überſchüttet wie früher die Dekadenten, die Symboliſten und die Anarchiſten, mit denen ſie in dieſer Frage, die ganz neue Gruppirungen in Frankreich ſchuf, allerdings einer Meinung waren. Dadurch trat eine unerwartete und folgenreiche Wendung ein. Als die Kriſis den gefährlichen Geiſt der „Apolitik“ bannte, führte ſie Männer der verſchiedenſten Lebenslagen unter eine gemeinſame Fahne zuſammen und lehrte ſie, einander verſtehen und ſchätzen. Sicherlich war ein Mann wie Duclaux in ſeinem Laboratorium des Inſtitut Paſteur ſich bis dahin nicht bewußt geworden, daß er mit Jaurès oder gar mit dem Anarchiſten Faure einige Berührungpunkte habe. Sicherlich hatte man bis dahin auch nicht für möglich gehalten, daß Anatole France, der feine Skeptiker, der zierliche Plauderer der Salons, eines Tages zum unerbittlichen Ankläger der Reaktion und der provinziellen Heuchelei werden und einen radikalen Anarchismus verkünden würde, der jedem Bombenwerfer Ehre machen könnte. Eine Annäherung aller intelligenten, geiſtig freien Menſchen vollzog ſich unwillkürlich und unbewußt, — eine Verbrüderung Aller, die entſchloſſen waren, die geſellſchaftlichen Zuſtände ohne färbende Gläſer zu betrachten. Nie hätte man gehofft, die einzelnen Perſönlichkeiten ſo aus ihrem Rahmen heraustreten und mit einander Fühlung nehmen zu ſehen; ſie ſchufen eine neue Partei: die Partei Aller, die nach Wiſſen und Gewiſſen die heutige Geſellſchaft verurtheilen und jede Forderung erheben, die ihren Gebrechen Heilung heiſcht, die Partei der Feinde alles Deſſen, was unverſtändlich und klein iſt, Altruiſten, Begeiſterte, nach Gerechtigkeit Dürſtende!

Nach Flauberts Worten iſt der Bourgeois: „Celui qui pense bassement“; dann wäre der „Intellektuelle“: „Der, der edel denkt“. Sicherlich werden Duclaux und der Anarchiſt Faure nicht in allen Punkten einer Meinung ſein, eben ſo wenig France und ein beliebiger „Genoſſe“; aber Alle verbindet ein gemeinſamer Glaube an beſtimmte moraliſche Werthe. Und Das iſt ein Phänomen, das in Frankreich lange nicht geſehen worden war.

Das Proletariat hat begriffen, daß der Schriftſteller, der Gelehrte, der Maler in dieſem denkwürdigen Ringen kein Klaſſenintereſſe vertritt und daß es ein gemeinſames Kampffeld giebt. Das wird auch der bleibende Nutzen der ſtürmiſchen Kriſis ſein. Der heutige Parlamentarismus ſteht am Ende ſeiner Tage. Eine neue Form der inneren Politik bricht ſich in Frankreich Bahn: die freie Berathung der Bürger außerhalb des Parlamentes. Sie iſt durch den Offenen Brief Zolas, der ſeinen Prozeß veranlaßte, eingeweiht worden. Dieſer Brief eines Bürgers, der ſich direkt an die Nation wandte, war ein wahrhaft revolutionärer Akt, der erſte Akt der Revolution, in deren Anfängen wir heute ſtehen. In dieſem Sinn wird der Brief für alle Zeiten ein entſcheidendes Dokument unſerer politiſchen Geſchichte bleiben.

Die „Intellektuellen“ werden ſich jetzt, da ſie vereinigt ſind, nicht wieder trennen, bevor es ihnen gelungen iſt der franzöſiſchen Demokratie endgiltig eine neue Form zu geben. Das wollen wir ſchwören wie die im Jahr 1789 im Ballhaus verſammelten Abgeordneten. Es giebt heute in Frankreich eine geiſtige konſtituirende Verſammlung; ſie wird ihr Werk thun wie die alte Konſtituante, trotz Klerikalismus, Reaktion und diktatoriſchen Gelüſten. Und vielleicht wird die dreimal gefälſchte Revolution jetzt endlich durchgeführt werden, wenn das Volk zuſammen mit den Elitegeiſtern ſeinen Weg ſucht.

Marſeille, im Juni 1899. Camille Mauclair.

Die Freuden des Berühmtſeins.

Unter meinen zahlreichen Bekannten iſt auch ein junger Mann, ein ſonſt ganz prächtiger, geſcheiter Menſch, der aber die Schwäche hat, berühmt ſein zu wollen. Seit manchem Jahr arbeitete er an der Erreichung dieſes Zieles mit Kopf, Händen und Füßen. Er dichtete, er malte, er meißelte, er geigte; und da die ſchönen Künſte ſehr ſpröde waren, verſuchte er es auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege und ſtieg aufs Zweirad. Damit kam er nun allerdings raſch vorwärts, ſo raſch, daß er daran dachte, als Diſtanzfahrer in die Ruhmeshalle zu gelangen. Nun wollte es aber das Ungemach, daß auch Andere auf dem Rade ſehr raſch vorwärts kamen, Manche ſogar ein klein Bischen raſcher als er; und da ſchon einmal Alles fuhr, ſo ließ er auch die Hoffnung fahren.

Nachdem er in den verſchiedenſten Richtungen zum Ruhme galoppirt war, kam er wieder zum Ausgangspunkt zurück, bei dem ſo viele gute Leute berühmt werden: zur Kunſt. Er hatte bemerkt, daß junge Maler, die widerliche Gegenſtände ſehr häßlich malten, noch am Eheſten Aufſehen erregten, daß über ihre

Digitized by Google

Malereien viel geschrieben und gesprochen wurde, daß Kunstkenner darüber sogar Vorlesungen hielten und ob der Bilder ein Streit entstand, der chronisch wurde und also eine permanente Reklame abgab. Mein junger Freund malte also häßliche Bilder. Aber auch damit hatte er kein Glück; so sehr er sich auch anstrengte, einen recht abscheulichen Stoff zu finden, ihn recht unmöglich zu stilisiren, mit recht garstigen Farben stümperhaft zu malen: es gelang nicht. Der Mann hatte zu viel gelernt und einen guten Geschmack kann man so wenig auf Ja und Nein abschütteln wie einen schlechten. Die Malereien wurden nicht häßlich, nicht unappetitlich genug, — oder es war Etwas von jener klassischen Häßlichkeit an ihm, die in ihrer Art schön ist. Kein Hahn krähte also nach seinen Bildern und er selbst wollte nicht die Henne sein, die laut gackert, wenn das Ei gelegt ist.

Nun fiel ihm neuerdings die Dichtkunst ein. Der Pegasus hat Flügel: mit dem muß es doch noch am Leichtesten aufwärts gehen. Auch braucht man dazu nur Papier, Feder und Tinte, — nach Einiger Meinung allerdings auch Talent. Daß er Talent besaß, hatte sich schon beim Fahrrad erwiesen; warum soll ein intelligenter Mensch, der radeln kann, nicht auch dichten können? Es kam wohl auch hier wieder auf einen recht aparten Stoff an. Ob er gefiel oder nicht, ob er künstlerisch behandelt war oder nicht: wenn er nur packte! Wenn er dem guten Geschmack ins Gesicht schlug, — um so besser: dann schreit man, es erhebt sich eine kritische Balgerei, das Publikum horcht auf, der Mann wird genannt, er macht Schule . . . und der Ruhm ist da.

Weil es aber mein Beflissener nicht so weit brachte, weil es immer nichts war, so viel er auch Schlechtes, Anstößiges und Läppisches schrieb, so fragte er einst brieflich bei einem weltberühmten Künstler an, wie er es doch machen müsse, um berühmt zu werden. Er erzählte mirs nach vollbrachter That.

„Mein Lieber," sagte ich ihm, „Das hättest Du Dir auch ersparen können. Wenn der Mann überhaupt antwortet, was zwar nicht wahrscheinlich ist, so hast Du Dich auf eine große Nase gefaßt zu machen. Entweder der Meister kanzelt Dich ab wegen Deiner kindischen Eitelkeit, der es nicht darum zu thun ist, etwas Tüchtiges zu leisten, sondern nur darum, berühmt zu werden, oder er frozzelt Dich zum Verkriechen neun Klafter tief in die Erde hinein. Wenn gerade seine satirische Ader geschwollen ist, dann läßt er sich den Prügeljungen nicht entgehen, schon zum Merks der anderen Ruhmesdurstigen, die auf allen Gassen, in allen Schulen, Amtsstuben und Kaffeehäusern dutzendweise herumlaufen und herumsitzen!"

Nach wenigen Tagen langte der Brief mit der deutschen Reichsmarke an. Zu meiner Verwunderung war der Meister weder grob noch spöttisch; er nahm den Fall in jenem ruhigen Ernst auf wie etwa ein Arzt, dem der eingebildete Kranke ein schweres Leiden klagt. „Weh muß es ja doch thun, sonst würde er nicht klagen. Und dann ists schon eine wirkliche Krankheit." Vielleicht auch war es dem berühmten Manne darum zu thun, über die beneideten Genüsse des Ruhmes einmal sein Herz auszuleeren.

Ich vermochte meinen Freund zu bestimmen, daß er den Abdruck des Briefes in der „Zukunft" gestattete, — unter der Bedingung natürlich, daß die Namen des Absenders und des Empfängers ungenannt blieben.

Und hier steht der freimüthige Brief jenes erfahrenen Mannes über die Freuden des Ruhmes:

„Mein lieber Herr!

Ihre Zuschrift ist künstlerisch und ethisch keinen Gündling werth, aber mir ist sie sympathisch, ihrer Offenheit wegen. Andere meinen es blos, Sie sagen es. Ob da was Rechtes geleistet wird, Das ist Pappe. Hauptsache ist der Vortheil, ist der Ruhm. Nun, dem Vortheile ließe sich noch eher ein entschuldigendes Wort sprechen; der Ruhm aber ist ein Kujon. Der hetzt Sie, wie ein Jagdhund den Hirschen, der bringt Sie um alle Lebenspoesie, der frißt Ihnen Ihr eigenes Herz aus dem Leibe. Sie meinen wohl, ihn trotzdem mit Vergnügen erdulden zu wollen, den bösen Ruhm. Ich kenne Sie nicht. Sind Sie ein hohler Mensch, dann stopfen Sie den Kerl immerhin mit den unterschiedlichen Früchten des Ruhmes aus. Sind Sie eine Persönlichkeit, dann werfen Sie den Ruhm zum Teufel, wohin er gehört, und gehen Ihrer Wege.

Mich nennen Sie berühmt. Meinetwegen! Popularität schließt die Kalamität nicht mehr völlig ein, die mir zusetzt. Obschon der Ruhm eigentlich erst nach dem Tode beginnen soll. Der echte Ruhm hat zwei Kränze: mit dem Dornenkranz schmückt er die Stirn des ringenden Erdensohnes, mit dem Lorberkranz krönt er den Totenschädel. Aber der Ruhm, den Sie suchen und den ich hiermit meine, ist ein anderer. Mir ist er ein großes Bündel Ungemach geworden und ich kann nicht sagen, daß ich ihn verschuldet habe. Ich habe ihn nicht gesucht, nicht genährt, nicht einmal erwartet. Als er sacht kam, war er sehr süß, Das gestehe ich. Als er da war in seiner ganzen Dicke und Tücke, — nun, da sah ichs eben, daß er ein Kujon ist.

Werden Sie berühmt, mein Herr! Wie und wodurch, Das ist gleichgiltig; werden Sie blos einmal berühmt. Dann sprechen wir weiter. Sie sagen, daß ich auf diesem Fleck gleich weitersprechen soll? Aber Sie verstehen mich ja nicht! Sie meinen, dem Satten sei es sehr leicht, von Entsagung zu predigen. Na, Sie wollen nicht entsagen; und so mögen Sie wissen, wie der Tag eines berühmten Mannes aussieht. Von Genüssen und Ehren erfüllt, in der That! Setzen wir den Fall, Sie seien ein berühmter Schriftsteller. Das wird Ihnen ja recht sein, denn man braucht nichts als Papier, Feder und Tinte und noch Etwas dazu, nämlich Streusand. Gottlob, dann hätten wirs beisammen. Ihre Bücher werden vieltausendfach gelesen, bewundert hüben und drüben. Es vergeht keine Stunde bei Tag und Nacht, da nicht irgendwo in der Welt Ihr Name ausgesprochen wird. Dieses Bewußtsein macht Sie selig; und mit Recht. Vielleicht sagt Ihnen auch Ihr Inneres, Sie hätten doch etwas wahrhaft Gutes geschaffen, damit die halbe Menschheit erfreut, Viele beglückt. Das Gefühl ist himmlisch, ich sage es Ihnen. Aber dabei bleibts nicht. Der Ruhm ist kein Vergelter, kein Friedengeber, er hat keine Liebe, keinen Takt, er ist ein zudringlicher Kujon.

Sie haben einen schweren Kopf noch von gestern Abend. Sie möchten gern noch schlafen, aber vor Ihrem Fenster bringen Ihnen angeheiterte Studenten, die vom Kaffeehause kommen, ein klingendes Morgenständchen. Zu bedanken brauchen Sie sich nicht; man setzt ja eigentlich gar nicht voraus, daß Sie schon zu Hause sind. Hingegen wird noch an diesem Vormittag die verschleierte Dame kommen, die vor ein paar Tagen das Manuskript brachte, das mit dem rothen Bande, eine siebenaktige Tragoedie, glaube ich; sie will darüber Ihre maßgebende Meinung hören und Ihnen fährt es durch den Kopf: das Drama ist noch gar nicht gelesen! Noch sind Sie mit der Toilette nicht fertig und schon trägt die

Digitized by Google

Magd einen Roſenſtrauß herein, den ein Dienſtmann gebracht hat: „Von einer durchreiſenden Verehrerin.“ Sie legen das Bouquet zu den geſtrigen, ſchon welkenden Blumenſpenden und denken: Das iſt zu nett von der Dame, daß ſie durchgereiſt iſt... Der Briefträger bringt die erſte Poſt; er vermag ſie kaum in einer Hand zu halten und etliche Zeitungen und Briefſchaften gleiten auf den Boden. Sie ſchieben einſtweilen mit der Stiefelſpitze die Sachen ſeitlings und wollen einmal ſehen, was es giebt. Journale, mit Rothſtift angeſtrichen. Ihr neueſtes Buch wird beſprochen — glänzend! ‚Es iſt ein literariſches Ereigniß, ſo oft ein Werk von unſerem genialen X. erſcheint!‘ In einem der Briefe werden Sie gebeten, Ihr Bild mit biographiſchen Daten gütigſt zu ſchicken für ein illuſtrirtes Unternehmen, ‚das ſich mit einer eingehenden Würdigung des berühmteſten Zeitgenoſſen ſelbſt ehren will‘. Dann kommen zwei Autographenſammlerinnen, von denen eine auf der Adreſſe Ihren Namen falſch ſchreibt, die andere über ‚Ihren Roman Karfunkel maßlos entzückt iſt‘, während Sie dieſen Roman gar nicht geſchrieben haben. Ein dritter Brief bittet ebenfalls, den Abſender mit ‚Ihrem werthen Namenszuge unendlich glücklich zu machen‘, da in ſeiner Sammlung gerade noch eine Lücke ſei. Ferner finden Sie unter Kreuzband, von einem guten Freunde zugeſandt, eine Kritik Ihrer Perſon und literariſchen Thätigkeit, die in dem Gedanken gipfelt, daß Sie und Ihre ſchriftſtelleriſchen Produkte mit der Literatur nichts zu thun haben, daß Ihre Popularität nur durch ein freches Cliqueunweſen künſtlich aufgeblaſen worden iſt, ein Modegötze mit thönernen Füßen u. ſ. w. Solche Sachen — ſage ich Ihnen — leſen manchmal auch Ihre Verehrer nicht ungern; gönnen Sie den Leuten, die des Lebens ohnehin ſo ſelten froh werden, doch einmal, ein Wenig ſchadenfroh ſein zu können!.. Sie erhalten auch die Aushängebogen eines Buches, das Sie durchleſen ſollen, denn der Verfaſſer will es Ihnen widmen, als ‚dem unübertrefflichen Meiſter und großen Vorbilde in Ehrfurcht und Dankbarkeit‘. Sie erinnern ſich bei dieſer Nummer, daß ſchon lange ein Packet mit Korrekturbogen bei Ihnen liegt, die Sie ebenfalls durchleſen ſollten, weil der junge Verfaſſer Sie erſucht hatte, zu ſeinem Werke eine Vorrede zu ſchreiben, damit das Buch unter der Aegide eines ſo illuſtren Namens leichter ſeinen Weg mache.

Noch ſind Sie mit der Morgenpoſt nicht fertig, als ſich ſchon die verſchleierte Dame melden läßt. ‚Tauſendmal‘, ſagen Sie, ‚meine Verehrteſte, muß ich um Entſchuldigung bitten, daß ich noch nicht Zeit fand, Ihr Drama zu leſen. Wüßte übrigens auch kaum, wie Ihnen zu dienen wäre, denn, obſchon ich an der Vortrefflichkeit Ihres Opus nicht einen Augenblick zweifle, iſt doch weder bei einer Bühne noch bei einem Verleger je noch Etwas anzubringen‘, — und ſo weiter. Die Dame iſt konſternirt. Sie hätte gemeint, einer Dame gegenüber dürfte doch wohl auch der berühmte Mann einige Rückſicht beobachten, nachdem ihre Poeſien überall die freundlichſte Aufnahme gefunden hätten.

Es würde nicht ſo leicht geweſen ſein, die ‚Kollegin‘ auf gute Weiſe hinauszukomplimentiren, wenn nicht ein paar Vereinsdiener ſchon an der Thür ſtänden, die Beiträge einzukaſſiren haben. Denn alle Wohlthätigkeit- und Geſelligkeitvereine des ganzen Landes reißen ſich um die Ehre, den berühmten Literaten in ihren Liſten zu haben. Kaum ſind Die mit ihrer Beute draußen, da giebt ein livrirter Diener die Einladung zum Souper beim Baron N. ab, wo ſich auch fürſtliche Perſönlichkeiten einfinden werden, die den Wunſch ausgeſprochen haben,

den weltberühmten Verfaſſer des So und So kennen zu lernen. Das Knopfloch Ihres ſtrapazirten Frackes iſt nicht einen Augenblick ſicher.

Im Vorzimmer wartet ſchon ſeit einer halben Stunde ein Herr, der bitten läßt, ſeine Aufwortung machen zu dürfen. Er iſt ſehr höflich und beſcheiden, ſein ſchwarzer Rock iſt faſt zu eindringlich gebürſtet worden, hier und da zeigt ſich ſchon ein Bischen das Fodenwerk. Seine Atmoſphäre riecht nach Spiritnoſen; Optimiſten mögen denken, er putze ſich domit aus den Kleidern die Fettflecke. Es iſt ein Kollege auf der Reiſe, der ſich momentan in großer Verlegenheit befindet; an wen er ſich denn wenden ſolle als an den edlen Menſchenfreund u. ſ. w.

Mittlerweile ſagt die Magd den Poſtboten mit den Packeten und zu unterſchreibenden Empfangsſcheinen an. Ein Kiſtchen aus der Schweiz mit extrafeinem Emmentholerköſe. Eine Schachtel aus Nürnberg mit Lebkuchen; die Zollrechnung iſt zwar weſentlich höher, als wenn Sie Käſe und Kuchen bei dem nächſten Delikateſſenhändler gekauft hätten, doch bitten die Spender inſtändigſt, der Verehrung für den großen Dichter durch die kleinen Gaben Ausdruck verleihen zu dürfen. Dann die Packete mit den Albums, Stommbüchern, Fächern, Sticktüchern, wo Sie entweder Ihre Photographie hineinſtecken oder Ihren Namenszug einſchreiben ſollen. Eine Dame aus Oſtpreußen oder aus Holland ſchickt Ihnen ſinnig ein paor ſelbſtgeſtickte Pantoffeln, wofür ſie ſich ein Exemplar Ihres neuen Buches mit eigenhändiger Widmung erbittet. Die täglich geſpendeten Bücher aus allen Zonen werden für Sie nachgerade zu einer Kolamität, denn alle Köſten, Kiſten und Schränke ſind vollgepfropft, alle Tiſche und Ständer mit Büchern überladen, daß ſie ächzen. Die arme Magd weiß ſchon nimmer, wie ſie den angeſchichteten Staub aus den Zimmern bringen ſoll, und auf dem Schreibtiſch hoben Ihre Ellbogen kaum mehr Platz: überall Bücher, Briefſchaften, nnaufgeſchnittene Zeitungen und Zeitſchriften in Stößen. Eingemauert ſind Sie von Büchern, Brochuren und Schriften und haben keine Luſt zum Leſen. Sie fliehen ins Freie. Da geht das Grüßen on. Ueberall werden Sie von Bekonnten angeſprochen, mit Komplimenten überſchüttet und die Fremden umlauern Ihre Schritte und Tritte, Ihre Bewegungen, fangen jede Bemerkung auf, die Sie harmlos dem Erſtbeſten fallen loſſen, deuteln ſie, kritteln ſie, tragen ſie weiter und machen dos alltäglichſte Wort zu einer Staatsaktion. Nicht hundert Schritte können Sie unbehelligt ſpaziren gehen. Die Leute tragen X.-Hüte, X. Kravatten, Spazirſtöcke, Buſennadeln mit Ihrem Bilde. Man gründet X.-Geſellſchaften zur Verbreitung Ihrer Prinzipien, mon errichtet X. Muſeen mit Aufſtopelung von allerlei Plunder, der ſich irgendwie auf Sie bezieht. Es giebt Poſtkarten mit Ihrem Portrait, die Ihnen täglich in Houfen zugeſchickt werden, damit Sie Ihren Nomen draufſchreiben ſollen. Es giebt Backwerk, Bonbons, Chokolode auf Ihren Namen u. ſ. w. Jeder Geſchäftsmann benutzt Ihren Namen, wo und wie er kann, zur eigenen Reklame, während Ihre Gegner die Meinung verbreiten, das Alles ſei von Ihnen ſelbſt angeſtiftet.

Derlei hören Sie draußen und man beglückwünſcht Sie überlaut. Angewidert kehren Sie in Ihre Wohnung zurück. Dort erwartet Sie Beſuch. Zwei Herren in weißer Kravatte und Glocéhandſchuhen bitten Sie, den Vorſitz bei einem zu gründenden Club zu übernehmen; mon brauche eine ‚Autorität'. Dieſen Herren folgen faſt auf dem Fuß zwei Damen in Seidenroben; ſie haben ‚ein

unendlich großes Anliegen': sie wünschen einen Festprolog zur Eröffnung eines Wohlthätigkeitbazars. ‚Ihr Name wird ziehen'.

Endlich wollen Sie sich zum ruhigen Mittagstisch setzen, da trippelt fast ‚unangeklopft' ein jovialer Graf zur Thür herein, packt Sie ohne Weiteres am Arm und ruft: ‚Aber Doktor, Sie werden doch heute das Diner bei uns nehmen! Es erscheint die Gesellschaft. Und vorher eine kleine Spazinfahrt!' ‚Bester Graf', rufen Sie aus, ‚heute geht es schlechterdings nicht, ich muß am Nachmittag den Maler zum Portrait sitzen.' ‚Meine Damen werden untröstlich sein. Wir hatten auf einen Speech von Ihnen gerechnet.'

Sie hätten besser gethan, zum Grafen zu gehen und Sekt zu trinken, als beim Maler zwei Stunden lang auf einem Stuhl zu sitzen, unbeweglich, wie angeschraubt. ‚Den Kopf etwas mehr rechts, noch ein Bischen, so! Ein klein Wenig höher. Ich danke. Wollen Sie mich ansehen! Ist es Ihnen unangenehm, mir ins Gesicht zu blicken? Sehr hübsch! Bitte: etwas freundlicher. Gut. Wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, den Mund zu schließen. Schön! Vortrefflich. Wir wollen den Franzosen ein charakteristisches Bild unseres genialsten Romanciers schicken. Darf ich ersuchen, ein klein Wenig mehr aufrecht zu sitzen? Ist gut. Thut Ihnen das Licht im Auge weh? Wollen Sie gefälligst einmal an etwas Ihnen recht Liebes denken! Was sagen Sie zur neuen Primadonna? Bitte unterthänigst, den Mund zu schließen. So. Ausgezeichnet!' Und während dieser fortwährenden Zusprüche pinselt er auf der Leinwand herum, heute so, morgen so, mehrere Wochen so. Das Bild ist für die pariser Weltausstellung bestimmt ... Aehnliche Sitzungen bei einem Bildhauer, der Sie modellirt. Der packt sie von hinten und vorn, macht ein mächtiges Zeushaupt mit schweren Locken und langem, nacktem Halse, ganz klassischen Stils. Dann will er auch die Hände formen, ‚die so viel Schönes schon geschrieben haben'. Die werden gegossen. Er begießt die Hand mit milchigem Gips, bestreicht sie dick mit Gips, — und als der hart wird, haben Sie einen wuchtigen Handschuh an, mit dem Sie mancherlei Leute einmal nach Belieben ohrfeien möchten. Der dienstfertige Friseur schwärmt nicht für Zeuslocken; er weiß für die abgeschnittenen Haarsträhnen bessere Verwendung. Hinter Ihrem Rücken vergiebt er sie an enthusiastische Verehrerinnen gegen generöse Trinkgelder.

Als Sie aus dem Atelier heimkehren, erwartet Sie an der Thür Ihrer Wohnung ein geschmeidiges Herrchen mit schwarzem Haar und überredsamer Zunge. Das bittet um Gehör auf zehn Minuten in einer sehr wichtigen Sache. Es handelt sich um eine Rundfrage über die Abschaffung der Todesstrafe und da dürfe der Ausspruch eines so illustren Geistes nicht fehlen. Sie antworten ihm barsch, Sie seien für die Abschaffung der Todesstrafe; nur die Interviewer müsse man erbarmunglos hängen. Der Mann lächelt wie zu einem guten Witz, läßt sich aber nicht abweisen, bis sie ihm irgend einen Brocken Meinung über die schwebende Frage hingeworfen haben.

Vielleicht noch an dem selben Abend müssen Sie zu einem Bankett, das Ihnen zu Ehren veranstaltet wird. Ein Jubiläum. Irgend Etwas wird doch gerade fünfundzwanzig oder zwanzig oder zehn oder fünf Jahre her sein. Man feiert Sie mit Reden und Trinksprüchen, mit Gedichten, die am nächsten Morgen mitsammt dem Menu in den Blättern stehen, — zur höchsten Selbstbefriedigung Aller, die dabei waren und zum Aerger Anderer, die nicht geladen wurden.

Das, meine lieben Ruhmdurstigen, ist ein Tag. Der nächste macht sich ähnlich, — und so fort. Nur, daß die Post statt der Schmeichelbriefe einmal Bettelbriefe bringt, statt der Einladungen zu Festessen einmal Trauung-, Geburt- und Todesanzeigen Ihnen ganz unbekannter Leute. Natürlich müssen Sie Alles beantworten, sonst werden die Sender ungehalten. Rühm- und Dankbriefe, denen die Adresse des Aufgebers fehlt, sind eine Seltenheit; und daß Sie täglich fünfzig Adressen beantworten, bestätigen, bedanken, begratuliren oder kondoliren sollen, daran denken Ihre ‚Verehrer' nicht.

Blos eine Gattung von Briefschreibern verzichtet aufrichtig auf eine Antwort: die Gattung der anonymen. Nur sind anonyme Briefe meist nicht darauf berechnet, den Ruhm des berühmten Mannes zu erhöhen; doch können Sie sich auf ihre Aufrichtigkeit verlassen.

Endlich ist Ihnen die Sache unerträglich und Sie flüchten aufs Land. Das nützt Ihnen aber nichts. Auf dem Lande gehts ja gemüthlicher zu; man lauert Sie auf Ihren Spazirgängen ab und schließt sich Ihnen an; man guckt Ihnen zu den Fenstern hinein, man bringt Ihnen Ständchen, man legt zu Ihrem versteckten Lieblingsplätzchen schöne Wege an und leitet die Schaaren der Sommerfrischler dahin. Sie haben niemals Ruhe. Sie haben nirgends Ruhe. Sie werden grob: Das nützt nichts, Das findet man nur genial und interessant. Endlich stehen Sie fast auf dem Punkt, Ihre persönliche Freiheit mit blanken Fäusten zu erkämpfen. Sie flüchten tiefer in die Landeinsamkeiten. Bei den Holzern und Kohlenbrennern, wo man Sie derb fragt, wer Sie denn eigentlich seien, daß Sie so in der Einschicht umherstrichen, athmen Sie erst auf.

Nachdem ich nun eine Anzahl von Beispielen, die erstbesten, von den Freuden des Ruhmes mit großem Fleiß zusammengestellt habe, höre ich Sie, mein lieber ruhmdurstiger Mensch, sagen: diese Beispiele seien ja nichts weniger als abschreckend, vielmehr äußerst angenehm, eine Reihe von köstlichen Dingen. Für eine Weile, Das gebe ich zu, macht es Spaß. Endlich aber, wenn man sich hingiebt, verliert man sich darin und alles innerliche Leben verflüchtigt in Aeußerlichkeiten. Und wer sich nicht hingeben will, Der hat Tag für Tag den Kampf mit diesen Kalamitäten des Ruhmes zu führen, Der muß einen Theil seiner Widerstandskraft aufbrauchen, um die Persönlichkeit zu bewahren und der eitlen, neugierigen Menge nicht zum Opfer zu fallen. So sehr die wahren, innigen Verehrer, die taktvollen und anspruchlosen, glücklich machen, so heftig widert das Treiben der Anderen an — glauben Sie mir. Die Eitelkeit erstreckt sich noch etliche Jährchen nach dem Tode des Berühmten, bis das Denkmal gesetzt ist; dann hört das Interesse für den Berühmten auf und er gehört der Vergangenheit — oder besser: der Vergessenheit — an. Trachten Sie, lieber Freund, nicht, ein berühmter Mann, sondern, ein bedeutender Mensch zu werden. Es ist ein Unterschied. Berühmte Menschen sind nicht immer bedeutend und bedeutende Menschen sehr oft nicht berühmt. Mit diesem Merks empfiehlt sich der Ihnen Ergebene."

Also Das hat der berühmte Mann meinem Freund geschrieben. Ob es wirklich so schlimm ist mit der Berühmtheit? Ich weiß es nicht.

Graz. Peter Rosegger.

Religion und Verbrechen.

Eine neue Strömung der Gesammtpsychologie geht, wenn auch nicht durch die ganze Menschheit, die im Frohndienst der Erwerbsarbeit keucht, so doch durch diejenigen sozialen Klassen, die man als leitende zu bezeichnen pflegt. Sie führt zu einem Antagonismus zwischen Wissenschaft und Religion, der sich den von Draper so meisterhaft dargestellten und analysirten Konflikten anreiht. Noch hat sie das praktische Gebiet des sozialen Lebens nicht ergriffen; aber sie ist nah daran, die Grenzen der theoretischen Kontrovertirung zu überschreiten.

Die Vertreter der Wissenschaft, Spencer, Wallace, Huxley, Richet, Berthelot, Morselli und Andere, haben mit offenem Visier gekämpft; dagegen sind die Angriffe, die angeblich zu Gunsten der Religion gegen die Wissenschaft gerichtet wurden, von Politikern ausgegangen, die mit einer mehr als zweifelhaften wissenschaftlichen Kompetenz wirklich nur sehr bescheidene religiöse Gefühle verbanden. Einige haben versucht, die öffentliche Meinung zu überrumpeln, so in Frankreich Eugène Spuller, dessen „esprit nouveau“ im Gegentheil ein sehr alter Geist ist, der sich gern verjüngen möchte, und in Italien Crispi, der in Neapel ausrief: „Mit Gott, für König und Vaterland“! Als diese Versuche mißlangen, änderten die Politiker ihre Taktik. Salisbury sprach öffentlich gegen den Darwinismus und Balfour schrieb sein Buch: „Ueber die Grundlagen des Glaubens“.

Das zwar nicht ausgesprochene, aber leicht erkennbare Ziel dieses Feldzuges, der der Religion ihr verlorenes oder erschüttertes Prestige wiedergeben soll, bietet im Grunde nur eine Täuschung dar. Denn den leitenden Klassen gilt der religiöse Glaube allerdings zum Theil um seiner selbst willen, zum Theil aber auch als ein vorzügliches Betäubung- und Einschläferungmittel für die unterdrückten Klassen. Giebt es kein himmlisches Paradies mehr, so sind die Menschen natürlich hienieden um so schwerer zufrieden zu stellen.

Es scheint unnütz, diese Fruktifizirung des „Gott-Gendarmen“ im Dienste einer sozialen Klasse zu beklagen. Jede Vermehrung der natürlichen Einsichten muß dem Glauben an das Uebernatürliche weiteren Abbruch thun und die großen Kollektivbewegungen des menschlichen Geistes werden unerbittlich von den Bedingungen der sozialen Oekonomie bestimmt.

Aber es giebt eine Behauptung, die unter verschiedenen Formen stets als Hauptargument zur Unterstützung der Religion gegen die Wissenschaft wiederkehrt: Das ist der Einfluß, den man den religiösen Ansichten auf die Sittlichkeit der Individuen und der Gesellschaft zuschreibt. Freilich versteht man häufig unter „Volksmoral“ im Grunde nur ein resignirtes Weiterschleppen des Jahrhunderte alten Joches. Ich sehe aber von der interessanten

Frage hier ab, was beſſer iſt: dieſe Sklavenmoral oder ein freieres Gefühl für menſchliche Würde und Gleichheit.

Vielmehr beſchränke ich mich darauf, hier zu unterſuchen, ob die inneren Beziehungen zur Religion wirklich beſtimmend für das moraliſche Verhalten in einem gegebenen ſozialen Milieu oder ob ſie nur eine nebenſächliche Begleiterſcheinung ſind.

Das moraliſche Verhalten iſt die praktiſche und gegenſeitige Ausgleichung der egoiſtiſchen Lebensbedingungen mit den Lebensbedingungen der Anderen und umfaßt verſchiedene Kategorien individueller Handlungen; jeder von ihnen entſpricht eine beſondere ſoziale Reaktion, die als Sanktion der öffentlichen Meinung, des Civilgeſetzes und des Strafgeſetzes zum Ausdruck kommt.

Um das pſycho-ſoziologiſche Problem in ſeiner ganzen Ausdehnung zu erfaſſen, müßte man alſo den Einfluß der religiöſen Anſichten nicht nur auf die Kriminalität, ſondern auf die ganze ſoziale Moralität prüfen; denn Mancher, der nie einen Artikel des Strafgeſetzbuches verletzt hat, iſt zweifellos unmoraliſcher und ſchädlicher als der verurtheilte Delinquent. Aber die Moralität läßt ſich in dieſer Ausdehnung ſchwer abgrenzen. Deshalb will ich die kriminelle Verfehlung als objektives Merkmal feſthalten und ſelbſt da noch eine Einſchränkung vornehmen.

Die Kriminalität, auch abgeſehen von den politiſchen Verbrechen, umfaßt die verſchiedenſten Handlungen, ſowohl in Bezug auf ihren moraliſchen Werth als auf ihre ſozialen Folgen: von der leichtſinnigen Beleidigung durch Worte bis zur kaltblütigen Vernichtung eines Menſchenlebens, vom Holzfrevel in der Noth des Winters bis zum frechen Straßenraub des Brigantaggio, von den naiven Kniffen des geſchäftsluſtigen Verkäufers bis zum verwickeltſten und koloſſalſten Betrug des gewerbsmäßigen Gauners. Um die Strahlen der wiſſenſchaftlichen Beobachtung möglichſt zu konzentriren, beſchränke ich mich daher auf die Erfahrungen über das Gegengewicht des religiöſen Gefühls gegen die unmenſchlichſte Handlung, die es giebt, den überlegten Mord.

Wenn die Religion wirklich die ihr zugeſchriebene Kraft der Moraliſirung beſäße, ſo müßte man e contrario durchſchnittlich bei den Verbrechern Irreligioſität und bei den unbeſtraften Leuten entwickelte religiöſe Gefühle finden. Die oberflächliche tägliche Erfahrung lehrt das Gegentheil. Unter Gottesleugnern wie unter Gläubigen giebt es ehrliche Leute und Schufte.

Dagegen ſcheint für den moraliſirenden Einfluß der Religion zu ſprechen, daß in unſerem Jahrhundert, in dem Maße, wie die religiöſen Gefühle wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen Platz machten, auch in faſt allen civiliſirten Ländern eine ſtarke Vermehrung der Kriminalität ſichtbar geworden iſt. Aber dieſe Vermehrung iſt weder in allen Ländern noch für alle Formen des Verbrechens gleich oder beſtändig. Es giebt fortgeſchrittene Länder, in

denen das religiöse Gefühl schwächer geworden ist, während sich die wissenschaftlichen Kenntnisse mit großer Schnelligkeit vermehrt haben, und doch nimmt die Kriminalität dort nicht zu. Ein solches Land ist England. Und selbst in den Ländern, in denen — wie ich in meiner Sociologia Criminale dargelegt habe — die Gesammtsumme der Verurtheilungen sich in den letzten fünfzig Jahren verdreifacht und vervierfacht hat, haben sich die schwereren Fälle verringert oder doch nicht stärker vermehrt, als die Bevölkerung zugenommen hat, während die weniger schweren in starker und schneller Zunahme begriffen sind. Selbstverständlich wiegen aber hundert Morde weniger im Jahr tausend Beleidigungen oder einfache Diebstähle reichlich auf.

Das Verbrechen als gleichzeitig biologische und soziale Erscheinung folgt der Entwickelung individueller und sozialer Bedingungen. Eine Hungersnoth steigert die Ziffer der Diebstähle und ein außergewöhnliches Wüthen der Reblaus die Ziffer der Körperverletzungen. Was der Tortur und der Todesstrafe nicht gelang: die Beseitigung des Seeraubes, Das ist der Einführung der Dampfschiffahrt gelungen. Bis in die antisozialen Formen hinein haben die Fortschritte unserer Civilisation in großem Umfang an die Stelle der ursprünglichen rohen Gewalt die List mit allen ihren Verfeinerungen treten lassen . . .

Ich komme auf meinen Ausgangspunkt zurück. Wenn die Religion wirklich ein antagonistischer Faktor der Immoralität und des Verbrechens wäre, so müßte man, wenn man ein Gefängniß besucht und die Gefangenen beobachtet, eine wahre Akademie des Atheismus und der Feindsäligkeit gegen die Religion kennen lernen. Dem ist nicht so. Als ich mein Werk „Der Mörder in der Kriminal-Anthropologie" (Turin 1895) schrieb, studirte ich mehr als siebenhundert Gefangene und verglich mit ihnen dreihundert Geisteskranke und siebenhundert normale Individuen. Und was ergab die Vergleichung? Die Experimentalmethode bestätigte die Analogieschlüsse der Vulgärpsychologie durchaus nicht. Als ich im Jahre 1879, damals noch Student der Rechte, an der Sorbonne die berühmten Vorlesungen des Professors Caro über Moralphilosophie besuchte, hörte ich ihn pathetisch ausrufen: „Der Verbrecher leugnet das Verbrechen, aber er leugnet die Strafe nicht." Allerdings dürfte es schwer sein, die Strafe zu leugnen, wenn man Zuchthausgefangener ist oder auf dem Schaffot steht; aber oft geben sich Verbrecher auch gar keine Mühe, ihr Verbrechen zu verbergen oder zu leugnen. In wahrhaft typischem Leichtsinn, ohne die geringste Reue stellen sie die Beweise und Spuren ihrer Thäterschaft förmlich aus, verbreiten selbst die Kunde ihrer Unthat und erzählen vor und nach der Ausführung von ihren Plänen. Daß die Angeklagten im Prozeß leugnen, so lange sie hoffen können, dadurch der Verurtheilung zu entgehen, ist natürlich etwas Anderes. Von siebenhundert Gefangenen, die

ich gefragt habe, gestanden mir nur vierhundertundachtzig die Verbrechen ein, wegen deren sie verurtheilt worden waren. Eine andere automorphe Täuschung, die der Psychologie der normalen Seele entstammt, ist die oft gehörte Behauptung, daß die schwersten Verbrecher „jedes menschlichen Gefühls baar sein müßten." Ich habe im Gegentheil gefunden, daß — abgesehen von ihrer totalen oder partiellen kongenitalen oder erworbenen moralischen Unempfindlichkeit — die Mörder häufig ego-altruistische oder sogar altruistische Gefühle haben. Das bestätigt nur die Regel, daß die Wahrheit fast nie wahrscheinlich ist, — eine Regel, die, nebenbei gesagt, den misoneistischen Widerstand gegen jede neue Thatsache und die häufigen Irrthümer der Justiz erklärt.

Für das Vorhandensein religiöser Gefühle sprechen die religiösen Symbole in den Tätowirungen der Verbrecher. Bei 102 Tätowirten hat Lombroso solche Symbole 31 Mal und Lacassagne bei 378 deren 26 gefunden, ich selbst habe 26 bei 71 Tätowirten unter den von mir beobachteten 700 Gefangenen gesehen. Ein anderes indirektes Symptom ist der Glaube an gewisse Praktiken oder Gegenstände, der allerdings dem Fetischismus der Wilden gleicht. Casper erzählt, daß zu seiner Zeit die deutschen Mörder sich vor den gerichtlichen Nachforschungen geschützt glaubten, wenn sie sich am Orte des Verbrechens gewaschen hatten; in Italien glauben sie das Selbe, wenn sie den Finger in das Blut ihres Opfers tauchen und ablecken können. Die Banditen pflegen Heiligenbilder zu tragen und ich habe im Bagno von Pesaro gesehen, daß viele Gefangene sie mit aufrichtiger Inbrunst anbeteten und küßten.

In der Nähe von Velletri griff eine Schaar von Wegelagerern einen Postwagen an und plünderte die Reisenden. Ein Priester, der zu der Reisegesellschaft gehörte, wurde in die Berge geschleppt, aber mit der größten Ehrfurcht behandelt und entlassen, nachdem er die Amulete und Waffen der Bande gesegnet hatte. Mein Schüler und Freund Scipio Sighele besitzt das dem Briganten Biagini abgenommene Portemonnaie. Es enthielt zwei Fürbitten, die der Mörder jeden Abend andächtig hersagte.

Und nicht abergläubisches Wesen nur, sondern auch wirkliche Kirchlichkeit ist unter den Verbrechern häufiger, als man glauben sollte; auch ist sie nicht immer Heuchelei, bestimmt, den Verdacht abzulenken oder Arglose zu täuschen. Von den zahlreichen Beispielen, die mir zur Verfügung stehen, will ich nur Verzeni, den Frauenmörder, nennen, der häufig die Kirche besuchte und einer sehr religiösen Familie angehörte. Die berühmte Marquise von Brinvilliers war bigott und der Bandit La Gala ging regelmäßig zur Beichte. Delacollonge, ein Priester, der seine Geliebte erdrosselte, benutzte den letzten Augenblick, um ihr die Absolution in articulo mortis zu ertheilen, und das Selbe berichtet Feuerbach von dem Priester Franz Salesius Riembauer.

Kennan erzählt in seinem Buch über Sibirien, daß, als die Kolonne

der wegen gemeiner Verbrechen Verurtheilten, fünf bis ſechs Kilometer von Tomsk entfernt, an einer kleinen Kapelle vorüberzog, zwei Drittel der Sträflinge das Bild Chriſti andächtig grüßten und das Zeichen des Kreuzes ſchlugen. Ein ruſſiſcher Bauer, ſagt er, mag ein Räuber oder ein Mörder ſein: nie wird er vergeſſen, ſeine Gebete herzuſagen. Doſtojewskij, deſſen „Memoiren aus einem Totenhaus“ an Schilderungen Dantes gemahnen, ſagt das Selbe. Dr. Marro, der fünfhundert Verbrecher ſtudirt hat, erklärt, er habe bei ihnen religiöſe Geſinnungen und Andachtübungen in ganz dem ſelben Verhältniß wie bei den anſtändigen Leuten ihrer ſozialen Schicht wahrgenommen. Lombroſo, Laurent, Corre, Kurella, Havelock Ellis, Mac Donald und Andere ſtimmen mit ihm überein. Eine ganz eigenthümliche Rolle ſpielt das religiöſe Gefühl auch theils als Ermuthigung zum Verbrechen, theils als Hoffnung auf Vergebung. Ein junger Mann, der ſeinen Vater mit Stockſchlägen tötete, verehrte eine Madonna des Haſſes. „Und ſicherlich“, ſo geſtand er bei der Verhandlung, „hat ſie meine Hand geführt; denn gleich beim erſten Schlag ſtürzte mein Vater zu Boden.“ Im Jahre 1882, in dem bekannten Prozeß Fenayrou, kam zur Sprache, daß die Gattenmörderin kurz vor der That in der Kirche geweſen war, um vom Himmel das Gelingen des Verbrechens zu erbitten. Dr. Deſpine theilt in ſeiner „Psychologie naturelle“ den Fall einer Frau mit, die aus Rache das Haus ihres Geliebten in Brand ſteckte und dabei ausrief: „Gott und die Heilige Jungfrau mögen das Uebrige thun!“ Eliſée Réclus ſagt im zweiten Bande ſeiner „Géographie universelle“, daß in der Bretagne, in der Nähe von Tréguier, noch jetzt eine Kapelle ſtehe, in der man nachts zur „Madonna des Haſſes“, der Trägerin der Rache, für das Gelingen wilder Verbrechen flehte; die Frau betete dort um den Tod eines verhaßten Gatten und der Sohn um das Ende eines Vaters, der ihn zu lange auf die Erbſchaft warten ließ.

In einem von Sighele erzählten Prozeßfall hatte die Frau eines Briefträgers der Madonna ein Geſchenk gelobt, falls der an Stelle ihres Mannes ernannte Briefträger getötet würde oder möglichſt bald ſtürbe. „Am Tage des Feſtes erſchien ſie unter den dreihundert weiß gekleideten Frauen, die der Prozeſſion folgten, in Trauerkleidung. Sie machte kein Geheimniß aus ihrem Gelübde und das Dorf wunderte ſich auch gar nicht darüber.“

Die Hoffnung auf Vergebung wird in den katholiſchen Ländern durch die Einrichtung der Beichte und der Abſolution noch erhöht. Ein Dieb ſagte mir: „Ich weiß, daß ich geſündigt habe, aber der Prieſter vergiebt mir nach der Beichte!“ Die Kirche hatte früher ſogar beſtimmte Ablaßtarife. Einen ſolchen veröffentlichte Dupin de Saint-André im Jahr 1879 nach der privilegirten, im Jahre 1520 in Paris mit Erlaubniß der Vorgeſetzten von Touſſaint Denis veranſtalteten Ausgabe der „Taxes de la Pénitencerie

apostolique". Ein Laie, der einen Priester getötet hat, bezahlt 7 „Grossi", wenn er einen Laien getötet hat, 5 „Grossi". Eben so war für Brände, Diebstähle u. s. w. ein fester Satz aufgestellt. So kann die Religiosität als Anreizung zum Verbrechen wirken, — entweder indirekt, wie in den angeführten Fällen, oder sogar direkt. Denn der religiöse Fanatiker bewaffnet sich eben so wie der politische mit dem Dolch des Mörders.

Allerdings gab es auch sehr intelligente Verbrecher, zum Beispiel Lacenaire, Lemaire, Mandrin, La Pommeraie, die sich zum Atheismus bekannten; aber sie bilden nur eine kleine Minderheit. Von den durch mich untersuchten Gefangenen gestand mir nur ein einziger, er glaube nicht an Gott. Ein anderer zeigte sich völlig gleichgiltig, sieben waren sehr fromm, viele sagten, sie glaubten an Gott und auch an die Kirche, während manche, besonders die, die aus Städten kamen, erklärten, sie glaubten an Gott, hielten aber nichts von der Kirche und der Geistlichkeit. Das hinderte sie freilich nicht, gerade aus dem religiösen Gefühl Entschuldigungen für sich zu schöpfen, „denn" — sagte mir ein Dieb — „Gott giebt uns ja den Instinkt, zu stehlen", während ein Anderer meinte, „die Verbrechen seien keine Sünden, da ja auch die Priester solche begehen". In seinem Gefängniß saßen drei verurtheilte Geistliche.

Auch die folgende Thatsache ist von psychologischem Werth: Als ich die Verbrecher an die ewigen Strafen und je nach dem Fall an die spezielle religiöse Strafsatzung gegen das Verbrechen erinnerte, brachten sie dieser Sanktion die selbe typische Sorglosigkeit entgegen, die sie gegenüber den Sanktionen der weltlichen Gesetze bewiesen hatten. Auf meine Frage, ob er die Hand Gottes nicht fürchte, erwiderte ein Mörder: „Gott hat mich ja bis jetzt nicht gestraft." „Aber Sie werden in die Hölle kommen!" „Möglich, daß ich hinkomme, aber auch möglich, daß ich nicht hinkomme!" Und Einer, der sich für besonders aufrichtig hielt, sagte auf meine Bemerkung, Gott würde ihn strafen: „Na, Das wollen wir sehen, wenn wir so weit sind."

Mit Bayle, der in den „Pensées diverses à l'occasion de la comète de 1680 (Haag 1737, Band III. §§ 134, 135, 172, 174) behauptete, daß „die Erfahrung die Annahme bekämpfe, der Glaube halte vom Verbrechen zurück" und „der Atheismus an sich sei keine Ursache der Immoralität", stimmen alle Kriminalanthropologen überein. Wie will man sonst auch erklären, daß auf dem Lande, wo sich zweifellos das religiöse Gefühl viel lebendiger erhalten hat als in den Städten, die schwersten Verbrechen doch keineswegs seltener sind?

In Wirklichkeit ist das religiöse Gefühl immer der Entwickelung des Moralsinnes nachgefolgt, von den Epochen der rohesten Unkultur bis auf unsere Zeit, und es hat sich dabei auch immer den verschiedenen Bedingungen des sozialen Lebens angepaßt, so daß zum Beispiel unter wilden Barbaren Moral

und Religion den Kindesmord billigten, während er da verboten iſt, wo ausreichende Subſiſtenzmittel für eine ſtarke Nachkommenſchaft vorhanden ſind. Das religiöſe Gefühl der Gegenwart iſt nicht, wie der Moralſinn, aus den Beziehungen der Menſchen zu einander entſtanden, die die ſoziale Koexiſtenz herbeigeführt haben, ſondern erſt nachher. Das moraliſche Verhalten der Menſchen nach ihren wiſſenſchaftlichen oder politiſchen Ueberzeugungen und nach ihren Glaubensanſichten zu beurtheilen, iſt nichts als ein tief wurzelnder Irrthum. Abgeſehen von den mehr oder weniger pathologiſchen Ausnahmen giebt es ehrliche Leute und Miſſethäter eben ſo unter den Gelehrten wie unter den Ungelehrten, unter konſervativen Politikern wie unter Umſtürzlern. Einer der Fundamentalſätze der poſitiven Pſychologie lautet: Der Menſch handelt nicht ſo, wie er denkt, ſondern ſo, wie er fühlt.

Darum ſagte auch Royer-Collard mit Recht, daß die Menſchen nie ganz ſo ſchlecht ſeien wie ihre Grundſätze. Und ſchon Bayle ſchrieb, Das, was das Handeln beſtimme, ſeien nicht die Meinungen des Verſtandes, ſondern die Leidenſchaften des Herzens. Das Temperament, die Triebe, die daraus ſich entwickelnden Gewohnheiten und die aus Alledem hervorgehende beſſere oder ſchlechtere Anpaſſung an das Milieu regeln in Wahrheit das moraliſche Verhalten und bilden Das, was man den moraliſchen oder ſozialen Sinn nennt. Das religiöſe Gefühl kann ihn nur verſtärken, wenn er vorhanden iſt, kann ihn aber nicht erſetzen, wenn er in Folge von Entartung, in Folge pathogener Veranlagung oder in Folge vorübergehender Störungen der normalen Beſchaffenheit überhaupt fehlt. Darum iſt es eine Illuſion der Leute, die ſchon an ſich gut ſind und in ihrem Gewiſſen fühlen, daß das religiöſe Gefühl die Funktionen ihres Moralbewußtſeins ſanktionirt und befeſtigt, zu glauben, die Moralität werde von dem religiöſen Gefühl und nicht von dieſem moraliſchen oder ſozialen Sinn beſtimmt. Und aus dieſer Illuſion geht die andere hervor, daß, wenn die moraliſche Anlage fehlt, ſie in der Dynamik der menſchlichen Handlungen durch das religiöſe Gefühl erſetzt werden könne, — was eben nicht der Fall iſt. Die Religion kann alſo unmoraliſche Individuen nicht moraliſch machen. Und Das iſt ſo wahr, daß ſelbſt der Gottesbegriff der Gläubigen je nach Temperament und Charakter variirt und ſich anpaßt, ſo daß der friedliche und gute Menſch einen Gott der Liebe und der Verzeihung verehrt, während der gewaltthätige und böſe Menſch einen grauſamen und rächenden Gott anbetet; eben ſo wie ſich der Charakter der Völker in ihren Glaubensanſichten wiederſpiegelt.

Mag die künſtliche Verſtärkung des religiöſen Gefühls alſo ein brauchbares Mittel und ein egoiſtiſcher Wall gegen die Bewegung des modernen Volksgeiſtes ſein: als ein Mittel und einen Wall gegen die Immoralität kann die experimentelle Kriminalpſychologie das religiöſe Gefühl nicht anerkennen.

Fieſole. Profeſſor Enrico Ferri.

Verwirrte Sinneseindrücke.

Ich bewohne einsam ein ganzes Gewese in Versailles. Mein Landsmann X. hat mir ein in allen Theilen leer stehendes Haus von drei Stockwerken mit fünfzehn Zimmern und drei Küchen überlassen; und in ein Zimmer des ersten Stockwerkes hat man ein Bett und einen Tisch für mich hineingestellt.

Die Einsamkeit hat für einen Individualisten, wie ich es bin, etwas Erhabenes. Meine Wohnstätte ist ein Kloster modernsten Schlages und ich richte mich aufs Beste mit meinem Bett ein. Uebrigens habe ich drei Viertel meines Lebens im Bette liegend zugebracht: dadurch kommt das Blut besser dazu, mein Gehirn zu befeuchten, so daß es Knospen treibt, die ich dann mit Vergnügen auf andere Wildstämme okulire.

Doch aus irgend einem Anlaß, den ich nicht entdecken kann, versagt das Bett mir heute die Ruhe, die ich genießen will. Mißmuthig stehe ich auf und nehme die Guitarre, um meinen Nervenakkord zu suchen. Ich habe die Gewohnheit, meine Seele und das Instrument nach einander zu stimmen, und wenn ich mich niedergedrückt fühle, erhöhe ich meine Seele Ton für Ton, indem ich die Schrauben der Guitarre anziehe.

Heute sind meine Nerven auf D-Moll gestimmt; ein übles Zeichen: ich bin traurig, betrübt bis zum Tode, düster wie ein Trauermarsch. Nach einigen Anstrengungen glückt es mir, mich auf F-Dur zu erhöhen, und im selben Augenblick vernehme ich innerlich einen kriegerischen Hymnus, voll von Triumph und Jubel. Ich lege mich wieder auf das Bett. Sofort sinke ich um drei Töne und aller Gram, alle Sorgen, die ich durchgemacht habe, umdüstern von Neuem mein Gehirn, das sich vergebens bemüht, sie fortzujagen. Die Nichtigkeit des Lebens, die Eitelkeit des Daseins, die Zwecklosigkeit der Arbeit drücken mich in einer besonderen Weise, die ich wiedererkenne. Es ist der selbe Seelenzustand, der mich anficht, wenn ich rückwärts gegen die Fahrrichtung in einem Wagen sitze. Sollte ich vielleicht verkehrt im Bett liegen oder mein Bett verkehrt aufgestellt sein? Ich werfe einen Blick durch das Fenster und merke, nach der Richtung des einfallenden Lichtes, daß ich mit dem Kopf gegen Osten liege, so daß ich die Bewegung der Erde rückwärts mitmache.

Eine Kindheiterinnerung kommt mir zu Hilfe. Ich besinne mich, daß meine Mutter zu sagen pflegte, man solle immer sein Bett von Norden nach Süden stellen, dann würde man nicht von Würmern geplagt.

Ich lasse den Werth dieser Spulwürmerprophylaxe dahingestellt und rücke mein Bett in die Richtung des astronomischen Meridians; und wie so mein Körper in Uebereinstimmung mit der Erdaxe ausgestreckt ist, fühle ich mich ganz lieblich in die Unendlichkeit eingewiegt und durchlaufe meine Bahn mit

einer Schnelligkeit von vier Meilen in der Sekunde. Stille herrscht nun in meinem Nervensystem, die beunruhigenden Gedanken verschwinden . . . und ein halb wollüstiges Gefühl, wie beim Herumschwenken in einem Karussel, betäubt die Bekümmerniß, die schlimmer plagt als alle Spulwürmer.

Ich schlummere ein und schlafe eine Stunde. Beim Aufwachen merke ich, daß ich geweint habe. Ich träume die selbe Sache von Neuem: zwischen weißen Birkenstämmen bekomme ich meine Kinder zu Gesicht. Ich gehe ihnen entgegen, um sie zu umarmen: sie wenden mir den Rücken und wollen mich nicht kennen, weil ich arm bin.

Ich schlage die Augen auf, hefte den Blick auf den weißen Marmorkamin und sehe dort ein Netz von blutrothen Fäden. Das ist meine eigene Augennetzhaut, die da vergrößert projizirt ist, — eine Entdeckung also . . . die Niemand vor mir gemacht haben sollte?

Von Neuem nicke ich auf fünf Minuten ein, und wie ich die Augen wieder öffne: was bekomme ich zu sehen? Auf dem Kamin zeichnet sich eine Begonia mit weißen und rothen Blüthen ab, die zittern. Ich frage mich, warum die Blüthen beben . . . im selben Augenblick verschwindet die Erscheinung . . . Was war Das?

Ganz gewiß die Blutgefäße der Hornhaut nebst den weißen und rothen Blutkörpern, auf den Abstand in ungeheurer Vergrößerung gesehen.

Sollte mein Auge auf dem Wege sein, sich zu einem Sonnenmikroskop von unerhörter Stärke zu entwickeln?

Ich fühle keine Lust mehr, zu schlafen. Der Schlaf bringt nur Leiden anstatt des Trostes, der den Armen und Unglücklichen verheißen ist.

Der heilige Schlaf, der nächtliche Friede, kurz, die äußerste Zuflucht, die ist also zunicht geworden . . . gleich allem Anderen!

Doch worüber beklage ich mich? Sind es nicht die Schlaflosigkeit und die Ueberanstrengungen, die meine Sinne und Nerven geschärft haben? Sind es nicht die Thränen mit ihrem fressenden Salz, die meine Hornhaut so zubereitet haben, daß ich meine eigenen Blutgefäße in der Projektion einer Laterna Magica sehe? Ja, sicherlich! Ich werde also noch einmal weinen müssen, um meine neue Entdeckung eingehend zu studiren. Ich rufe alle unbehaglichen Erinnerungen eines Lebens zu Hilfe, das an gehäuften Verdrießlichkeiten reich ist. Ich beschwöre das Schattenbild meiner Mutter herauf, ohne sie betrauern zu können, denn wir wurden einander von dem Tage an fremd, da ich Latein und Griechisch zu lernen begann, weil sie es nicht begriff. Ich segne sie . . . und vergesse sie wieder. Ich richte meine Gedanken auf das Unrecht, das man mir ständig gethan hat; aber ich werde rasend, ohne daß es mir glückt, eine Thräne hervor zu narren. Ich denke an meine Kinder, die ich für immer verloren habe . . . Da, plötzlich, aus einem unwillkürlichen

Inſtinkt, reagiren meine Gefühle gegen den Schmerz; und wie eine Wunde, die der Arzt berührt, zuckt und zieht ſich mein Herz zuſammen, mit geſchloſſenen Klappen.

Nicht gerade vortheilhaft, um meine Wahrnehmungen zu ſchärfen! Sie gehen ihren Gang nach eigenem Geſetze. Doch nun taucht die Erinnerung an begangene Dummheiten auf, gute Gelegenheiten, die ich verpaßt habe, Glück, das ich mir habe entgehen laſſen; die Wangen werden mir heiß, die Augen brennen und ich ſehe Roth, blutrothe Feuergluth. Ja, nicht Schlechtigkeiten und Verbrechen ſind es, deren wir uns ſchämen: unſere Dummheiten ſind es! Und wie plötzlich ſie auftauchen, ungebeten und unwillkommen!

Ich höre im Geiſt eine mißglückte Rede, die ich einmal auf einem Feſte hielt; es war im Jahre 1867; ich ſehe die verlegenen Geſichter der Gäſte . . . Ich will mich nicht daran erinnern . . . Ich erſticke . . . Ich ſpringe vom Bette auf und ſtelle mich an das Fenſter, das nach dem Walde von Meudon geht. Ich ſuche irgend einen Gegenſtand, meinen Blick daran feſtzuhaken, um den Lauf meiner ungeſunden Gedanken abzuleiten . . . Ich habe den Drang, ein Poltern zu hören, den Ton einer Glocke, einer Trommel oder eines Büchſenſchüſſes . . .

Da zeigt ſich mit einem Male ein grauer, runder Punkt oberhalb der Linie, die durch die Buchenwälder von Meudon gebildet wird. Er ſteigt und wird größer. Er nähert ſich, kommt auf mich zu, wie von irgend einer unbekannten Macht geſandt, die mir durch Zufall günſtig iſt.

Der Luftballon vom Aeronautenpark in Meudon! Er wandert von Oſt nach Weſt, alſo in einer der unſeres Planeten entgegengeſetzten Richtung; und wie er nun ſtill ſteht, frage ich mich:

„Warum ſollen wir denn den Wind haben, große Götter, und die Bewegung und die himmliſche und irdiſche Mechanik und Phyſik? Flieht nicht die Erde hinweg und läßt jene dünnen und leichten Maſchinen weit hinter ſich, die, in der Luft ſchwebend, der Schwerkraft wie der Schwere ſpotten? Der Erdkoloß legt ja in einer Sekunde 29450 Meter zurück, die Drehung um ſeine Achſe ungerechnet! . . . Warum? . . .“

Warum? Ja, darum, weil Kopernikus es geſagt, Galilei es behauptet und Newton es geglaubt hat! Doch Newton glaubte auch an das Buch der Offenbarung, der Ehrenmann! Und auch der Pater Secchi iſt ein großer Aſtronom, obgleich ſeine Religion ihm ausdrücklich verboten hat, daran zu glauben, daß die Erde ſich um die Sonne drehe. Die Aſſyrer, die Hebräer, die Egypter, die Griechen und die Römer verſtanden, ihr Kalendarium einzurichten und Sonnenfinſterniſſe vorauszuſagen; Kolumbus konnte Amerika entdecken, ohne Wiſſenſchaft davon zu haben, wie die Erde gleich einem Tollkopf läuft und ſich um einen Punkt dreht, den ſie niemals erreicht!

Im Grunde iſt mir Das gleichgiltig, eben ſo wie alles Andere. Ich möchte nur bekennen, daß es uns Individualitäten lieber ſein würde, in dem feſten Mittelpunkte des Weltalls zu reſidiren; und ich erwarte mit Freude den neuen Beweis, den Herr Beaudonnat über dieſes Thema zur Weltausſtellung von 1900 verheißen hat. . . .

Seitdem der Ballon meinen kindlichen Glauben an die Umwälzung, die mit dem Hauſe und meinem Bett vor ſich gehen ſoll, erſchüttert hat, brüte ich nicht mehr über meinen Verdrießlichkeiten. Es dünkt mich, als ob ich nicht länger den Luftzug fühle, der von der raſenden Fahrt durch den Raum hervorgebracht wird. Ich betrachte die Waſſertropfen, die in geraden Linien, ohne abzuweichen, fallen. Ich nehme die wagerechte Waſſerfläche in der Karaffe auf meinem Nachttiſch wahr. Die Fläche iſt unbeweglich. Die Lampe, die von der Decke herabhängt, rührt ſich auch nicht. Wie vollkommen doch die Welt geſchaffen iſt! Man könnte vor Neid krank werden.

Ganze zwei Tage weiß ich nicht mehr, was ich glauben ſoll. Ich bleibe auf meinem Bette liegen, immer in der Richtung des Meridians. Iſt es nicht die Natur, die uns dieſe Lage auf dem Rücken angewieſen hat, mit ſeinem prächtigen Brett, das uns die größte Anzahl Stützpunkte bietet, und der braven Polſterung?

Zuletzt: drei Tage habe ich nun zwei große, mäßig gemalte Gemälde in ſoliden Rahmen beobachtet, die an der Wand vor mir hängen. An Schnüren aufgehängt, die horizontal hinter den Rahmen befeſtigt ſind, haben dieſe Gemälde nur einen Stützpunkt, ſo daß ſie für die geringſte Bewegung empfindlich ſind. Die Wand erſtreckt ſich von Oſten nach Weſten oder umgekehrt, was die Sache nicht verändert.

Nun: dieſe Kunſtwerke finde ich an jedem Morgen, wenn ich erwache, ſchräg gerichtet, die linke Ecke heruntergeglitten, die rechte zu hoch.

Was ſoll man da glauben? Nichts! Mein Haus iſt ſolid gebaut, auf einem Boden, der ſich von der Tertiärformation herſchreibt, und es liegt nicht an der Straße, ſo daß Erſchütterungen durch Fuhrwerk ausgeſchloſſen ſind. Ich begnüge mich damit, Nutzen aus dieſer Entdeckung zu ziehen, ohne das Jahr 1900 abzuwarten; meine nächtliche Sonnenuhr zeigt mir zu jeder Zeit die Stunde an und meine Wohnſtätte bewegt ſich alſo um die Achſe der Erde . . . Vielleicht bewegt ſie ſich doch!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich komme von den Bergen und Thälern dort unten, von den Ufern der blauen Donau. Hinter mir habe ich die Hütte am Wege gelaſſen, die anſetzenden Trauben, ich habe die Tomaten, die Melonen zurückgelaſſen, die auf ihre Reife warten, und die Roſen, die zu knoſpen beginnen. Zum hundertſten Male habe ich mein Ränzel geſchnürt und bin ausgewandert, um

Arbeit in der großen Stadt zu ſuchen, auf dem Markte und der Werkſtätte der kämpfenden Geiſter, in Paris!

Während voller achtundvierzig Stunden habe ich wie ein Gefangener in einem Eiſenbahnwagen geſeſſen und wider Willen die Kohlenſäure und den Stickſtoff von Menſchen eingeathmet, die ich nicht kannte. Zu Anfang verabſcheute ich ſie, denn ſie ſtörten mich, dieſe Weſen, die mich zwangen, die Linien ihrer Geſichtszüge feſtzuhalten und ihrer Unterhaltung zuzuhören, die mein Gehirn in Bewegung ſetzte. Ich war hilflos gegen dieſes Attentat auf meine geiſtige Selbſtbeſtimmung und es half nicht, daß meine Seele ſich empörte; ſie wurde in die Alltäglichkeit gebannt, während ſie auf dieſen mäßigen Gedankenaustauſch lauſchte. Und ich verfluchte von Herzen meine Leidensgenoſſen, die mit mir in die ſelbe Schachtel eingeſchloſſen waren. Doch als die Müdigkeit über ſie Macht bekam, ſo daß ſie ſchwiegen, legte ſich ein ſo ſorgenvoller Ausdruck über ihre Geſichter, daß ich ſie ſchließlich beklagte. Ihrer gewohnten Lebensſphäre entrückt, flößten ſie Bedauern ein. Ein allgemeines Unbehagen liegt über dieſem beſchwerlichen und unſauberen Zuſammenſein im Eiſenbahncoupé, wo man Steinkohlenſtaub und Schwefel in Rauchform einathmet und wo Sand und unſichtbare Feilſpähne das Augenlid mit ſeinen Wimpern kniſtern laſſen. Als die Nacht hereingebrochen war und dieſe armen Menſchen ſchliefen, die ungewaſchenen Hände über dem Magen gefaltet und die bleichen, ſchweißigen Geſichter auf die Bruſt niedergebeugt, erinnerte unſer Coupé an ein Schlachtfeld mit Leichen und zerſtückelten Gliedmaßen. Der Schlaf bringt keine Gefühle von Glück; und in unſerem Kerker hallen Seufzer wieder, Seufzer von Weſen, die nach Millionen Jahren aus der Civiliſation in den Zuſtand des Thieres oder des Wilden zurück gefallen ſind und von grünen Weideſeldern träumen, einem ſenſationellen Nothzuchtprozeß oder vielleicht auch von einem braven Mord.

Ich erwache in dem heiligen Verſailles, nachdem ich ſechzehn Stunden in einem richtigen Bett geſchlafen habe. Die Müdigkeit iſt fort und mit ihr auch alle ſchwarzen Dämonen der Einbildung. Die Verdrießlichkeiten ſind ihren Lauf gegangen, der Kummer iſt fortgeblaſen, ſelbſt die Erinnerungen ſind verdunſtet. Die Gefühle von Abhängigkeit, obgleich ſie am Tiefſten wurzeln, haben ihren Griff losgelaſſen; eine Gleichgiltigkeit, die wie eine Befreiung wirkt, hat ihren Platz eingenommen. Doch die Stöße des Eiſenbahnwagens haben meine Gehirnſubſtanz ſo gründlich geſchüttelt, daß ich das Vermögen verloren habe, meine Gedanken zu beherrſchen. Die Leitungdrähte ſcheinen geborſten zu ſein, mein Kopf iſt leer; es gelingt mir nicht, mich der Dinge zu erinnern, die ich vor mein Gedächtniß zu ſtellen verſuche.

Um die Beine zu bewegen, gehe ich aus, nach dem Schloſſe zu, einer alten, lieben Bekanntſchaft vom Jahre 1876. „Geradeaus, und dann nach links!“

Ich biege nach links ab. Vor mir erſtreckt ſich die Avenue Saint-Cloud, ſteil und endlos; der Hintergrund wird ganz ausgefüllt von dem Pavillon Ludwigs des Dreizehnten in Ziegelroth und Gelbgrau.

Ich gehe weiter. Nach einer Viertelſtunde fühle ich mich ermüdet. Ich habe eine von den Seitenalleen mit Linden gewählt, deren Zweigwerk einen Kreuzgang bildet, und ich trete immer zu, ohne daß mir das Gebäude größer zu werden ſcheint. Es bewegt ſich mit mir vorwärts und entfernt ſich in dem ſelben Maße, wie ich mich nähere. Noch eine Viertelſtunde halte ich aus, dann kehre ich den ſelben Weg zurück, unſicher und nur davon überzeugt, daß ich die Länge des Weges falſch beurtheilt habe.

Auf dem Heimwege ſagte ich mir: „Dieſe Störung meiner Geſichtswahrnehmungen iſt eine natürliche Folge der angeſtrengten Reiſe.“

Aber noch am ſelben Abend mache ich einen Spazirgang in der Richtung nach Viroflay, ohne eine Spur von Müdigkeit zu bemerken. . . .

Am Morgen darauf beſchließe ich, das Schloß mit Sturm zu nehmen. Ohne vorgefaßte Meinung gehe ich aufs Neue die Avenue Saint-Cloud hinauf und nehme den von Grün umrahmten Pavillon Ludwigs des Dreizehnten auf Augenmerkabſtand. Die unermeßlich breite Avenue kommt mir ſofort mühſam vor; unbewußt laufe ich in die Seitenallee wie in einen Hafen ein; bald beengen mich die Baumſtämme wie Klammern und das Laubgewölbe zwickt mich wie mit Zangen. Halben Weges ſinke ich auf eine Bank nieder.

Vernichtet und untröſtlich ſehe ich auf meine Uhr und vergewiſſere mich, daß der Spazirgang nicht länger als zehn Minuten gedauert hat. Ich meſſe den Abſtand und glaube, auf der Mittelpartie des Gebäudes Büſten zu unterſcheiden . . . von vorn geſehen . . .

Ich nehme die Plankarte über Verſailles auf, berechne noch einmal den Abſtand und finde, daß höchſtens fünfhundert Meter von meinem Platz bis zum Schloß übrig ſind, da ja die ganze Länge der Allee tauſend Meter beträgt.

Ueber dieſes einzigartige Faktum verwundert, erkläre ich mir die Sache ſo: die Perſpektivlinien wechſeln, während ich vorſchreite; zur ſelben Zeit wird der Geſichtswinkel größer, — und dies infernaliſche Spiel unſichtbarer Linien verwirrt mein Gehirn, in dem ſich die Irradiationſtrahlen des verzauberten Schloſſes abzeichnen.

Nachdem die Löſung des Problems ſo gefunden iſt, werde ich wieder ruhig, ſchlage einen Querweg ein und trete nach zwei Minuten auf die weite Place d'Armes hinaus.

Dort ſteht mir eine neue Ueberraſchung bevor: das Schloß gleicht durchaus nicht meinem alten Verſailles von 1876. Zuerſt und vor Allem iſt das hier kleiner; und dann iſt ſein Stil modern.

Kleiner, denn ich habe in der Erinnerung ſein traditionelles Bild

Digitized by Google

getragen, das die Größe des Jahrhunderts Ludwigs des Vierzehnten ſymboliſirt. Moderner, denn der Verſailles-ſtil, Ziegel in Verbindung mit natürlichen Steinen, iſt in den letzten zwanzig Jahren etwas ſehr Gewöhnliches geworden.

Nun ſoll ich über die Place d'Armes gehen. Dieſes weitgeſtreckte Halbrund kommt mir wie ein Meer vor und ich fühle eine unerklärliche Furcht.

Das große Gebäude zieht mich an, wie ein großer Körper den kleineren anzieht; und der offene Plan erſchreckt mich wie der leere Weltraum. Vergebens ſuche ich einen Stützpunkt. Ein Miethwagen kommt auf mich zugefahren: ich folge ihm ein Stück, aber er entſchwindet mir, trotzdem ich meine Schritte beſchleunige. Ein Poliziſt nähert ſich; allmählich erreiche ich ihn; ich ſchließe mich ihm an: ſeine Gegenwart ſchützt mich. Ich bin Deſſen gewiß, denn ein Gefühl von Wohlbefinden kommt über mich mit der animaliſchen Wärme, die er unmerklich und unſichtbar ausſtrömt. Er ſteht ſtill und guckt den Himmel an, ſo wie nur ein Wächter des Gaſſenfriedens ihn angucken kann, und ich ſtehe auch eine Minute ſtill. Der Mann bekommt Witterung von mir, er fixirt mich; ich fühle ſeinen Blick, wie man fühlt, wenn eine Perſon hinter Einem auf dem Trottoir geht und Einen betrachtet. Inſtinktiv mache ich Kehrt, in der Furcht, für Gott weiß was gehalten zu werden, und finde eine Zuflucht bei einem ungeheuren Laternenpfahl, der ſich erhebt wie der Leuchtthurm auf einer Klippenſchäre, draußen im Meer. Ich klammere mich an dieſen Eiſenpfahl feſt; die Sonnenſtrahlen haben ihn erwärmt und ich glaube, zu fühlen, wie er von der Temperaturerhöhung aufgeweicht iſt. Das iſt Einbildung, da dieſe Aufweichung unmöglich mit dem Gefühl zu unterſcheiden iſt, und dennoch richtig, da ja das erwärmte Metall wirklich weicher wird . . . Das Schloß zieht mich an ſich ohne Aufenthalt; und dennoch kann ich mich nicht entſchließen, meine Schäre zu verlaſſen . . . ein Schiffbrüchiger zwiſchen dieſen Straßenſteinklippen.

Eine große Angſt befällt mich. Um ſie zu bekämpfen, beginne ich, zu philoſophiren und in Gedanken ähnliche Erſcheinungen aufzurufen, die ſich wiederholen, ohne daß man ſie verſtehen lernt.

Man geht ſeinen Weg geradeaus auf dem Trottoir: man wendet den Kopf, um nach Jemandem oder nach Etwas ſeitwärts zu ſehen; ſofort ſtößt man auf einen Körper: Batz! Da pralle ich auch ſchon auf einen Baum in der Avenue. Iſt es wirklich die allgemeine Attraktion, die eben auf meinen Körper eine Anziehung ausgeübt hat, da Das, was ihn ſteuert, für den Augenblick im Großhirn ſeine Wirkſamkeit ausgeſetzt hatte?

Ein Beiſpiel! Sie gehen den Boulevard entlang: ein Betrunkener, deſſen Gehirnfunktionen paralyſirt ſind, kommt Ihnen entgegen. Aus Erfahrung wiſſen Sie, daß es zu einer Kolliſion kommen kann, aber Sie wollen nicht aus Ihrem Kurs fallen und unter dem Einfluß dieſes Vorſatzes faſſen

Sie Hoffnung, dem Betrunkenen auszuweichen. Vergebens! Er ſegelt gerade auf Sie zu; die Hoffnung, die Sie eben noch hegten, ſchwindet und damit Ihre Geiſtesgegenwart . . . Batz! Sie werden von dem Zuſammenſtoß erſchüttert, der eintreffen mußte, weil hier eine zwingende Nothwendigkeit vorhanden war, ganz wie es mit der Attraktion der Erde der Fall iſt.

Wirkt da eine unbekannte Kraft? Giebt es mehr als eine Kraft? Die Gelehrten ſagen Nein und erklären die Energie für einzig.

Ich befinde mich alſo unter dem Einfluß der anziehenden Kraft. Ich lehne mich gegen dieſe blinde, brutale Macht auf; und, um ſie beſſer bekämpfen zu können, perſonifizire ich ſie und mache ſie zu einem Gott. Allerdings will ich vorwärts kommen, zu meinem Ziel: dem Palaſt, doch ich will zur ſelben Zeit jener überlegenen Kraft trotzen. Mein Gehirn theilt ſich und bekämpft ſich ſelbſt; und ich erwarte beinahe, meinen Körper halb auf der Place d'Armes und halb am Laternenpfahle zu ſehen. Vergebens ſuche ich die beiden Maſchinentheile zuſammen zu koppeln: ich bemühe mich, ein Ich aufzufinden, das über mir ſelbſt ſteht, — als plötzlich, durch einen unfreiwilligen, doch unfehlbar nothwendigen Zufall, meine Hände, die noch immer den Eiſenpfeiler umklammern, ſich begegnen: die phyſiſchen Ströme werden vom Eiſen vereinigt, die Kette ſchließt ſich und ein Pſychomagnet iſt vorhanden. Sein Einfluß wirkt auf mein Nervenſyſtem und es geräth ſofort wieder unter meine Herrſchaft. Leider kann ich das ſtärkende Berührungmedium nicht mitnehmen! Unruhig blicke ich um mich, um das Fahrzeug zu finden, das mich von dieſer öden Schäre retten kann, und aus alter Gewohnheit hebe ich das Auge gegen die blaue Gasbildung, die die Strahlen der Wärme und des Lichtes durchſeiht und von den Gläubigen mit Recht der Himmel genannt wird, weil dort die Urkräfte wohnen. Juſt ſchwimmen weiße Wolken über die Sonnenſcheibe und werfen ihre großen, beweglichen Schatten auf das Steinpflaſter der Place d'Armes. Sonne, Himmel, Gott — es macht wenig aus, unter welchen Namen wir Dich anrufen —: ich danke Dir, denn Du haſt ein ganzes Geſchwader von Canoes zu meiner Verfügung geſtellt! Was verſchlägt es, daß ſie, wenn es drauf und dran kommt, nur Schatten ſind wie alles Andere! Jetzt bin ich Dichter und Zauberer in einer Perſon. Ich wähle mir das feſteſte von dieſen Dampfbooten, ſteige vorſichtig an Bord. . . Vorwärts. . . Schön, die Fahrt iſt gelungen!

Ich ziehe Vortheil aus dem Wiedergewinn meiner Kräfte und kreuze die Cour d'Honneur unter der Protektion Richelieus, Bayards, Colberts und der anderen ſchweigenden Marmorſtatuen, deren Gegenwart dieſe Wüſte belebt; und ich erreiche den Eingang zum Muſeum.

Vor der Thür ſteht eine Schaar Menſchen und wartet darauf, daß das Heiligthum geöffnet werde, und ich nehme Platz unter dem Haufen.

Kaum bin ich in dieſe Truppe eingeſchrieben, da verwandelt mich der Zufall in eine Ziffer; vergeblich richtet mein Ich ſich dagegen auf, von der Furcht bedroht, durch die Menge oder die Berührung mit den Anderen ſich ausgetilgt zu ſehen. Die hinten Stehenden verabſcheuen mich und ich fühle, wie ſie mich haſſen, während ich ſelbſt Denen fluche, die vor mir ſtehen und mich mit ihren Kleidern ſtreifen wie einen läſtigen Mitbewerber.... Ich breche aus und flüchte in den Park.

Das Licht umfängt mich wie ein Stoff, der dichter iſt als die Luft und mir die Empfindung giebt, als ob ich flöge. Ich bin froh, daß ich das Innere des Schloſſes nicht geſehen habe; es bleibt mir unbekannt, gleichſam myſtiſch und verzaubert. Und der Duft von Millionen Blumen in den Gärten berauſcht mich; erſt der ſtarke Wind vom Felde her ernüchtert mich wieder. Ich ſteige die Terraſſe hinauf, glücklich wie ein Gott, und da merke ich, daß der Boden unter meinen Füßen ſchaukelt; doch ſehr gelind; es iſt, wie wenn man über eine Hängebrücke geht. Ich weiß, daß die gewölbten Decken der Orangerien unter mir liegen, und ich beruhige mich damit, daß die Gewölbebogen einen Gegendruck nach oben ausüben, einen Ueberſchuß von Stärke, gegen den meine Fußſohlen reagiren.

Ich ſteige die Marmortreppe nieder und komme in den Hof der Schweizer, — und glaube mir, da ich es Dir ſage, geneigter Leſer, glaube mir: ich ſah die im Orangeriegewölbe gefangenen Spannkräfte über die Arkaden gleich einem Nordlicht ausſtrahlen....

Du lächelſt.... Warum? Wenn das elektriſche Licht nichts iſt als verwandelte Kraft: warum willſt Du dem Nervengeflecht meiner Augen das Vermögen abſprechen, einen Eindruck von Energie in einen Eindruck von Licht umzuſetzen?... Zweifle weiter, meinethalben! Soll ich Dir erſt einen Fauſtſchlag ins Auge verſetzen, damit Du die Umſetzung meiner phyſiſchen Kraft in Form von leuchtenden gelben und rothen Blitzen bemerkſt? ...

Ich will fort von dem verzauberten Schloſſe. Ich will die Blumen in den Gärten anſehen, doch die Steinmaſſe hält mich zurück, zieht mich an ... ununterbrochen, im direkten Verhältniß zu ihrem Umfang und im umgekehrten Verhältniß zum Quadrat der Entfernung. Mein Haß gegen den Rieſen hat ſich in Liebe verwandelt und ich laſſe meine Hand über die Steine gleiten, ich ſtreichle ſie, wie man einen großen Hund tätſchelt.

Ich ſchiebe mich längs der Mauer vorwärts und gelange wieder auf den Marmorhof draußen, wo ich mich ausruhe und Pläne ſchmiede, wie ich allen dieſen unſichtbaren Feinden, die mir zuſetzen, entkommen ſoll.

Während ich ſo daſtehe und mich gegen die Mauer neige, ſehe ich plötzlich, daß der Marmorhof den Gehörgang zu einem großen Ohr bildet, deſſen Muſcheln von den Flügeln der Gebäude gebildet werden. Ergriffen

von dieſer neuen Phantaſie und froh darüber, auf dieſe bizarre Entdeckung gekommen zu ſein, die ich wie ein Inſekt im Ohr eines Rieſen gemacht habe, lauſche ich an der Wand ... Welche Ueberraſchung! ... Ich höre ein donnerndes Meer, Volkshaufen, die ſtöhnen, verlaſſene Herzen, deren Schläge ein mattes Blut aufpumpen, Nerven, die mit einem kleinen, klanglosen Geräuſch berſten, Schluchzen, Gelächter und Seufzer! ...

Ich muß mich prüfen. ... Iſt Das nicht ſubjektve Sinnestäuſchung? ... Bin ich Das nicht nur, ich ſelbſt, der zu hören glaubt?

Nein, ich kenne die Nücken meiner Sinne von Grund aus.

Stammt dieſes Getöſe von den Pulſen der Verſaillesbewohner? ... Die kleine Stadt liegt dort ſo ſtill, als ob ſie ſchlummerte, und überdies macht es die Hörlinie unmöglich, daß die Laute von dem Seitenviertel kommen.

Was iſt es denn? ... Eine unbeſtimmte Jugenderinnerung taucht in mir auf: der Bericht von dem Seemann, der von Liſſabon abgeſegelt war und nach zweitägiger Fahrt das Glockengeläut weit draußen auf dem Meere hörte, — doch nur auf der Seite, wo das Segel konkav ausgeſpannt ſtand und dadurch Dienſte that wie ein Brennſpiegel. Nach einer Fahrt von ganzen zwei Tagen! ...

Was höre ich jetzt? ... Flüſternde Menſchenſtimmen. ... Gerade über meinem Kopfe befindet ſich das Fenſter des großen Königs Ludwig. .. Der Schelm! Er hatte es ſicher vor mir entdeckt, daß hier ein Dionyſiusohr war! Hier ſtand er auf der Lauer und ſpionirte aus, was man in Paris ſagte! Denn Paris iſt es, das ich hier murmeln höre, über die Hügelkette hin, die ſich von Courbevoie bis nach Sceaux erſtreckt und ſich in einem Halbkreis entwickelt, deſſen Brennpunkt Verſailles und deſſen Gehörgang das Sèvres-Thal iſt. Iſts möglich, frage ich noch einmal, bin ich nicht verwirrt?

Geboren in der guten alten Zeit, da man mit Oelleuchtern, Poſtkutſchen, Ruderbooten und ſechsbändigen Romanen vorlieb nahm, habe ich mit einer unfreiwilligen Schnelligkeit die Periode des Dampfes und der Elektrizität mitdurcherlebt, — vielleicht mit dem Erfolg, daß ich den Verſtand verloren und ſchwache Nerven bekommen habe. Oder ſollten meine Nerven in einer Evolution zur Ueberfeinerung begriffen ſein und meine Sinne allzu ſubtil werden? Wechſle ich die Haut? Bin ich im Begriff, ein moderner Menſch zu werden? .. Ich bin nervös wie ein Krebs, der ſeine Rückenſchale abwirft, reizbar wie ein Silberwurm, der ſich verwandelt. Will der Schmetterling aus der Puppe fliegen, ehe noch die Kokonſeide aufgehaſpelt iſt, und zu Tode frieren? Wie die Sache auch ſein mag: ich bleibe hier an meinem Dionyſiusohr ſtehen und lauſche mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Ich lauſche, was man in der großen Werkſtatt der Intelligenz, in Paris, flüſtert. Auguſt Strindberg.

Aubrey Vincent Beardsley.

Es verſtößt zwar gegen allen ehrwürdigen Gebrauch, einem jüngeren Kollegen Gutes nachzureden, wird diesmal aber dadurch verzeihlich, daß der geniale Jüngere ſich allem berechtigten Neid durch ein frühes Ende entzogen hat. Wie ein märchenhaftes Feuerwerk erſcheint Aubrey Beardsleys Kunſt vor unſeren ſtaunenden Sinnen; und obwohl es noch andere ſchöne Gemeinplätze für Vergleiche gäbe, paßt doch der Vergleich mit einem Feuerwerk am Beſten. Als es am Schönſten funkelte, war es zu Ende. Möge es berufenen Vereinen überlaſſen bleiben, ſpäter einmal nachzuſtöbern, wo Beardsleys Windeln gewaſchen wurden; ich will mich hier darauf beſchränken, ſeine trotz der kurzen Zeitſpanne ihrer Entſtehung überaus zahlreichen Werke ganz flüchtig zu berühren. Ihre Wirkung auf Solche, die durch den ſeligen Lübke oder durch akademiſchen Unterricht nicht allzu ſehr gelitten haben, iſt reichſte Offenbarung eines glühend ſinnlichen, durch raffinirteſten Geſchmack geadelten Künſtlergeiſtes. Beardsley fiel eben ſo wenig wie ſonſt irgend Einer als Meiſter vom Himmel. Er lernte; und er konnte ſchon, ehe er ſich ſelbſt entdeckte. Mantegna, Benozzo Gozzoli, Botticelli, Gabriel Dante Roſetti, Burne Jones und Walter Crane waren ihm Wegweiſer. Aber er erfaßte Das, was ihm die Meiſter zu geben hatten, mit einer ſo verblüffenden Schnelligkeit und entledigte ſich wieder eben ſo ſchnell ihres Einfluſſes, daß es ſcheinen könnte, er habe ihrer überhaupt nicht bedurft, um Das zu werden, was er geworden iſt. Wie es ſtets müſſig iſt, zerfaſern zu wollen, woher ein genialer Geiſt ſeine Anſtöße erhielt, ſo kann es uns gleichgiltig ſein, welche Blätter Hogarths oder franzöſiſcher Meiſter der Zopfzeit dem raſtlos Arbeitenden Anregungen gaben, und unwichtig iſt es, wie dieſe Meiſter hießen. Lehrt doch die Erfahrung, daß ſelbſt mittelmäßige und ſchlechte Werke poſitiv oder negativ beeinfluſſend wirken können.

Beardsley ging in ſeinen Zeichnungen nicht auf; er liebte die Muſik, er war mit der beſten Literatur aller Zeiten vertraut, er ſchrieb auch ſelbſt und betrieb Alles mit der hitzigen Konzentration, deren nur das Genie fähig iſt. Goethe ſagte, daß Genie Fleiß ſei. Nicht der büffelnde Fleiß eines ſelbſtzufriedenen Kandidaten, ſondern der tüchtige, verzehrende und neugeſtaltende, der Fleiß, der zum aufregenden, glückſäligen Finden führt. Beardsley hatte Eile. Von der klaren Erkenntniß eines unerbittlichen Geſchickes und der brennenden Begierde, Alles zu erleben, was des Erlebens werth iſt,ward er zu der enormen Arbeit geſpornt, die er während der ſechs Jahre ſeines Schaffens leiſtete. An Reiz hat er voll ausgekoſtet und an Arbeit voll ausgegeben, was ſonſt einem langen, reichen Daſein genügt. So begreift man den Sinnenrauſch, der aus ſeinen Blättern heiß herausſchlägt, ſein Schwelgen in der Schönheit ſelbſtgeſchaffener Linien und die dramatiſche Spannung, die er durch die einfachen

Mittel von Schwarz und Weiß hervorzurufen weiß. Armſälige Menſchen, die nicht genießen gelernt haben, müſſen freilich dieſem reich gedeckten Tiſch fern bleiben; denn die köſtlichſten Gerichte darauf ſind ihnen ungenießbar. Auſtern munden dem Bauern nicht, er mag noch ſo bieder ſein. Mit Aubrey Beardsley iſt es eben ſo. Seine Zeichnungen ſind ſubſtilſte Delikateſſen für die Empfänglichen, die nicht albern nach ſogenannten Ideen graben, ſondern ſich dem Zauber der ornamentalen Wirkung ſeiner Blätter hingeben. Der ſouveraine Geſchmack, mit dem der bildende Künſtler juſt ſo und nicht um Haarsbreite anders eine Linie führt oder eine Fläche dehnt, iſt das Entſcheidende, nicht aber der ganz nebenſächliche und meiſt nur als ein Zufälliges auftretende novelliſtiſche Gedanke. Dieſer dient im Allgemeinen eher dazu, den Mangel an wahrhaft künſtleriſchem Gehalt zu verſchleiern. Erſt wenn ein Werk bildender Kunſt gehörig mit ſogenannten Ideen geſpickt iſt, beginnt für manche Leute die Möglichkeit, ſich Etwas dabei zu denken, und ſie freuen ſich dann wie die Kinder über einen aufgelöſten Scherzrebus. Um dem Kunſtwerk anders gegenüber zu ſtehen, muß man ſich nicht nur ernſthaft der Kunſt hingeben, ſondern vor Allem kongenial empfinden, — und Das lernt ſich eben ſo wenig aus Büchern wie in der Muſik das Gehör. Mit eigenen Augen muß man ſehen, um den Sinn für die Form zu bilden. Dazu muß man allerdings zunächſt den Modewahn ablegen, als ob der Schaffende ſelbſt ein Blinder ſei, der nicht weiß, was er zu thun oder zu laſſen hat, um ſeinen Eindrücken Geſtalt zu verleihen. Gewöhnlich meinen Hinz und Kunz, Das ja viel beſſer zu wiſſen; und in der ſchroffſten Form darüber zu urtheilen, wie ein Kunſtwerk eigentlich ſein müßte, halten ſehr Viele für unumgänglich, um als gebildet zu gelten. Freilich, wenn man Etwas nicht verſteht, mag es ſchwer ſein, ſich einzugeſtehen, daß man ſelbſt daran ſchuld ſein könnte und nicht der Künſtler, der in einem eigenartigen Werke vielleicht ſein Beſtes verſchwenderiſch gab.

Das that Beardsley. Er erhob ſich über die Menge und ſie erklärte ihn für verrückt. Die alte Geſchichte, heute wie vor tauſend Jahren. Anſtatt ihm vorzuwerfen, daß ſeine Figuren zu kurz oder zu lang ſind und daß Dies oder Jenes in der Wirklichkeit anders iſt als in ſeiner Schöpfung, ſollte man verſuchen, ſeine Arbeiten als Ornament zu verſtehen und die ſouveraine Willkür, mit der er menſchliche und andere organiſche Formen behandelt, als Abſicht zu begreifen. Wer aber durchaus kunſtgeſchichtliche Analogien haben will, erinnere ſich romaniſcher und frühgothiſcher Arbeiten, die dank den drei Sternen, mit denen Lübke und andere Kunſt-Bädeker ſie aichten, ihren Weg ſogar bis in die Salons reich gewordener Börſenherren gefunden haben. Daß Beardsley abſichtlich auf die hergebrachten akademiſchen Formen verzichtete, um ſeiner ureigenſten Empfindung Ausdruck zu geben, lehren ſeine Früharbeiten: „The procession of Joan of Arc“, „A Head“ und andere aus der Zeit, während deren Dauer er noch unter

dem Einfluß von Burne Jones ſtand. Wenn die nüchterne, eiskalte Art dieſes Künſtlers dem heißblütigen Zwanzigjährigen auf die Dauer möglich geweſen wäre: wie hätte er je die eminente Farbenwirkung in Schwarz-Weiß, die wir an ſeinen reifſten Arbeiten bewundern, erreicht? Wenn er ſich mit ſchwülen Sinnen an der üppigen und überüppigen Fülle weißer, ſchwellender Frauenkörper berauſchte oder mit ariſtokratiſcher Geſchmacksverfeinerung nach dem reizvollſten Ausdruck ſchlanker, jungfräulicher Formen lechzte, brauchte er andere neue Mittel, um ſeine Eindrücke künſtleriſch zu exteriorifiren. Er ſchuf ſich dieſe Mittel und beſchenkte uns mit jenen wundervollen Arbeiten, deren Einfluß auf die Kunſt noch gar nicht abzuſehen iſt.

Thöricht wäre es, Einzelnes beſchreiben zu wollen. Sind die Zeichnungen dem Leſer bekannt, dann iſt es überflüſſig; ſind ſie ihm nicht bekannt, dann halte ich es für unmöglich, durch Beſchreibung ein ausreichendes Bild von ihnen zu geben. Wer ſich angezogen fühlt, Beardleys Werke näher kennen zu lernen, mache ſich zunächſt mit dem „Early work“ und den zwei Bänden der „Fifty drawings“ bekannt. Da findet man auch genaue Angaben über ſeine ſämmtlichen Arbeiten, unter denen „The yellow book“ und „Le morte Darthur“ hervorragen. Ordentliche Leute können dort auch Geburt- und Todesanzeige und andere wiſſenswerthe Daten nachſchlagen.

Profeſſor Otto Eckmann.

Geldbewegung.

Es giebt Zeiten, in denen Geld knapp iſt, ohne daß die Börſe davon beeinflußt wird. Das iſt augenblicklich der Fall: die Kaſſen der Privatleute leeren ſich, die Banken ſind aber um ſo abundanter. Wohin fließen die Einzahlungen auf ſächſiſche und heſſiſche Renten, auf die jungen Aktien der Allgemeinen Elektrizität-Geſellſchaft u. ſ. w.? Zunächſt an die Emiſſionhäuſer, und zwar für Staatspapiere gewöhnlich gleich zum vollen Betrage; die Emiſſionhäuſer wollen keinen Tag Zinſen einbüßen und leihen die Summen an der Börſe aus, weil das Geld da auf kurze Termine und dabei ſicher angelegt werden kann, und ſo kommt es, daß der Spekulation Nahrung zugeführt wird, während die Bankwelt auf die künftige Geſtaltung des Geldmarktes mit verſtärkten Beſorgniſſen ſieht. Die zehnfache Zeichnung der neuen Sachſen und die achtfache der neuen Heſſen ſcheinen echter zu ſein als ihrer Zeit die Anmeldungen auf Konſols und Reichsanleihe. Allein was nutzt die Klaſſirung der Staatspapiere, wenn dabei die Staatspapiere ſelbſt deklaſſirt werden? Leider handelt es ſich nur um Austauſchgeſchäfte am Fondsmarkt ſelbſt; nicht friſche Baarmittel kommen in Umlauf, ſondern alte Effekten werden verkauft und mit dem Erlös neue angeſchafft. Das iſt nicht unbedenklich, da jeder Rückgang der älteren Anleihen ſtark beunruhigend wirken muß. In München führte kürzlich das Angebot von

51 000 Mark dreiundeinhalbprozentiger Bayerischer Staats-Eisenbahn-Anleihe, die „bestens" zu verkaufen waren, zu einem Kurssturz von anderthalb Prozent. Freilich lag da vielleicht nur eine Nachlässigkeit des mit dem bestmöglichen Verkauf betrauten Kommissionhauses vor. Da man sich im Allgemeinen bei Realisirung von Staatspapieren prozentualer Rückgänge kaum versieht, so hätte eine schleunige Anfrage per Telephon oder Telegraph vielleicht die sofortige Aufklärung gebracht, daß die 51 000 Mark des dreiundeinhalbprozentigen Papieres nun verkauft werden sollten, um vierprozentige Hessen zu zeichnen; und bei anderthalb Prozent Kursverlust hätte der Auftraggeber wohl lieber auf die ganze Transaktion verzichtet. Wo blieben aber die dortigen Banken, deren Interesse am Kurse doch einzugreifen gebot? Außer der Königlichen Hauptbank, die für etwa vierzig Millionen Mark Wechsel im Portefeuille zu haben pflegt, hat München die Bayerische Notenbank mit etwa zehn Millionen Mark Kapital und Reserven, die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank mit vierundvierzig Millionen, die Bayerische Vereinsbank mit vierundvierzig Millionen, die Süddeutsche Boden-Kreditbank mit sechsundzwanzig Millionen, die Bayerische Handelsbank mit vierundzwanzig Millionen und endlich die von der Breslauer Diskonto-Bank gegründete Bayerische Bank. Und keines von allen diesen Instituten intervenirte. Von der Notenbank war es wohl am Wenigsten zu verlangen, obgleich man ja auch der Reichsbank gelegentlich vorwirft, daß sie nicht als Käuferin für die sinkende Reichsanleihe eintritt. Wo würde schließlich auch das Vertrauen zu unseren Notenbanken bleiben, wenn sie sich auf solche Geschäfte einließen? Sind sie doch nicht, wie die anderen Institute, in der Lage, ruhig zu warten, bis die Kundschaft ihnen die Anlagewerthe wieder abnimmt. Dagegen, daß unsere dreiprozentigen Preußen noch nicht einmal auf 90 stehen, während zweiunddreiviertelprozentige englische Konsols mitten in der Transvaalhetze einen Kurs von 108 halten, ist die Reichsbank thatsächlich ohnmächtig. Mit dieser Kalamität muß sich das deutsche Kapital wohl oder übel abfinden und sie kann sich noch steigern, wenn weiter Industriepapiere Enttäuschungen bringen. Wandel kann da höchstens eine starke Vermehrung vierprozentiger Anleihen schaffen. Hessen, das noch vor Monatsfrist nur von einer dreiundeinhalbprozentigen Rente wissen wollte, und von den Städten Homburg, das für seine Zweimillionen-Anleihe aus dem Jahre 1898 die Konzession zu vier anstatt dreieinhalb Prozent erwirkte, haben sich inzwischen bekehrt. Soll unser Publikum seine unsicheren Anlagen rechtzeitig aufgeben, so muß ein einfaches Rechenexempel ergeben, daß die Industriewerthe — das Kurs- und Dividendenrisiko mitveranschlagt — weniger Zinsen bringen als die festen Anlagen. Damit dieses Rechenexempel aufgeht, ist aber ein höherer Zinstypus als der bisherige erforderlich. Einstweilen steckt immer noch ein beängstigend großer Theil deutscher Ersparnisse in Industrieaktien, die durch das Agio zu theuer geworden sind.

Selbst ohne daß tägliches Geld leichter geworden wäre, hätte das Provinzpublikum zwar immer noch Montanpapiere hochgehalten, allein normaler ist es doch, daß auch die eigentliche Spekulation wieder Muth gefaßt hat. Was über Eisen und Kohlen nach außen dringt, nimmt sich blendend genug aus und die hier früher erörterte Gefahr, daß unsere Industrie über kurz oder lang an der Grenze ihrer Leistungfähigkeit stehen könnte, wird nach wie vor ignorirt. Ein Beispiel für

viele: Unſere Hochöfen wünſchen mit dem Koksſyndikat bis zum Jahr 1901 abzuſchließen, und zwar die Tonne um drei Mark höher. Gewiß ein Zeichen, daß man die beſte Hoffnungen auf das Geſchäft der nächſten drei Jahre ſetzt. Aber warum wirft Niemand die Frage auf, ob der Mehrverbrauch an Koks bei weiter geſteigerter Nachfrage überhaupt völlig befriedigt werden kann? Und doch wäre dieſe Frage ſehr angebracht, denn je mehr Hütten durch den Druck der Verhältniſſe zu Eigenerwerb von Zechen getrieben werden, deſto größere Quantitäten ſcheiden aus dem freien Verkehr aus. Ich erinnere an den Ankauf von „Friderica“ und „Prinzregent“ durch „Dannenbaum“. Bisher iſt die mächtige Koksproduktion dieſer beiden Zechen von dem weſtfäliſchen Syndikat vertheilt worden; jetzt, nachdem die „Differdinger Hüttenwerke“ durch das Mittel einer höchſt komplizirten Kapitalsvermehrung „Dannenbaum“ erworben haben, werden dieſe Koks von jenem luxemburger Hochofenwerk verbraucht werden. Luxemburg intereſſirt uns aber herzlich wenig, ſeine Zolleinheit mit dem Reich bereitet dem rheiniſchen Eiſenmarkt eine ſchwere Konkurrenz und ſein Konſum iſt zu klein, um unſeren Handel für die Beeinträchtigung unſerer Induſtrie zu entſchädigen. Zum Glück hat unſer Kohlenverkaufsverein gezeigt, daß er den Aufkäufen von Zechen nicht gleichgiltig gegenüberſteht. So hat er die Produktion der Zeche „Weſtphalia“ und der Zeche „Hannibal“ — die übrigens an Krupp übergeht — ſequeſtriren laſſen, weil ſie vertragsmäßig zum Syndikat gehören und in Folge Deſſen kein Recht auf die Vortheile der bloßen Hüttenzechen hätten. Man darf geſpannt ſein, wie dieſer Streitfall entſchieden werden wird, da das Urtheil ein Präjudiz ſchaffen ſoll. Alle Mitglieder des Syndikats haben im Centralbureau zu Eſſen in blanco indoſſirte Solawechſel für Kontraventionſälle hinterlegt. Die Klägerin wird die Frage aufwerfen, wie ihre Ziele weiter erreicht werden können, wenn eine Zeche nach der anderen in den Beſitz von Verbrauchern übergeht. Die Beklagten werden einwenden, daß das Syndikat nur zur Sicherung der Kohlenpreiſe dienen ſollte und daß durch den Beſitzwechſel nicht ſo wohl die Höhe der Preiſe als vielmehr nur die Ausdehnung des Marktes betroffen wird. Unſere Eiſen- und Stahl-Induſtrie hat auch im Mai wieder mehr Roheiſen vom Auslande erhalten und weniger dahin verſandt. So lange das Inlandgeſchäft in dieſer Weiſe kaum zu Athem kommen kann, iſt es unnöthig, ſich vor einem Eindringen der amerikaniſchen Werke zu fürchten. Abgeſehen davon, daß die Union ihren eigenen Bahnbedarf nicht einmal befriedigen kann, hat jetzt noch dazu Rußland dort für die ſibiriſchen Bahnen je 90 000 Tons Stahlſchienen für die nächſten zwei Jahre beſtellt. Herr Witte hätte bei uns zwar billiger abſchließen können, dann aber länger warten müſſen und der Bau wird aus ſtrategiſchen Gründen beſchleunigt, wenn im Haag die Friedensſchalmeien auch noch ſo einſchmeichelnd geblaſen werden.

Sehr überraſchend wirkte die Kapitalsvermehrung der Schuckertgeſellſchaft um vierzehn Millionen, ja, ſelbſt der Aufſichtrath war überraſcht. Der Generaldirektor hat das ihm vorgeſetzte und durch ihn reich gewordene Gremium freilich längſt daran gewöhnt, ſeine Entſchließungen als faits accomplis entgegenzunehmen. Was da von Nürnberg ausging, wurde unter Anderem mit einer Disharmonie zwiſchen dem Leiter der Schuckertgeſellſchaft und dem des Truſtunternehmens motivirt, aber in Wirklichkeit intereſſirte man ſich nur dafür, neues Geld heranzuziehen.

Pluto.

Notizbuch.

Das Schreckgespenst, das unter dem gruseligen Namen der Zuchthausvorlage seit fast zwei Jahren durch das deutsche Land spukte, ist nun, um die sonnige Johanniszeit, endlich in die kühle Gruft zurückgescheucht worden, der es, zu seinem und unserem Heil, niemals entschlüpfen durfte. Dem Entwurf, dessen Verkündung Jubelchöre und Zornhymnen empfingen, wurde im Reichstag sogar die sonst übliche Ehre der Bestattung in einer besonderen Kommission versagt: er wurde derb und deutlich von der Schwelle des Hohen Hauses gewiesen und nur schüchterne Klageseufzer eines winzigen Grüppleins Leidtragender schallten ihm nach. Der Vorgang ist nicht so bedeutungslos wie das Scheitern eines anderen Zufallsgesetzes. Mancherlei Lehren sind aus ihm zu ziehen. Die erste und wichtigste: daß Minister von ernstem Verantwortlichkeitgefühl den Monarchen nie schutzlos vor die Front der Nation treten und gesetzliche Maßregeln verheißen lassen sollten, deren Mißlingen ihn dann, dem jeder Tadel erspart bleiben müßte, einer persönlichen Niederlage auszusetzen scheint. Die zweite, nicht minder eindringlich zur Vorsicht mahnende: daß die eigentlich preußische Politik in allen die innere Ausgestaltung des Reiches berührenden Fragen bei den Bundesstaaten von Jahr zu Jahr stärkeren Widerständen begegnet. Und die dritte, erfreulichste: daß im Kreis der Besitzenden das soziale Verständniß beträchtlich gewachsen und die Gefahr als beseitigt anzusehen ist, der Versuch eines plumpen Eingriffes in den Kampf um das erworbene und das zu erwerbende Recht könne jemals noch zu einem flüchtigen Scheinerfolg führen. Diesen Lehren wird ein Mann von der Intelligenz und Lernfähigkeit des Grafen Posadowsky sich nicht verschließen. Man muß gerecht sein und sagen: Er hat das ihm aufgezwungene Adoptivkind geschickt vertheidigt, — mit der Resignation, die dem Skeptiker beim Anblick eines so gebrechlichen Wesens ziemt, und mit den verständigsten Argumenten, die er in der Literatur der Frühepoche der Sozialistenvernichtung fand. Jetzt aber hat sein heller Blick wohl erkannt, daß diesem starren Boden nichts Lebendiges mehr entblüht. Er gehört sicher nicht zu Denen, die noch am Grabe die Hoffnung aufpflanzen. Und wenn es ihn schmerzt, daß die Regirung, die er auf wichtigem Posten vertritt, eine schwere Schlappe erlitten hat, so mag sein bürgerlich korrekt empfindendes Herz sich damit trösten, daß auch die Sozialdemokratie ihrer Wünsche Ziel, die Erfüllung des sogenannten oeynhäuser Programmes, nicht erreicht hat und für die nächsten Monate wenigstens nach menschlicher Voraussicht in die eintönige Langeweile der Alltagsagitation zurücksinken muß.

* * *

Sind die französischen Marxisten von des Schicksals Gunst mehr begnadet? Einer der Ihren, Liebknechts Freund Millerand, ist seit dem selben zweiundzwanzigsten Juni, der im Gedächtniß der Deutschen als Todestag der Zuchthausvorlage fortleben sollte, französischer Handelsminister. Er sitzt im Kabinet Waldeck-Rousseau neben dem Bayard à l'oreille fendue, dem fast siebenzigjährigen General Galliffet,

den die Sozialiſten aller Länder tauſendfach als „Communardenmörder“ verflucht haben, weil er in kritiſcher Stunde gegen die wüſte Roheit alberner Aufrührer die Gewalt des Staates wirkſam vertrat. Millerand und Galliffet als Kollegen: vielleicht iſts nur ein Momentbild, das der kommende Tag ſchon zerſtört, das jedenfalls aber an einem weithin ſichtbaren Symbol die ganze Ohnmacht der Bourgeoisrepublik, ihre ganze Hilfloſigkeit klar erkennen läßt. Vom Säbel, ſo hieß es immer, droht Marianne Lebensgefahr: nun verkriecht ſie ſich hinter den Säbel des Helden von Puebla. Gegen die Umſturzmänner, ſo lautete, namentlich unter Mélines langer Regirung, die Loſung, müſſen die Bürgerſchaaren ſich ſammeln: nun ſitzt ein Umſturzmann an wichtiger Stelle im Kabinet. Das iſt für die Sozialdemokraten ein Triumph, denn es zeigt, deutlicher als das hamburgiſche Beiſpiel aus dem Cholerajahr, daß die Bourgeoiſie ſie in Nothfällen braucht. Ob aber die Erkenntniß, daß ſelbſt Marxens begeiſterte Jünger ſich unter Umſtänden mit der bürgerlichen Geſellſchaft abzufinden wiſſen, den Herren auf die Dauer Nutzen bringen wird? Der Pfad in die Decadence iſt mit Kompromiſſen gepflaſtert, würden die Gelehrten der Voſſiſchen Zeitung vor ſolchem Schauſpiel ſagen. Gleichgiltig iſt es auch für uns nicht. Mauclairs Artikel wird die Leſer der „Zukunft“ lehren, daß ſich in Frankreich zwiſchen dem Proletariat und den geiſtig regſamſten Elementen eine Annäherung vollzieht, die zu ähnlichen Ergebniſſen führen kann wie vor hundert Jahren die Annäherung des bis dahin privilegirten Adels an die Vorkämpfer freiheitlich demokratiſcher Ideale. Eine Etappe auf dieſem Wege bedeutet auch Millerands Erhöhung auf einen Miniſterſtuhl. Soll das Deutſche Reich den traurigen Ruhm der äußerſten Rückſtändigkeit auf ſich laden? Und wollen die uns Regirenden als bequeme Verzögerer in der Geſchichte fortleben, ſtatt mit den lebendigen, ſchöpferiſchen Kräften der Zeit den Dauerbarkeit verbürgenden Bund zu flechten? Eine ſozialdemokratiſche Excellenz iſt bei uns einſtweilen noch unmöglich; für beſonnene Männer wie Molkenbuhr, Frohme, Legien und für manchen anderen Sozialiſten wäre in unſeren Reichsämtern aber leicht ein Platz zu ſchaffen, auf dem ſie Nützliches leiſten und in poſitiver Arbeit ihre Fähigkeiten verwenden könnten. Unſere Beamtenhierarchie braucht, um vor dem Welken bewahrt zu bleiben, friſches Blut. Und wenn Bismarck Bucher fing und Laſſalle fangen wollte, dann ſollten die Herren, die den Namen des Großen ſo gern im Munde führen, auf dem heutigen Punkt der Entwickelung doch nicht ängſtlicher ſein. Berthelot hat ſeinen Landsleuten einſt das damals dunkel klingende Verheißungwort zugerufen: Le socialisme sera notre revanche! Wenn die in Deutſchland Herrſchenden ſich an ſozialer Einſicht ſelbſt von franzöſiſchen Advokaten überflügeln laſſen, dann könnte dieſe Weisſagung eines Tages ſchreckliche Wahrheit werden... Für ſolche Erwägungen ſcheint es in der deutſchen Preſſe leider keinen Raum zu geben. In den paar Stunden, die das Intereſſe für Herrn Dreyfus ihnen frei läßt, preiſen die Redakteure die unſterblichen Verdienſte des vom Kaiſer mit dem Grafentitel geſchmückten Herrn von Bülow oder wettern gegen Herrn von Miquel, der plötzlich aller Uebel übler Vater ſein ſoll, weil er zu glauben ſcheint, daß Preußens Zukunft nicht nur von dem Bau des Elbe-Rhein Kanals abhängt. Wann wird der Preſſeklub der Harmloſen vor die Schranken geladen werden?

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 8. Juli 1899.

Der Kaiſer im Reichstag.

Herr Alfred Dreyfus, der nun wieder Artilleriehauptmann iſt, ſitzt, neben ſeinem früheren Inquiſitor, dem Oberſtlieutenant du Paty de Clam, im Militärgefängniß der guten Stadt Rennes und harrt hoffend auf den Tag des Gerichtes. Wie er bei der Landung in Lorient ausſah, welche Farbe ſein Haar, ſein Hut und ſein Anzug hatte, wie es um ſeinen Appetit und ſein Nervenſyſtem beſtellt iſt und welche Rührungſtadien ſeine in Halbtrauer gekleidete Frau Lucie durchmachen mußte: Alldeutſchland hat es, ſammt der Minutenziffer, die dem Heimkehrenden die erſte Thräne entfließen ſah, pünktlich erfahren und könnte ſich jetzt eine Weile vielleicht ohne Schnüfflerberichte über die bedauernswerthe Chauviniſtenfamilie behelfen. Die belgiſchen Putſche, die Cleopolds ſchwächliche Schergen ſchnell in Chamadenſtimmung ſchreckten, haben dem Hundstagsbedürfniß der Reporter nicht den erſehnten Stoff geliefert; und von den Beſtialitäten, die, unter der tönenden Deviſe Sempre avanti Savoia, von den im unglücklichen Lande der Römer Mächtigen ſkrupellos begangen werden, ſpricht unſere der italiſchen Schandherrſchaft holde Preſſe nicht gern. Auch die tumultuariſchen Roheiten, deren Schauplatz die Kohlenſtadt Herne ein paar Tage lang war, konnten Verſtändigen nun wieder einmal beweiſen, wie bedenklich das Vordrängen ſlaviſcher Arbeitermaſſen in den deutſchen Weſten iſt und wie wunderſam dunkel die Wege ſind, auf denen das Material für die Zuchthausvorlage und deren etwa noch zu zeugende Geſchwiſter geſucht wird. Und da, während ich ſchreibe, das Schickſal der preußiſchen Kanalvorlage noch nicht entſchieden und die Wahrheit oder Unwahrheit des Gerüchtes, das eine in Preußen bevorſtehende

Miniſterkriſis ankündet, aus der Ferne nicht zu kontroliren iſt, ſo bleibt in dem Wochenbuch der Chronika diesmal nur ein dem auf Holzpapiereindrücke angewieſenen Betrachter wichtig ſcheinender Vorgang: die Fälſchung einer Rede des Reichstagspräſidenten.

Graf Balleſtrem, der, als Vertrauensmann der numeriſch ſtärkſten und politiſch gewandteſten Partei, dem Reichstag präſidirt, hat für ſeine Geſchäftsführung den Grundſatz aufgeſtellt, Reden des Kaiſers dürften, ſo lange ihre Form nicht amtlich beglaubigt iſt, in der Debatte nicht erörtert werden. An dieſen Grundſatz erinnerte er, als bei der erſten und hoffentlich letzten Berathung der Zuchthausvorlage der Abgeordnete Roeſicke, der Bruder des Agrarierführers, über die oeynhäuſer Rede des Kaiſers zu ſprechen begann. Herr Roeſicke iſt ein modern empfindender, geſcheiter Induſtriekapitän ohne Scheuklappen und Patriarchenbeſchränktheit; der König von Saarabien, der ſich zum Heiland der ſozialiſtiſch verſeuchten Welt berufen wähnt, haßt ihn faſt mehr noch als den Apoſtaten von Herrnsheim, — und dieſer grimme Zorn iſt für einen Induſtriellen heutzutage eben ſo ehrenvoll wie für einen Publiziſten der Haß der im Dienſt der Schwarzen Kunſt auf Meinungplantagen frohndenden Kuliſchaar: der deſſauer Abgeordnete war gegen die Rüge gewappnet. Er wies auf eine Nummer des Reichs- und Staatsanzeigers, in der die oeynhäuſer Rede veröffentlicht worden war, und nahm, unter Berufung auf den früheren Standpunkt des Präſidenten, das Recht in Anſpruch, dieſe Rede in den Kreis ſeiner Erörterungen zu ziehen. Graf Balleſtrem fand dieſe Auffaſſung korrekt; er ſagte ungefähr — am Strande der Weichſel kann ich den Wortlaut nicht leicht feſtſtellen —, da die Rede offiziell mitgetheilt ſei, dürfe ſie auch im Reichstag beſprochen werden. Als aber das gedruckte Sitzungſtenogramm erſchien, las man ſtaunend, der Präſident habe hinzugefügt, die Beſprechung ſei nur ſtatthaft, wenn die Rede im amtlichen Theil des Reichsanzeigers geſtanden habe. Gilt dieſer Grundſatz, dann iſt, da die Reden des Monarchen beinahe niemals im amtlichen Theil des Reichsanzeigers gedruckt werden, jede parlamentariſche Erörterung kaiſerlicher Ausſprüche unmöglich gemacht. Hatte der ſchleſiſche Graf, der eben erſt den Uebergriff des durch das warnende Boettcherbeiſpiel geſchreckten grauen Bureaukraten Brefeld ſo fein und wirkſam zurückwies, ſich nun doch dem Flehen der Excellenzen gebeugt und ein Grundrecht der ſeiner Hut anvertrauten Körperſchaft läſſig geopfert? Er ſagte laut und deutlich: Nein; ich habe den ſeltſamen Satz weder geſprochen noch dem Stenogramm zugefügt; er iſt im Bureau des Reichstages ohne mein Wiſſen ein-

geflickt worden. Da Graf Balleſtrem nie einer unehrenhaften Handlung ſchuldig erkannt wurde, darf man nicht glauben, er habe ein häßliches Doppelſpiel getrieben, zuerſt den Verſuch einer den Machthabern wohlgefälligen Abſchwächung ſeiner Worte gewagt und dann, als das Entrüſtungſtürmchen losbrach, die Schuld behend auf den geringeren Mann geworfen. Wir haben alſo mit einer im Reichstagsbureau verübten groben Fälſchung zu rechnen. Irgend ein magerer Sündenbock, den die Suchenden wohl flink finden werden, wird dafür büßen müſſen. Wer aber, nach altem Kriminaliſtenbrauch, fragt, cui bono die Fälſchung geleiſtet wurde, Der wird nicht lange von Zweifeln über die Urſprungsregion des Frevels geplagt werden.

Wider den annoch unentdeckten Inſtigator des Fälſchers iſt mit löblichem Eifer gewettert worden. Aber mit einem Verfahren gegen Unbekannt darf die Sache nicht abgethan ſcheinen. Daß ſie möglich wurde, daß ein feiger Lakai ſich erfrechen konnte, dem Reichstagspräſidenten den Text zu verbeſſern, um die letzten Reſte männlichen Muthes aus dem Parlament zu kaſtriren: darüber wird kein unbefangener, ungeblendeter Beobachter unſerer Zuſtände ſich heute noch wundern. Der Begriff der Unmöglichkeit iſt aus der deutſchen Politik längſt getilgt; und namentlich in der höfiſchen Sphäre kann das geſtern noch Unwahrſcheinlichſte ſchon morgen Ereigniß werden. In einer Zeit, wo preußiſche Miniſter ſich nicht geſcheut haben, dem bedrängten Herrn von Boetticher mit dem denkwürdigen Atteſt beizuſpringen und, als es in Schnitzel zerfetzt war, mit ehrbarer Miene zu ſchweigen, — in einer Zeit, wo Abgeordnete, ohne den leiſeſten Widerſpruch zu wecken, über den Verſuch amtlicher Beeinfluſſung ihres Votums klagen können, wo die der Hofpolitik ernſthaft und anſtändig Opponirenden wirthſchaftlich boykottirt, gerichtlich denunzirt und, wenn es irgend angeht, eingeſperrt und in ihrem Lebenscentrum getroffen werden, — in einer ſolchen Zeit, die, trotz Kiautſchou und dem Karolinenquark, die ſchreckenden Züge caeſariſcher Niedergangsepochen trägt, kann aus dem Geſinde leicht Einer glauben, der Zweck, den Monarchen vor kritiſcher Anfechtung zu ſchützen, heilige ſogar das unſaubere Mittel der Fälſchung. Und es wäre nur ein niedlicher Witz, wenn unter dieſer Taktik, die Naive für eine jeſuitiſche Erfindung halten, jetzt ein Bewunderer und Vorkämpfer des Jeſuitenordens zu leiden hätte. Sehr viel ernſter und beträchtlicher iſt aber die Frage, ob der vom Grafen Balleſtrem wirklich verkündete Grundſatz heute noch haltbar iſt, ob es ſich alſo empfiehlt, den Brauch zu bewahren, der das Thun und Reden des Monarchen, ſo weit es nicht durch amtliche Beglaubigung gedeckt iſt, aus dem Bereich der parlamentariſchen Redefreiheit ſcheidet.

Dieſer Brauch ſtreckt ſeine tiefſten Wurzeln bis in die mythiſche Zeit, da Jahwe ſeinen Diener Samuel vor dem von Iſrael erſehnten König mit den Drohworten warnen ließ: „Eure Söhne wird er nehmen zu ſeinem Wagen und zu den Reitern, die vor ſeinem Wagen hertraben; und zu Hauptleuten über Tauſend und über Fünfzig; und zu Ackerleuten, die ihm ſeinen Acker bauen; und zu Schnittern in ſeiner Ernte; und daß ſie ſeinen Harniſch, und was zu ſeinen Wagen gehört, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß ſie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen ſeien. Eure beſten Aecker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen und ſeinen Knechten geben. Und Eure Knechte und Mägde und Eure feinſten Jünglinge und Eure Eſel wird er nehmen und ſeine Geſchäfte damit ausrichten. Von Eurer Saat, Euren Weinbergen und Heerden wird er den Zehnten nehmen und Ihr müſſet ſeine Knechte ſein.“ Von einem König, deſſen Regiment ſo gefürchtet, deſſen grauſe, durch keine Schranken abgegrenzte Gewalt von den Zitternden ſo empfunden wurde, ſprach man nicht gern. Wie das blind waltende, blind wüthende Verhängniß hockte er unter dem güldenen Reif, einſam und unnahbar auf ſteiler Höhe, deren Unterſchicht der Schrecken dräuend beſchirmte. Sein Name ward niemals genannt. Schon beim Erinnern an ihn ſenkten ſich alle Häupter und die bleiche Lippe raunte betend fromme Sprüche. Dieſe myſtiſche Auffaſſung des Königthumes währte recht lange, bis weit in die modern genannte Epoche hinein; mit Karl Stuart und Ludwig Capet iſt ſie ins Grab geſunken und ſpukt nur noch durch aſiatiſche Deſpotien. In Europa entſchloß man ſich, da der durch Hinrichtung oder Meuchelmord gemilderte Abſolutismus dem Bedürfniß nicht mehr entſprach, zu dem Verſuch, die Monarchie durch ein feſtes Gitter vor den ſchädlichen Trieben ſchlechter Monarchen zu ſchützen. Damit der König nicht fürder mehr Unrecht thun könne, wurde ihm die Möglichkeit genommen, ohne die Hilfe ſeiner dem Volke verantwortlichen Miniſter überhaupt Etwas zu thun. Er mußte ſich bemühen, für die Durchführung ſeiner perſönlichen Pläne die Miniſter zu ſtimmen, und hatte, wenn dieſes Mühen mißlang, nur das Recht, andere Männer in den Rath zu rufen und bei ihnen aufs Neue ſein Heil zu verſuchen. So blieb er, wie im Felde dem Kugelregen, den Pfeilen und Schleudern der Redner und Schreiber entrückt und konnte, als ein ungefährdet und unparteiiſch Thronender, in ſtetiger Ruhe das Wohl des Landes verweſen; und ſo entſtand der oft falſch gedeutete Satz, ein König könne nicht Unrecht thun. Dieſes Verhältniß zwiſchen Fürſt und Nation, das fromme Briten in den Tagen der Stuarts auf den theokratiſchen Begriff des Vertrauens gründen wollten, beruhte in der gemeinen

Wirklichkeit auf einem Vertrag, der beiden Kontrahenten Rechte und Pflichten vorſchrieb. Der König verpflichtete ſich, den feſt umhegten Kreis ſeiner Privilegien nicht zu durchbrechen und nie auch nur oratoriſch von der ſtolzen Höhe herabzuſteigen, die ihm jetzt nicht mehr von einem geheimnißvollen Gott, ſondern von einem ſichtbar wimmelnden Volk eingeräumt war. Und dieſes Volk verpflichtete ſich, den König in ſeiner geſchäftigen Einſamkeit nicht zu beläſtigen, den Privatmann ſeinem Geſchmack und ſeiner Neigung folgen zu laſſen und die Kritik politiſcher Vorgänge nicht gegen den unverantwortlichen Repräſentanten des Reiches, ſondern gegen deſſen verantwortliche Rathgeber zu richten. Dabei galt als Vorausſetzung, daß dieſe Rathgeber Männer von eigenem Willen und ſtarker Ueberzeugung ſeien, die nie, um ſich dem Regenten gefällig zu zeigen, von dem ihnen richtig ſcheinenden Weg auch nur um eines Schrittes Breite abweichen und in dem Augenblick von ihrem Polſterſtuhl ſteigen würden, wo es ihrem Gewiſſen nicht mehr möglich wäre, dem Planen des Monarchen ihre ſchützende Unterſchrift zu leihen.

Iſt der Beweis nöthig, daß dieſem Verfaſſungideal der im Deutſchen Reich herrſchende Zuſtand ſchon längſt nicht mehr entſpricht? Glaubt etwa ein Erwachſener, daß die Entlaſſung Bismarcks, die Verkürzung der Dienſtzeit, das Streben, Frankreichs Freundſchaft zu gewinnen, die Turkophilie, die Feſtlegung des deutſchen Anſehens auf der ruſſiſch britiſchen Reibefläche, die Sozialiſten-, Polen-, Welfen- und Samoa-Politik, daß von der Marinemehrung bis zur Einführung der rothen Offizierhandſchuhe und der Capes irgend eine wichtigere Maßregel nicht der perſönlichſten Initiative des Kaiſers entſtammt? Und giebt es irgend ein Gebiet menſchlicher Bethätigung, über das Wilhelm der Zweite nicht ſchon ſeine Anſicht ausgeſprochen, auf dem er das Ziel ſeines Wünſchens nicht ſchon gezeigt hätte? Das mag den Einen erfreulich, den Anderen bedenklich dünken: in einer mündigen Volkheit kann Keiner Denen, die berufen ſind oder ſich berufen wähnen, für das Gemeinweſen zu wirken, das Recht beſtreiten, auf ſo lebhafte und vielfache Regungen des Reichsvertreters zu reagiren. So lange es ihm gelingt, ſeine Wünſche in Geſetzentwürfen niederzulegen, für die Kanzler und Miniſter die Verantwortung tragen, muß man ſich an dieſe berathenen Berather halten, — und über deren Willensſtärke und Selbſtändigkeit ſich im Stillen Gedanken zu machen, iſt ſogar in Deutſchland keinem Bürger verwehrt. Tritt aber der Monarch perſönlich hervor, ſtellt er ſich, in rühmender oder tadelnder, anfeuernder oder zürnender Rede, auf den Standpunkt einer Partei, Klaſſe, Gruppe oder Genoſſenſchaft, dann muß ſolcher Rede, die doch kein

ins Leere verhallender Monolog ſein ſoll, auch die Gegenrede folgen, die anregende, das Licht von mehr als einer Seite zulaſſende Diskuſſion. Und da unſere Preßfreiheit nur auf dem Papier ſteht, da man, ohne Gefahr für Leib und Leben, das Empfinden der ernſten Monarchiſten nicht mehr in vernehmbare Worte faſſen darf, ſo giebt es für ſolche Diskuſſion nur noch eine ſichere Stätte: den ſtaatsanwaltlichem Eifer verriegelten Reichstagsſaal. Dort darf, dort muß über die zahlreichen Reden des Kaiſers geſprochen werden, wenn die Debatte nicht in die albernſte Heuchelei hinabſinken ſoll. Wer — um nur Tagesfragen zu berühren — die Geneſis der Zuchthausvorlage und des Rhein-Elbe-Kanalplanes beleuchten will, Der muß, wenn er nicht Lügen ſtammeln ſoll, ausſprechen dürfen, daß kein Miniſter und kein Staatsſekretär an dieſe ungewöhnlich wichtigen Geſetzentwürfe dachte, bis der Kaiſer ihre Ausarbeitung befahl. Wäre die haſtige Lauheit, womit ſie im Parlament vertreten wurden, ſonſt zu erklären?

... Herr Alfred Dreyfus ſitzt im Militärgefängniß der guten Stadt Rennes und Alldeutſchland hätte ein paar Wochen Zeit, an ſeine eigene Affaire zu denken, in der ja auch ſchon mit Fälſcherkünſten gewirthſchaftet wird. Graf Balleſtrem, der als Reichstagspräſident Gewandtheit, Muth und Humor gezeigt hat, verkennt ſeine Aufgabe, wenn er annimmt, er müſſe der Kritik kaiſerlicher Reden noch engere Schranken ziehen. Die Sorge dafür, daß der Text ſolcher Reden richtig mitgetheilt wird, iſt Sache des Kanzlers. Sind die Reden einmal bekannt, dann müſſen ſie auch in den parlamentariſch üblichen Formen erörtert werden; ſie, gleich ſchamhaft zu bergenden Unvorſichtigkeiten, totſchweigen, hieße, den gekrönten Redner herabſetzen. Wer den in ſtiller Verborgenheit bewährtem Rath folgenden erſten Kaiſer muthwillig in die Debatte zog, Der machte ſich einer Taktloſigkeit, der ſchlimmſten Kulturtotſünde, ſchuldig. Wer die Reden Wilhelms des Zweiten unbeantwortet wiſſen will, Der beweiſt, daß er das politiſche Leben eines großen Reiches mit dem Regattalärm der Kieler Woche verwechſelt und den Wunſch hegt, das Wahrheit kündende Echo kaiſerlicher Reden nicht in das Ohr des Monarchen dringen zu laſſen.

Eine kleine Inventur.

Die Entwickelung ſchreitet ſchnell und das Ausſehen der Welt ändert ſich täglich. Das nöthigt dazu, von Zeit zu Zeit die aufgeſtapelten Lehrſätze und Thatſachenverzeichniſſe zu revidiren und feſtzuſtellen, was davon noch gilt, was unhaltbar geworden, was neu hinzugetreten iſt. Wenn ich eine ſolche Inventur auf dem volkswirthſchaftlichen Gebiete in einer Zeitſchrift vorzunehmen verſuche, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich mich auf die allerhauptſächlichſten Hauptſachen beſchränken muß und nur ein dürres Gerippe liefern kann; wer meine Schriften geleſen hat, wird es aus ſeiner Erinnerung mit Fleiſch und Blut bekleiden.

Die wichtigſten der Erkenntniſſe, die uns die nationalökonomiſche Forſchung von Adam Smith bis auf Marx und Rodbertus hinterlaſſen hat, beziehen ſich auf den Tauſchwerth, auf die Kriſen und auf den Kapitalbegriff. Von allen den Tauſch- oder Verkehrswerth bildenden Faktoren iſt die Arbeit der wichtigſte. Daraus folgt, daß die fortſchreitende Technik die Waaren durch Arbeiterſparniß fortwährend entwerthen, wohlfeiler machen muß, wie ſie es ja zur Freude aller Konſumenten und zum Jammer aller Produzenten wirklich thut. Nur die nicht beliebig vermehrbaren Waaren machen eine Ausnahme von dem Geſetz, daß der Preis der Waaren, ſo weit nicht Monopole ſtörend eingreifen, mit dem zu ihrer Erzeugung erforderlichen Arbeitquantum ſteigt und ſinkt; und jene Waaren, wie Qualitätweine und Gemälde alter Meiſter, ſind keine Gegenſtände des Maſſenbedarfes. Daraus folgt, daß die Befriedigung dieſes Bedarfes immer leichter wird und daß die Utopien der Sozialiſten, von der techniſchen Seite geſehen, keine Utopien ſind. Wenn ein Gegner des Sozialismus einwendet: „Das Leben iſt mir durch billigere Nähnadeln und Dergleichen nicht weſentlich leichter geworden“, ſo hat er damit freilich Recht, weil den Erleichterungen Erſchwerungen gegenüberſtehen, die aus unſerer Geſellſchaftordnung entſpringen; wenn z. B. der Gehalt eines Beamten verdoppelt wird und zugleich der Waarenpreis auf die Hälfte herunter geht, das Realeinkommen des Mannes alſo auf das Vierfache ſteigt, ſo zwingt ihn die Rückſicht auf das Standesgemäße, ſechsmal mehr Aufwand zu machen, als er früher machte — wenigſtens bildet er ſich Das ein —, und er iſt übler dran als vor der Gehaltserhöhung. Aber jener Antiſozialiſt hat Unrecht, wenn er fortfährt: „Wüßte die Maſchine zehn Metzen Korn, wo früher eine wuchs, und fünf Stück Vieh, wo wir früher eins aufgezogen haben, aus dem Boden zu ſtampfen, dann allerdings ſtünde es anders.“ Zwar nicht zehn, aber zwei bis drei Metzen gewinnt heute die rationelle Landwirthſchaft dem Boden ab, wo einſt nur eine wuchs; würden

Deutſche die Herren des ruſſiſchen Bodens, ſo würden ſie ihm das Zehnfache ſeines heutigen Ertrages abgewinnen und die Ruſſen hätten als Knechte der Deutſchen keine Hungersnoth mehr zu erdulden; und kann auch die Maſchine weder Korn noch Vieh aus dem Boden ſtampfen, ſo ſchafft ſie uns dafür das in entfernten Agrarländern gewachſene Korn und Vieh wohlfeil herbei. Die Klagen der Agrarier aller Kulturſtaaten beweiſen, daß von dieſer Seite her der Verwirklichung der Utopie kein Hinderniß im Wege ſteht.

Was hindert, Das iſt die kapitaliſtiſche Produktionordnung, die den Reichthum zur Quelle der Noth macht und die Geſellſchaft aus einer Kriſe in die andere ſchleudert. Wenn unmittelbar für den Verbrauch, zur Befriedigung der Beoürfniſſe der Produzenten, produzirt würde, wie es in der antiken Oikenwirthſchaft und auf dem mittelalterlichen Großgut geſchah, ſo würde jeder Fortſchritt der Technik alle an der Produktion Betheiligten bereichern, denn alle würden um weniger Arbeit eine größere Menge von Gütern haben; und, ſagt der alte Adam Smith, ſo viel oder ſo wenig Güter ein Menſch, eine Nation zu verbrauchen hat, ſo reich oder ſo arm iſt er oder ſie. Wären alle Güter ohne Arbeit zu haben, wie jetzt noch an den meiſten — nicht an allen — Orten die Luft, wären ſie alſo nach dem Sprachgebrauch unſerer geldwirthſchaftlichen Tauſchgeſellſchaft völlig entwerthet, werthlos, ſo wäre die Menſchheit unendlich reich. Nun aber produzirt bei uns der Tuchweber das Tuch nicht, um es ſelbſt zu tragen, er produzirt es auch nicht, um Andere damit zu kleiden — geſchieht Das, ſo iſt es ein für ihn ganz gleichgiltiger, nebenſächlicher Erfolg —, ſondern er produzirt es, um Geld daraus zu löſen, und erſt mit dieſem Gelde verſchafft er ſich die Waaren, die er ſelbſt braucht. Ob das Tuch, das er verkauft, wirklich verbraucht wird, ob vielleicht Uniformen daraus gemacht werden, die in irgend einem Depot für einen zukünftigen Krieg aufbewahrt und von Mäuſen gefreſſen werden, ob die Ballen beim Transport ins Waſſer fallen und auf dem Meeresgrunde liegen bleiben: Das iſt ihm, wenn er nur ſein Geld kriegt, ganz gleichgiltig. Nur inſofern intereſſirt ihn die Bedürfnißbefriedigung im Allgemeinen, als, wenn nicht überhaupt Tuch getragen würde, auch das Tuch, das er produzirt, nicht gekauft werden würde. Da aber Jeder nicht für ſeinen und der Seinigen Bedarf, ſondern für den Markt produzirt, wird dadurch Jeder mit Jedem in einen unlöslichen Intereſſenkonflikt verwickelt. Jeder Produzent muß wünſchen, daß die Waare, die er ſelbſt produzirt, hoch im Preiſe ſtehe, zugleich aber, daß alle die anderen Waaren, die er als Konſument kaufen muß, wohlfeil ſeien; ſinken dieſe anderen Waaren auf die Hälfte ihres Preiſes, ſo bedeutet Das die Verdoppelung ſeines Einkommens, während jeder Preisfall ſeines Produktes ſein Einkommen vermindert. Aber während er wünſchen muß, daß dieſes

Produkt auf dem Markte seinen Preis behalte oder noch im Preise steige, muß er zugleich wünschen, den Theil davon, den er selbst produzirt, mit verbesserter Technik, also mit weniger Arbeit, d. h. wohlfeiler, herstellen zu können. Das gelingt ihm vielleicht und er vermag sich durch ein Patent das Monopol dieses Vortheils eine Weile zu sichern; sobald aber der Vortheil Gemeingut aller Tuchfabrikanten wird, wird nicht nur sein Tuch für ihn, sondern alles Tuch für den Markt wohlfeil und der Vortheil schlägt für ihn wie für alle seine Produktiongenossen in Nachtheil um. Den durch Preisfall erlittenen Verlust sucht Jeder durch Steigerung der Produktion einzubringen; dadurch steigert er aber nur den Preisdruck, der zu weiterer Anspannung des technischen Raffinements und der Produktionvermehrung spornt, bis der Markt übersättigt und der Krach da ist. So arbeiten die Produzenten jeder Art mit fieberhafter Hast an ihrem eigenen Ruin; auffälligstes Beispiel: die deutschen Zuckersieder. Endlich muß jeder Fabrikant sich selbst bedürfnißlose Arbeiter wünschen, damit sie, mit geringem Lohn zufrieden, ihm einen großen Reingewinn lassen, die Arbeiterschaft im Allgemeinen aber muß er so begehrlich und anspruchsvoll wie möglich wünschen, damit sie Lohnerhöhungen durchsetze und durch massenhafte Nachfrage nach seinen Fabrikaten deren Preis in die Höhe treiben. Haben sich die Fabrikanten eines Produktionzweiges auf den Export eingerichtet, dann wünschen sie, daß alle inländischen Arbeiter bedürfnißlos, alle ausländischen begehrlich seien. Da sie aber an den Einfluß der ausländischen Arbeiterbewegungen auf die inländische Arbeiterschaft denken, wünschen sie Das auch wieder nicht. Kurzum, sie wissen gar nicht mehr, was sie wünschen oder nicht wünschen sollen; denn sie mögen thun oder lassen, was sie wollen: es droht ihnen davon Verderben. Und weil nun jeder technische Fortschritt, jede Vervollkommnung der Produktion und jede Verkehrserleichterung eine Anzahl von Produzenten mit Schädigung, ja, mit dem Untergange bedroht, krönt sich dieser Rattenkönig von Widersprüchen mit dem Universalwiderspruch, daß dem fieberhaften Fortschrittseifer ein nicht minder fieberhafter Hemmungeifer entgegentritt, wie wir es täglich an tausend Fällen und jetzt eben wieder an einem recht großen Falle, am Streite um den Mittellandkanal, sehen. Jede Vermehrung der Gütermasse und jede Erleichterung des Gütertransportes, d. h. also jede Vermehrung des Nationalreichthumes, des wirklichen, des Realreichthumes, wird von Tausenden als ein Unglück bejammert; „die Entwickelungformen der Produktivkräfte sind in Fesseln der Produktion umgeschlagen“. Ehemals unternahm man Kriege, um den Unterjochten ihre Güter zu rauben und sie zu zwingen, für die Eroberer zu arbeiten. Das war nicht schön, aber man kann nicht sagen, daß die Eroberer thöricht gehandelt hätten. Heute würde man, wenn es nicht gar zu gefährlich wäre, Kriege führen, um das Ein-

ſtrömen von Gütern ins eigene Land zu hemmen und die Beſiegten mit den eigenen Produkten zu beſchenken. Die Deutſchen würden am Liebſten die Vereinigten Staaten bekriegen, um ſie zu zwingen, unſeren Zucker, unſere Maſchinen, unſere Farben, unſere Strümpfe und Mäntel zu einem wohlfeilen Preiſe anzunehmen und ihren Weizen im Lande zu behalten, und die Amerikaner würden gern mit uns Krieg führen, um uns mit wohlfeilem Kuchenmehl zu beſchenken und uns zu zwingen, unſeren Zucker ſelbſt zu eſſen und auf die Produktion überſchüſſiger Maſchinen, Farben, Strümpfe und Mäntel zu verzichten. Das heißt alſo: jeder der heutigen Kulturſtaaten ſträubt ſich gegen die Bereicherung, die ihm die übrigen Staaten aufdrängen, iſt dagegen bereit, ſeine eigene Bevölkerung im Dienſte der anderen Staaten Sklavenarbeit verrichten zu laſſen, und würde, wenn es nicht zu gefährlich wäre, zur Abwehr der Bereicherung und, um die Erlaubniß zur Verrichtung von Sklavenarbeit durchzuſetzen, ſogar Krieg anfangen. Man mag eine Zeitung zur Hand nehmen, welche man will, ſo findet man als Hauptinhalt der Politik nichts Anderes als die Berathung von Maßregeln zur Erſchwerung der Produktion. Natürlich der Produktion Anderer; aber es giebt weder einen Einen noch einen Anderen mehr, dem nicht irgend welche Konkurrenten das Handwerk zu legen bemüht wären.

Wären wir bei den Produktionformen der alten und der mittleren Zeiten ſtehen geblieben, ſo würden wir uns in dieſe Widerſprüche nicht verwickelt haben. Aber auch das Glück wäre uns nicht zu Theil geworden, daß der techniſche Fortſchritt, ungehemmt durch Intereſſenkonflikte, Alle ohne Ausnahme mit Reichthum überſchüttet hätte; denn dieſer Fortſchritt würde gar nicht eingetreten ſein. Wir würden noch bei unverglaſten Fenſtern und rauchenden Kaminen und beim Licht einer Oellampe oder eines Kienſpahnes Werg ſpinnen und mit urväterlich ungeſchickten Werkzeugen mühſam einen ſpärlichen Hausrath anfertigen und würden nach jeder Mißernte eine Hungersnoth erleiden. Die Arbeitstheilung, die kapitaliſtiſche Produktionweiſe und die Konkurrenz waren nothwendig, den Fortſchritt in Gang zu bringen. Wenn nun die Sozialiſten daraus, daß jetzt die Förderungmittel der Produktivität in Feſſeln der Produktion umgeſchlagen ſind, den Schluß ziehen, die Zeit der kapitaliſtiſchen Produktionweiſe ſei vorüber, ſo iſt dieſer Schluß zwar voreilig; aus den üblen Wirkungen einer Inſtitution folgt niemals, daß dieſe Inſtitution ſich überlebt habe; wäre Das wahr, ſo hätten wir ſchon ſeit dreitauſend Jahren keinen Staat und ſeit ſiebenzehnhundert Jahren keine Kirche mehr. Aber die ſozialiſtiſchen Nationalökonomen haben ſich erſtens das Verdienſt erworben, die wahre Quelle der Uebel aufgedeckt und dadurch Allen, die ſehen wollen, unnütze Kurpfuſcherarbeit erſpart zu haben, und zweitens, das Schema entworfen zu haben, nach dem wenigſtens lokale und partielle Heilungverſuche mit Ausſicht auf Erfolg unternommen werden können.

Da ist nun namentlich die Klärung des Kapitalbegriffes wichtig. Daß Kapital, d. h. ein Vorrath von Arbeitwerkzeugen und Materialien, zur Produktion nöthig ist, leugnet kein Sozialist. Daß dieses Kapital immer nur durch Arbeit und niemals durch Sparen entsteht, hat Rodbertus unwiderleglich bewiesen. Was man aber gewöhnlich Kapital nennt, den privaten Kapitalbesitz: Das ist nicht unbedingt nothwendig zur Erzeugung des Realkapitales und der Einkommengüter, zu deren Herstellung die Arbeitwerkzeuge und Materialien dienen. Dieses in Geld und Werthpapieren bestehende und im Privatbesitz befindliche Kapital ist nicht ein Ding, sondern nur ein Recht, auf Güter im Gesammtgeldwerthe der fraglichen Summen Beschlag zu legen. Benutzt nun der Kapitalist dieses Recht zum Ankauf von Werkzeugen und Materialien und zur Dingung von Arbeitern oder überläßt er dieses Recht, statt selbst Unternehmer zu werden, einem anderen Unternehmer gegen Zins, so stellt er allerdings sein Recht in den Dienst der Nationalproduktion. Aber diese Form der Produktion ist nicht die einzig denkbare. Der mittelalterliche Großgutsbesitzer hat nicht durch Vermittelung von Geld, sondern nur durch sein Herrenrecht und seinen Willen die Arbeiter seiner Domäne organisirt, so daß die Einen den Acker bestellt und Vieh gezüchtet, Andere ihm sein Wohnhaus und die Hütten der Arbeiter gebaut, noch Andere die Kleider, Geräthe und Werkzeuge hergestellt haben, — aus den Materialien natürlich, die auf seinem Grund und Boden wuchsen. Aber auch die Form der Herrschaft eines Mannes über Hörige ist nicht unbedingt nothwendig, wenn die Privatkapitalisten als Organisatoren der Produktion abgelehnt werden. Will eine Bauerngemeinde die Dorfstraße bauen, so bedarf sie dazu nicht nothwendig eines Privatkapitalisten als Bauunternehmers. Sie kann von einem straßenbauverständigen Gemeindemitgliede den Plan entwerfen lassen, ihren eigenen Steinbrüchen und Sandgruben das Material entnehmen und die Arbeit eigenhändig ausführen in Gruppen, die einander ablösen. Ganz eben so kann eine Stadtgemeinde — und es geschieht mehr und mehr — ihre Straßenpflasterung, Wasserversorgung, Kanalisation, elektrische oder Gasbeleuchtung, Straßenbahnen in eigener Regie ausführen und betreiben, ohne eines Privatkapitalisten oder eines Konsortiums von Kapitalisten, einer Aktiengesellschaft, zu bedürfen. Nicht minder kann der Staat die Eisenbahnen, die Werkstätten für den Lokomotiv- und Wagenbau, den Schiffsbau, die Bergwerke in eigenen Betrieb nehmen. Je größer und verwickelter solche Betriebe werden, desto schwieriger wird es, ihren genossenschaftlichen Charakter so rein zu wahren, wie Das beim Bau einer Dorfstraße möglich ist, desto stärker wird die Mischung des sozialistischen Systems mit dem privatkapitalistischen, indem eine Stadt zum Beispiel, die eine Gasanstalt anlegt, die Röhren aus einer in Privatbesitz befindlichen Fabrik be-

zieht. Aber insofern bedeuten alle solche kommunal- und staatssozialistischen Einrichtungen eine Annäherung an das sozialistische Ideal, als sie wenigstens einige privatkapitalistische Unternehmer ausschalten, den wirklich produktiven Klassen jenen Theil ihres Einkommens erhalten, der sonst in Gestalt von Kapitalgewinn unproduktiven Aktionären zufließen würde, und dem auf Vernichtung der einen Partei abzielenden Kampf zwischen konkurrirenden Unternehmern, z. B. Eisenbahngesellschaften, ein Ende machen. Das Ideal: eine jeden Interessenkonflikt ausschließende sozialistische Weltproduktion und Welt-Gütervertheilung, wird niemals erreicht werden; aber die Uebel theilweise und stellenweise zu heilen, wird um so besser gelingen, je klarer und allgemeiner erkannt wird, daß das Privatkapital kein Ding, sondern nur ein Recht oder ein Komplex von Rechten, der Privatkapitalist aber nur ein Vermittler und Organisator ist, dessen Funktionen in älteren Zeiten von Grundherren und von despotischen Staatsoberhäuptern ausgeübt worden sind, heute aber mehr und mehr von Genossenschaften, Gemeinden und Staaten übernommen werden.

Das wären die wichtigsten Ergebnisse der national-ökonomischen Forschung, die von Theoretikern wie von Praktikern als feststehende und nicht zu umgehende Grundlage für den Weiterbau angenommen werden müssen. Als unhaltbar haben sich mehrere spezifisch marxische Ansichten erwiesen, deren wichtigste die materialistische Geschichtkonstruktion, die Mehrwerthlehre und endlich die Katastrophentheorie sind. Die Ideen der Politik und Religion, des Rechtes, der Kunst, Wissenschaft und Philosophie als ideologische Formen zu betrachten, in denen sich die Menschen ökonomischer Verhältnisse oder Widersprüche bewußt werden, ist eine so offenbare Thorheit, daß es sich nicht lohnt, dabei zu verweilen. Die sittlichen, die ästhetischen, die religiösen Ideen sind ein Urbesitz der Menschheit und so wirklich und wirksam wie die arbeitenden Hände; die soziale Struktur und die ökonomische Stufe einer Gesellschaft hat auf diese Ideen gar keinen Einfluß; auf ihre Verwirklichung nur insofern, als dazu in einem gewissen Grade materielle Mittel gehören; ein armes Volk kann sich natürlich keinen Luxus erlauben und ist daher in der Ausübung der bildenden Künste beschränkt; aber durch alle Reichthums- und Armuthstadien und durch allen Wandel der Produktionformen hindurch ist das ästhetische Ideal der europäischen Menschheit unverändert geblieben und kein Europäer irgend einer Zeit seit Homer würde eine chinesische Fratze einem Apollo vorgezogen haben. Enger als mit diesen drei Gebieten ist die Nationalökonomie mit Politik und Recht verflochten. Als wahrer Kern der marxischen Theorie bleibt daher nur die Thatsache übrig, daß die Politik im höheren Grade von den wirthschaftlichen Zuständen abhängt, als man vor Marx gewöhnlich geglaubt hat, und daß die wirthschaftlichen Zustände Vor-

urtheile erzeugen, von denen ſich ein Theil der Juriſten und der Staatsmänner beherrſchen läßt. So bilden ſich viele von ihnen heute ein, der jetzige, auf die kapitaliſtiſche Produktionform gegründete Staats- und Geſellſchaftzuſtand ſei etwas Ewiges, Natürliches, Göttliches, daher Unantaſtbares und Unveränderliches, und jeder Verſuch einer Aenderung, ja ſchon jede Kritik dieſes Zuſtandes ſei ein Verbrechen.

Marxens Mehrwerththeorie iſt eben ſo falſch wie werthlos. Daß der Unternehmer einen Theil Deſſen beanſprucht, was die Arbeiter dem Rohmaterial an Werth zuſetzen, iſt ganz ſelbſtverſtändlich; ſonſt würde kein Kapitaliſt der Narr ſein, ſich mit einer Fabrik oder einem Handelsunternehmen herumzuärgern oder abzuängſtigen, ſondern er würde ruhig und ſorgenfrei als Rentner leben. Dann aber fehlt ſehr viel daran, daß der Unternehmer den ganzen Mehrwerth ſchlucken könnte; nicht die Hälfte bleibt ihm, manchmal nicht der zehnte Theil. Von einem Theilungsgeſchäft zwiſchen ihm und ſeinen Arbeitern iſt überhaupt keine Rede. Die arbeitstheilige Nationalproduktion iſt ein Ganzes, aus dem ſich die einzelnen Produktionen gar nicht herauslöſen laſſen. Das Produkt aber wird durch eine Unzahl unter einander verflochtener Kaufgeſchäfte, Sold- und Lohnzahlungen, Rechtsanſprüche und Staatseinrichtungen unter die Geſammtheit in der Weiſe vertheilt, daß zuerſt Staat und Gemeinden durch die Steuern ihren Antheil für die öffentlichen Bedürfniſſe abziehen; und dieſer Antheil fällt zum Theil Nichtproduzenten, wie Bodenrentnern, Aktionären, Geldverleihern, Beamten, Soldaten, Penſionären, Pfleglingen von Kranken- und Waiſenhäuſern zu, theils Produzenten, wie den bei öffentlichen Bauten Beſchäftigten. Dann nehmen ſich die Händler, Stellenvermittler, Verſicherungbeamten und unzählige Schmarotzer ihren Antheil, vom großen Börſenſpekulanten bis zum kleinen Spitzbuben, Bettler und Vagabunden, vom reichen hamburger Bordellbeſitzer bis zum verlumpten Zuhälter. Dann kommen die Grundrentner und Geldverleiher; und erſt, was übrig bleibt, wird zwiſchen die Unternehmer und ihre Arbeiter getheilt, deren Jeder wieder ſeinen Antheil mit ſeiner Frau, ſeinen Kindern und anderen Unproduktiven, die er erhält, zu theilen hat. Gewiß: es giebt „Ausbeuter“ unter den Unternehmern, aber ſie bilden die Minderheit; ſie kommen häufiger in der kleinen Sudelwerkſtatt vor, wo zwei, drei Lehrjungen ausgebeutet werden, als in der Großinduſtrie; und würde ihnen das Handwerk gelegt — ſo weit Das geſchehen kann, ſoll es ja geſchehen —, ſo wäre damit der Arbeiterſchaft im Ganzen wenig oder nichts geholfen. Die im engeren Sinne Produktiven machen immer nur höchſtens die kleinere Hälfte, oft kaum den vierten Theil eines Volkes aus. Die Mehrzahl beſteht aus Unproduktiven; ſie ſchlucken den größten Theil des Mehrwerthes und unter ihnen ſind Tauſende, die nicht allein weit

weniger Recht auf einen Antheil haben als der Fabrikant — mitunter nicht die Spur eines Rechtes —, sondern auch noch dazu einen weit größeren Antheil wegnehmen; so manche Demimondaine verbraucht mehr, als das Reineinkommen eines kleinen Fabrikanten beträgt. Die Mehrwerthlehre ist daher zwar ein sehr gutes Agitationmittel und als solches für die Sozialdemokratie von hohem taktischen Werth, die Erkenntniß des Produktion- und Vertheilungprozesses aber wird durch sie nicht aufgehellt, sondern verdunkelt; und wenn die Marxisten so thun, als hielten sie diese Lehre für den Schlüssel zur Nationalökonomie und die „bürgerlichen" Oekonomen für zu dumm, diese geheimnißvolle Lehre zu begreifen, so verüben sie damit blos Humbug.

Die Katastrophentheorie endlich ist ganz falsch. Zunächst ist sie a priori unsinnig; denn wenn die kapitalistische Wirthschaftordnung die Massen verelendete, so würde nicht die Herrschaft des Proletariates in einem glückseligen Zukunftstaat, sondern allgemeine Barbarei das Ende sein; verelendete Arbeiter wären selbstverständlich noch unfähiger, die Produktion in die Hand zu nehmen und eine neue und bessere Gesellschaftordnung herbeizuführen, als es die heutigen, zum Theil wohl situirten schon sind. Dann aber treffen die Wahrnehmungen, auf die Marx seine Theorie gebaut hat, nur für England zu, — und für dieses Land nur, wie es bis zum Ende der fünfziger Jahre war. Jeder der europäischen Staaten hat sich in eigenthümlicher Weise entwickelt, aber allen, oder fast allen ist die seit etwa fünfzig Jahren eingetretene Reichthumszunahme gemeinsam. Die unaufhaltsam und automatisch fortschreitende Technik siegt über alle Hindernisse, die ihr die Politik der Interessenten in den Weg legt, und überfluthet die Völker mit einem Strom von Gütern, der bis in die unteren Schichten durchsickert und in den mittleren einen ziemlich soliden Niederschlag anschwemmt, so daß die Zahl Derer, die an der Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung ein Interesse haben, im Verhältniß zur Zahl der Umsturzlüsternen beständig wächst. Auf die umlaufenden Einkommen- und Vermögensstatistiken lege ich kein großes Gewicht; wie denn überhaupt die Statistik nur Den Etwas lehrt, der die Personen und Verhältnisse, auf die sie sich bezieht, aus eigener Anschauung kennt, so fälscht und verbirgt besonders bei Vermögens- und Einkommenstatistiken der Geldschleier vielfach die wirklichen Zustände. Ich habe früher an folgenden Fall erinnert. Wenn ein Bauer in der Nähe von Berlin seinen 30000 Mark werthen Kartoffelacker an eine Baugesellschaft um drei Millionen Mark verkauft, so melden die Statistiken eine Erhöhung des Nationalvermögens um 2970000 Mark und des Nationaleinkommens um 97000 Mark. In Wirklichkeit ist keins von beiden auch nur um einen Pfennig gewachsen, hat vielmehr eine kleine Abnahme erfahren. Denn es ist produktives Land in unproduktiven Baugrund, ein nützlicher Arbeiter in einen

unnützen Verzehrer verwandelt worden und es fallen für etwa 3000 Mark Nahrungmittel aus, die bis dahin auf jenem Gute wuchsen. Der neue Millionenbauer hat Macht erhalten, jährlich auf eine 100000 Mark werthe Gütermasse Beschlag zu legen, die nützlichen Arbeitern entzogen wird, und diese nützlichen Arbeiter sind dumm genug, in die Großstadt zu ziehen, sich in Miethkasernen einpferchen zu lassen und mit ihrer sauren Arbeit die Gütermasse zu schaffen, die der Millionenbauer und die Bauspekulanten heischen. Die ganze Grundrente, die als Einkommen, und die kapitalisirte Grundrente, die als Vermögen gerechnet wird, sind nicht Einkommen und Vermögen, sondern ein Raub am Einkommen der Produktiven zu Gunsten der Unproduktiven und ein Hemmniß der Produktion und Reichthumsvermehrung. Gerade diese Posten aber spielen eine hervorragende Rolle in der Statistik der Einkommen- und Reichthumsvermehrung; Tabellen, welche die Steigerung dieser beiden Posten darstellen, sind Barometer zur Messung des auf den unteren Klassen lastenden Druckes, zur Messung des Volkselends. Also auf die Statistiken gebe ich nichts; aber den Fortschritt des Wohlstandes sehe ich an den Kleidern und in den Wohnungen der Leute und an Dem, was sie an Nahrungmitteln, Getränken, Bequemlichkeiten und Vergnügungen genießen, und Jeder kann in seiner nächsten Umgebung wahrnehmen, wie die Zahl der behäbig Lebenden und der mit Aussicht auf Erfolg nach einer behäbigen Existenz Strebenden wächst im Verhältniß zur Zahl der hoffnunglos Elenden. Es ist schwer, zu sagen, wer von Beiden thörichter handelt: die Sozialdemokratie, die es sich in den Kopf setzt, alljährlich am ersten Mai ihre politische Ohnmacht zur Schau zu stellen und ihre Aussichtlosigkeit zu beweisen, oder der Staat, der ihr durch lächerliche Polizeichikanen diese Beweisführung erschwert.

* * *

Von der Musterung der theoretischen Sätze gehen wir zur Betrachtung der Lage über. Deren wesentlichster Charakterzug wurde bereits angegeben: die Tendenz zur Proletarisirung der Massen, die vor fünfzig Jahren, in England wenigstens, dazu berechtigte, zwar nicht den sozialistischen Zukunftstaat, aber doch den Zusammenbruch der gegenwärtigen Gesellschaft zu prophezeien; diese Tendenz ist anderen Tendenzen gewichen. Der Mittelstand verschwindet nicht. Daß, um uns auf Deutschland zu beschränken, der Bauernstand vorläufig noch nicht ernstlich bedroht ist, glaube ich, in meiner Schrift über die Agrarkrisis bewiesen zu haben. Ueber die Lage des Handwerks haben die Untersuchungen des Vereines für Sozialpolitik volles Licht verbreitet. Nur wenige Handwerke sind von der Großindustrie vernichtet worden. Zum Ersatz entstehen täglich neue Gewerbe, die, wie Fahrradreparaturwerkstätten, geradezu als

Handwerke zu bezeichnen sind oder, wie die sich immer weiter ausbreitende Zahntechnik, dem Ausübenden eine dem des feineren Handwerkers ganz ähnliche Existenz gewähren. Andere Handwerke erfahren allerlei Umbildungen. Noch andere bleiben fast unberührt von den modernen Umwälzungen. Nur ein kleiner Theil der Großindustrie lebt von Einbrüchen ins Gebiet des Handwerks; der größere und wichtigere Theil schafft Güter, die nicht handwerksmäßig erzeugt werden können, eröffnet also neue Arbeitgelegenheiten neben dem Handwerk. Was durch Vernichtung einiger Klassen von selbständigen Kleinbetrieben dem Mittelstande verloren geht, wird nicht allein durch neu entstehende Kleingewerbe, sondern auch durch die Werkmeister und mittleren Beamten der Großbetriebe und der Verkehrsanstalten überreichlich ersetzt. Die Krämer endlich hat Bernstein in seiner vielgenannten Schrift über die ihnen von den Waarenhäusern drohende Gefahr beruhigt.

Zu diesem Mittelstande treten beständig andere neubegründete Existenzen, die sich einer befriedigenden Lage erfreuen, und eine stete, wenn auch sehr langsame Erhöhung des Einkommens der Arbeiter und Dienstboten. Wenn ich vorhin den Reichthum erzeugenden Fortschritt der Technik automatisch nannte, so soll damit nicht gesagt sein, daß auch die Vertheilung dieses Reichthumes automatisch vor sich gehe. Die Tendenz dieses modernen Reichthumes, sich in den oberen Schichten zu stauen, ist, wie Marx richtig erkannt hat, wirklich vorhanden gewesen; und hätte sie sich durchgesetzt, so würden die beschriebenen Hemmnisse den Fortschritt zum Stillstande gebracht haben. Denn da der Konsum allein es ist — der Konsum, nicht das Kapital —, was die Produktion im Gange erhält, so muß diese eingestellt werden, wenn der großen Masse der Konsumenten die Kaufkraft entzogen wird. Das Hauptverdienst für die Ueberwindung des toten Punktes gebührt der Arbeiterbewegung, und zwar gerade der sozialdemokratischen, revolutionären. Ist die Arbeiterschaft ganz unfähig für die Aufgabe, die ihr Marx zugedacht hat, und in jedem direkten Angriff auf den Staat diesem gegenüber ganz ohnmächtig, so ist sie doch nicht ohnmächtig in jeder Beziehung; als ein zahlreicher und unentbehrlicher Stand vermag sie, wenn sie organisirt ist, auf die anderen Stände und auf die Gesetzgeber einen Druck auszuüben.

Zunächst hat sie für einen bedeutenden Theil der Lohnarbeiter und Dienstboten Lohnerhöhungen durchgesetzt. Nehmen wir an, daß in allen Kulturstaaten zusammen die Zahl der Arbeitenden, die an der Lohnerhöhung seit 1850 theilnahmen, nur 30 Millionen und daß die Einkommenerhöhung nur 300 Mark auf den Kopf betrage, so bedeutet Das eine Erhöhung der Kaufkraft um neun Milliarden. Der Mehrverbrauch ist nicht ganz so hoch anzuschlagen, da Einiges gespart wird — leider sparen unsere übermäßig ordentlichen Arbeiter viel zu viel —, aber sei er nur sieben Milliarden werth,

ſo iſt auch Das ſchon beträchtlich; die Millionäre müßten ſich ſehr anſtrengen, um das Selbe leiſten zu können; von 70000 Millionären müßte Jeder jährlich 100000 Mark mehr ausgeben. Dann hat die Furcht vor der Sozialdemokratie den Geſetzgebern Beine gemacht und ſie zu Reformen getrieben. Daß dieſe Furcht das einzige wirkſame Motiv für die Sozialgeſetzgebung geweſen iſt und daß alle humanen und chriſtlich-ſozialen Redensarten nur Verzierung*) ſind, dafür haben wir Bismarck als Zeugen. „Auer hat ganz Recht," ſprach er im November 1884 im Reichstage: „wenn es keine Sozialdemokratie gäbe und wenn nicht eine Menge Leute ſich vor ihr fürchteten, würden die mäßigen Fortſchritte, die wir überhaupt in der Sozialreform gemacht haben, auch noch nicht exiſtiren." Er kannte ſeine Pappenheimer; und dieſe Pappenheimer brauchen ſich weiter nicht zu ſchämen, denn es kommt nie und nirgends in der Weltgeſchichte vor, daß ein herrſchender einem unterdrückten Stand aus Menſchenliebe Zugeſtändniſſe machte. Solche Zugeſtändniſſe werden ſtets entweder durch die Bedürfniſſe der Herrſchenden oder durch ihre Furcht vor Empörung oder durch einen Sieg der Unterdrückten erzwungen. Die brandenburgiſchen Kurfürſten und preußiſchen Könige haben die Bauern geſchützt, nicht aus chriſtlicher Liebe zu dieſen Leuten, ſondern, weil eine Bauerngemeinde mehr Kerls, Pferde und Steuern liefert als ein Großgut; das engliſche Parlament hat Arbeiterſchutzgeſetze erlaſſen, nicht aus Mitleid mit den Fabrikkindern — obgleich einzelne ſeiner Mitglieder Erbarmen gefühlt haben mögen — ſondern, weil die depravirte Bevölkerung nicht mehr genug Matroſen für die Flotte lieferte und weil die Arbeiter die Fabriken anzündeten, — und ſo fort durch die ganze Weltgeſchichte hindurch. Die Sozialgeſetzgebung hat nun dazu beigetragen, das Einkommen des Vierten Standes und damit den Konſum zu heben. Die Unfall- und Invaliden-„Rentner" haben nicht gerade die Mittel zum Schwelgen, aber ſie leben immerhin ein Wenig beſſer, als wenn ſie ſich bettelnd auf der Straße herumtrieben. Die Verkürzung der Arbeitzeit nöthigt dazu, mehr Arbeiter einzuſtellen, und die Erſchwerung der Frauen- und Kinderarbeit trägt dazu bei, der Arbeitloſigkeit der Männer zu ſteuern. So hat die Sozialdemokratie die Unternehmer gerettet, — gegen den Willen beider Parteien. Ein in der Weltgeſchichte ganz gewöhnlicher Vorgang, denn der Weltenlenker hat Humor und der größte aller Späße, die er ſich bereitet, beſteht darin, daß er uns Tölpel ſeine Zwecke durch unſer Widerſtreben dagegen verwirklichen läßt. Wie wird er gelacht haben, als ſich der pfiffige Pius durch ſein Streben nach Macht um den

*) Ich leugne nicht, daß es Männer giebt, denen es mit der Arbeiterfreundlichkeit Ernſt iſt. Aber dieſe Männer ſind an ſich einflußlos und würden es ohne jenes bei den Maßgebenden durchſchlagende Motiv ſtets bleiben.

letzten Reſt des Kirchenſtaates brachte und als dann fanatiſche Proteſtanten dem Papſt durch den Kulturkampf aus der Klemme halfen! Wie mag er über die ſächſiſchen Bürgermeiſter und Richter lachen, die ſo eifrig daran arbeiten, ihre gutmüthigen Spießbürger in wilde Revolutionäre zu verwandeln! Ueber Italien freilich wird er ſchwerlich lachen, weil Das, was dort geſchieht, über den Spaß geht. Dort gelingt es den Herrſchenden, die Arbeiterorganiſationen zu unterdrücken, weil das Volk unwiſſend, zum Theil des Leſens unkundig und in polizeiwidrigem Grade bedürfnißlos iſt; ſo hebt ſich denn dort der Konſum nicht und die außerdem noch durch die Steuern heiſchende Großſtaatsſucht erdrückte italieniſche Induſtrie kann nicht über den toten Punkt hinweg; trügen nicht ſo viele Tauſende von Fremden ihr Gold ins Land, ſo müßte das ganze Volk im Sumpfe ſeines Elends erſticken.

Auf die beſchriebenen Arten der Konſumſteigerung beſchränkt ſich die Wirkſamkeit der Sozialdemokratie noch nicht. Aus Furcht vor ihr beeifern ſich die Regirungen, befriedigte Exiſtenzen zu ſchaffen. Deshalb vermehren ſie die Zahl der Beamten ins Unendliche und beſſern fortwährend die Beſoldungen auf. In den letzten vierzig Jahren ſind die Beamtenbeſoldungen auf das Doppelte bis Dreifache geſtiegen. Auch verſtaatlichen ſie ſo viel Betriebe wie möglich und zahlen, wenn auch keine übermäßig hohen, ſo doch wenigſtens keine Hungerlöhne; auch die Erbauung von guten Arbeiterwohnungen bedeutet eine Erhöhung des Arbeitereinkommens. Dann iſt die Furcht vor der Revolution die Haupturſache des Militarismus: man will jeden nicht verkrüppelten Mann vom zwanzigſten bis zum vierzigſten Jahre durch den Fahneneid binden und unter beſtändiger Aufſicht halten. Dieſe äußerſte Ausdehnung der Dienſtpflicht ſchafft nun nicht allein eine Menge guter Verſorgungen — außer den Offizierſtellen noch viele Militärämter und Anwartſchaften auf Civilverſorgung —, ſondern giebt auch der Induſtrie ungeheuer viel zu thun, um ſo mehr, als der Fortſchritt der Waffentechnik keinen Augenblick ſtillſteht, ſo daß in dem Augenblick, wo das letzte Bataillon mit dem neuen Gewehr verſehen wird, das erſte ſchon wieder das allerneuſte zu probiren anfängt. Dieſer Nutzen für die Induſtrie wurde ſehr bald erkannt und griff dann als ſelbſtändige Triebfeder in die Entwickelung des Militarismus ein. Welchen Vortheil bringen ihr allein ſchon die hellen Offiziersmäntel, die nicht halb ſo lange getragen werden können wie die dunklen! Es ſollte mich nicht wundern, wenn alle Jahre eine andere Farbe vorgeſchrieben würde. Und nun hat ſich noch der Marinismus hinzugeſellt, von dem nur zu verwundern iſt, daß er nicht noch weit eher ausgebrochen iſt. Welch ein Verbrauch von Kohle und Eiſen! Gewiß: alle die mächtigen Kohlen- und Eiſenbarone würden der Regirung den Dienſt aufkündigen und ins ſozialdemokratiſche Lager überzulaufen drohen, wenn ſie ſich weigerte, die Flottenentwickelung zu forciren.

Nachdem ſo die Sozialdemokratie die Produktion in Gang gebracht hat, reizt dieſe durch neue Erfindungen zum Luxus und gewährt zugleich durch Einkommenerhöhungen die Mittel zu ſeiner Befriedigung. Der Wohnungsluxus, der Kleiderluxus, der Kunſtluxus, der Reiſeluxus, der Korreſpondenzluxus, der Theaterluxus, der Gaſthausluxus treibt täglich neue Formen hervor, reizt die Begierde nach noch Neuerem, nach immer raſcherem Wechſel und immer reicherer Fülle, ſo daß die Erfindungsgabe der Produzenten und die Genußſucht der Konſumenten einander in immer raſcherem Tempo ſteigern. Und dieſes Luxusbedürfniß ſetzt natürlich eine ſtetig wachſende Anzahl von Köpfen und Händen in Thätigkeit. Alle dieſe Triebfedern und Umſtände wirken zu dem Ergebniß zuſammen, daß die Zahl der mittleren Einkommen ſteigt, daß ſich die Einkommen im Allgemeinen erhöhen, ohne daß die Waaren theurer würden, daß demnach die Zahl der wirklich Nothleidenden, die eine große Umwälzung zu wünſchen Urſache haben, im Verhältniß zur Zahl der leidlich Befriedigten nicht größer, ſondern kleiner wird.

Dieſer Zuſtand vernichtet nun zwar die Hoffnungen der Sozialiſten und befreit die Beſitzenden von der Furcht vor einer ſozialen Revolution; aber geſund und befriedigend kann er trotzdem nicht genannt werden. Geſund ſind Einkommenvertheilung und Konſum nur inſofern, als zwiſchen den Extremen von Steinreich und Bettelarm eine hinreichend breite Mittelſchicht liegt und als der Konſum mit der wachſenden Produktion bis jetzt ſo ziemlich gleichen Schritt gehalten hat. Das Ungeſunde des Zuſtandes aber liegt darin, daß ein großer Theil des Standes, der ſteuertechniſch als Mittelſtand bezeichnet werden kann, aus Schmarotzern beſteht, daß ſich Schmarotzer und halbe Schmarotzer im Allgemeinen beſſer ſtehen als nützliche Arbeiter, daß ein Theil des Konſums unnatürlich iſt und daß die Baſis des ſozialen Baues im Verhältniß zum wachſenden Ueberbau immer ſchmäler wird.

Die Grundlage des Geſellſchaftbaues bilden die Urproduzenten und unter ihnen ſind die Nahrungmittelproduzenten die wichtigſten. Nicht nur deshalb, weil die Nahrungmittel die unentbehrlichſten aller Güter ſind, ſondern auch, weil die Landwirthſchaft die für die Geſundheit von Leib und Seele vortheilhafteſten Lebensbedingungen darbietet. Es iſt ja wahr, was Werner Sombart in der „Sozialen Praxis“ geſagt hat, daß „Reicherwerden, Kulturfortſchritt — ſelbſtverſtändlich nur in dieſem unbeſtreitbaren Verſtande verfeinerten Lebensgenuſſes — identiſch ſind mit wachſender gewerblicher Bevölkerung“. Allein dieſe Identität hat, wie Alles in der Welt, ihre Grenzen. Zunächſt ſchon macht der verfeinerte Lebensgenuß, wie Sombart ſelbſt andeutet, nur eine Seite, und nicht die werthvollſte, der Kultur aus; ein Bauer, wie Roſeggers letzter Jakob — und es giebt ſolche Bauern — oder wie ein altrömiſcher Cincinnatus, ſteht in der wahren Kultur viel höher als ein

mit allem Flitterkram unſerer heutigen Kultur ausgeſtattetes Gigerl. Dann dient ein Theil unſerer heutigen induſtriellen Arbeiter nicht einmal dem feineren Lebensgenuß, ſondern ſchafft Dinge und übt Thätigkeiten aus, die Keinem Genuß bereiten; darüber ſage ich ſpäter mehr. Und endlich leidet der größte Theil der ſtädtiſchen Bevölkerung unter Lebensbedingungen, deren ſchlimme Wirkungen durch das Bischen Kulturplunder nicht aufgewogen werden. Selbſtverſtändlich iſt ohne Arbeitstheilung Kultur überhaupt nicht möglich, auch nicht die wahre, höhere Geiſtes- und Herzenskultur; ſelbſtverſtändlich muß daher eine ſtädtiſche Bevölkerung entſtehen; ſelbſtverſtändlich wächſt dieſe mit fortſchreitender Kultur im Verhältniß zur ländlichen, während gleichzeitig der techniſche Fortſchritt, der ein Theil des Kulturfortſchrittes iſt, die Erhaltung einer immer größeren Zahl von nicht produzirenden geiſtigen Arbeitern möglich macht; aber eben ſo ſelbſtverſtändlich ſchlägt der Vortheil dieſer Entwickelung auf einem gewiſſen Punkt in Nachtheil um. Wenn die Ueberzahl geiſtiger Arbeiter nicht mehr nützliche Ideen produzirt, ſondern nur noch alte Gedanken wiederkäut oder leeres Stroh driſcht, wenn Ueberfülle die Genußmittel zu einer Laſt macht, wenn die in den Städten Zuſammengepferchten den Zuſammenhang mit der Natur verlieren, wenn die ländliche Pflanzſchule nicht mehr hinreicht, die Rieſenſtädte mit geſundem Nachwuchs zu verſorgen, dann ſchlägt die Kultur in Unkultur um, in die Barbarei der Ueberfeinerung, des ſinnloſen Prunkes und der Unnatur. Und man bilde ſich doch nicht ein, daß der Landwirth, der Rittergutsbeſitzer, der Bauer kein wahrhaft gebildeter, kein im höchſten Sinne des Wortes kultivirter Mann ſein könne. Ich behaupte im Gegentheil, daß nur er es ſein könne und daß die rein ſtädtiſche Exiſtenz Verkrüppelung bedeute. Wenigſtens ein Stückchen Landwirthſchaft, allerwenigſtens ein Garten und Gartenarbeit, gehört als Ergänzung zum ſtädtiſchen Leben und ich halte mich ſelbſt für einen Krüppel, weil mir dieſe Ergänzung fehlt. Ich halte es mit den großen Alten, die, den Ariſtoteles an der Spitze, meinten, daß Landwirthſchaft die edelſte und in manchem Sinne die einzige edle Beſchäftigung ſei. Dionys von Halikarnaß übertreibt wohl ein Wenig, wenn er von Romulus ſchreibt: „Ueberzeugt, daß vernünftig zu leben, die Gerechtigkeit dem Wucher vorzuziehen, unverdroſſen zu arbeiten, den höchſten Werth in die Tugend zu legen, das Volk nicht durch Lehre und Predigt, ſondern nur durch Gewöhnung an geſunde Arbeit zu bewegen ſei, überließ er Sitzarbeiten, namentlich unanſtändige, Lüſte weckende Gewerbe den Sklaven und den Fremden und wies den Freigeborenen nur zwei Beſchäftigungarten zu: den Ackerbau und den Krieg.“ Er übertreibt, aber es iſt ein richtiger Gedanke, den er übertreibt. Und Cato Cenſorius übertreibt nicht, wenn er alle anderen Gewerbe für bedenklich erklärt und dann fortfährt: at ex agricolis et viri fortissimi et milites

strenuissimi gignuntur, maximeque pius quaestus stabilissimusque consequitur minimeque invidiosus, minimeque male cogitantes sunt qui in eo studio occupati sunt; wobei allerdings zu bemerken ist, daß minime invidiosus heute leider nicht mehr ganz allgemein gilt, weil die Landwirthe selbst zum Theil in die Neid gebärende Chrematistik und die gehässige Konkurrenzhatz verwickelt sind. Ich sehe mit Columella und Adam Smith ein, daß die Beschäftigungen des Landwirthes mannichfacher und vielseitiger sind, öfter einen Wechsel der Entschließungen und Anpassung an neue unerwartete Lagen fordern, den Blick weiter machen als die irgend eines anderen Gewerbes, daher auch die kräftige Entfaltung wahrer Intelligenz mehr begünstigen. Und ich halte Bismarcks Geschmack für den richtigen, der zu Busch (Tagebuchblätter III, 165) einmal geäußert hat: „Ich habe mich immer aus den großen Städten und aus dem Gestank der Civilisation weggesehnt; und mit jedem Male, wo ich dort sein mußte, mehr.“ Nun, der Bauernstand geht ja, wie gesagt, in Deutschland nicht zu Grunde; aber seine Angehörigen bilden einen immer kleineren Prozentsatz der Bevölkerung; denn da die Zahl der Bauerngüter innerhalb unserer Grenzen nicht wesentlich vermehrt werden kann, so muß der ganze Bevölkerungzuwachs in die Stadt. Und daß der gesündeste Stand die Minderheit bildet, nach zwanzig Jahren eine sehr kleine Minderheit bilden wird — von der ländlichen Bevölkerung, deren Prozentsatz stetig sinkt und schon 1895 nur noch 35,8 betrug, besteht doch wieder nur die kleinere Hälfte aus Bauernfamilien —: darin eben finde ich das Ungesunde.

Nach dem Stande der Landwirthe sollte der Handwerkerstand der zahlreichste sein; von ihm ist jedoch das Selbe zu sagen: er geht nicht zu Grunde, aber seine Angehörigen machen einen immer kleineren Prozentsatz der Bevölkerung aus. Man lasse sich nicht durch optimistische Statistiken irreführen, die eine verhältnißmäßig große Zahl von Angehörigen des Handwerks herausrechnen. Das Wesentliche am Handwerk, Das, was es zum zweitgesündesten Bestandtheile der Gesellschaft macht, ist, daß der echte Handwerker nicht von der Ausbeutung der Arbeit Anderer, auch nicht von Handelsgewinn, sondern von seiner eigenen Hände Arbeit lebt und daß ihm diese Arbeit eine anständige Existenz gewährt. Der Handwerker des dreizehnten Jahrhunderts durfte weder aus der Ausbeutung von Gehilfen noch aus dem Rohstoffeinkauf Gewinn ziehen. Der Rohstoff wurde ihm vom Besteller geliefert nnd der Gehilfe eines Steinmetzmeisters z. B. bekam vom Besteller — er, nicht der Meister, war der „Arbeitgeber“ — den selben Lohn wie der Meister, der nur Arbeitleiter, nicht Brotherr war; der Lehrling endlich war ein wirklicher Lehrling, der sich auf die Meisterschaft vorbereitete, nicht ein ausgebenteter Sklave, der gar keine Aussicht gehabt hätte, Meister zu werden.

Dieſe echte Art Handwerk iſt vollſtändig zu Grunde gegangen. Die eigene Arbeit, das Einzige, was dem mittelalterlichen Handwerker Einkommen verſchaffte, wird heute ſo elend bezahlt, daß kein Menſch mehr darauf einen anſtändigen Haushalt gründen kann. Die allein arbeitenden Handwerker führen ein proletariſches Daſein. Es giebt allein arbeitende Schuſter, die Häuſer kaufen, aber nicht von der Schuſterei, ſondern von Kravattenmacherei und ähnlichen Geſchäften. Andere verbeſſern ihr Einkommen dadurch, daß ſie eine Vereinsdienerſtelle annehmen; denn bei der heutigen Vereinsfexerei iſt die Zahl Derer, die ſich mit dieſer Art geſchäftigen Müſſigganges durchſchlagen, Legion. Wer es freilich dahin bringt, daß er Leute beſchäftigen kann, Den nährt das Handwerk, und zwar ſehr gut; ich ſehe fortwährend um mich herum ſolche Handwerker zu Wohlſtand gelangen. Aber eben nicht durch ihrer Hände Arbeit, ſondern durch die ihrer Leute; und nicht Alle ſind ſo vernünftig, wie ein tüchtiger junger Handwerker meiner Bekanntſchaft, der ſeiner Frau zu ſagen pflegt: „Daß Du auch den Leuten gut und reichlich zu eſſen giebſt! Sie ſind es, die uns das Geld verdienen.“ Viele berliner Bäcker leben davon, — ob ſie auch reich werden, weiß ich nicht —, daß ſie die Jungen ganz oder halb zu Tode ſchinden, die ſie, das Stück zu zwanzig Mark, alljährlich um Oſtern in Oberſchleſien kaufen. Die Statiſtiken rechnen zum Handwerk, was nicht mehr als zehn Leute beſchäftigt; aber alle dieſe Betriebe mit drei bis zehn Arbeitern ſind, ſozial betrachtet, nicht Handwerkſtätten, ſondern auf Ausbeutung gegründete Unternehmungen. Und zwar iſt hier das Wort Ausbeutung berechtigt, in der wirklichen Großinduſtrie ganz und gar nicht. Zum Bau einer Lokomotive müſſen hundert Perſonen zuſammenwirken und der Unternehmer, der zugleich Maſchineningenieur iſt, leiſtet eine ſo hoch qualifizirte Arbeit, daß es die höchſte Ungerechtigkeit wäre, wenn man verlangen wollte, er ſollte mit der ſelben Löhnung vorlieb nehmen wie ſeine Arbeiter, die ſelbſt wiederum ſehr verſchieden qualifizirte Arbeit verrichten und daher auch verſchieden gelohnt werden müſſen. Dagegen kann ein Mann allein einen Rock, einen Stiefel anfertigen und zu einem größeren Stück Möbel brauchen nicht mehr als zwei Perſonen zuſammenzuwirken. Die Beſchäftigung von mehr Perſonen iſt alſo nicht durch die Natur des Gewerbes, ſondern nur durch das Intereſſe des Unternehmers geboten und als Ausbeutung zu bezeichnen. Durchaus nicht in allen Fällen kann zur Entſchuldigung das Intereſſe der Geſellſchaft angeführt werden, das Erhöhung der Produktivität durch Arbeitstheilung fordere. Kein Intereſſe der Geſellſchaft fordert die Erweiterung der Schneiderei zum Fabrikbetrieb. Die ganze Konfektion iſt eine peſterzeugende Sumpfpflanze, die mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müßte. Die Ueberſchwemmung mit Kleiderlumpen und der unaufhörliche Wechſel ſind eine Laſt; mir wird übel, ſo oft ich an einem ſolchen Laden mit

ſeinen häßlichen bekleideten Puppen vorbeigehe. Ich betrete nie einen ſolchen Laden; mein Dorfſchneider bekleidet mich ganz gut. Bedenken wir nun noch dazu, daß der größere Handwerker am Materialieneinkauf verdient und mit Fabrikwaare handelt, ſo müſſen wir ſagen: im Handwerk bringen Ausbeutung und Schacher mehr als die ehrliche und mühſame Arbeit und auch darum muß der heutige Zuſtand ungeſund genannt werden. Die wirkliche Großinduſtrie iſt nun zwar berechtigt, aber die bedeutende Zahl ihrer abhängigen Arbeiter zuſammen mit den Arbeitern der unberechtigten Großbetriebe und der ſogenannten Handwerke erzeugen jene politiſche Schwierigkeit, die man Sozialdemokratie nennt.

Das Selbe wie von der Konfektion iſt von den meiſten Zweigen der Mode- und Luxusinduſtrie zu ſagen. Sie erzeugen heute viel wirklich Schönes, Das leugne ich nicht, aber ſie erzeugen dieſes Schöne in übertrieben großen Maſſen und daneben eine Unmaſſe werthloſer Kinkerlitzchen. Werner Sombart hat ganz richtig geſagt: „Ein paar Tauſend Menſchen mehr am Leben zu erhalten, iſt wirklich nicht ſchlechthin nothwendig, wohl aber, daß Diejenigen, die nun einmal die Bürde des Lebens zu ſchleppen haben, dieſes mit möglichſter Vermeidung allzu großer äußerer Miſere vermögen. Wie oft iſt es ausgeſprochen worden, daß ein behagliches Heim, Das heißt alſo eine Summe gewerblicher Erzeugniſſe, für das Daſein des Menſchen nicht weniger unentbehrlich ſei als eine angemeſſene Nahrung.“ Aber zum behaglichen Heim gehört auch ein freier Raum ums Haus, der kein gewerbliches Erzeugniß iſt, und die Ueberfülle gewerblicher Erzeugniſſe macht ſchon längſt Vielen ihr Heim unbehaglich. Was kann es Ungemüthlicheres, Unbequemeres, Unzweckmäßigeres geben als ein mit Möbeln, Vorhängen, Stickereien, Prunkgefäßen, Nippesſachen und Bildern überladenes Wohnzimmer und was Dümmeres als einen Obſt- und Blumengarten auf dem Kopfe eines Frauenzimmers? Wahre Kultur entfaltet ſich in einfachen, edlen Formen, nicht in einem Trödelmarkt. Und während ſich der Wohlhabende von dieſem Trödelkram erdrückt fühlt, ſchläft der Bäckerjunge in einem von Schmutz ſtarrenden und von Ungeziefer wimmelnden Bett oder ohne Bett auf dem ſchmutzigen Fußboden in einer licht- und luftloſen Kammer. Gerade die wirklichen Errungenſchaften unſerer materiellen Kultur: gut zubereitete, geſunde und wohlſchmeckende Speiſen, Reinlichkeit, lichte, luftige, weder zu warme noch zu kalte Arbeit-, Wohn- und Schlafräume, bequeme Möbel, namentlich bequeme Betten, zweckmäßige Heizvorrichtungen fehlen Millionen nützlicher und nothwendiger Arbeiter, theils, weil ſie Hörige von Ausbeutern ſind, die ihnen nicht nur das Angenehme, ſondern oft auch das Nothwendige verſagen, theils, weil ihr Einkommen ſo gering iſt, daß es ſelbſt auf das Nothwendigſte nicht reicht, theils, weil ſie, verführt durch den Flitterglanz des Trödelmarktes, der ſie umgiebt, und durch

die Narrheit des „Standesgemäßen“ ihr Geld für unnützen Plunder aus geben. Weil nicht planmäßig produzirt wird zur Befriedigung der Volksbedürfnisse, sondern für den Markt, Das heißt für die Leute, die bezahlen können oder wollen, so ist die Produktion in falsche Bahnen gerathen; sie erzeugt das Ueberflüssige, Unnütze, Schädliche in ungeheuren Massen, das Nothwendige in unzureichender Menge. Hier hat Julius Wolf Recht mit seinem Wort: „Das Leben ist mir durch billigere Nähnadeln und Stahlfedern (Streichhölzer, künstliche Blumen, Nippesfiguren, Zeitungen, Pferdebahnen) nicht leichter geworden.“ Die Geheim-, Haarfärbe-, Kindernährmittel, Gesundheitkaffees, Automaten und sonstiger Schwindel bringen den Fabrikanten und Händlern ein Heidengeld; aber wer nie davon Gebrauch macht, büßt nicht ein Atom wahrer Behaglichkeit und echten Lebensglückes ein.

Einen großen Theil der Industrie kann man geradezu als ein Schmarotzergewächs bezeichnen. Namentlich den gar nicht unbeträchtlichen, der der Reklame dient durch Anfertigen von Plakaten, Inseraten u. s. w. Zur Uebermittelung der Produkte an die Konsumenten würde ein Zehntel der Personen hinreichen, die jetzt im „Geschäft“ thätig sind. Neun Zehntel haben nicht den Zweck, die Verbraucher zu versorgen, sondern den, im Dienste der einen Unternehmer den anderen die Kunden abzujagen. Alle Handlungreisenden sind überflüssig. Neun Zehntel aller Inserate sind überflüssig, denn der Kaffee von Müller ist eben so gut wie der von Schulze, nnd was Dieser sonst Alles hat, sehe ich in seinen Schaufenstern. Welche Unmasse von Reklamen, Katalogen und anderem unnützen Zeug wirft man unbesehen in den Papierkorb! Darunter Lotterielooſe und die Dutzende von gedruckten Mahnbriefen, die der Händler nachschickt. Ich glaube, so ein Hallunke beschäftigt für sich allein schon eine kleine Druckerei, — nur zu dem Zweck, die vernünftigen Leute zu belästigen und die Dummen hineinzulegen. Auch die Hälfte der Dienste, welche die Post, Eisenbahn und Straßenbahn verrichten (Ansichtpostkarten, Reklamebeförderung, sinnlose Vergnügungfahrten) würde besser unterbleiben. Dazu rechne man die überflüssigen Kneipwirthe, namentlich die mit Damenbedienung, die Agenten, die Stellenvermittler, die Polizisten, die in Versammlungen herumlaufen, um durch Denunziationen dem Steuerzahler Prozeß- und Gefängnißkosten zu verursachen und rechtschaffene Arbeiter zu Grunde zu richten, die Tausende von überflüssigen Bureaukraten, die mit ihrem unnützen Geschreibsel und Gefrage, mit ihren Verordnungen und Reglementirungen den lammfrommsten Spießbürger toll zu machen im Stande sind, die Penelopenarbeit der Gesetzmacher und die Publizistik! Die größere Hälfte aller Zeitungartikel ist theils überflüssig, theils schädlich. Welcher Vernünftige las und liest Dreyfusartikel! Wie werthlos sind die meisten Telegramme und welche Arbeit machen sie! Ich selbst würde ein nützlicheres Glied

der Gesellschaft sein, als ich bin, wenn ich nur den vierten Theil von Dem schriebe, was ich schreibe; aber wenn Einer vom Schreiben leben muß, so heißts: schmieren, wie man Stiefel schmiert. Endlich das vielverzweigte Spekulantenthum und die eigentliche Hochstaplerei! So sieht ein großer Theil des „Mittelstandes" aus, der Miquels Kassen füllt und die Sozialdemokratie lahmlegt.

Daß aber die Besoldung oder der Arbeitlohn oder Geschäftsgewinn zwar nicht ganz allgemein, aber in der Mehrzahl der Fälle im umgekehrten Verhältniß zur Nützlichkeit und Mühsäligkeit der Arbeit oder Verrichtung steht, braucht nicht ausgeführt zu werden; Jeder sieht es und erfährt es täglich. Auf einen sehr merkwürdigen Umstand muß jedoch noch besonders hingewiesen werden. Weil es außerhalb der Beamtenhierarchie an jeder vernünftigen Leitung fehlt, bei der Besetzung der Arbeitstellen wie bei der Zumessung des Lohnes, darum gelangen zu den angenehmsten und zugleich einträglichsten Stellen nur Solche, die entweder durch ihre Geburt im sozialen Lotteriespiel 100 Points voraus haben oder die durch Rücksichtlosigkeit und Schlauheit an die Sonnenseite gelangen. Die schwierigsten und unangenehmsten Arbeiten werden auch dann, wenn sie die allernothwendigsten sind, Denen zugeschoben, die nichts Anderes finden. Das Ein- und Ausladen und das Heizen der Dampfkessel der Schiffe sind Arbeiten, die zu den unentbehrlichen Grundlagen der heutigen Gesellschaft gehören. Man sollte also glauben, die Leute, die Das besorgen, müßten eben so wie z. B. die Zollbeamten jahraus, jahrein besoldet werden, gleichviel, ob es Arbeit für sie giebt oder nicht. Statt Dessen verläßt sich die Gesellschaft darauf, daß es stets Unglückliche geben wird, die jede Arbeit unter jeder Bedingung annehmen müssen, zahlt die Schauerleute an den Tagen, wo sie sie braucht, und läßt sie an den übrigen fasten, macht zur größeren Bequemlichkeit unnützer Weltenbummler den Dienst im Maschinenraum der Ozeandampfer zu einer Hölle, mit der verglichen die Arbeit der antiken Ruderfklaven ein Vergnügen war, so daß ihr selbst der geduldige und fühllose Chinese durch einen Sprung ins Meer entflieht, und besoldet alle diese nothwendigen Personen elend. Aehnliches gilt von den Erd- und Wasserarbeitern und den Kloakenreinigern. Dem Stifter der englischen Landarbeitervereine, Joseph Arch, entgegnete einmal in einer Volksversammlung ein Geistlicher, das Gesetz von Angebot und Nachfrage gestatte keine höhere Lohnzahlung. Arch erwiderte: Eben lese ich, daß für die Frauen und Kinder der stellenlose Pfarrvikare gebettelt wird, deren es ein paar Tausend giebt; unterwerft das Predigtamt dem Spiel von Angebot und Nachfrage und wir kriegen, wenn wir einen Prediger haben wollen, genug Männer, wie Du einer bist, um sieben Shilling die Woche.

Und was das Allertollste ist: während es im Ueberfluß aller Güter an nichts fehlt als an Arbeit, in dem Grade fehlt, daß die Schiffe der Europäer

an allen Küſten herumfahren, um mit ihren Kanonen alle ſchwarzen und gelben Menſchen zum Opiumeſſen, Branntweinſaufen, Hoſentragen und Kulturplunderverbrauchen zu zwingen, laſſen ſie daheim die Weiber und Kinder den Männern in der Erwerbsarbeit Konkurrenz machen und ſchinden Tauſende von Kindern durch Arbeit zu Tode. Ich rufe es ſeit zehn Jahren in die Welt hinaus, daß die Kinderausbeutung ein Schand- und Brandmal unſerer heutigen Kulturwelt iſt, mit dem ſich kein früheres Geſchlecht und kein Volk von Barbaren je befleckt hat, und ich freue mich, zu ſehen, daß die Saturday Review, die von meinem Daſein keine Kenntniß hat, von Zeit zu Zeit das Selbe ſagt. So wurde in dieſem Blatt neulich die Niedertracht gegeißelt, daß Tauſenden von Kindern ihre ganze Jugendzeit zur unerhörten Qual gemacht wird, damit der Philiſter um einen Penny ſechs Schachteln Streichhölzer bekomme; als ob es nicht abſolut gleichgiltig fürs wahre Menſchenglück wäre, ob das Stück oder das Dutzend zwei Pence koſtet! Und damit das Zeug um dieſen Preis verkauft werden könne, muß der Fabrikant die leeren Schachteln um twopence farthing (20 Pfennige) das Groß bekommen. Und dieſe Schachteln werden eben von Kindern gemacht. Und ſo mit vielen anderen Waaren, wie künſtlichen Blumen, Stickereien, Geweben. Da lobt nun die Dame, die shopping gegangen iſt, die reizenden wohlfeilen Säckelchen bei Meyers. „Wohlfeil ſind ſie, ja, ſchmutzig wohlfeil; koſten ſie doch weiter nichts als das Leben kleiner Kinder!“ In England ſteht es freilich in dieſer Hinſicht ſchon ſeit hundert Jahren und auch heute noch ſchlimmer als bei uns. Nach der Nummer der Saturday Review vom neunzehnten November 1898 beſuchen zwanzig Prozent aller engliſchen Kinder die Schule ſehr unregelmäßig oder gar nicht, weil ſie zur Erwerbsarbeit gebraucht werden. Ueberhaupt darf man die ſeit 1850 allerdings eingetretene Abnahme des Pauperismus in England nicht überſchätzen. Nach der Schrift, die Sidney Webb zum Jubiläum der Königin herausgegeben hat, machen die Paupers heut zwar einen kleineren Prozentſatz der Arbeiterſchaft aus als 1839, abſolut aber iſt ihre Zahl noch geſtiegen.

Endlich ſind unter den heutigen Umſtänden der Militarismus und Marinismus ganz unnatürliche Mittel, Arbeitgelegenheit zu ſchaffen. Würden die Soldaten, die Kriegsſchiffe, die Kanonen zu Dem gebraucht, wozu ſie da ſind, nämlich zum Kriegführen, ſo wäre dagegen nichts einzuwenden; die Ausrüſtungsgegenſtände würden ein Bedürfniß befriedigen. Aber die Soldaten, Schiffe und Waffen zur Verhütung des Krieges zu gebrauchen, iſt eben ſo lächerlich wie unnatürlich. So ſehr auch — trotz Sozialdemokratie und Friedensliga — nicht nur die Köchinnen, ſondern die Völker in das Militär verliebt ſind, werden die Regirungen ihre Komoedie nicht in Ewigkeit fortſpielen können; denn auch der Dümmſte wird mit der Zeit begreifen, daß das einzige Mittel zur Erhaltung des Friedens nicht die Vermehrung, ſondern die Abſchaffung des Militärs iſt

Neiſſe. Karl Jentſch.

Neapolitaniſche Wohlthätigkeit.

„I più potenti sono il papa il re e chi non tiene niente“: ſo lautet ein altes italieniſches Sprichwort. „Niemand iſt mächtiger als Papſt, König und Bettler.“ Hinter dem rührenden Ton und der beweglichen Klage des italieniſchen, zumal des neapolitaniſchen Bettlers lauert immer Etwas wie das Bewußtſein eines Rechtes auf die Forderung. Der Andere iſt reich und er iſt arm, alſo hat der Andere mit ihm von Gottes und Rechts wegen ſeinen Ueberfluß zu theilen. Und nicht nur der Almoſenempfänger auf der Straße, der ſimulirende Krüppel an der Kirchenthür denken ſo; die ſelbe Anſicht, das Recht auf einen Tribut zu haben, erſtreckt ſich bis in Kreiſe, die bei uns ein öffentlich angebotenes Trinkgeld empört zurückweiſen würden.

Als ich zum erſten Male an der Kaſſe von San Carlo in Neapel von dem Herrn, der in hohem Hut und Gehrock ſeines Amtes waltete, für theures Geld ein Billet erſtand, bekam ich von ihm, nachdem er das Geld abgezählt hatte, in faſt befehlendem Tone zu hören: „Und für mich?“

Ich meinte, ich hätte zu wenig bezahlt, und legte noch einen Lira-Schein hin.

„Grazie!“ ſagte er nachläſſig und ſtrich das Geld ein. Später erkundigte ich mich und erfuhr, daß Dies ſo Sitte ſei; allerdings gab ich ihm, wenn ich wieder ein Billet holte, keine Lira mehr: mit einigen Kupferſoldi war er auch zufrieden.

Viele Nachkommen der ſchweizeriſchen Miethſoldaten in Neapel, die meiſtens Neapolitanerinnen heiratheten, leben heute noch nach Generationen von der Mildthätigkeit der ſchweizeriſchen Hilfsgeſellſchaft; Arbeiten: Das fällt ihnen nicht ein.

Wie die Zugvögel durchziehen im Herbſt die deutſchen Fechtbrüder und und Handwerksburſchen die ganze Halbinſel, von Verein zu Verein ſich durchbettelnd. Den Wenigſten liegt daran, beſchäftigt zu werden; ſie wollen das Land der Goldorangen kennen lernen, nach dem die Sehnſucht den Deutſchen immer und immer wieder treibt. Man trifft ſie auf dem Veſuv, wo ſie in Lumpen gehüllt, aber glänzenden Auges auf die Wunder des ſonnigen Golfes blicken, in Pompeji und an allen klaſſiſchen Stätten. Sie werden von den Behörden zurückbefördert, nachdem man ihnen im deutſchen Krankenhaus die wunden Füße geheilt und ſie von Ungeziefer befreit hat. Wunderliche Käuze unter dieſen zerlumpten Geſellen; Mancher, der ſpäter einmal als ehrſamer Rentner enden wird. Bucklige und Verwachſene; ja ſogar Einen, der auf einem Stelzfuß das ganze Land durchwalzt hatte, habe ich kennen gelernt.

Auch die einheimiſche Armenpflege liegt meiſt in privaten Händen. Staat und Gemeinde leiſten wenig. Aber die Wohlthätigkeit iſt in Italien, beſonders im Süden, hoch entwickelt.

Verſchiedene Faktoren tragen dazu bei. Vor Allem die angeborene Gutmüthigkeit des Volkes, ſein tief eingewurzelter Familienſinn und ſeine faſt abgöttiſche Liebe zu den Kindern. Wer mit offenen Augen und mit Sinn für das lebendige Leben, nicht nur für die „Sternchen“ im Baedeker, durch die Straßen von Neapel wandert, ſieht überall, wie die Leute einander mitleidig aus-

helfen und unterstützen, wie selbst der Arme noch dem Aermsten giebt, wie die Frauen sich fast darum streiten, welche von ihnen dem hungernden Säugling der kranken Nachbarin die Brust reichen darf, wie sie dem blinden Bettler sorgsam den Soldo auf sein Tellerchen legen. Und sie wissen vielleicht sogar, daß Alles Verstellung ist und daß dieser Blinde in einem anderen Stadtviertel den Lahmen spielen wird, bis er genug eingeheimst hat, um Alles auf einmal beim Tocco-Spiel zu wagen. Es ist ein armer Teufel, denken sie, — und Wohlthun wird von der Madonna belohnt. Diese religiöse Vorstellung, die Hoffnung auf Belohnung, und ein tief eingewurzelter Aberglaube bilden die ergiebigste Quelle der Wohlthätigkeit.

Um die Madonna und die Heiligen günstig zu stimmen, ist kein Opfer zu groß; und eine Neapolitanerin wird eher hungern und frieren, als daß sie das Oellämpchen vor dem Muttergottesbilde in ihrem Wohnzimmer ausgehen ließe.

Etwas unendlich Rührendes hat der Madonnenkult — diese Anbetung der schönen „blonden Frau" —, denn blond stellen die dunklen Kinder des Südens sich die „santissima madre" vor. Mit ihr plaudern sie, ihr tragen sie alle großen und kleinen Leiden vor und behängen und schmücken sie mit Spenden und buntem Zierrath. Für besondere Wünsche und Anliegen gehen sie zu der Madonna, deren Spezialität die Erfüllung der besonderen Bitte ist. Jedes Stadtviertel, jede Straße fast hat eine eigene Madonna und jede davon hat ihren besonderen Wirkungskreis und ihr Spezialfach. Vom schmächtigen Kerzlein der armsäligen Bettlerin, vom gestohlenen Goldschmuck des Gauners steigen die Gaben bis zum gesammten Vermögen, bis zum Leben der Tochter oder des Sohnes, das unbarmherzig dem Klostergelübde geweiht wird, wenn die Madonna den vorgetragenen Wunsch zufällig erhört hat.

Am Schönsten ist das uralte Blumenopfer von Torre del Greco.

Aus Blüthenstaub streuen sie dort prächtige Gemälde auf den Fußboden von drei oder vier Kirchen; das ganze Jahr hindurch wird dazu Material gesammelt. Für jede Kirche wird Jahr um Jahr ein anderes Bild, eine Nachbildung nach Raffael oder Correggio oder nach einem anderen berühmten Maler, geschaffen. Diese Nachbildung nimmt dann die ganze Fläche des Kirchen-Inneren ein und ihr fein abgestimmter Rahmen klingt über die Altarstufen hin bis zu der von Gold strotzenden Decke, die vom Altarbilde herabhängt. Die feinsten Tonschattirungen kommen zum Ausdruck und manchmal hat man wirklich einen rein künstlerischen Eindruck. Wenn nicht die Nachdrängenden rücksichtlos ihr Recht geltend machten, so könnte man sich von dem Sprühen und Leuchten kaum trennen, das von diesen Blumenteppichen ausstrahlt. Am Eingang der Kirche ist eine kleine Tribüne aufgerichtet, von der das Bild bequem übersehen werden kann. Zwei Tage dauert die Besichtigung; am dritten wird es der „bellisssima Madonna" geopfert. Die ganze Prozession stampft darüber hinweg, kniet darauf und zerstört in wenigen Augenblicken ein Werk, an dessen Herstellung das ganze Städtchen Monate lang gearbeitet hat.

Der Abend des Festtages wird mit Tollen und Tanzen, mit Trinken und Schmausen gefeiert, damit der Mensch wieder ins Gleichgewicht kommt. Paläste und Thürme, mächtige Triumphbögen und Blumenguirlanden aus bunten Glaslämpchen heben sich leuchtend von dem dunklen Himmel ab; dazu prasselt

und knattert das Feuerwerk, ohne das kein Fest am Fuß des Vesuvs vollständig wäre. Sie opfern der Madonna und versprechen ihr Vieles, aber für sich selbst wollen sie doch auch immer Etwas haben, die kindlichen Egoisten, sonst wäre die Partie zu ungleich.

Daß in diesem Volke aus Seelenangst oder Dankbarkeit Gelübde und Stiftungen und wohlthätige Anstalten in Fülle entstehen, ist leicht begreiflich. Würden sie alle auch nur annähernd zweckmäßig verwaltet, so könnte die sprichwörtliche „miseria di Napoli" bedeutend gemildert werden.

Eine Engländerin, die einen Kampfgenossen Garibaldis geheirathet hat, Jessie White-Mario, schrieb vor einigen Jahren ein interessantes Buch über die „Armuth von Neapel". Sie giebt darin an, daß in der Provinz Neapel 8418 Wohlthätigkeit-Anstalten mit einem Kapital von über zwanzig Millionen bestehen; und davon kommen auf die Stadt Neapel allein 349 mit einer jährlichen Einnahme von über sieben Millionen. Also könnte, wenn man hunderttausend Arme auf die ganze Bevölkerung rechnet, eine mittelstarke Familie jährlich beinahe 500 Francs aus diesen privaten Stiftungen beziehen, — bei der Bedürfnißlosigkeit und der fast nur vegetarischen Lebensweise des dortigen Volkes eine nicht geringe Beihilfe zum Leben.

Aber ein großer Theil der Einnahmen geräth in unrechte Hände oder wird durch eine weitläufige und anspruchsvolle Verwaltung aufgezehrt, so daß viele dieser Wohlthätigkeitinstitute sogar mit Defizit arbeiten. Ein ganzer Troß von Verwaltungräthen und Administratoren, bis hinab zum niedrigsten Angestellten, will selbst erst leben, und zwar gut leben, — sie und ihre Familien und alle ihre guten Freunde.

„Arricchitevi governatori poveri." Bereichert Euch, arme Angestellte: so hat der Volkswitz schon lange die drei Buchstaben A. G. P. (Ave gratia plena) im Wappen der Annunziata-Anstalt übersetzt. Die Uebersetzung ist leider nur zu wahr. Erst beziehen die Aufsichträthe und die Unmenge der Angestellten — es giebt Anstalten, die auf drei Insassen einen Angestellten besolden — hohe Gehälter und dann giebt es noch viele Nebenwege, auf denen gute Beute gedeiht: die Häuser und Liegenschaften der Stiftungen werden an Verwandte, Bekannte oder ihre Strohmänner billig verkauft oder vermiethet, die Miethe wird kaum eingezogen, — und Das sind noch nicht einmal die gröbsten Unterschleife. Alles aber hat ein legales Deckmäntelchen und wird mit schönen Phrasen garnirt. Es sind so viele Hände dabei im Spiel — und mächtige darunter! —, daß es schwer ist, die Kette zu durchbrechen und dem Luderwesen auf den Grund zu kommen. Fast mehr Leute leben vom Vertheilen der Wohlthaten als von den Wohlthaten selbst. Das beste Beispiel hierfür ist das berühmte Armenhaus von Neapel, das „Real Albergo dei Poveri" oder „Reclusorio". Es wurde im Jahre 1751 von Karl dem Dritten gegründet; der eigentliche Begründer war aber der berühmte Pater Rocco, der Selbe, der, um der Stadt eine Straßenbeleuchtung zu geben, überall Madonnen- und Heiligenbilder anbringen ließ, die von den Frommen mit Lichtlein und Lampen verziert und abends erleuchtet wurden. Arm und Reich steuerte zu dem Unternehmen bei, Papst Benedict XIV. unterdrückte elf Klöster, um ihr Vermögen der neuen Stiftung zuzuwenden, und fünfundsiebenzig Jahre währte der Bau, der Millionen verschlang und bis heute nicht fertig geworden ist. Zu

Anfang dieſes Jahrhunderts beherbergte die Anſtalt die verſchiedenſten Elemente: Waiſenkinder und öffentlichen Dirnen, Vagabunden und Arbeitunfähige. „Im Jahre 1831“, ſchreibt der frühere franzöſiſche Konſul Pellet in ſeinem Buch Naples contemporaine, „verpflegte das Albergo dei Poveri — und zwar ſehr ſchlecht — fünftauſend Penſionäre, den Abſchaum der Provinz. Im Jahre 1860 revoltirten die viertauſendachthundert Inſaſſen, darunter zwei Drittel Weiber, weil der Hunger ſie zur Verzweiflung trieb, im Jahre 1875 war die Zahl der Inſaſſen auf zweitauſend zurückgegangen, bleiche und ausgehungerte Geſtalten, trotz einer jährlichen Ausgabe von 1 238 000 Francs. Dafür zählte das Armenhaus aber auch nicht weniger als ſiebenhundertundzwanzig Angeſtellte.“

Noch übler wurde und wird im Waiſen- und Findelhaus Santa Annunziata gewirthſchaftet. Im toskaniſchen Krieg 1322 waren zwei neapolitaniſche Adelige, Brüder aus der Familie Capece-Scondito, gefangen worden. Sie verſprachen der Heiligen Jungfrau, eine Kirche und ein Krankenhaus zu ihrer Ehre zu bauen, wenn ſie wieder frei würden, und hielten ihr Gelübde. Eine Laienbrüderſchaft, die ſich aus den erſten Familien der Stadt rekrutirte, übernahm Pflege und Leitung des Annunziata-Krankenhauſes; und am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts hatte es ſchon eine Rente von zweihunderttauſend Thalern. Allein von den beiden alten Familien der Caraffa und Caracciolo ward es in mindeſtens vierzig Teſtamenten mit Schenkungen bedacht. Das jetzige Einkommen überſteigt ſechshunderttauſend Francs. Schon die Stifter hatten der Hauptanſtalt ein Waiſen- und Findelhaus angegliedert. Die „figlie della Madonna“ — ſo nennt das Volk die dort auferzogenen Mädchen — werden bei der Verheirathung ausgeſtattet und der Glaube herrſcht, daß ſie Glück bringen. Am Tage der Verkündung iſt das Waiſenhaus geöffnet und die Heirathluſtigen halten Brautſchau. Wenn die Auskunft, die die Adminiſtration über den Freier einzieht, günſtig lautet, wird die Heirath alsbald vollzogen.

Freilich, wenn die Sterblichkeit im Findelhauſe nicht geringer wird, ſo dürften ſolche Heirathen ſelten werden. Im Jahre 1895 ſtarben alle 856 in dem ſelben Jahr aufgenommenen Kinder.

Als dieſe Thatſache bekannt wurde, ging ein Schrei der Entrüſtung durch die Preſſe und es ſchien, als ob ein fürchterliches Strafgericht über die Schuldigen hereinbrechen ſollte, beſonders, als der Bericht der Unterſuchungskommiſſion neben Unterſchleifen und Nachläſſigkeiten vor Allem hygieniſch unglaubliche Vernachläſſigungen zu Tage förderte. Die Anſtalt beſoldete ſtatt der vorgeſchriebenen neunzehn Aerzte zweiundvierzig, die allerdings zum Theil ſich nie ſehen ließen und nur den Titel auf ihrer Viſitenkarte führten, genügte aber nicht einmal den primitivſten Anforderungen. Milchſterilisation, Reinigung der Saugpfropfen, Abſonderung der kranken Kinder von den geſunden: Das waren unbekannte Dinge. Es kam vor, daß einer Amme, die ſelbſt kaum genügend zu eſſen hatte, drei Säuglinge zur Ernährung übergeben waren, ſo daß im Volk der böſe Witz umging, Männer wären als Ammen angeſtellt worden. Geſtorbene Kinder waren Jahr um Jahr als lebend weitergeführt und die Koſten für ſie berechnet worden. Der Bericht ſchloß mit dem traurigen Bekenntniß: „Nè vi è alcun motivo per ritenere questo un fatto speciale al 1895“. Es liege kein Grund vor, das Alles als außergewöhnlich für das Jahr 1895 anzuſehen.

Schon die Bourbonen wußten, wie man mit den Einkünften der Wohlthätigkeitanstalten, der „ricchezza dei poveri", umzugehen pflegte, und machten vergebliche Versuche, den Mißbräuchen zu steuern.

Das geeinigte Italien nahm diese Versuche auf, ohne ein besseres Resultat zu erzielen. Ein Gesetz vom dreißigsten Juli 1862 stellte alle Wohlthätigkeitanstalten unter die Aufsicht der Provinzialausschüsse und ein Gesetz vom Jahre 1890 gab dem Ministerium des Innern die Oberaufsicht. Jede Stadt sollte eine Armenkommission haben und die Administration möglichst vereinheitlicht werden. Aber im Jahr 1892 stellte der Bericht des Königlichen Kommissars Saredo von Neuem fest, daß es keine Stadt gäbe, die bei so reichen Wohlthätigkeiteinrichtungen so viele unversorgte und hungernde Arme habe wie Neapel. Daß es seitdem auch nicht besser geworden ist, zeigt die erwähnte Untersuchung von 1896/97. Erst eine Erbschaft, die der Annunziata-Stiftung zufiel und dem Präfekten Gelegenheit gab, Auskünfte zu verlangen, rührte den ganzen stinkenden Brei wieder auf und veranlaßte die Aufsichträthe, die Abgeordneten Lazzaro und Simeoni, zu langathmigen Rechtfertigungen. Mit dem ganzen schauspielerischen und oratorischen Geschick des Südländers wurden hier alle Vorwürfe bestritten, der Präfekt und der Advokat Perrone aber, der der Untersuchungskommission präsidirt hatte, als Verleumder bezeichnet, die aus persönlichen Motiven den „ehrenwerthen Aufsichträthen" ein Bein stellen wollten.

„Unseren theuren Mitbürgern, denen bekannt zu sein wir uns rühmen können, überlassen wir das Urtheil über die arglistig gehäuften Fälschungen und Verleumdungen": so schließt mit tiefem Brustton der letzte Rechtfertigungbrief des Onorevole Signor Deputato Simeoni im „Mattino", in derselben Zeitung, die anfangs der zornigsten Entrüstung über die Gräuel ihre Stimme geliehen hatte.

Von diesen lieben Mitbürgern, die als Zeugen angerufen werden, können leider kaum fünfzig Prozent lesen und von Denen, die lesen können, gehören nur allzu Viele selbst der Schmarotzersippe an. Mir sagte einmal der Präfekt von Neapel, ein Norditaliener, der später Minister wurde, auf meine Frage, ob nicht der Zugang zum deutschen Krankenhause verbessert werden könne und weshalb alle darauf gerichteten Eingaben unberücksichtigt geblieben seien, „er sei ohnmächtig; bis die Sachen an ihn kämen, seien sie längst durch die Clique abgemacht und er könne blos unterschreiben."

Man würde trotzdem fehlgehen, wenn man das ganze Volk nach der Korruption seiner Politiker und Beamten beurtheilen wollte, wie so viele unserer nordischen Italienfahrer, vor Allen die kurzathmigen Rundreisenden, zu thun pflegen. Auf sie paßt Nietzsches Wort: „Und Andere giebt es, die kommen schwer und knarrend daher, gleich Wagen, die Steine abwärts fahren: Die reden viel von Weisheit und Tugend, — ihren Hemmschuh heißen sie Tugend!"

Italien hat eine Verfassung, in die das Volk noch nicht hineingewachsen ist; sie legt sich um seine alten trägen Gewohnheiten wie ein zu weites Kleid. Aber die Politiker und Streber wissen sie auszunützen, sich hübsch warm darin einzuwickeln und sich dem Volk in einer schönen Pose zu zeigen. Sie kennen seine Begeisterungfähigkeit und seine angeborene Freude an der schönen Form. In welchem Lande sonst wäre es möglich gewesen, daß, wie hier, der Dichter Gabriele d'Annunzio von hungernden Bauern zum Abgeordneten gewählt werden konnte?

Aber seine Rede klang so prächtig und voll, so musikalisch und stolz, „daß sie eingedenk sein sollten der uralten Schönheitmission Italiens", — und die hungernden Bauern wählten ihn.

Von der Schönheit können natürlich die armen Teufel nicht leben und der italische Staat hat dringendere Missionen zu erfüllen. Die Lage der Landbevölkerung vor Allem ist Mitleid erregend und zwingt Hundertausende jährlich zur Auswanderung. Das Pachtsystem der Latifundien mit seiner rücksichtlosen Erpressung lastet schwer auf dem kleinen Bauern, dem contadino. Der Eigenthümer lebt in seinem Palazzo in der Stadt, sein Großpächter, ein „signore" wie er, wirthschaftet auch nicht selbst, sondern vertheilt den Boden an Unterpächter und erst diese geben ihn an den wirklich arbeitenden Kleinbauer ab, der die ganze Bestellung leistet und dafür ein Viertel des Ertrages erhält. Ohne Maschinerie und Arbeitkräfte kann er kaum die Hälfte des ertragfähigen Bodens anbauen, der Rest liegt brach und verödet, — und der Bauer kommt aus Hunger und Schulden nicht heraus. Ein gut Theil des berüchtigten Brigantaggio läßt sich aus diesem sozialen Elend erklären. Trotzdem wählten diese Bauern einen Dichter in das Parlament. Das ist ganz sicher unpraktisch, — aber es ist die alte Kultur, die nicht gestorben ist, die selbe, die uns den stolzen Gang des Bettlers erklärt und die graziöse Armbewegung der Wäscherin, die ihre Lumpen am Ufer auswindet, als ob eine Königin Perlen ausstreute.

Bei aller Leidenschaftlichkeit ist das Volk gutartig, geduldig und arbeitsam, obgleich es natürlich auch Deren genug giebt, die vom Spielen und Stehlen leben möchten, wie die „Merodebrüder" im „Simplicissimus". Das Volk ist intelligent, vor Allem jedoch höflich und gewandt in der Form und voll künstlerischen Empfindens. Die „bellezza", die Schönheit, ist ihm fast gleichbedeutend mit der Güte. Lügnerisch sollen die Neapolitaner sein und Betrüger? Viele Lügen zeugt nur die Höflichkeit und ohne Höflichkeitlügen kommen auch wir im Verkehr nicht aus, obgleich wir uns für so viel besser halten.

Wie viele Gute und Selbstgerechte werden die Hände über ihren kahlen Köpfen zusammenschlagen, wenn man ihnen sagt, daß Betrug und Täuschung da unten häufig „ein Spiel des Scharfsinns und Witzes", ein Turnier der Klugheit ist, das sich in Lachen auflöst, wenn die Masken gelüftet werden. Nicht gegen vernünftige Erziehung eifere ich, aber dagegen, daß man sich über und über mit Bildung behängt und selbstgefällig damit rasselt, ohne daß sie in das Wesen eindringt, — wie die Wilden sich mit Glasperlen und Muscheln und bunten Steinchen behängen und ihre Körper verrenken, damit das glitzernde Zeug auch ordentlich im Licht nach allen Seiten funkeln möge ....

Der Italiener und vor Allem der Neapolitaner hat kein Verhältniß zur Natur. Es ist ihm unverständlich, wie man zu Fuß wandern kann, wenn man nicht muß; er schüttelt den Kopf, wenn wir aus Vergnügen auf den Bergen herumklettern und dem Meer mit „seiner beweglichen Schlangenhaut" traut er schon gar nicht. Er ist oft auch grausam gegen Thiere. Das sind vielleicht antike Ueberlieferungen. Aber er lächelt manchmal auch mit Recht über unsere billige Sentimentalität, die, sobald es sich um den Geldbeutel handelt, still abschwenkt. Auf Capri kam ich einst dazu, als ein Fischer einen kleinen Käfig mit Singvögeln zum Verkauf ausbot; „sie seien sehr schmackhaft" sagte er. In idealem

Zorn und flatternden Regenmänteln kamen da zwei Deutsche auf ihn zu und ergossen alle Schimpfwörter, die sie aus dem „Kleinen Meyer" gelernt hatten, über ihn: „Das sei eine Schande und eine elende Grausamkeit, er sei eine ‚bestia', ein ‚porco', und müsse die Vögel fliegen lassen, denn sie seien nützlich und sängen noch dazu". Der Mann von Capri meinte lächelnd, sie möchten ihm für das Stück zwei Soldi geben oder einen, dann wollte er sie fliegen lassen; er habe nun einmal die Mühe gehabt und würde sie sicher loswerden; auch habe er das Geld nöthig. Aber die edlen Thierfreunde drehten sich schimpfend um und entfernten sich. Und der Fischer schaute ihnen verwundert nach, er verstand ihre Logik nicht.

Oft kann man in Neapel hören, wie wenig die Leute von der „Italia unita" erbaut sind, und man kann ihnen diese Stimmung nicht ganz verdenken. Die größte Stadt Italiens sank durch die Einigung zu einer verkümmernden Provinzstadt hinab. Von Karl von Anjou bis auf die spanischen Vicekönige und die Bourbonen war versucht worden, aus Neapel einen großen Mittelpunkt zu machen. Mit dem Jahre 1860 war das plötzlich zu Ende; die Eisenbahn zwischen Nord und Süd lief längs der adriatischen Küste, der große Getreide- und Fruchthandel zog sich nach den kleinen Häfen von Torre-Annunziata und Castellamare und außerdem konkurrirte das ausländische Getreide mit der einheimischen Ernte. Vor dem Jahr 1860 zahlte man 15 Francs Kopfsteuer, im Jahr 1868 schon 45; der hohe Stadtzoll verthenerte die Lebensmittel um das Dreifache; die Löhne sind um die Hälfte niedriger als im übrigen Italien, die Wohnungen aber viel theurer. Selbst über Verbesserungen, die die neue Ordnung gebracht hat, beschwert sich das Volk, weil es aus seiner schmutzigen Ruhe aufgescheucht wird; denn Neapel ist ungefähr das Gegenstück zu einer „Perle der Reinlichkeit", wie es in der griechischen Zeit genannt wurde. Deshalb ist es auch von nicht weniger als achtzig großen Epidemien seit der römischen Kaiserzeit heimgesucht worden. Die letzte verheerende Choleraseuche vom Jahr 1884 hatte wichtige sanitäre Maßregeln im Gefolge. Man führte der Stadt das ausgezeichnete Trinkwasser des Serino zu und das „Risorgimento" sorgte für neue gesundheitlich gut eingerichtete Quartiere und für die noch im Bau befindliche Kanalisation, deren großartiger Plan leider nicht ganz durchgeführt worden ist. Wenn sie fertiggestellt sein wird und auch die dreitausend Kühe und vielen Tausend von Ziegen, die täglich die Stadt durchziehen, durch eine bessere Milchversorgung abgelöst sein werden, dann werden auch die miasmatischen Fieber und der tückische Typhus weichen, die jetzt noch immer eine ständige Gefahr, besonders für den Fremden, sind. Zu einer „Perle der Reinlichkeit" wird die schöne Stadt am Vesuv zwar wohl nie mehr werden, gebessert aber könnte Vieles schon dadurch sein, daß der „Reichthum der Armen", die großen Revenuen der Wohlthätigkeitanstalten, seiner Bestimmung wirksamer zugeführt würde. Es gilt, das Elend und das Verbrechen aus den dumpfen Löchern und Schlupfwinkeln der „Bassi" und „Vicoli" aufzuscheuchen, in die nie ein Sonnenstrahl dringt. Und was ist Neapel ohne Sonne?

Neapel. Dr. Karl Graefer.

Im neuen Heim.

Wer es iſt, der mir ſagt: „Hier darfſt Du nun eine lange Weile bleiben und ruhen und in Muth und Schönheit ſchaffen“, weiß ich nicht. Aber es iſt Einer da, der mirs ſagt. Und ich lauſche mit innerem Dank der heimlichen Stimme, die mir davon ſpricht, daß nun die mühſame und ermüdende Zigeunerei durch fremde Miethwohnungen vorläufig ein Ende erreicht hat. Nie noch hatte ich es ſo eilig mit dem Aufſtellen und Anheften meiner lieben Erinnerungen wie diesmal. Von den Wänden grüßen ſie mich und auf den Simſen ſteht manches freundliche Stück, das mir von lieben Menſchen erzählt und von den Tagen, da meine Jugend noch das Feſt der Hoffnung feierte und überſchäumte von muthiger Sehnſucht.

Es iſt Einer da, der mir die Sicherheit giebt im neuen Heim. Sehe ich links zu meinem Fenſter hinaus, ſo frage ich: Iſts der anſteigende, von einem dichten Zaun bekrönte Wieſenhang, der mir jede Ausſicht, einem zudringlichen Auge aber auch jede Einſicht verwehrt? Und ſehe ich rechts zu meinem Fenſter hinaus, wo die Strahlen der Morgenſonne durch dichtes Tannengrün ſpielen und der Wind leiſe durch hohe Wipfel rauſcht, ſo frage ich: Kommt von Euch dieſe Ruhe und wohlthuende Beſchloſſenheit?

Ich weiß nicht, ob Andere dieſes Gefühl auch kennen. Und das Gegengefühl der Heimathloſigkeit? Aus dem Wort allein ſchon tönt mir ein namenloſes Elend entgegen. Die Erde iſt die Heimath der Menſchheit. Aber nur ein Stücklein dieſer Erde kann die Heimath eines Menſchen ſein, — die Heimath, wo jeder Stein ihm bekannt iſt, jeder aus dem Boden lugende Keim von ſeinem Auge entdeckt wird, jeder Baum und jede Blüthe am Baum ihm ein Freund wird, mit dem er Zwieſprache halten kann. Was macht denn unſere Kindheit ſo ſchön? Was füllt ſie mit jenem Reichthum aus, von dem wir manchmal ein ganzes Leben zehren? Was anders als das Zuſammenwachſen all unſeres Lebens mit dem Orte und ſeinen Aeußerlichkeiten? Da giebt es doch keine bloßen abſtrakten Erinnerungen, ſondern ein lebendiges Bild ſteht vor uns, ſo genau, ſo farbig und friſch, daß wir es malen könnten. Wie oftmals ſtreiche ich mit meiner Geſpielin durch Engels Garten und verſtecke mich in den Lavagrotten, durch deren künſtliche Durchblicke aus der Tiefe ein hellgrünes Waſſer ſchimmert! Wie oft ſtehe ich mit meinen Kameraden auf der Birkenbrücke und ſehe in dieſes Waſſer hinab, wo mit dem Schwanze ſchlängelnde Salamander unſere Jagdluſt erwecken! Und der Fuchspütz, an dem ich mit dem Hubert den Lederſtrumpf las, wo wir Indianerſchlachten lieferten, wenn uns die Phantaſie durchging und uns mit dem Geheul der Wildniß und dem Gebrüll der Freiheit gegen einander trieb! Und der Krebsſang im marienforſter Bach! Jeden Stein ſehe ich, ich rieche heute noch das Duftgemiſch von Krauſeminze und Pfefferminze und Thymian, das dieſes Bachthal erfüllte, jeden Tümpel ſehe ich noch, in dem das Waſſer ſich ſtaute, und ich höre das Geſchrei, wenn ſtatt des geſuchten Krebſes ein fetter Froſch dem aufgedeckten Schlupfwinkel entſchlüpfte! O, und die Maiflötenzeit in der „alten Bach“! Die Drachenzeit im Dürens Feld! Die heimlichen Rauchgeſellſchaften am Berg! Die Schlittſchuhzeit auf der Bleimar, in Marienforſt, im Wendelſtädts Garten, an der friesdorfer Dampfmühle! Da giebt es keine

Erinnerung, bei der sofort nicht Farben und Frische mit auftauchten. Und einmal hatten wir etwas ganz Besonderes gemacht. Zur Frohnleichnamsprozession hatten wir Körbe voll Kornblumen gesammelt. Vor unserem Hause sollte der schönste Blumenteppich die Straße zieren. In der Mitte ein blauer Kornblumenteppich und der Rand sollte von Pfingstrosenblättern sein. Wir drei Brüder schreiten andächtig in der Prozession; da auf einmal springt der Hermann heraus, rennt vor zu unserem Thor, und wie er sieht, daß nicht nur der Pastor mit dem Allerheiligsten über unsere Blumen wandelt, sondern auch die den „Himmel" tragenden, rothbeschärpten Männer, da hielt er seinen Unmuth nicht mehr zurück und platzte heraus: „Die Saukerls gohn och dröwer!" Unser ganzer schöner Teppich war ruinirt, zertreten, zerstampft, zerwühlt, als die Prozession vorüber war, denn es gab da Buben, die sich eine Freude daraus machten, durch die ausgestreuten Blumen zu schleifen, wie man im Walde oft zur Herbstzeit durch das gefallene raschelnde Laub schleift. Aber wir hatten sie uns notirt für den anderen Tag in der Schule; da sollten ihnen die Knie schon gelenkig werden und die Füße vom Boden kommen, wenn wir mit unseren frischen Haselnußjuschen ihnen um die Schienbeine segten!

Wie sich diese Rachegesinnung mit der Andacht am Frohnleichnamstage reimte: Das wäre vielleicht einer sehr eingehenden psychologischen Untersuchung werth. Allein ich verzichte darauf, in dem Bewußtsein, daß sich in der Kindheit gar Manches reimt, was sich später im Leben absolut nicht vertragen will. Und ein zweiter Umstand hält mich davon ab; daß mir trotz meinen vierzig Jahren die Zeit der Reue immer noch nicht kam. Ob sie jemals kommen wird? Hoffentlich nicht!

Einmal hatte ich ein Heim. Ich weiß es, wenn ich meine Erinnerung befrage. Aus ihr heraus grünt und blüht es mir heute noch immer. Und da ich fühle, wie arm mein Leben wäre, fehlte ihm diese Wunderperspektive, so geht nun all mein Sehnen dahin, meinen Kindern ein Heim zu schaffen. Das ist ein Dichterwunsch. Und müssen Dichterwünsche immer Luftschlösser sein und bleiben? Fast scheint es so. Aber trotzdem verzage ich nicht. Denn wer verzagt, ist kein Dichter.

Wohlan denn, ich verzage nicht; und da ich es nicht thue, habe ich die Kraft, auch Anderen Muth zu machen, und so will ich hier Etwas erzählen, — eine einfache, gar nicht komponirte und nicht abgeschlossene Geschichte.

* * *

Anderthalb Jahre mag es nun sein, daß ich von Paris aus auf einen deutschen Arbeiter aufmerksam gemacht wurde, der da hinten, tief in der Oberlausitz, versucht, mit eigenem Denken sich durch die Probleme des Menschenlebens überhaupt und unserer Zeit im Besonderen hindurchzusteuern. Zu ihm war die Kunde gedrungen von der sich in Paris vorbereitenden Bewegung zu einem Menschheitkongreß, der im Jahre 1900 bei Gelegenheit der großen Weltausstellung zusammentreten soll. Und das Interesse, das er, wie ich, an dieser Bewegung nahm, führte ihn mit mir zusammen. So gewann ich einen Maurer zum Freund. Gleich der erste Brief, den ich von ihm empfing, machte großen Eindruck auf mich, — gerade durch den enormen Gegensatz zwischen Dem, was da zum Ausdruck gelangen wollte, und der hilflosen und eckigen Form, wie sich Alles aussprach. Aus verschrobener Prosa fiel der Mann in Verse; und so ungelenk und unbeholfen diese auch waren, zeigten sie dennoch, daß Rhythmus, Reim-

klang und Klangreim hier als eine direkte Nothwendigkeit von dem hoch schlagenden Herzen empfunden wurden. Die vernachläſſigte Schulbildung war nicht mehr nachzuholen, aber vielleicht konnte es gelingen, den Mann durch Verweiſung an hervorragende Werke unſerer Literatur allmählich in der Ordnung ſeiner eigenen Gedanken und ihrem Ausdruck etwas weiter zu bringen. Ich verſuchte es; aber langſam nur geht es damit vorwärts, denn mein Freund iſt Maurer. Er muß den Tag über ſchwer arbeiten, um ſeine große Familie nothdürftig zu erhalten; zudem iſt er kränklich und vermag ſchwere Arbeiten nicht mehr zu leiſten. Wie er mir ſchrieb, ſtammt er von ſchleſiſchen Webern aus dem Landeshutiſchen und die Mutter ſtarb an der Lungenſchwindſucht. Von ſeiner Frau her zieht ſich ein Faden der Verwandtſchaft aus ehemaligen Bürgerkreiſen, ja aus adeligen Kreiſen zu ihm hin. Aber „meine Frau hatte ſchon als Kind — ſie iſt die Jüngſte von dreizehn Geſchwiſtern — den kleinbürgerlichen Stand nicht mehr kennen gelernt, weil die Familie verarmt war.“

Seit ſeiner Dienſtzeit kränkelte mein Freund. Dann kam ſchwere Lungen- und Rippenfellentzündung und brachte ihn ins Krankenhaus. Hier drängte ſich an den aus der katholiſchen Kirche Ausgeſchiedenen ein evangeliſcher Pfarrer heran und ſuchte ihn für die evangeliſche Kirche zu „retten“. Ohne dauernden Erfolg. Willig zur Arbeit, aber in Folge der Krankheit gehindert, mit den allerbeſten Zeugniſſen verſehen, die ihm doch nichts halfen, da er überall abgewieſen wurde, ſah ſich der Mann mit ſeiner Familie dem grauenhafteſten Elend preisgegeben. Da griff er zur Bibel, die ihm ſeine Pflegerin geſchenkt hatte. Er ſtellte die Bibelſprüche, die in ſeinem Herzen nachklangen, nach einander zuſammen, und Das waren ſolche, „die doch“, wie er mir ſchrieb, „die größten Majeſtätsbeleidigungen und Beamtenbeleidigungen enthielten“. Etwa fünfzig bis ſechzig Foliobogen füllte er mit dieſen Sprüchen und ſeinem Kommentar dazu. „Gerade die große Noth und Sorge brachten und drängten mich immer mehr zum Denken.“ Und dieſe ſämmtlichen Schriftſtücke ſchickte mein Freund nun einem Diakonus; obendrein ſchrieb er einen Brief an den Magiſtrat, in der Hoffnung, auf dieſe Weiſe eine Wendung ſeiner Lage herbeizuführen. Der Erfolg war der, daß er im Dezember 1895 von der Polizei in das ſtädtiſche Siechenhaus gebracht wurde, um auf ſeinen Geiſteszuſtand hin beobachtet zu werden. Nach ſechs Wochen ſtellte der dirigirende Arzt feſt, daß er geſund ſei, aber die Behörde hielt ihn trotzdem zurück. Bis zum Auguſt 1896 verblieb er in der Anſtalt, dann wurde er einer privaten Nervenheilanſtalt übergeben, wurde auch dort für geſund erklärt, mußte aber noch vom November 1896 bis zum März 1897 die Provinzial-Irrenanſtalt paſſiren, ehe er nach beinahe fünfvierteljähriger Detention ſeiner Familie zurückgegeben wurde.

So furchtbar dieſe Vorgänge auch erſcheinen und wie ſehr wir uns dagegen ſträuben, zu glauben, daß es in Deutſchland Behörden geben könne, die in dieſer Weiſe gegen beſſeres Wiſſen gehandelt hätten, hier intereſſirt nur: wie fand ſich der „Verrückte“, wie fand ſich mein Freund mit Alledem ab? „Ich verzeihe den Irrthum, den die Behörde begangen hat, und mache keine Einwendung, auch nicht in Zukunft, weil ich liebe. Ich habe eine praktiſche Schule beſucht und bin der Behörde ſogar dankbar.“ So ſchrieb er mir. Nun, wer ſo zu denken vermag, gewann den menſchlichen Geiſt, nach dem Religion, Philoſophie und

Kunſt fort und fort ringen, und mit Stolz darf er für ſein Handeln den Sinnſpruch prägen: „Das Wort iſt der Same, die Bethätigung iſt die Frucht.“

Der bekehrungeifrige Diakonus rieth meinem Freunde einmal, von ſolchen Pſalmen, wie Pſalm 37, abzuſtehen. Denn dieſer Pſalm befand ſich unter den von ihm kommentirten Bibelſprüchen. Wie erklärt aber mein Freund die Verſe 14 bis 17: „Das Schwert ziehen die Frevler und ſpannen ihren Bogen, zu ſtürzen den Armen und Dürftigen, zu ſchlachten, die geraden Wandels ſind.“

15. „Ihr Schwert dringt in ihr eigenes Herz und ihre Bogen werden zerbrochen.“

16. „Beſſer das Wenige, das der Gerechte hat, als die Fülle vieler Frevler.“

17. „Denn der Frevler Arme werden zerbrechen und es ſtützet die Gerechten der Ewige.“?

„Aus dem Pſalm 37“, ſchreibt er mir, „ſcheinen die Anhänger der gewaltſamen Revolution ihre Weisheit geſchöpft zu haben. Dieſe Menſchen haben aber den Pſalm nicht weiſe aufgefaßt und nicht erkannt, wie der rechte Sinn daraus zu ſchöpfen iſt. Vers 15 erſcheint ja etwas zweideutig; Vers 17 aber widerſpricht der Zweideutigkeit, die der fünfzehnte Vers enthält. Der Verſtand erhält die Gerechten! Der Verſtand zerbricht ihnen, den Ungerechten, das Schwert, ohne daß es die Gerechten in die Hände nehmen.“

Nicht darauf kommt es an, ob dieſe Auslegung richtig iſt. Jedenfalls kann ich mir keinen ſchöneren Muth denken als den, der hier meinen Freund beſeelt. Mitten in den raſenden, mitleidloſen Kampf um das tägliche Brot geſtellt, durch eigene Erfahrungen belehrt, wie brutal dieſer Kampf im Allgemeinen geführt wird, läßt er den Glauben nicht fahren, daß einmal die Vernunft und in ihrem Gefolge die Schönheit in die Menſchenwelt einziehen werden. Und was er mit dem „Verſtande“ meint, der einmal Herrſcher werden ſoll, erkenne ich aus ſeiner Paraphraſe über das achte Kapitel des erſten Buches Samuelis, das er ſo verſteht: Samuel hatte ſich die Reinheit des Gewiſſens bewahrt und ſo hatte er den Born der Erkenntniß in ſich, aus dem er prophetiſch ſchöpfen konnte. Sein Gewiſſen ſagte ihm, er müſſe ſich und ſeinem Volk die Freiheit bewahren. Das Volk aber hatte ſein Gewiſſen eingebüßt; dieſes, d. h. den Verſtand, wollte es nicht mehr König über ſich ſein laſſen. Der Verſtand hatte Iſrael aus Egypten geführt. Dann aber hatten die Juden ihn verworfen und der Lüge gedient. Jetzt verlangten ſie nach einem König, wie ihn alle anderen Völker auch hatten. Darin aber ſah Samuel das Unheil, — und ſo ſchilderte er ihnen warnend die Art, die der von ihnen begehrte König haben würde.

Wie hier mein Freund „Verſtand“ und „Gewiſſen“ auffaßt, wie er den „Verſtand“ der „Lüge“ gegenüberſtellt: Das läßt erkennen, was er mit dieſem „Verſtande“ meint. Es iſt die Idee der Vernunft ſelbſt, die allem ſeinen Denken hier zu Grunde liegt und ihm Farbe und Leben giebt.

Aber nicht nur in der Bibel ſucht mein Freund ſich zurechtzufinden. Er zeichnet die Abhängigkeit der Weltkörper von einander mit kurzen, klaren Strichen. Ob die Erde nicht wieder in die Sonne eingeht, fragt mein Philoſph, und ſein einfacher Sinn antwortet mit Ja. Fragen, die heute ganze Kreiſe und Gruppen beſchäftigen, beantwortet er ſich unbeeinflußt nach ſeiner Art. So meint er, die Aſche der im Feuer Beſtatteten ſollte ausgeſtreut werden. Aufbewahrung in Urnen

ſei eine Gefangenſchaft des geweſenen Dinges. Er wünſcht, verbrannt zu werden; allein da der Menſch der Erde gehöre, ſei die Verſenkung der Leiche in die Erde der Zerſtreuung der Aſche gleich: eine Rückkehr zu dem Weſen, von dem alles Leben ausgehe.

Ein anderes Problem: Kraft und Stoff! Die Ewigkeit erſcheint ihm als die Vereinigung des männlichen und weiblichen Seins, der männlichen und weiblichen Kraft, daher als ſelbſtzeugender Urgrund aller Erſcheinungen. Sie ſtelle den Menſchen Sein, Nichtſein und Dochſein in Gleichniſſen dar. Ich erinnere daran, daß ein Maurer ſo ſpricht, der von Platon vielleicht nie Etwas gehört hat und von dem philoſophiſchen Denken Anderer bis vor ganz kurzer Zeit überhaupt keine Ahnung hatte. Und doch trifft er aus ſich heraus hier Platons Anſchauung der Dinge, die nicht wirklich, ſondern bloße Erſcheinungen — Gleichniſſe — ſind, die niemals ſind, ſondern immer nur werden, während der einzige und ewige und unveränderlich Seiende allein die Idee ſei.

Dieſen tiefen Ernſt, hinter die Probleme der Welt und des Lebens zu kommen, ſah ich. Ich ſah die Arbeiten dieſes Mannes, faſt nie unter vier Folioſeiten groß, mit enger Schrift geſchrieben. Und alle dieſe Arbeiten philoſophiſchen, religionphiloſophiſchen, nationalökonomiſchen Inhaltes, in denen er zu den verſchiedenſten Erſcheinungen der Zeit Stellung nahm, zum Spiritismus, zum Titel- und Ordenweſen, zu Vereinen und Organiſationen, zu Strikebewegungen u. ſ. w., entſtammen ſeiner kargen Feierzeit; denn, wenn die Erwerbsarbeit ruhte, ſchrieb er. Das machte mich beſorgt und ich rieth ihm einmal, er ſolle auch das Lachen nicht vergeſſen; Heiterkeit und Erholung gehörten auch zum Leben, namentlich, wenn man der Sorgen und Laſten viele zu tragen habe, wie er. Und darauf ſchrieb er mir: „Es giebt auch Momente, wo ich lache; aber ich kann nicht behaupten, daß ich gerade in dieſen Momenten Freude hätte. Ich beobachte mich ſehr viel ſelbſt. Die freudigen Empfindungen, die ich an mir beobachte, kommen nicht durch Lachen zum Ausdruck. Ich möchte die Fröhlichkeit in zwei Arten theilen, in eine äußerliche und in eine innerliche. Und der inneren Fröhlichkeit, die ſich ohne Lachen ausdrückt, muß ich einen reineren Werth geben. Die innere Fröhlichkeit oder Freudigkeit, die ſich durch äußeren Ausdruck nicht bemerkbar macht, kann den Gegenüberſtehenden nicht täuſchen. Das Lachen aber iſt äußerlich zu bemerken; und nicht immer iſt es als Ausdruck einer freudigen Empfindung zu betrachten. Manchmal kann man unterſcheiden, ob das Lachen der natürliche oder unnatürliche Ausdruck einer Empfindung iſt; aber es giebt auch eine nicht natürliche Lache, die man nicht immer von der natürlichen unterſcheiden kann. So gebe ich auf das Lachen ſelbſt nicht viel. Ich lege auf das Auge den größten Werth: nach ihm kann man den Menſchen am Sicherſten beurtheilen und darum beobachte ich bei jedem Menſchen den Pupillenſchlag.“

Und wie mein Freund den Einzelnen beobachtet, ſo das Leben und die Welt. Das Blau des Himmels erweckt ihm die Frage: „Warum ſieht am Tage der Raum blau aus? Das muß die Farbe ſein, die aus der Miſchung zweier Farben entſteht.“ Und ſo erdichtet er ſich die Entſtehung des Blau aus der Miſchung der beiden „Urfarbenſcheine“: Licht und Finſterniß. Die blaue Farbe wird ihm zum Symbol der Harmonie, der Verträglichkeit, der Klarheit, Gerechtigkeit, Weisheit, Brüderlichkeit, mit einem Wort: der „Liebe“. Und dieſe

ist ihm nun das „ursprüngliche Sittenbild", in dem alle Dinge sich klar und deutlich ihrem wirklichen Wesen nach darstellen. Der Wechsel des Lichtes und der Finsterniß lehrt ihn die ursprüngliche doppelte Kraft des Allseins verstehen, wie der Farbenschein „Blau" ihm die Einheit dieser Doppelstrahlung offenbart.

Eine eben so schöne Symbolik erweckt ihm der Anblick des Reises; er ist der Schweiß, der den beiden Kämpfern, Wärme und Kälte, ausbricht, und sich mit weißem Hauch über die Erde legt. Weiß aber ist die Farbe der Unschuld; und so lehrt der Reif die Lebewesen der Erde, daß er ein Schweiß des unschuldigen Kampfes ist; denn Kampf ist Alles, Kampf ist Leben, Kampf ist Arbeit. Arbeit aber ist Unschuld, Adel, Reinheit, sie wäre „das natürliche Sein des menschlichen Kampfes". „Im Vergleich mit den kämpfenden Lustelementen aber hast Du, unedelsinnige Menschheit, bis auf wenige Ausnahmen von Edelsinn nicht die leiseste Ahnung. Wie legt sich Dein Schweiß in den bestialischen Kämpfen zur Erde? Roth. Roth aber bedeutet Schuld, Unreinheit, Unadel in der Kampfesweise. Roth ist Dein edelster Saft. Er soll Dich zur Kraft emportragen, die Dich lehrt, Deine Selbstliebe und Deine Nächstenliebe zu fördern. Nach außen kannst Du Das aber nur im Kampf der Arbeit bezeugen. Treibt der Fleiß Deinen Schweiß hervor, so ist Dein Kampf ein unschuldiger, reiner; treibt der Kampf den inneren Saft nach außen, fließt das Blut zur Erde, so haftet Schuld an ihm und Unreinheit."

* * *

Ueberschaue ich nun dieses stille und freudige Kämpferleben, sehe ich, wie da ein Mann, den das Schicksal fast ganz in den Winkel schob, dem es bei seiner Noth nicht einmal den letzten Helfer aus der Noth, die körperliche Gesundheit, ließ, aus diesem Winkel auszog und sich eine Welt eroberte, und höre ich diesen Mann mit stillem Selbstbewußtsein sagen: „Obgleich ich ein Mensch bin, der das schöne Reimen der Gedanken und Satzungen nicht gelernt hat, so stille ich mich doch furchtlos jedem Titelkrämer, der nur von Wissen und Thaten zu reden versteht, mit meinem Wissen und meinen Thaten gegenüber"; sehe und höre und überdenke ich mir das Alles, so kommt ein hoher, freudiger Muth über mich. Die Aussicht wird frei, das beengende Nahe rückt in die Ferne und das erlösende Fernste schmiegt sich lockend in meine Nähe. Von diesem Muth aber wollte ich hier erzählen, der, unverzagt wie das Leben selbst, schafft und zerstört und wieder schafft, der es mit Zarathustra begriff: „So tief der Mensch in das Leben sieht, so tief sieht er auch in das Leiden ... Muth aber ist der beste Todtschläger. Der Muth schlägt auch den Schwindel tot an Abgründen: und wo stünde der Mensch nicht an Abgründen!"

Und so sei es denn im neuen Heim: nicht eine Zufluchtstätte vor dem Leben soll es mir sein, sondern eine Zufluchtstätte des Lebens selbst. Was es auch bringe: ich schließe die Thür nicht ab, und welche Fragen es auch an mich stelle, es soll ihm Antwort werden.

Finden diese Zeilen einen freundlichen Leser und gewinnt er mit mir meinen Maurer lieb, so soll Dies mein Pathengeschenk sein für seinen Jüngsten. Glück auf denn aus meinem neuen Heim dem jungen Leben und seinem tapferen Erzeuger, dem dichtenden Philosophen!

Soden im Taunus. Mathieu Schwann.

Die nordamerikaniſche Volksſchule.

Das Schulweſen iſt in den Vereinigten Staaten eine Angelegenheit der Einzelſtaaten. Daher iſt die Geſetzgebung an ſich ſchon verſchieden. Außerdem verwalten aber auch die Counties, Grafſchaften, die etwa unſeren Kreiſen entſprechen, oft aber auch weſentlich größer ſind, in vielen Fällen ihr Schulweſen mit einer gewiſſen Selbſtändigkeit; ferner iſt hier und da Städten und anderen Gemeinden geſetzlich die Schulverwaltung übertragen. Freilich giebt es in Waſhington ein Bureau of education, das vom Miniſterium des Innern reſſortirt und einen hervorragenden Gelehrten, Mr. Harris, an ſeiner Spitze hat. Es trifft keinerlei Entſcheidungen, übt aber als berathende Inſtanz einen großen moraliſchen Einfluß aus. Jeder Staat hat ein State Board of education, die Grafſchaften haben County Boards und die Städte City Boards of education.

Im Volksſchulweſen ſind verſchiedene Kategorien von Lehranſtalten zu unterſcheiden. Auf der unterſten Stufe ſind die Kindergärten zuweilen ſelbſtſtändig, häufiger mit den eigentlichen Schulen verbunden. Sie ſind für Kinder zwiſchen fünf und ſieben Jahren beſtimmt, doch werden auch jüngere aufgenommen. Unſerer Elementarſchule entſpricht die Primary School. Iſt der Kurſus vierjährig, ſo iſt die Primary School nur die Vorſchule für die nächſthöhere Schule, die Grammar School, mit vierjährigem Kurſus. Oft ſind beide Inſtitute mit einander verbunden und in vielen Fällen wird die Grammar School mit zur Primary School gerechnet. So erklärt es ſich, daß mitunter der Kurſus achtjährig iſt. Es giebt übrigens auch Schulen, wo man einen ſechs- oder ſiebenjährigen Kurſus hat. Primary und Grammar School werden, wenn ſie vereinigt ſind, auch als District School bezeichnet. Aufgabe der Primary School im engeren Sinne, Das heißt: des vierjährigen Kurſus, iſt es, die gewöhnlichen Elementarfächer zu lehren: Leſen, Schreiben, Rechnen, Geographie, etwas Geſchichte und Naturkunde. In der Grammar School wird etwas Phyſik gelehrt, Verfaſſungsgeſchichte der Vereinigten Staaten, Rechnen, Geographie und Naturwiſſenſchaften. Auch wird in den Grammar Schools eine Sprache fakultativ gelehrt und oft genug wird von den Schülern das Deutſche bevorzugt.

Die nächſthöhere Stufe iſt die High School mit vierjährigem Kurſus. Schüler unter zwölf Jahren pflegen nicht aufgenommen zu werden. Im Großen und Ganzen bereiten die High Schools zum Collegebeſuch vor. Gelehrt werden: Algebra, Geometrie, Phyſik, Rhetorik, Deutſch, Lateiniſch, Chemie u. ſ. w. Vielfach iſt der eine oder der andere Gegenſtand fakultativ. Neben den High Schools giebt es einige Privatanſtalten und Seminare mit gleicher Berechtigung. Zwiſchen Grammar School und High School giebt es dann noch in einigen Städten Intermediate Schools, ſo beiſpieleweiſe in Brooklyn.

Die Einführung des obligatoriſchen Schulbeſuches hat in Nordamerika ſtets mit freiheitlichen Vorurtheilen zu kämpfen gehabt Erſt in neuerer Zeit iſt es in der Mehrzahl der Staaten gelungen, den Schulzwang einzuführen. Während 1883 noch 26 von 38 Staaten Widerſtand leiſteten, ſind heute die Staaten ohne Schulzwang in der Minderheit. Freilich iſt dieſer Zwang zuweilen recht un-

zureichend. In Chicago z. B. iſt die Schulpflicht nur für Kinder zwiſchen ſieben und vierzehn Jahren feſtgeſetzt; und zwar genügt ein Schulbeſuch von ſechzehn Wochen im Jahr. Aber auch ſonſt werden die geſetzlichen Beſtimmungen in der Praxis mangelhaft befolgt. Geſtützt auf genaue Zuſammenſtellungen eines deutſchen Pädagogen, hat die Unterrichtsabtheilung in Waſhington vor einigen Jahren eine Statiſtik veröffentlicht. Danach gingen in New-York nur 72 Prozent der ſchulpflichtigen Kinder in die Schule und hiervon etwa 42 Prozent nur drei oder vier Monate im Jahr; alſo nahmen nur 30 Prozent der ſchulpflichtigen Kinder regelmäßig vier Jahre hinter einander am Unterricht Theil.

Kirche und Schule ſind vollſtändig getrennt. Religionunterricht bleibt den Sonntagsſchulen, Privatſchulen und religiöſen Schulen überlaſſen; doch iſt die Verleſung von Bibelſtücken auch in öffentlichen Schulen üblich. Früher war der Einfluß der religiöſen Gemeinſchaften auf die Schulen vielfach ſtärker. Heute ſind ſogar ſehr fromme Leute für das Prinzip der konfeſſionloſen Schule.

Doch beſteht auch eine ganze Reihe konfeſſioneller Schulen, beſonders, ſeit Katholiken in neueſter Zeit die konfeſſionloſe Schule als eine Gefahr für die Religion zu betrachten begonnen haben. Jeſuitenſchulen werden auch von proteſtantiſchen Kindern beſucht, da in Ankündigungen und Berichten der konfeſſionelle Charakter geſchickt verſchleiert wird und in äußerſt kluger Weiſe die Gefühle Andersgläubiger geſchont werden.

Auch die Nationalitäten beginnen in neuerer Zeit, eigene Schulen für ſich zu beanſpruchen, und in einzelnen Gegenden der Vereinigten Staaten haben die Deutſchen Erfolge erzielt. Doch verlangt die Geſetzgebung der einzelnen Staaten meiſtens das Engliſche als obligatoriſche Unterrichtsſprache und in verſchiedenen Staaten mit Schulzwang werden nur Schulen mit engliſcher Unterrichtsſprache als vollgiltig angeſehen.

Die Privatſchulen erheben hohe Schulgelder und haben dadurch einen exkluſiven Charakter für die Kinder reicher Leute. In der öffentlichen Schule ſitzt der Sohn des Millionärs neben dem Arbeiterkind, der Gouverneurſohn neben dem Sohn des Pferdebahnkutſchers: ſo verlangt es das demokratiſche Prinzip.

Endlich werden theils aus privaten, theils aus öffentlichen Mitteln auch Handelsſchulen, Handwerkerſchulen und ſonſtige Fortbildungſchulen unterhalten. Für Neger- und Indianerkinder iſt zum Theil in beſonderen Schulen geſorgt und eben ſo geſchieht in neuerer Zeit auch Manches für den Unterricht der Chineſenkinder. Bewundernswerth ſind die vielen Anſtalten für Kinder mit gewiſſen Anomalien. Im Jahre 1896 beſtanden 51 Staatsſchulen für taube Kinder (Internate). Dazu kamen noch 20 ſogenannte „Tagſchulen“ für taube Kinder (Externate); ferner 16 Privatſchulen für Taube. Für blinde Kinder gab es 37 Schulen. 18 öffentliche und 10 Privatanſtalten ſorgten für geiſtig zurückgebliebene Kinder.

Der Unterricht in den öffentlichen Schulen iſt unentgeltlich; auch die Unterrichtsmittel werden unentgeltlich geliefert und ſelbſt die Kinder der Wohlhabenden und Reichen bezahlen kein Schulgeld. Das verlangt das demokratiſche Prinzip der Free School oder Common School. Die einſtweilen nicht ſehr bedeutende ſozialiſtiſche Arbeiterpartei geht in ihren Anſprüchen noch weiter und fordert, der Staat ſolle, um den Schulzwang wirkſam durchzuführen, auch Kleider und Eſſen liefern, wenn die Eltern dazu nicht im Stande ſind; einzelne Sozialiſten

verlangen eine Ausdehnung des Schulzwanges bis ins einundzwanzigste Lebensjahr. In Colorado finden alle tauben und blinden Kinder im Alter von sechs bis zehn Jahren unentgeltliche Aufnahme in die staatliche Taubstummen- und Blindenanstalt von Colorado Springs, eben so Kinder mit geschwächtem Seh- oder Hörvermögen. Die Anstalt liefert außer Pension und Unterricht auch Wäsche, Bücher und sonstige Unterrichtsmittel, — Alles ohne Ausnahme unentgeltlich.

Die Kosten des Schulwesens werden zum Theil durch Steuern, zum Theil aus den Einkünften der Schulen selbst aufgebracht. Durch Gesetz sind vielen Schulen als Eigenthum Ländereien zugewiesen worden, deren Erträgnisse bedeutend sind. Im Jahre 1890 beliefen sich die Gesammteinnahmen der amerikanischen Schulen auf etwa 140 Millionen Dollars, davon 102 Millionen aus Steuern, 26 Millionen aus Schuleigenthum. Die Ausgaben waren ungefähr 139 Millionen Dollars, davon Gehälter 89 Millionen, Bau- und Unterhaltskosten 24 Millionen, für Bibliotheken und Unterrichtsmittel etwa 1 700 000. Für den Elementarschulunterricht wurden 1890 pro Kopf der Bevölkerung 2,24 Dollars aufgewandt, also etwas weniger als im Königreich Sachsen (2,28) und erheblich mehr als in Preußen (1,86). In den westlichen Theilen der Union kamen 3,34 Dollars auf den Kopf der Bevölkerung. Es ist charakteristisch für Nordamerika, daß Staaten, die wir zu den unkultivirten rechnen, so hohe Beträge für ihre Bildunganstalten ausgeben. Neben Massachusetts mit seiner verhältnißmäßig alten Kultur zeichnen sich Colorado, Montana und das junge Nevada durch ihre Aufwendungen für Schulzwecke aus.

Knaben und Mädchen werden vielfach zusammen erzogen; man bezeichnet Das als Co-education. Dieser gemeinsame Unterricht ist auf dem Lande häufiger als in Städten und, was die Städte anbetrifft, im Westen häufiger als im Osten. Manchmal sind die unteren Klassen gemeinsam und die höheren getrennt. Schädliche Folgen dieses Systems für die Moralität hat man nicht beobachtet.

Als besonders vorzüglich gilt der amerikanische Anschauungunterricht. Objekte naturwissenschaftlicher Demonstration und sonstige Gegenstände werden den Kindern gezeigt und in die Hand gegeben, damit sie sich in der Betrachtung üben, sie beschreiben und nachbilden. Praktische Bedürfnisse werden berücksichtigt, z. B. wird das Schreiben von Bewerbungen um irgend eine fingirte Vakanz geübt. Vereinzelt ist in neuerer Zeit auf private Initiative Unterricht im Kochen und im Haushalt für Mädchen eingeführt worden. Wie in Frankreich der Donnerstag-, in Deutschland der Mittwoch- und Sonnabendnachmittag von Schulstunden frei gehalten wird, so ist in Amerika der Sonnabend frei, während an den anderen Tagen vor- und nachmittags unterrichtet wird. Die Last der häuslichen Arbeiten ist im Allgemeinen gering. Die Zahl der Schultage ist in den verschiedenen Theilen der Union sehr verschieden; sie schwankt gewöhnlich zwischen 160 und 91. Doch giebt es Orte mit 200 und mehr Schultagen und andere, wo kaum zwei Monate im Jahre Schulunterricht ertheilt wird.

Vielfach wird über Ueberfüllung der Schulen geklagt. Für Brooklyn z. B. ergiebt eine Statistik für das Jahr 1893 377 Klassen: 231 davon mit 60 bis 70 Schülern, 65 mit 70 bis 80, 22 mit 80 bis 90, 18 mit 90 bis 100, 2 mit 100 bis 110, 16 mit 120 bis 130, 4 mit 130 bis 140, 2 mit 140 bis 150, eine sogar mit 158 Schülern. Die Zunahme der schulpflichtigen Kinder im Jahre 1895 betrug über 5000. Es wurden aber nur 1800 neue Plätze geschaffen.

Was die Lehrer und Lehrerinnen betrifft, so sind sie gewöhnlich auf besonderen Anstalten, den sogenannten Normal schools, vorgebildet. Der Besuch dieser besonderen Anstalten verpflichtet in vielen Fällen zu einer mehrjährigen Lehrthätigkeit in einer bestimmten Stadt oder in einem bestimmten Staat. Es giebt aber auch Lehrer mit einer weit höheren Vorbildung, die die Universitäten besucht haben. Auf die Anstellung und Entlassung der Lehrer war früher das Parteiwesen nicht ohne Einfluß: zumal in New York zur Zeit des Tammany-Ringes. Jetzt ist die Anstellung vielfach einem Board of education überlassen, der sich an einigen Orten mit Erfolg von den Parteien emanzipirt hat.

Bei der Volkszählung von 1890 betrug die Zahl der Schüler 14 374 000, die Zahl der Lehrerinnen 271 000 und die der Lehrer 152 000.. Bemerkenswerth ist, daß die Zahl der Lehrerinnen unter der weißen Bevölkerung relativ viel größer ist als unter der farbigen. Unter den Farbigen wirkten 14 354 männliche und 10 860 weibliche, unter der weißen Bevölkerung 137 656 männliche und 260 059 weibliche Lehrer.

Auch größere Knaben werden vielfach von Lehrerinnen unterrichtet. Die Gehälter sind sehr verschieden. Es wird behauptet, daß sie in Colorado am höchsten sind. Das Durchschnittsgehalt in Pennsylvanien soll 44 Dollars im Monat, in Colorado für Lehrerinnen 50, für Lehrer 70 Dollars sein. Auf dem Lande sind natürlich die Gehälter durchschnittlich geringer als in den Städten und es kommt auch heute gelegentlich noch vor, daß ein Gewerbetreibender, der unbeschäftigt ist, auf einige Monate das Lehramt übernimmt. Jede Art von Pensionberechtigung ist unbekannt.

Die Behandlung der Schüler läßt ihnen eine größere Selbständigkeit als bei uns. Körperstrafen sind verboten.

Ich glaube, daß die Volksschulbildung in Deutschland durchschnittlich höher steht als in den Vereinigten Staaten, und für zweifellos halte ich Das, wenn man die farbige Bevölkerung mitberücksichtigt. Aber selbst wenn wir nur die weiße Bevölkerung vergleichen, steht meines Erachtens Deutschland höher. Die mangelhafte Durchführung des Schulzwanges in den Vereinigten Staaten trägt daran die Schuld. Doch hat man in den Vereinigten Staaten und auch sonst im Auslande allmählich Fortschritte gemacht, hinter denen das deutsche Volksschulwesen vielfach zurückgeblieben ist. Auch ist das Ansehen des deutschen Volksschulwesens im Auslande zurückgegangen; oft genug werden die Schweiz, Norwegen und Schottland auf diesem Gebiet der Kultur vor Deutschland genannt. Auch unterscheidet man in Deutschland selbst; so werden Baden und Sachsen oft vor Preußen gestellt. Mit Selbsttäuschungen kommen wir über die bedauerliche Thatsache nicht hinweg, daß Deutschland von anderen Nationen eingeholt, wenn nicht überholt worden ist; die Vereinigten Staaten drohen uns zu schlagen und sogar Frankreich, so behaupten Fachleute, stände auf dem Punkte, unsere Volksschulen zu überflügeln. Es ist zu wünschen, daß Etwas von dem kühnen Vorwärtsstreben, das sich in Nordamerika bethätigt, auch bei uns wieder einkehre, damit wir neben politischen nicht auch kulturelle Einbußen erleiden.

Dr. Albert Moll.

Selbstanzeige.

Yule and Christmas: Their Place in the Germanic Year. London, David Nutt, 270 Strand. 1899. Preis 21 Mark.

In meiner „Geschichte der deutschen Weihnacht“ (Leipzig 1893) habe ich die Entwickelung des deutschen Christfestes als einer volksthümlichen Feier im Wesentlichen vom vierzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart dargestellt, mich dagegen über seine Vorgeschichte außerhalb des fünfundzwanzigsten Dezembers nur ganz kurz ausgelassen. Diese Vorgeschichte von der prähistorischen gemeingermanischen Zeit bis etwa zum vierzehnten Jahrhundert ist der Stoff des vorliegenden Buches, das in vornehmer Ausstattung zu einem verhältnißmäßig hohen Preise in nur hundertundsiebenzig Exemplaren in den Handel kommt. Um die richtige Grundlage für die Beurtheilung des Eintrittes der christlichen Feier von Jesu Geburt in das germanische Jahr zu gewinnen, war zunächst dieses selbst zu untersuchen und der ganze Wust falscher Vorstellungen darüber, den wir Karl Weinhold verdanken, zu beseitigen. Dann war die Annahme des römischen Kalenders durch die Germanen, die mindestens zum Theil noch in das erste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung fällt, und ihre Wirkung auf das germanische Jahr zu behandeln und schließlich der Umschwung darzustellen, den die Annahme des Christenthumes in Brauch, Glaube und Sage hervorief.

Dabei hat sich als unzweifelhaft eine Sechstheilung des Jahres bei den Germanen herausgestellt, — mindestens für die Zeit, in der sie mit den Römern in Berührung traten, obgleich auch diese Sechstheilung aus dem Morgenland entlehnt und kein heimisches Erzeugniß ist. Die Jahressechstel hatten germanische Namen. Mehrere davon sind uns erhalten. Dagegen kannten die Germanen vor ihrer Berührung mit den Römern weder Monatsnamen noch benutzten sie den Mondlauf zur Jahrestheilung. Das germanische Jahr begann Mitte November und hatte Mitte Januar, März, Mai, Juli und September seine Theileinschnitte, unter denen die des März und Juli als Drittelungen und der des Mai als Halbirung eine besondere Rolle spielten. Die Skandinaven dagegen begannen ihr Jahr nach ihrer Einwanderung nach dem Norden, Mitte Oktober, und halbirten es Mitte April. Ein Fest germanischer Jahresrechnung ist uns bereits im Jahr 14 unserer Zeitrechnung und dann wieder 578 bezeugt. Es lebt im Martinstage fort, der in dem gesammten germanischen Sprachgebiet der älteste und festeste Termintag ist und im Mittelalter noch allgemein als Beginn des Wirthschaft- und Steuerjahres benutzt wurde. Erst seit dem zwölften Jahrhundert tritt der Michaelistag in ganz leisen Wettbewerb mit Martini, den der das Jahr viertheilende römische Kalender betonte und der mit Weihnacht, Ostern und Pfingsten eine nothdürftige Jahresviertelung zu Stande brachte.

Unser Sonnenjahr, das in allen wesentlichen Zügen das römische ist, dessen Namen es auch in der gesammten Kulturmenschheit noch fortschleppt, gründet sich auf die Beobachtung von Solstitien und Aequinoktien. Davon wußten unsere Altvordern trotz der wiederholten Versicherung Karls Weinhold nichts: ja, sie hatten nicht einmal Namen für diese Dinge, sondern erst nach der Spaltung der Stämme schuf sich ein jeder seine eigene Uebersetzung der beiden lateinischen Wörter. So fällt die Möglichkeit fort, daß sie die Sonnwendtage durch ein Fest gefeiert

hätten. Das ganze Mittelalter kennt übrigens nur einen Sonnwendtag, den der Sommerſonnenwende; auf die Mitte des Winters wird das Wort niemals angewendet. Das älteſte Feſt aber, das wir bei den germaniſchen Stämmen mit römiſcher Nachbarſchaft im Winter finden und über das wir durch die Acta Conciliorum gut unterrichtet ſind, trägt bis in ſeine beſonderſten Einzelheiten durchaus die Merkmale der römiſchen Januarkalendenfeier, deren einzelne Züge bei ihm genau und faſt vollzählig wiederkehren. Das gilt auch von der Einrichtung eines ſogenannten Schickſalstiſches, der von unſeren Mythologen immer als ein Totenopfer aufgefaßt worden iſt und aus dem man auf ein germaniſches Totenfeſt um die Mitte des Winters geſchloſſen hat. Berichtet uns doch der Kirchenvater Hieronymus in ſeinem Jeſajakommentar, daß dieſer Brauch von der ganzen lateiniſchen Welt, von Egypten bis Rom, am letzten Tag des Jahres geübt wurde. Das Wort Jul ſelbſt bedeutet urſprünglich — und noch bis in die geſchichtliche Zeit hinein — ein germaniſches Jahresſechstel von Mitte November bis Mitte Januar und überhaupt kein Feſt. Erſt ganz ſpät wird es für das in dieſe Zeit fallende Feſt der Jeſusgeburt der chriſtlichen Kirche gebraucht.

Die Entſtehung des Feſtes der Geburt Jeſu im Jahre 353 in Rom iſt bekannt; weniger aber die Ausbildung obſzöner Kulte der Mutterſchaft in der römiſch-galliſchen Kirche, die an die Neujahrskuchen der römiſchen Kalendenfeier anknüpfte und mehr als eine Synode zum Einſchreiten veranlaßte. Auf dieſem Boden erwuchs die Bezeichnung der Geburtnacht des Weltheilands als „Nacht der Mutter", die uns durch Beda vermittelt worden iſt, wenn auch mit germaniſcher Deutung oder jedenfalls mit einer Abweiſung als einer kirchlichen Einrichtung.

Ueber die Ausbildung einer eigenen chriſtlichen Weihnachtlegende und eines beſonderen kirchlich-volksthümlichen Weihnachtglaubens, über Weihnachtgeſchenke, Weihnachtwunder und Weihnachtbräuche; über die Parallelentwickelung auf ſkandinaviſchem Boden und die Ausbildung der Grundlagen der modernen Weihnachtfeier wird man in meinem Buch alle wichtigen Daten und Thatſachen finden.

Bonn. Dr. Alexander Tille.

Semeſtralbilanz.

Die deutſche Geſchäftswelt kann mit der erſten Hälfte des Jahres zufrieden ſein. Auf einen eben ſo günſtigen Verlauf der zweiten Jahreshälfte rechnen nicht nur unſere Induſtriellen und Kaufleute, ſondern auch die Börſenkreiſe. Aber während die Inanſpruchnahme der Fabriken und die Nachfrage am Markt ſich für lange Friſten im Voraus überſehen laſſen, giebt es keine Thatſache, die dem heutigen Kursniveau der Induſtriepapiere irgend welche Dauer verbürgt. An-

fälle des Publikums, solchen gleich, denen der Bergsteiger auf schwindelnder Höhe ausgesetzt ist, unwillkürliche Vergleiche mit den niedrigen Preisen der zweifellos sicherern Staatspapiere, Uebersättigung und Erbrechen der Spekulation: Das und Anderes mehr kann in der Zeit vom Juli bis zum einunddreißigsten Dezember seine Rolle spielen. Freilich, der Optimismus, der heute so glänzende Triumphe feiert, hat in diesem Jahre schon verschiedene Befürchtungen überwunden, die wohl begründet schienen: an keinem einzigen Börsentage sind Industriepapiere unverkäuflich geblieben, die vorübergehenden Geldversteifungen sind jedesmal wieder größerer Abundanz gewichen; und so viele wissenschaftliche Expeditionen ausgerüstet worden sind, um die Quellen des Nils zu entdecken, es wäre eine dankenswerthe Gelehrtenarbeit, den stets von Neuem fließenden Quellen unseres Geldstandes nachzuforschen. Sie sind und bleiben geheimnißvoll; und der tiefe Stand unserer Staatspapiere erklärt noch lange nicht Alles. Einige Leute machen sich die Erklärung allerdings sehr leicht! Sie berechnen die fünfzehn Prozent, um die die deutschen Fonds seit nunmehr zwei Jahren zurückgegangen sind, von der Gesammtsumme oder wenigstens von den preußischen Konsols und der Reichsanleihe und übertragen die herausgerechneten Millionen einfach auf das Konto der industriellen Betheiligungen. Ein drolliger Irrthum! Als ob die Gesammtsumme zu den niedrigeren Kursen umgesetzt worden wäre und nicht vielmehr die Kursnotiz nur für den verschwindend kleinen Bruchtheil entscheidend wäre, der zum Verkauf kommt. Anders natürlich bei Getreide, das, seiner Natur nach zum Konsum bestimmt, verkauft werden muß, während gute Rentenwerthe doch fest angelegt und nur in besonderen Fällen wieder abgegeben werden. Auch Strikes, die anfangs bedrohlich genug aussahen, haben eine bemerkenswerth schnelle Erledigung gefunden. So weit die Arbeitgeber dazu beitrugen, haben sie in ihrem eigensten Interesse gehandelt; und auch die Arbeiter haben allen Anlaß, ihrem Beutel die jetzige so glänzende Konjunktur nicht entgehen zu lassen, d. h. lieber im Frieden Etwas zu erlangen, als durch Unterbrechung der Arbeit die ihnen förderliche Anspannung der Industrie zu lähmen. Hoffentlich wird diese löbliche Tendenz zu gegenseitigen Kompromissen durch die Debatte über die Zuchthausvorlage noch gefördert werden, nachdem selbst die nationalliberale Partei, die so weite Kreise unserer Großindustrie vertritt, zur gerechteren Behandlung der arbeitenden Bevölkerung aufgefordert hat. Ließen unsere Börsen sich sonst Arbeitdifferenzen wenig anfechten, so konnte man sich doch nicht ganz gleichgiltig stellen, als plötzlich der Telegraph aus den Ruhrbezirken von Verwundeten und Toten meldete. Noch dazu stand gerade der Ultimo vor der Thür und die Noth der Prolongation kam zu dem Schrecken über die blutigen Ausschreitungen hinzu. Daß die Strikenden nicht Deutsche, sondern Polen sind, sollte nicht fortwährend mit solcher Emphase betont werden, denn in Rheinland-Westfalen lebt eine polnische Arbeitermenge, die ungleich größer ist als die Zahl der Ausständigen. Von Vortheil wird das aufrührerische Verhalten dieser undisziplinirten Elemente natürlich der Einwanderung aus dem Osten nicht sein, allein jede Hand in unsern Ruhrbezirken ist nöthig. Erhalten doch viele Besteller seit Monaten kaum achtzig Prozent der von ihnen bestellten Kohle und laut Briefen, die ich einzusehen Gelegenheit hatte, schützen die lieferungpflichtigen Zechen mit Vorliebe Arbeitermangel und Betriebsstörungen als Ursachen vor. Sehr natürlich, denn Beides gilt nach den

Vertragsklauſeln der Zechen als „höhere Gewalt“ und hebt jede Verpflichtung zur Nachlieferung, geſchweige denn zum Schadenerſatz, auf. Aber die Händler glauben nicht recht an jene ja ſo ſchwer nachweisbaren Zwiſchenfälle, ſondern klagen laut oder leiſe, daß die ihnen vorenthaltenen Kohlen zu Koks vermahlen werden. Denn das Koksſyndikat wird als rückſichtloſer Mahner von den ſäumigen Zechen ganz anders gefürchtet als ein einzelner Kaufmann der Kohlenbranche. Meine kürzlich an dieſer Stelle aufgeworfenen Zweifel, ob unſere Gruben überhaupt im Stande ſein werden, einen gleichmäßig ſtark zunehmenden Bedarf an Kohlen und Koks zu decken, werden jetzt in Fachkreiſen getheilt. Selbſt die ſchönſten Preisangebote können ſchließlich über eine gewiſſe Grenze der Leiſtungfähigkeit nicht hinausführen. Eines der hervorſtechendſten Momente des verfloſſenen Halbjahres lag denn auch in dem planmäßigen Beſtreben der Hütten, ſich durch den Ankauf von Kohlenzechen unabängig zu machen. So weit ſolche Zechen aber auf Jahre hinaus als Syndikatmitglieder gebunden ſind, dürfte es ihnen ſchwer werden — ſowohl Herrn Krupp wie dem Hörder Bergwerk und dem Stahlwerk Hoeſch — ſich des Segens ihrer neuen Beſitzthümer zu erfreuen. Wenn übrigens vom Syndikat jetzt auf die Zechen der Rhederfirmen in Ruhrort und Duisburg hingewieſen wird, die ſich ebenfalls zu binden hatten, ſo trifft der Vergleich nicht zu. Häuſer wie Haniel oder Stinnes handeln mit Kohle, würden alſo mit eigenen Förderungen ohne Bindung den Marktpreis beeinfluſſen. Anders die Hütten, die lediglich einen Selbſtverbrauch haben. Auch nach anderen Richtungen hin ſuchen unſere Werke ſich unabhängig zu machen. Das Wittener Gußſtahlwerk hat einen faſt noch neuen Hochofen im Siegenſchen erworben, um ſich vom Roheiſenſyndikat zu emanzipiren. Der Kaufpreis, allerdings in jungen Aktien, ſoll in ein oder zwei Jahren einzubringen ſein: man rechnet alſo in dieſen Kreiſen für die nächſten Jahre auf eine Verſchärfung der Eiſennoth. Wer heute Roheiſen kaufen will, muß ſich an die Händler wenden. Dieſe verkaufen merkwürdiger Weiſe noch immer beträchtliche Poſten recht ſchlank, müſſen alſo trotz der allgemeinen Noth Vorräthe haben und auch den heutigen Preisſtand für hoch genug anſehen, um mit ihren Vorräthen nicht zurückzuhalten. Der alte Gegenſatz zwiſchen Händlern und Produzenten!

Alſo: die erſten ſechs Monate des Jahres haben auf faſt allen Gebieten der Induſtrie vollauf befriedigt, ja ſelbſt die kühnſten Erwartungen übertroffen; und nur der ferner Stehende — gerade deshalb wohl objektiver Denkende — wirft die ſorgenvolle Frage auf, was eines Tages aus allen den Erweiterungen und Neugründungen für den inneren Markt werden ſoll, die der geſteigerten Konjunktur zu danken ſind. Einzig unſere elektriſchen Betriebe dürften mit Sicherheit das in ſie geſteckte Geld vom Auslande wieder hereinholen, dagegen haben wir z. B. in unſerer ganzen Textilinduſtrie, mit Ausnahme einiger elberfelder Branchen, nichts Neues geſchaffen, wodurch uns fremde Verbraucher tributär würden. So lange das Publikum aber den Induſtriepapieren ſeine bisherigen Sympathien bewahrt, dürfte das Börſengeſchäft unverändert feſt bleiben. Es ſieht Alles ſolider aus als in den Gründerjahren, — vielleicht hat aber die Unſolidität auch nur andere Formen angenommen.

Die Banken ſtreichen reiche Gewinne ein und folgen der Induſtrie durch Dick und Dünn. Dafür haben ſie auch die Ehre, den Franzoſen als Beiſpiel vorgeführt zu werden, während man allen Grund zu der Annahme hat, daß

die Herren Direktoren und Aufsichträthe in Berlin ihre Kräfte doch bedenklich überschätzen. Die Diskontogesellschaft wird ihre Filiale in London bald eröffnen; sie habe noch nicht gemiethet, lautete das unmißverständliche Dementi. Die Oesterreichische Kreditanstalt vermehrt ihr Kapital, das seit nunmehr dreißig Jahren das selbe ist. Wenn sie damit ohne Weiteres in die Reihe der modernen Institute zu treten vermeint, so dürfte ihr dazu nur eine moderne Industrie fehlen. Wie zurückgeblieben die industriellen Verhältnisse in Oesterreich sind, hat man erst kürzlich bei der Gründung der großen Maschinenfabrik von Scoda in Pilsen gesehen. Trotz den zehn Prozent Dividende, die das Unternehmen abwirft, ist es der Kreditanstalt noch möglich gewesen, die etwa fünfzehn Millionen Mark Aktien al pari zu erhalten. Bei uns würde ein Großindustrieller gleichen Ranges mindestens hundertunddreißig fordern und auch durchsetzen. Auch der Eintritt der Firma Mendelssohn in die Rothschildgruppe soll angeblich in erster Reihe der Oesterreichischen Kreditanstalt zu Gute kommen. Aber wie? Mendelssohn ist doch das einzige große berliner Bankhaus — vielleicht daher auch das reichste —, das sich die Industrie möglichst fern hält und nach alter Art arbeitet! Für die steigende Bedeutung der berliner Börse ist charakteristisch, daß die ganze starke Hausse in Kreditaktien über Berlin ging. Wien hatte — besonders seit Franz Josephs Hexenschuß — allerdings kräftig gefixt, aber die Deckungen waren doch nur bei uns möglich.

Der Anlagenmarkt hat sich bekanntlich auch in diesen ersten sechs Monaten weiter rückwärts entwickelt. Während die neuen Konsols und die neue Reichsanleihe, die zu hoch emittirt waren, sehr bald auf ihren wirklichen Börsenwerth zurückgingen, haben jetzt umgekehrt die neuen Sachsen nnd Hessen, die relativ billig emittirt waren, ihren Kurs bereits erhöhen können. Die Ablehnung der Mündelsicherheit für die Pfandbriefe der preußischen Hypothekenbanken wird wenig helfen. Nicht einmal die Kurse der Hypothekenbank-Aktien sind von den Reden Miquels und Schönstedts irgendwie erschüttert worden; und Deren Kurse sind im Verhältniß zu den Kursen anderer Bankaktien sogar recht hoch zu nennen.

Eine Vergleichung der Kurse des zweiten Januar mit den Kursen des ersten Juli ergiebt Folgendes: Dreiundeinhalbprozentige Reichsanleihe verlor über $3^1/_4$ Prozent, dreiprozentige Konsols verloren etwa $4^1/_2$ Prozent, dreiprozentige Bayerische Staats-Eisenbahn Anleihe und dreiprozentige Hessen verloren über 6 Prozent, während die dreiprozentigen Elsaß-Lothringer, die in den Reichslanden selbst liegen, um $4^1/_4$ Prozent gefallen sind. Deutsche Reichsbank — man kennt die Ursachen — notiren um etwa 8 Prozent niedriger. Unsere sonstigen Bankaktien haben sich nur um wenige Prozente nach unten oder oben verändert. Selbst Oesterreichische Kredit haben sich trotz ihrer enormen Steigerung in der letzten Juniwoche im Vergleich zum Jahresbeginn nur um 7 Prozent gehoben. Schweizer Bahnaktien verloren etwa 11, Mittelmeerbahn stieg um 9 Prozent. Dagegen gewannen Bochumer 51, Laura 43, Harpener 28, Gelsenkirchen 22 Prozent. Der Prioatdiskont betrug am ersten Januar $4^1/_{16}$, am ersten Juli $3^7/_8$ Prozent.

Pluto.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: Jn Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 15. Juli 1899.

Iphigenie in Bergen.

Widrige Winde hielten die gen Troja steuernden Hellenen im Hafen von Aulis zurück. Artemis zürnte dem Agamemnon und hemmte den das Griechenheer vorwärts führenden Windstoß. Da kündete Kalchas, der Seher: nicht früher werde der Zorn der mächtigen Mondgöttin sich lindern, als bis der Basileus seine liebliche Tochter, die, nach dem Beinamen der Artemis, Iphigeneia, die mit Kraft Geborene, genannt ward, auf dem Altar der hohen Grollerin geopfert habe. Doch schon damals war den Auguren menschliches Irren nicht fremd, schon damals waren die Götter gnädiger als ihre beamteten Geberdenspäher. Die schnell zur Milde gegen das Mädchen gestimmte Mondgöttin verschmähte das Blut der Jungfrau aus königlichem Stamm und entrückte die Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra vom Opferaltar, auf dem nun eine Hindin ihr Leben ließ, heimlich auf die taurische Halbinsel. Der feiste Kalchas röstete sich am Triumph seiner Seherkunst; denn das Opfer schien gnadenvoll angenommen und die Herrin über Mondlicht und Meeresfluth würde, so hoffte er, den Griechen und deren König nun günstigen Sinnes bleiben. Daß den Eitlen ein Irrwahn narrte, wissen wir aus dem Mythos. Die Hellenen hatten noch häufig den Zorn der Himmlischen zu spüren; und ganz besonders oft wurde Agamemnon durch das Schicksal seines Hauses daran gemahnt, daß er von Atreus und Thyestes abstammte, den Enkeln des Tantalos, der die Geheimnisse der Göttertafelrunde ausgeplaudert, Nektar und Ambrosia vom Tisch entwendet und, um das Maß seines Frevels voll zu machen, den Ruf der Allwissenheit, der so lange schreckend vor den Olympiern herschritt, durch die ekle Menschenfleisch-

mahlzeit erschüttert hatte. Wer will sich darüber wundern, daß die thörichte Kurzsicht des hochwürdigen Herrn Kalchas, trotzdem das zerrbildnerische Genie Jakobs Offenbach sie verewigte, die später geborenen Haruspices und Fulguratores nicht gehindert hat, in Tagen wachsender Skepsis den Ruhm ihrer Seherkunst laut durch alle Gassen zu rufen?

Sie sind eben wieder am Werk; und zu dem Buch De fabulis ad Iphigeniam pertinentibus könnte jetzt ein anderes Kapitel geschrieben werden, das recht reichhaltig ausfallen würde. Der Deutsche Kaiser hat, als er auf der Nordlandfahrt in Bergen rastete, das französische Schulschiff Iphigénie besucht. Er wurde, wie sichs nach dem internationalen Brauch gebührt, am Fuß der Schiffsleiter vom Kapitän Manceron empfangen, die Mannschaft salutirte bei klingendem Spiel, und als Wilhelm der Zweite an Bord war, stieg am Hauptmast die deutsche Kaiserstandarte empor. Drei Viertelstunden lang manövrirten, auf seinen Wunsch, die republikanischen Schiffsschüler vor dem Monarchen, dem beim Scheiden dann eine Salve von einundzwanzig Schüssen das Geleit gab. Zu einer Mahlzeit an Bord war der Kaiser nicht geladen; er frühstückte beim deutschen Konsul, lud aber die Offiziere und sogar ein paar Dutzend Kadetten des französischen Schiffes zu einem Souper auf seine Yacht „Hohenzollern". Vorher hatte er in einem höchst schmeichelhaften Telegramm an den Präsidenten der französischen Reblik über seine angenehmen Eindrücke berichtet und den „glücklichen Umstand" gepriesen, der ihm gestattet habe, die ihres „edlen Vaterlandes" würdigen, „sympathischen" jungen Seeleute zu treffen, und Herr Loubet hatte, viel kürzer, aber mit artiger Korrektheit, für diesen Zuruf gedankt. Der Vorgang scheint politisch zunächst völlig bedeutunglos. Schon bei der Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals hat der Kaiser ein französisches Schiff betreten — auf dem russischen Admiralsschiff sollen sehr bald danach von Franzosen und Moskowitern beim Becher recht bedenkliche Reden geführt worden sein —, auch der Austausch höflicher Depeschen ist zwischen den höchsten Vertretern Deutschlands und Frankreichs nicht mehr neu und der „glückliche Umstand", der das Zusammentreffen in Bergen ermöglichte, soll, wie man im Figaro lesen konnte, der Initiative des Deutschen Kaisers zu danken sein, der dem Marineattaché der französischen Botschaft in Berlin schon vor Wochen den Wunsch ausgesprochen habe, der Iphigénie einen Besuch abzustatten. Dennoch wurde die Meldung aus Norden in einem beträchtlichen Theil unserer Presse mit einem Schalmeienkonzert begrüßt. Die Hundstage sind nah, es fehlt an lohnendem Zeitungstoff, die Hoffnung,

Herrn von Miquel schon im Juli geschlachtet zu sehen, hat sich nicht erfüllt, — und die Gelegenheit, den Kaiser winselnd mit Schwanz und Pfoten anzuwedeln, darf kein byzantinisch gekämmter Pudel sich entgehen lassen. So wurde aus einer Regung liebenswürdigen Wesens denn schnell ein politisches Ereigniß von weltgeschichtlicher Bedeutung gemacht und der aufhorchenden Welt vom Holzpapierharuspicium verkündet: Was Otto Bismarck vergebens erstrebte, ward dem milderen Wilhelm als Lohn seines Mühens; er hat in die spröd sich verschließenden Franzosenherzen den Weg gefunden, hat die trotz dreißigjährigem Frieden immer noch Grollenden endlich versöhnt und durch eine ganz persönliche Politik der Ruhe Europens eine festere Basis geschaffen, als es der sanfte Lockruf des Weißen Zaren vermochte; von der Frühstunde des sechsten Julitages 1899, da der Kaiser den Fuß an Bord der Iphigénie setzte, wird die mitteleuropäische Menschheit künftig eine neue Epoche friedlicher Eintracht datiren und die fernsten Enkel werden den Enkel der Sieger von Siebenzig preisen, dessen bezaubernder Kunst das holde Wunder gelang ... Kalchas ist wieder einmal sehr stolz und sonnt sich wohlgefällig in seinem Sehertriumph:

Ob die Lust lange währen wird? Daß es eine persönliche Politik des Kaisers, eine, die nicht zugleich die von din amtlichen Trägern der Verantwortung gebilligte Politik des Deutschen Reiches ist, nicht giebt und nicht geben kann, braucht kaum ausdrücklich erwähnt zu werden. Und daß die Franzosen bei der Beurtheilung des Tages von Bergen recht weit von dem beschämenden Ueberschwang unserer Wortführer entfernt sind, lehrt ein Blick in die pariser Presse. In den Blättern, die den größten Leserkreis und deshalb die Pflicht haben, sich dem Massenempfinden besonders schmiegsam anzupassen, fand man die üblichen hämischen Ungezogenheiten gegen den Kaiser; in anderen Blättern, die ihrer kleineren Gemeinde einen besseren Ton bieten zu müssen glauben, wurde huldvoll gesagt, Frankreich dürfe sich die deutschen Annäherungversuche immerhin gefallen lassen, da die Republik die Hilfe des benachbarten Kaiserreiches in kolonialen Angelegenheiten — Das soll heißen: in etwa eintretenden Verwickelungen mit England — eines Tages vielleicht brauchen könne. Kühl wurde die Sache in allen Lagern beurtheilt. Und daß der Wind nicht noch frostiger über die Vogesen weht, ist nur der Rücksicht auf den Profithunger zu danken, der sich im Meßsommer des Jahres 1900 zu sättigen hofft. Die Mehrzahl der Franzosen ist überzeugt, die gehäuften Höflichkeiten, die der Deutsche Kaiser der Nachbarrepublik während des letzten Lustrums erwiesen hat, seien nur bestimmt, den von ihm ersehnten

Beſuch der pariſer Weltausſtellung vorzubereiten, — und einen ſo billigen, ſo weithin ſichtbaren clou de l'Exposition wünſcht ſich natürlich jeder lutetiſche Händler herbei. Dieſe Anſicht iſt doppelt thöricht. Denn erſtens wird ſich, wenn die Verhältniſſe ſich nicht wider alles Erwarten ändern, im Deutſchen Reich kein gewiſſenhafter Menſch finden, der für eine pariſer Reiſe des Kaiſers die Laſt der Verantwortung übernimmt, einer Verantwortung, die vor jäher Kriegsgefahr nicht zurückſchrecken dürfte; und zweitens beweiſt das Gewiſper, welcher kleinlichen Erwägungen der Repräſentant des Deutſchen Reiches von dem Volksgeiſt der Franzen verdächtigt wird: ihm, den nur der Wunſch treiben kann, zwei hoch kultivirte Nachbarnationen einander im Fühlen näher zu bringen, wird ſchlankweg die Abſicht untergeſchoben, einen perſönlichen Erfolg einzuheimſen und ſich auf den Großen Boulevards, wie weiland Herr Boulanger, vom geputzten Pöbel umjubeln zu laſſen. Auf dieſe kränkende Unterſtellung wurde hier jedesmal warnend hingewieſen, wenn ein kaiſerlicher Gruß in der amtlichen Sphäre Frankreichs ein höflich herüberklingendes Echo weckte und darob aus den Geſindezimmern der deutſchen Preſſe ein gewaltiger Jubel erſcholl. Die Warnung iſt ungehört verhallt. Sie wird auch diesmal verhallen; und den ernſten Beobachter politiſchen Werdens und Wandels wird im Kreis der Frohlockenden bange Sorge beſchleichen, wie im Parzenlied der goethiſchen Iphigenie den Alten, der

„Denkt Kinder und Enkel und ſchüttelt das Haupt."

Vielleicht iſts den Kindern und Enkeln der Deutſchen von heute beſchieden, die ſchöne Friedensſtunde zu ſchauen, da der galliſche Hahn froh den deutſchen Adler umkräht und im Lande der uns knochenlos dünkenden Iphigénie Racines einſt gut goethiſch zur hohen Göttin gebetet wird: „O enthalte vom Blut meine Hände! Nimmer bringt es Segen und Ruhm . . ." Noch ſind wir leider längſt nicht ſo weit; und jede übereifrige Freundſchaftbekundung, die ſich in Deutſchland zeigt, ſtärkt nur den unausrottbaren Gallierſtolz und ſteigert die Gefahr einer unheilvollen Verwickelung. Frankreich durchlebt jetzt eine Kriſis, von der nur einzelne Symptome in dem wüſten Kampf um Dreyfus bemerkbar geworden ſind. Das Reich des Sonnenkönigs und Bonapartes wird, mit ſeiner abnehmenden Bevölkerungzuwachsziffer und ſeiner bis zur Erſtarrung rückſtändigen Induſtrie, allmählich aus ſeiner alten Großmachtſtellung verdrängt und auf das Niveau Italiens hinabgedrückt; es leidet, zuerſt unter allen Staaten Europas, an dem Zwieſpalt zwiſchen militäriſch-ariſtokratiſchem Kaſtengeiſt und demokratiſchen Einrichtungen; und es ſcheint zum erſten Experimentirlande des

modernen Sozialismus beſtimmt. Dieſer Kriſis, die, wenn erſt die Ausſtellungernte eingebracht iſt, jeden Augenblick zu dem Verſuch einer Entladung nach außen zu führen vermag, kann Deutſchland kaum ſtill genug zuſehen; ſchon der Schein eifrigen Werbens könnte die gefährliche Hoffnung auf einen Erſatz des 1870 Verlorenen nähren. Wie das kritiſche Stadium ſchließlich verlaufen, ob ſich am Ende die Möglichkeit zuverläſſiger Freundſchaft zwiſchen den beiden Reichen ergeben und ob der von Vielen erträumte Dreibund Deutſchlands, Frankreichs und Rußlands gegen angelſächſiſche Anmaßung je Ereigniß werden wird? Nur die auf wolkiger Höhe Thronende weiß es, zu der unſer Dichter die jungfräuliche Prieſterin beten läßt:

„Weiſe biſt Du und ſieheſt das Künftige.
Nicht vorüber iſt Dir das Vergangene
Und Dein Blick ruht über den Deinen,
Wie Dein Licht, das Leben der Nächte,
Ueber der Erde ruhet und waltet."

Kalchas wähnt ſich trotz allen entdeckten Irrungen noch heute weiſer als die weiſeſte Göttin. Er verübt in der Stadt Olafs Kyrre Streiche, die dem Schelm von Bergen Ehre machen würden, bläht ſich mit ſeinen Deuterkünſten und bedenkt, als ein blitzdummer Augur, nicht einmal, daß auch den Franzoſen, die er verſöhnt in die offenen Arme der Deutſchen ſinken ſieht, „das Vergangene nicht vorüber iſt". Doch ſeit dem Trug von Aulis — Bismarck hat es oft geſagt — trauen die Könige den Zeichendeutern nicht mehr recht. Und ſo mag dem von ſchlauen Kalchasſöhnen ſchamlos belogenen Deutſchen Kaiſer die ſchmerzliche Enttäuſchung erſpart bleiben, ſelbſt ſchauen zu müſſen, wie die Franzoſen, die ihn als Sehenswürdigkeit vielleicht den Meßgäſten vorſetzen möchten, auf dem tiefſten Grund ihres heißen Chauvinherzens in ihm den Erben des Siegers von Sedan haſſen und wie gern ſie, nach dem Wort aus Goethes Gedicht, „meiden, im Enkel die Züge des Ahnherrn zu ſehen".

Die Reaktion in Italien.

Wer Italien liebt, sieht mit tiefem Schmerz, wie dieses intelligente Volk an einer politischen Reaktion krankt, die schlimmer ist als türkische Mißwirthschaft. Aber der Schmerz darüber muß hinter die Frage zurücktreten, was dieser Reaktion den Weg geebnet und fast jeden Widerstand dagegen in einem Lande beseitigt hat, das, wenigstens in seinen nördlichen Gegenden, eben so civilisirt und von liberalen Ideen erfüllt ist wie die fortgeschrittensten Theile Europas. Die Beantwortung ist nicht schwer. Drei protektionistische Systeme, eins immer verderblicher als das andere, erdrücken das Land. Das dritte soll den Schrei ersticken, den die beiden anderen dem Volk entreißen.

Die Industriellen — besonders die des Nordens — haben, unter dem Vorwande, die Industrie des Landes zu heben, die Einfuhrzölle auf fremde Gewerbeprodukte nach Möglichkeit gesteigert; sie bedachten dabei aber nicht, daß Industrien, die nur in künstlicher Bruthitze gedeihen, übermäßige Kosten verursachen und schließlich, wenn der Schutzzoll fällt, doch nicht lebensfähig sind. Dann haben die großen Grundherren — besonders die des Südens — den schutzzöllnerischen Industriellen die Hand gereicht oder vielmehr mit den Industriellen Halbpart gemacht; sie bewilligten ihnen die Aufrechterhaltung von Industriezöllen, um dafür entsprechende Lebensmittelzölle, in erster Linie auf Weizen und Mais, zu erhalten, die, ihrer Angabe nach, freilich nur die landwirthschaftliche Produktion heben sollten. Und als wenn das Alles das Volk noch nicht genug bedrückte, kam der Militarismus als Dritter im Bunde hinzu. Der Hof, der weder an der Landwirthschaft noch an der Industrie interessirt ist, findet seinen Ruhm, seine Freude und seine Zerstreuung im Soldatenspiel und im Militarismus.

Paraden, Ernennungen von Generalen, Rivalitäten zwischen hohen Militär- und hohen Civilbeamten und verwickelte Intrigen, in denen nicht selten zarte Frauenhände sichtbar werden, füllen unser höfisches Leben aus; und obgleich die Verfassung will, daß der König herrscht und nicht regirt, so ist, nachdem allerlei unfähige Minister einander der Reihe nach abgelöst

haben, auch dieſe Maxime nicht mehr entſcheidend: wir haben in Wirklichkeit ein caeſariſches Regiment und der Wille des Königs gilt erheblich mehr als der des Senates, der Kammer und — leider auch! — der öffentlichen Meinung. Die Hofpartei, obwohl ſie nur eine verſchwindend kleine Gruppe von Perſonen umfaßt, hält allein das enorme Heeresbudget für zwölf Armeecorps aufrecht; und dazu hat ſie nicht einmal nöthig, mit dem Volk zu paktiren, ſondern ſie braucht ſich nur mit den Koterien zu verſtändigen, die die Parlamentsabſtimmungen beherrſchen. Um die Zuſtimmung dieſer Leute zu erhalten, unterſtützt ſie nach der einen Seite die induſtrielle, nach der anderen Seite die agrariſche Prohibitiv-Politik, — und die auf ſolche Weiſe beſtochenen Intereſſenten geben ſich dazu her, den militäriſchen Protektionismus, die allerunpopulärſte Inſtitution Italiens, aufrechtzuerhalten.

Das Alles würde hinreichen, um ein reiches Land allmählich zu ruiniren, wie gewiſſe Verfallserſcheinungen in Frankreich lehren; aber ganz unerträglich iſt es in einem Lande von beſtimmt begrenzter Produktivität, mit einer in ihren Anfängen ſtehenden Induſtrie, — in einem Lande, in dem die Landwirthſchaft nur an wenigen Punkten einen intenſiven Betrieb kennt, wo noch Alles Revolution und Unruhe athmet, die Staatseinrichtungen eben erſt unter Dach und Fach gebracht ſind und das Feuer der gewaltthätigen Auflehnung noch unter der Aſche glimmt. So iſt denn das italieniſche Volk in eine Sackgaſſe gerathen, aus der es keinen anderen geſetzlichen Weg giebt als den Hungertod oder eine völlige Aenderung des Regirungſyſtems. Aber das Volk iſt feſtgeſchmiedet an den dreifachen Ring des Militarismus, des induſtriellen und des agrariſchen Protektionismus; es kann ſich davon nicht losmachen und iſt in der Lage des Trinkers, der drei Viertel ſeines Lohnes durch die Gurgel gejagt hat und nun, mag er die letzten Pfennige noch ſo oft in der Hand hin und her wenden, doch nicht genug herausrechnen kann, um für Eſſen und Nachtquartier zu ſorgen.

* * *

Wenn die Staatsmänner nicht bald zur Beſinnung kommen, die Augen öffnen und begreifen, wohin ſie die Nation geführt haben, ſo bleibt nur noch der gewaltſame Ausbruch aus dieſem hoffnungloſen Engpaß. Brutal wird es zugehen, wenn die ganze Maſſe des Volkes eines Tages Hand anlegt, um ſich billiges Brot und eine beſſere Regirung zu verſchaffen, — eine, die wenigſtens ab und zu doch auch an die enterbten Klaſſen denkt und nicht blos an die paar agrariſchen und induſtriellen Barone. Noch brutaler aber ſind heute ſchon die Gewaltmittel, mit denen die Regirung Die zum Schweigen zu bringen verſucht, die auf die ſchreiendſten Uebelſtände hinweiſen, Gerechtigkeit verlangen,

den Militarismus bekämpfen und die unermeßliche Schädigung durch den industriellen, agrariſchen und militäriſchen Protektionismus verkünden. Sie hat kein Bedenken getragen, Schriftſteller für Artikel zu verfolgen, die Jahre lang vorher geſchrieben worden waren; ſie hat ſich nicht geſcheut, grundlos den Belagerungzuſtand zu verhängen, und ſie hat die unauslöſchliche Schmach der Fuſilladen auf ſich geladen, die mehr als hundert Menſchen in den Straßen Mailands hinſtreckten, ohne daß auch nur ein einziger Soldat verwundet worden war.

Eine Regirung, an deren Spitze ein Soldat ſteht, in der drei andere Generale das Portefeuille des Krieges, der Marine und des Auswärtigen führen, Einer immer unfähiger als der Andere, — die Regirung eines ſolchen Miniſteriums kann ihren Weg nicht zurückmeſſen und ihre Fehler nicht wieder gutmachen; und ſo blieb denn nichts übrig, als begangene Fehler durch neue zu überbieten, neue Gewaltmaßregeln zu erſinnen und Geſetze vorzulegen, die die Säbelherrſchaft und den Belagerungzuſtand in Permanenz erklären. Das gab noch dazu die willkommene Gelegenheit, fortan die Preß- und Verſammlungfreiheit zu verkürzen und die Strafen auf Verleumdungen und Beleidigungen zu verdoppeln. Spitzbübereien, wie ſie im Banco romano begangen worden waren, würden dann künftig nicht mehr ſo leicht ans Tageslicht zu ziehen ſein, und die verbrecheriſchen Elemente der regirenden Gruppen könnten hübſch unter ſich und ganz ungeſtört bleiben

Schon heute exiſtiren Preß- und Verſammlungfreiheit kaum noch anders als auf dem Papier. Das Miniſterium Pelloux konnte ſich ſchon wenige Monate nach ſeinem Amtsantritt rühmen, außer Konfiskationen ohne Zahl fünfundſiebenzig Verurtheilungen von Redakteuren durchgeſetzt zu haben. Ein Journaliſt wurde verurtheilt, weil ſeine Zeitung am zwanzigſten September, dem Tage der Ermordung der Kaiſerin Eliſabeth, mit einem Trauerrand erſchienen war, der um zwei Millimeter zu breit war; allerdings war der Tag zugleich der Jahrestag des Einzugs der Piemonteſen in Rom, ein Tag, über deſſen kriegeriſche Bedeutung man verſchiedener Meinung ſein kann. Ein anderer Journaliſt wurde verurtheilt, weil er unehrbietig von der Loge geſprochen hatte; ſelbſt eine Schrift Tolſtois, die den Krieg verwirft, wurde konfiszirt und ein junges Mädchen wurde für ſchuldig gehalten, weil ſie erklärt hatte, man müſſe den hungernden Armen zu Hilfe kommen. Auf drei Monate entfallen zweitauſend Verurtheilungen wegen politiſcher Vergehen. Eine große Zahl von Volksſchullehrern iſt vom Amte ſuſpendirt worden und Tauſende von Vereinen und Genoſſenſchaften wurden aufgelöſt, auch ſolche, die von der größten wirthſchaftlichen Bedeutung für das Volk waren.

Und nun ſollen die durch königliches Dekret eingeführten Geſetze den Ausnahmezuſtand für immer feſtlegen und den letzten Reſt von Vereins- und Gedankenfreiheit abſchaffen?

Man hat gesagt, einige dieser Maßregeln seien deshalb nöthig, weil die vorjährigen mailänder Unruhen durch die Presse geschürt worden seien. Das ist aber falsch und erlogen. Die Unruhen waren die Folge der Brottheuerung und der allzu berechtigten Entrüstung über die schamlosen Freisprechungen der Crispi, Favilla und Konsorten.

Es hieß, wir seien für die ganze Freiheit noch nicht civilisirt und reif genug. Nun, diese „ganze Freiheit" haben wir seit fünfzig Jahren; und wenn wir Etwas brauchen, so sind es neue Freiheiten, nicht neue Unfreiheiten. Man hat von je her mit geringen Einschränkungen der Freiheit angefangen, um sie am Ende ganz zu erdrosseln. Alle Parteien schwärmen für Preßfreiheit, wenn der Presse nur irgend welche bestimmten „Ausschreitungen" verboten würden; die Fabrikanten und die Grundherren wollen der Presse von Allem zu reden erlauben, nur nicht von Strikes und von den Getreidepreisen, die Militärs haben nur Einwendungen, wenn die Armee kritisirt wird, die Klerikalen, wenn die Dogmen angegriffen werden u. s. w.

Andere sagen wieder: „Aber so ist doch wenigstens Ruhe im Lande." Ja gewiß, aber die Ruhe der Lähmung, der Erstarrung und des Kirchhofes, — eine Ruhe, die um den Preis der Nationalehre erkauft wird. Man blicke auf jenes unglückliche Land, für dessen Zustände alle unsere Reaktionäre bewußt oder unbewußt schwärmen, auf das einst so stolze Spanien, das jetzt gedemüthigt und unter thurmhoher Schmach begraben ist. Wo hat sich blinde Verfolgungwuth je bitterer gerächt als in dem Lande, das seine Denker auf die Scheiterhaufen sandte und zuletzt noch auf Montjuich alle Gräuel mittelalterlicher Torturen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts erneuerte? Da erlaubt sich die Presse gewiß keinen Hinweis mehr auf Mißstände in der Armee, nicht einmal unter Ministerien, die wir nach unseren Begriffen ultraliberal nennen müßten. Nun: Spanien hat die Früchte dieses Systems geerntet; mit seinen militärisch gedrillten Heeren hat es nicht einmal ein paar tausend schlecht bewaffnete und zerlumpte Insurgenten niederwerfen können und vor den ersten Kanonenschüssen aus dem Lager eines nicht-militärischen Volkes ist es feig in die Knie gesunken. Und warum mußte es dahin kommen? Weil die Generale nur für sich selbst besorgt waren, die Soldaten, die nicht wußten, wofür sie kämpften, weder Sold noch Lebensmittel erhielten und nicht im Stande waren, sich weiter als einige Kilometer von ihren befestigten Stützpunkten zu entfernen; weil die Schiffe, die zahlreich genug waren, um betrügerische Lieferanten und prahlende Admirale in Haufen zu erhalten, weder Geschütze noch Munition hatten. Aber wer hätte unter den spanischen Preßverhältnissen wagen dürfen, Das offen auszusprechen? Man darf laut jubelnd rufen: herrlich war dem Staat mit dieser Beschränkung der Preßfreiheit gedient!

Wenn in Zukunft auch keine Klagen mehr laut werden, so werden die Leiden

doch nicht aufhören, weiter zu ſchmerzen, und das Krebsübel wird nur um ſo tiefer freſſen. An die Stelle der freien Preſſe werden die geheimen Flugblätter, wird die verbotene Propaganda treten. Schon jetzt haben wir eine Art von Geheimliteratur über die vorjährigen mailänder Unruhen, die um ſo mächtiger wirkt, weil ſie nicht diskutirt werden kann. Und an die Stelle der verbotenen offenen Geſellſchaften und Vereine werden Geheimbünde treten: wir ſind dann wieder bei der politiſchen Verſchwörung angelangt, die wir längſt überwunden glaubten.

Das Mindeſte alſo, was dieſe Geſetze herbeiführen werden, iſt eine Vermehrung des Zündſtoffes und des Haſſes; vielleicht werden ſie auch ſchlecht geleitete Aufſtände verurſachen, die allerdings den verbeſſerten Schußwaffen unſerer Armee gegenüber erfolglos bleiben werden. Und ſolchen verzweifelten Auflehnungen werden neue, gewaltſamere Repreſſionen folgen, ſo daß wir auf der einen Seite eine Maſſe ſehen werden, die, zu jeder Gewaltthat bereit, ihre Opfer auf dem Straßenpflaſter und im Kerker laſſen wird, auf der anderen Seite eine kleine Schaar von Gewalthabern, die um ſo grauſamer ſein werden, je mehr ſie ſich fürchten. Wie lange ein ſolcher unnatürlicher Zuſtand dauern kann, iſt nicht vorauszuſagen. Das aber iſt ſicher, daß er eine wirkliche Revolution vorbereitet, die nach ſo vielen harten und ungerechten Verfolgungen fürchterlich ſein wird: und das Alles in einem liebenswürdigen, leicht lenkbaren Volke von milder Art, das ſo leicht zu regiren wäre, wenn die herrſchenden Klaſſen nur um ein Geringes ſelbſtloſer wären und einen kleinen Theil ihrer eingebildeten Vortheile zu Gunſten ihres und des allgemeinen wirklichen Intereſſes zu opfern verſtünden.

Um einzuſehen, daß die Reaktion von heute nicht dauernd das Feld behaupten kann, daß ihr nur ein kurzer Triumph beſchieden iſt, brauchen wir nur um uns zu blicken. Wir haben eine geiſtige Thätigkeit, die von Frankreich und Belgien nicht übertroffen wird, blühende Univerſitäten mit weiten Laboratorien, in denen ſich Forſcher aus ganz Europa verſammeln, unſere abgelegenſten Dörfer ſind elektriſch beleuchtet und mit entfernten Städten durch Telephone und Straßenbahnen verbunden, Arbeitergenoſſenſchaften von zwanzig- bis dreißigtauſend Mitgliedern behaupten ſich allen bureaukratiſchen Chikanen zum Trotz, Zeitſchriften entſtehen in jedem Centrum, die Frauen dringen in die Berufszweige der Männer ein, die Bevölkerung — wenigſtens Oberitaliens — löſt ſich innerlich mehr und mehr vom Prieſter und vom Soldaten ab und ſinnt nicht auf Kriegsruhm nud Eroberungeu, ſondern auf Verbeſſerungen der induſtriellen und agrariſchen Technik. Ich ſehe, wie ſelbſt die Erzreaktionäre der mailänder Verwaltung gezwungen ſind, die großen Betriebe der Gas- und Waſſerverſorgung, die Schulen und Verkehrsmittel zu munizipaliſiren, wie — und ſo war es auch 1848 — an die Stelle jedes abtretenden Gegners zwei oder drei Liberale rücken, wie es der Reaktion ſo an Intelligenzen gebricht, daß ſie nicht einmal

brauchbare Redakteure für ihre Zeitungen gewinnen kann, und wie sie sich im gegenwärtigen Kabinet mit Ministern von lächerlichster Unfähigkeit begnügen muß: wenn ich das Alles überlege, so will ich den Trost und die Hoffnung nicht fahren lassen, daß der Horizont sich doch bald weiten und aufhellen wird und daß trotz Alledem ein neues Italien erstehen wird, allen Völkern theuer, weil es sich von Gewalt, Unrecht und Unkultur abwendet, um mit den anderen Völkern nur noch im Guten und Schönen zu wetteifern.

Turin. Professor Cesare Lombroso.

Eine kleine Inventur.

Die Musterung der Lage*) hat bisher ergeben, daß die Proletarier, die ein Interesse am Umsturz haben, sowohl an Zahl abnehmen als an Macht einbüßen, da die Macht der im Staat organisirten Besitzenden und Schmarotzer dank der heutigen Waffentechnik und dem vollendeten Nachrichtendienst stetig wächst, daß demnach jede Gefahr einer gewaltsamen Erhebung völlig beseitigt ist, daß aber der bestehende Zustand keineswegs befriedigend ist, weil die Zahl der wahrhaft Produktiven im Verhältniß zu der der Schmarotzenden stetig abnimmt, weil die Schmarotzenden einen größeren Antheil vom Nationalprodukt beziehen als die Produktiven, weil das Dasein eines immer größeren Prozentsatzes der Bevölkerung von den unberechenbaren und immer schneller wechselnden Konjunkturen der Weltwirthschaft abhängt und weil auf den untersten Schichten der Produktiven und Unentbehrlichen der Druck des breiter werdenden und Luxus heischenden Reichthumes immer härter lastet, da eine immer kleinere Anzahl von Arbeitern eine immer größere Menge von Produkten zu schaffen und von Diensten zu leisten hat, die Löhnung aber und die sonstigen Arbeitbedingungen nicht von irgend einer waltenden Vernunft, sondern durch das Angebot an sich selbst verkaufender menschlicher Arbeitkraft bestimmt werden. Und zwar helfen die Arbeiter selbst diesen auf ihnen lastenden Druck vermehren, indem auch sie als Konsumenten in Masse wohl-

*) S. „Zukunft" vom 8. Juli 1899.

feile Gewerbeerzeugniſſe verbrauchen und überflüſſige Dienſte beanſpruchen. Daß wir durch die wachſenden Verwickelungen der Weltwirthſchaft und durch das Gegenmittel der Verſtaatlichungen und Kartelle in den Sozialismus hineinwachſen, bleibt trotzdem möglich; nur wird der Zukunftſtaat, der auf dieſe Weiſe entſteht, keine Diktatur des Proletariates, ſondern die Diktatur des genoſſenſchaftlich organiſirten Unternehmerthumes ſein. Die politiſchen Kämpfe würden damit nicht beendigt ſein, wenn es nicht gelänge, die Lohnarbeiter nicht allein zu rechtloſen Staatsſklaven zu machen, ſondern ihnen auch die Schulbildung und jede Erinnerung an die Ideen, Zuſtände und Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts zu rauben. Damit ſind wir bei zwei Erſcheinungen angelangt: bei der Landflucht und dem Widerſpruch zwiſchen der wirthſchaftlichen Lage und der politiſchen Stellung des Lohnarbeiters, die zwar allen heutigen Kulturſtaaten mehr oder weniger gemeinſam ſind, die aber gerade in Preußen-Deutſchland beſonders intereſſante Eigenthümlichkeiten aufweiſen.

Dieſe Eigenthümlichkeiten wurzeln in der glorreichen Zeit von 1807 bis 1815. Nie und nirgends haben an einer Emanzipation der hörigen Klaſſen ſittliche Ideen einen ſo hervorragenden Antheil gehabt wie bei der Wiedergeburt Preußens nach Jena. Zwar war es auch hier der Zwang der Verhältniſſe, der den König dahin brachte, daß er ſich für die in der Schule Kants und Fichtes erzogenen Patrioten, für die Männer der neuen Ideen entſchied gegen die Maulwürfe, wie der wackere Boyen die Leute nennt, die den Korporalſtab, die Feudalherrſchaft und als Schutz beider den königlichen Abſolutismus konſerviren und daher ſich die Oberherrſchaft Bonapartes gefallen laſſen wollten, weil der Freiheitkampf nur durch die Preisgebung des alten Syſtems möglich war. Aber die Kraft der weit verbreiteten Ideen, deren Träger es verſtanden hatten, ſich den ruſſiſchen Kaiſer dienſtbar zu machen, war es doch eben, was den König dem Einfluß der Maulwürfe entzog. Die europäiſche Welt hatte bis dahin vier Hauptformen des politiſchen Daſeins gekannt: den auf Sklaverei gegründeten Stadtſtaat, den Caeſarismus, den aus patriarchaliſchen, vielfach abgeſtuften und verketteten Abhängigkeitverhältniſſen mit eingeſprengten kleinen Stadtſtaaten und freien Bauernſchaften beſtehenden Feudalſtaat und den buraukratiſchen Fürſtenabſolutismus. Die in Frankreich geborenen neuen Ideen forderten die Wiederherſtellung des antiken Staates auf der breiten Grundlage großer Länder und ohne Sklaverei: ſämmtliche männliche Bewohner der 5000 bis 10000 Quadratmeilen großen europäiſchen Länder ſollten in ein Verhältniß zu einander treten, wie vormals die freien Männer Athens, Spartas und Roms und das erbliche oder gewählte Oberhaupt ſollte nur Das ſein, was der erleuchtetſte aller abſoluten Monarchen der vorhergehenden Periode hatte

ſein wollen: der erſte Diener des Staates, alſo der Bürgerſchaft. Nun war die Verwirklichung dieſer Idee im damaligen Preußen bis zu einem gewiſſen Grade möglich, weil die überwiegende Mehrheit ſeines Volkes aus Bauern und hausbeſitzenden Stadtbürgern beſtand, die Zahl der nichts beſitzenden Lohnarbeiter aber und der Beamten ſo gering war, daß es ſchien, als dürfe man ſie außer Acht laſſen. Auf Dieſes hin konnte die Hörigkeit der Bauern abgeſchafft, die Städteordnung, die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, konnte der ſchon beſtehende Schulzwang verſchärft und das Niveau der Schulbildung erhöht, konnte eine Verfaſſung, die Jedem den Antheil an der Geſetzgebung und an der Aufſicht über die Staatsverwaltung ſicherte, in Ausſicht genommen werden. Aber eben das Befreiungwerk brachte eine Entwickelung in Gang, welche die ſoziale Struktur des Staates von Grund aus umbaute. Bei der Bauernbefreiung ward bald die Loſung des Adels: den Bauern die Freiheit, uns das Land! So erfuhren die Rittergüter eine Vergrößerung, die zuſammen mit der ſteigenden Intenſität des Anbaues eine ſtarke Vermehrung der Arbeiterzahl nothwendig machte; daneben aber differenzirte ſich die bäuerliche Bevölkerung in freie, immer wohlhabender werdende und ebenfalls der Lohnarbeiterſchaft bedürftige Bauern und landloſe Tagelöhner, die das Bedürfniß der anderen beiden landwirthſchaftlichen Stände deckten. Zugleich wuchs im Weſten und in den Großſtädten des Oſtens die Induſtrie heran, für die das vorhandene Arbeitermaterial, Handwerksgeſellen und bankerotte kleine Meiſter, nicht hinreichte. Immer ungeſtümer forderte der Liberalismus, d. h. der mit politiſchen und humanen Phraſen maskirte Induſtrialismus und Kapitalismus, die Befreiung der ländlichen Arbeiter von den letzten Reſten der feudalen Feſſeln und ſetzte die Freizügigkeit durch. Dank einer vortrefflichen Sanitätpolizei und einer Volksgeſundheit, die zuſammen die Bevölkerung in nie dageweſenem Maße wachſen ließen, kam es bald dahin, daß das Volk zum größeren Theile aus abhängigen Lohnarbeitern und Beamten beſtand, während zugleich die ſeit Jahrhunderten eingeleitete Entvölkerung des agrariſchen Oſtens in bedenklich raſchen Fluß gerieth.

Dadurch ward nun zunächſt die Idee des modernen Staates in einen unheilvollen Widerſpruch mit dem geſellſchaftlichen Bau des Volkes verwickelt. Als Bismarck, dieſe moderne Idee in den Dienſt ſeiner politiſchen Pläne ſtellend, das allgemeine gleiche Wahlrecht einführte, waren die Bedingungen für die Verwirklichung der Idee ſchon geſchwunden. Man mag den Staat mit Kant, Fichte und Hegel als die Verwirklichung der ſittlichen Idee oder mit Juſtus Möſer, der die Weltgeſchichte für ſich hat, als eine Aktiengeſellſchaft auffaſſen: in keinem Falle iſt ein Staat denkbar, deſſen gleichberechtigte Bürger theils unabhängige Beſitzer, theils abhängige Beſitzloſe wären. Nach der Idee jener Philoſophen bildet das Eigenthum die Grundlage

der Sittlichkeit, weil die freie Persönlichkeit einen Stoff braucht, an dem, und Werkzeuge, durch die sie sich bethätigen kann, und weil der Abhängige nicht in der Lage ist, sich unsittlicher Zumuthungen zu erwehren. Unsere Gesellschaft- und Produktionordnung aber fordert Millionen abhängiger Proletarier; denn welcher Besitzende wird solch ein Narr sein, für anderthalb Mark täglich auf den Plantagen eines Großgutes oder in einer Zuckerfabrik, oder für drei Mark in einer lebensgefährlichen Kohlengrube zu schuften, für eine Mark als Kanalräumer zwölf Stunden lang im nassen, stinkenden Schlamme zu stehen oder sich gar auf einem Ozeandampfer in den Stier des Phalaris einsperren zu lassen? Wenn sich für all Das Niemand findet, dann sind die Dividenden, die privaten Großunternehmungen, die großen Vermögen dahin, — und Fichte ist denn auch folgerichtig Sozialist geworden. Aktionär aber, um auf die andere, die historische Auffassung des Staates überzugehen, kann Keiner sein, der nicht eine Aktie hat, und unter einer solchen kann auch hier nur ein Grundstück oder ein Kapital verstanden werden, das mit der oder ohne die Arbeit des Besitzers seinen Mann nährt. In Wirklichkeit sind alle Staaten bisher nichts Anderes gewesen als Anstalten zur Sicherung des ungestörten Besitzes und Gebrauches solcher Aktien und natürlich auch des Lebens und der Personen der Besitzer. Demnach sind die Besitzlosen nie und nirgends Staatsbürger oder gar Vollbürger gewesen; und wenn man ihnen heute das Bürgerrecht verleiht, so verleiht man ihnen einen Anspruch, von dem noch Niemand weiß, wie er verwirklicht werden soll. Bei uns in Deutschland trägt sogar jeder ernstliche Versuch, ihn zu verwirklichen, den „Berechtigten" Geld- und Gefängnißstrafe ein. Die Kohlenhäuer begeben sich bei dem heutigen Zustande der Gruben und der Grubenaufsicht täglich in Lebensgefahr. Sie behaupten als Sachverständige, diese Lebensgefahr könne durch Vorrichtungen, die allerdings die Grubenbesitzer Geld kosten würden, ganz beseitigt oder wenigstens auf ein sehr geringes Maß herabgesetzt werden. Was kann es für ein natürlicheres, selbstverständlicheres Recht des freien Mannes und Staatsbürgers geben als das, erklären zu dürfen: Unter diesen gefährlichen Verhältnissen arbeite ich nicht? Was ist selbstverständlicher, als daß die zehntausend oder hunderttausend Arbeiter eines Grubenbezirkes sich besprechen und sagen: Wir fahren nicht eher wieder ein, als bis die Lebensgefahr beseitigt ist? Weit gefehlt! Wenn diese Leute so sagen, behandelt man sie als Aufrührer; man schickt ihnen Militär über den Hals und die „Rädelsführer" werden als Verbrecher abgestraft. Schon die öffentliche Besprechung dieser Uebelstände zieht den Zeitungredakteuren, die sie wagen, Verurtheilungen wegen Beleidigung der Grubenbeamten zu, — und Das in einer Zeit, wo, wie am siebenten Mai der Börsenweise der Neuen Freien Presse verrieth, die deutschen Unternehmer und Aktionäre „dick verdienen"! Der „Gesammt-

verband Deutſcher Metallinduſtrieller" hat an den Grafen Poſadowsky eine Eingabe gerichtet, worin er gegen den Antrag auf Errichtung von paritätiſchen, d. h. aus Unternehmern und Arbeitern beſtehenden Arbeitnachweiſen proteſtirt. In dieſer Eingabe heißt es u. A.: „In der Politik und vor dem Geſetz hat der Arbeiter in unſerem Vaterlande volle Gleichberechtigung, in wirthſchaftlicher und ſozialer Beziehung iſt er von ihr durch unſere beſtehende Wirthſchaft- und Geſellſchaftordnung unbedingt ausgeſchloſſen." Das Erſte iſt wahr und das Zweite iſt wahr, aber Beides zuſammen iſt Unſinn. Es iſt genau ſo, wie wenn bei einer Revolution die Sieger zu den beſiegten Ariſtokraten ſagen wollten: Vor dem Geſetz und in der Politik ſeid Ihr uns gleichberechtigt, aber daß wir Euch jetzt die Köpfe abſchlagen und Euer Vermögen konfisziren, Das müßt Ihr Euch eben gefallen laſſen! Es iſt Narrheit, den Beſitzloſen — wenn auch nur zum Schein — an der Entſcheidung über die Staatsangelegenheiten theilnehmen zu laſſen, ihm aber die Entſcheidung über ſeine eigenen, allerperſönlichſten Angelegenheit zu entziehen, Narrheit, ihn politiſch frei und wirthſchaftlich zum Sklaven zu machen, es iſt ein wider alle politiſche Vernunft verſtoßender, die Maſſen erbitternder Hohn, wenn man Leuten, die nicht frei darüber verfügen dürfen, ob ſie an einem gewiſſen Tage arbeiten oder feiern und unter welchen Bedingungen ſie überhaupt arbeiten wollen, die politiſche Freiheit verleiht. Dieſe politiſche Freiheit hat gar keinen anderen Sinn als den eines Mittels, die perſönliche Freiheit und ihre wirthſchaftliche Grundlage zu ſchützen oder, wenn man noch keins von beiden hat, den des Rechtes, beide zu erkämpfen. Wenn die Arbeiter ihre politiſchen Rechte dazu nicht benutzen können und dürfen, dann thun ſie wohl daran, dieſe Rechte um einen Schnaps zu verkaufen. Thatſächlich hat es große Staaten, deren ſämmtliche männliche Einwohner gleichberechtigte Bürger geweſen wären, noch nie und nirgends gegeben; nur in ganz kleinen Bauernſtaaten iſt die Gleichberechtigung möglich. Für Großſtaaten mit bedeutenden Bildung- und Vermögensunterſchieden kennt die Erfahrung nur zwei Formen: eine Ungleichheit der politiſchen Rechte, die der Ungleichheit der Vermögen und der geſellſchaftlichen Stellung entſpricht, und Gleichheit Aller in der Rechtloſigkeit gegenüber einem Deſpoten.

Eine dritte Form iſt allerdings denkbar: der Sozialismus. Ob dieſer ſchließlich herauskommen wird, wiſſen wir nicht. Nur Das wiſſen wir, daß, wer die politiſche Gleichberechtigung aller Männer will, entweder den Sozialismus wollen muß oder etwas ganz Ungeheuerliches: die Auflöſung aller Großbetriebe in Kleinbetriebe und aller Großſtaaten in Bünde winziger Bauern- und Handwerkerrepubliken; daß dagegen, wer die beſtehende Geſellſchaft-, Produktion- und Staatenordnung unverändert aufrecht erhalten will, auf die Verwirklichung der Staatsidee von 1789 verzichten und die alten Abhängigkeit-

verhältniſſe wieder herſtellen oder neue erfinden muß. Das Zweite würde leichter ausführbar ſein; denn die Abhängigkeit der Produktion von Weltkonjunkturen und der immerwährende Wandel der Technik dürften es kaum geſtatten, daß der Großinduſtrielle oder der Großgrundbeſitzer, zur lebenslänglichen Erhaltung eines übernommenen Inventars von Sklaven oder Hörigen verpflichtet würde. Mit der Zwangsverſicherung iſt ja ſchon der Weg beſchritten worden, die Lohnarbeiter in Staatsſklaven zu verwandeln. Denn dieſe Verſicherung beſagt doch nichts Anderes als: die Lohnarbeiter ſind unfähig, für den Fall der Krankheit, der Invalidität und des Alters ſelbſt zu ſorgen, die Sorge für ſie muß alſo der Staat übernehmen; wer aber für eines Anderen Unterhalt ſorgt, iſt ſein Vormund und Herr und hat das Recht, ihn auch im Privatleben zu beaufſichtigen; ein ſolcher Beaufſichtigter und Bevormundeter iſt aber natürlich kein freier Mann. Und nachdem der Staat A geſagt hat, wird er trotz allem Sträuben dagegen auch B ſagen und nicht nur den invaliden, ſondern auch den arbeitfähigen Arbeiter unter ſeine Vormundſchaft nehmen, ihm ſagen müſſen, wo er zu arbeiten hat, und ihn, wenn er die Arbeit verliert, an einen anderen Ort ſchicken müſſen, wo es Arbeit giebt. Das wird ja nun auch von den Landwirthen ſchon ganz unverhohlen gefordert.*) Der ſteigende Arbeitermangel iſt für ſie wirklich ein großes Uebel, ja, er bedroht den Bauernſtand ganz erheblich, während der vorübergehende niedrige Getreidepreis nur eine eingebildete Gefahr geweſen iſt. Und mit dem Bauernſtande würden die letzten Grundlagen des alten Preußens vollends hinweggeſchwemmt. Der Großgrundbeſitz aber iſt ohne hörige Arbeiter gar nicht denkbar; freie beſitzloſe Lohnarbeiter ſind niemals auf dem Lande geblieben und werden niemals bleiben, auf Wanderarbeiter aber, die der Zufall aus anderen Staaten herbeiführt, kann die Landwirthſchaft nicht dauernd gegründet werden. Mit der induſtriellen und landwirthſchaftlichen Entwickelung konvergirt die der Bureaukratie und der Staatsbetriebe zum ſelben Ergebniß. Die höheren Beamten bilden mit den Großunternehmern zuſammen, als deren Angeſtellte und Mitaktionäre — das Wort Aktionär in Möſers Sinn genommen —, den Staat. Die Unterbeamten und die Arbeiter der Staatswerkſtätten ſind dieſes Staates Werkzeuge und Diener; ſie ſind ſchon in jener unmittelbaren Abhängigkeit vom Staat, in die man die Arbeiter der Privatbetriebe zu bringen gedenkt, ſobald man die juriſtiſche Form dafür gefunden

*) Und nicht blos Gutsbeſitzer, ſondern auch Ziegeleibeſitzer und andere Inhaber ländlicher induſtrieller Unternehmungen üben ſchon in aller Form das Herrenrecht über Hörige, da ihnen Arbeiter, die wegen Mißhandlungen entflohen ſind, von der Polizei zwangsweiſe zurückgebracht werden, darunter Kinder gegen den Willen ihrer Eltern.

haben wird. Das politiſche Wahlrecht, das Vereins- und Verſammlungsrecht, das Recht der freien Meinungäußerung dieſer Staatsſklaven iſt reine Poſſe. Man ſollte ſich nicht damit kompromittiren, daß man dieſen Leuten Vertrauen befiehlt. Gehorſamer Verzicht auf den Gebrauch des formellen Rechtes, das ihnen die Verfaſſung immer noch gewährt, läßt ſich befehlen, aber Vertrauen —! Der Poſtaſſiſtenten-Verband hat ja freilich am ſiebenten Mai ſeinem hohen Chef ein feierliches Vertrauensvotum ertheilt. Wird dieſes Vertrauen durch die Erfüllung der Wünſche der Aſſiſtenten gerechtfertigt, ſo iſt dieſe Erfüllung eine Wirkung der von der Regirung getadelten Vereins- und Agitationthätigkeit; bleibt die Erfüllung aus, ſo iſt das Vertrauensvotum eine par ordre du Moufti aufgeführte Komoedie geweſen.

Es iſt eins der großartigſten Schauſpiele der Weltgeſchichte, wie der preußiſche Staat ſeit beinahe einem Jahrhundert daran arbeitet, ſich ſelbſt und Deutſchland aus den Angeln zu heben. Durch die Philoſophie und den Edelmuth ſeiner großen Männer, durch die allgemeine Wehrpflicht, den allgemeinen Schulzwang und die Förderung der Induſtrie hat er die Sozialdemokratie großgezogen, durch die eben genannten Kräfte und die Bauernbefreiung den agrariſchen Oſten entvölkert. Aus Alledem iſt weder gegen den Staat noch gegen irgend einen Einzelnen ein Vorwurf abzuleiten; im Gegentheil: jede dieſer Maßregeln bedeutet ein Ruhmesblatt in der Geſchichte Preußens; es geſchieht nach einem unabänderlichen, alles Lebendige beherrſchenden Geſetz, daß ſich der Staat beſtändig umgeſtaltet und durch ſeine eigenen Lebensfunktionen — wenn nicht ſeinen Tod, ſo doch — die Vernichtung ſeiner alten Formen herbeiführt; und das Intereſſante am vorliegenden Falle beſteht nur darin, daß der Prozeß ſo raſch und unter ſo auffälligen Erſcheinungen verläuft. Nur eine der den Oſten entvölkernden Maßregeln iſt durch keine politiſche Nothwendigkeit geboten, ſozuſagen muthwillig getroffen worden und daher augenſcheinlich Wirkung jener Verblendung, welche die Gottheit zu verhängen pflegt, wenn ſie einen Einzelnen, ein Volk, einen Staat zu ihm ſelbſt verderblichen Schritten treiben will: die Polenpolitik, die den letzten Reſt einer Arbeiterſchaft, wie ſie der Großgrundbeſitzer braucht, rebelliſch und mobil gemacht und von der Scholle, an der ſie mit der inſektenhaften Anhänglichkeit des Ungebildeten, Weltfremden hing, gelöſt hat.*) Sollte es gar der Regirung

*) Die 1886 unternommene Campagne gegen die Polen iſt ſo in jeder Beziehung zweckwidrig, daß ich mir ſofort ſagte und in das mir damals zur Verfügung ſtehende Blättchen ſchrieb: der Grund kann nur in der auswärtigen Politik liegen. Was Bismarck im Juni 1892 in Wien dem Herausgeber der Neuen Freien Preſſe geſagt hat (Wippermanns Deutſcher Geſchichtkalender für 1892, I. Band, Seite 241), beſtätigt meine Auffaſſung. Heute beſteht die Rückſicht nicht mehr, die den damaligen Leiter der deutſchen Politik beſtimmte,

gelingen, die preußiſchen und womöglich auch die aus Rußland einwandernden Polen ſämmtlich zu germaniſiren — Das heißt unter den obwaltenden Umſtänden: zu Sozialdemokraten zu machen —, ſo würde für die Umgeſtaltung des Staates nach den Plänen der Herren von Stumm, von Kardoff, von Poſadowsky und von der Recke das Beſte fehlen: das Menſchenmaterial.

Dieſen inneren Widerſpruch unſeres Staatslebens ſuchen die Maß-

---

und keines Falls kann und darf ſie ewig fortbeſtehen. Von Dem, was ich an anderen Orten über die neuere preußiſche Polenpolitik geſchrieben habe, will ich hier nur die Hauptpunkte kurz zuſammenſtellen. 1. Die Adeligen und Pröpſte in der Provinz Poſen haben bis in die ſechziger Jahre Hochverrath verübt, es iſt aber Keinem Etwas geſchehen. 2. Ledochowski war den Pröpſten verhaßt, weil er ihrer politiſchen Wühlarbeit ein Ende machte, — und Der wurde ins Gefängniß abgeführt, von Soldaten, die innerlich knirſchten vor Wuth. 3. Die Vexationen des Kulturkampfes und der Poleneampagne haben die Bürger und Bauern von der Regirungſeite auf die Seite der Pröpſte getrieben. 4. Das Anſiedlungwerk iſt gut, aber ſeine Motivirung iſt ſchlecht, da ſie die Polen zu Feinden des preußiſchen Staates macht, was ſchon darum unpolitiſch iſt, weil in dem zukünftigen Entſcheidungskampfe zwiſchen Deutſchen und Slaven Ruſſiſch-Polen der Hauptkriegsſchauplatz ſein wird. 5. Hätte man auf den Bankerott der polniſchen Adeligen gewartet, ſo hätte man ihr Land wohlfeil bekommen und ſie ſelbſt lahm gelegt; mit dem Hundertmillionenfonds hat man ſie und durch ſie den polniſchen Mittelſtand in den Städten geſtärkt. 6. Der polniſche gemeine Mann iſt dankbar, wenn man ſeinen Kindern Gelegenheit giebt, Deutſch zu lernen; macht man aber Miene, ihm die Mutterſprache zu rauben, ſo wirft er alle deutſchen Bücher zum Hauſe hinaus. Jeder Deutſche, jeder Mann einer beliebigen anderen Nationalität machts im gleichen Fall eben ſo. 7. Ein Volksſchulunterricht, bei dem Lehrer und Kinder Eins des Anderen Sprache nicht verſtehen, noch dazu in überfüllten Klaſſen und mit vorgeſchriebenem Klaſſenziel, kann nichts ſein als eine fortwährende Mißhandlung und muß die Kinder mit einem Haß gegen alles Preußiſche erfüllen, der zehn Generationen hindurch anhält. 8. Man muß von den preußiſchen Polen fordern, daß ſie ihre Pflichten als preußiſche Unterthanen erfüllen; aus Polen Deutſche machen wollen: Das iſt eben ſo einfältig, wie wenn man aus Katzen Hunde machen wollte. Ein Pole iſt darum, weil er Deutſch radebrecht, noch lange kein Deutſcher. 9. Es wäre zu verſtehen geweſen, wenn man alle Polen totgeſchlagen oder ins Waſſer geworfen und ihr Land okkupirt hätte; es wäre auch zu verſtehen geweſen, wenn man, um den deutſchen Gutsbeſitzern die landſäſſigen, unterwürfigen, bedürfnißloſen und durch Unwiſſenheit zu genoſſenſchaftlicher Selbſthilfe unfähigen Arbeiter zu erhalten, den Polen die Erlernung der deutſchen Sprache verboten hätte; daß man ſie zwangsweiſe vom Boden losreißt, in den Wanderſtrudel hineinſtößt und durch die eingetrichterte deutſche Sprache ihnen den Anſchluß an die internationale Sozialdemokratie erleichtert und daß Dies eine Regirung thut, die im Uebrigen aus allen Kräften die deutſchen Großgrundbeſitzer fördert —: Das wird in alle Ewigkeit kein politiſcher Kopf verſtehen.

gebenden ſich und Anderen zu verbergen und ſie zürnen Jedem, der ihn aufdeckt. Es nützt aber nichts; er muß aufgedeckt werden. Man kann es ja den Herren nicht verargen, daß ſie ſich gegen die Wahrheit ſträuben. Den Arbeitern den freien Gebrauch ihrer politiſchen Rechte zugeſtehen: Das wollen ſie nicht, weil ſie fürchten, daß dadurch der Unternehmergewinn und vielleicht die Produktion ſelbſt gefährdet werden könne; den Arbeitern die ihnen eingeräumten politiſchen Rechte offen nehmen: Das wollen ſie auch nicht, theils, weil ſie aufrichtig noch liberale Ideen und Illuſionen hegen, theils, weil ſich daraus gefährliche Konſequenzen für den Staat ergeben würden; denn Sklaven kann der Staat nicht wohl bewaffnen und einexerziren: die allgemeine Wehrpflicht müßte fallen und mit ihr auch die Volksſchule, denn die allgemein verbreitete Kunſt des Leſens und Schreibens würde die Fortſetzung der Arbeiteragitation ermöglichen und immer wieder die ſchlecht Geſtellten unter den Arbeitern zur Unzufriedenheit und zu Ortsveränderungen verführen. Außerdem würde die Grenze zwiſchen dem Mittelſtande, dem die politiſchen Rechte zu belaſſen wären, und dem vierten Stande, dem ſie genommen werden ſollten, ſehr ſchwer zu ziehen ſein. Endlich giebt es doch auch in den herrſchenden Klaſſen genug wohlwollende, chriſtlich und human geſinnte Männer, die den Schatz geiſtiger Güter, den die perſönliche Freiheit ſelbſt in ärmlichen Verhältniſſen noch zeitigt, zu würdigen wiſſen und denen vor einem verwilderten Geſindel analphabetiſcher Sklaven grant. Aber die Weltgeſchichte wird den Herren ihre Vogelſtraußpolitik nicht mehr lange fortzuſetzen geſtatten. Man hat mich radikal und einen Vertreter von Extremen geſcholten, was ein ganz gewöhnlicher Kunſtgriff des politiſchen Parteikampfes iſt. Nicht ich bin radikal und nicht ich will ein Extrem, ſondern die Parteien ſind radikal und wollen Extremes, — und ich decke die extremen Ziele, denen ſie zuſtreben, nur auf, damit es möglich ſei, den Weg zwiſchen dieſen Extremen hindurchzufinden. Nun wird ja ein ſolcher Mittelweg gewöhnlich, nicht immer, ganz von ſelbſt gefunden, ohne daß ihn Jemand vorgezeichnet hätte; aber die Menſchen ſind nun einmal ſo geartet, daß ſie nicht gern willenloſen Weltgeſchichtſtoff abgeben, ſondern bei den Entſcheidungen bewußt und freiwillig mitwirken wollen. Wo es ſich um die Vermittelung von Extremen handelt, da thun ſie es in der Form von Kompromiſſen; und das Ungeſunde der heutigen Lage beſteht eben darin, daß dieſer Weg nicht eingeſchlagen wird. Bei einem Kompromiß ſagt jede von beiden Parteien: Ich möchte am Liebſten alle Hundert, da ich aber die ganzen Hundert nicht kriegen kann, begnüge ich mich mit Fünfzig und laſſe Dir die anderen Fünfzig. Unſere Sozialdemokraten aber ſagen: Wir wollen Alles oder nichts. Die „Bürgerlichen“ hingegen ſtellen ſich, als wollten ſie überhaupt nichts Neues, als wollten ſie nur verbrecheriſche Einbrüche der Arbeiter in anderer Leute Rechte und Eigen-

thum zurückweiſen. Davon, daß ſie die den Arbeitern — vielleicht übereilt — bewilligten politiſchen Rechte wieder nehmen wollen, ſagen ſie kein Wort; vielmehr ſtellen ſie Das entſchieden in Abrede und klagen im Ton ſittlicher Entrüſtung über Verleumdung, ſo oft Jemand ſagt, daß ſie es wollen. Sie ſuchen vielmehr ihr Ziel auf Schleichwegen zu erreichen, indem ſie durch eine dem Wortlaut und Sinn der Verfaſſung nicht entſprechende Handhabung der Verwaltung und Juſtiz die politiſchen Rechte der Arbeiter alles Inhalts berauben und ihnen nur die werthloſe leere Hülſe des Buchſtabens der Paragraphen laſſen, wie ich es in den Betrachtungen eines Laien über unſere Strafrechtspflege gezeigt habe und wie man es täglich ſieht und erfährt. Dadurch iſt ein ganz unerträglicher Zuſtand erzeugt worden: Verlogenheit unſeres ganzen politiſchen Lebens (u. A. Vorſchützung einer Umſturzgefahr zur Durchſetzung von Maßregeln, die keinen anderen Zweck haben als den, die Arbeitlöhne niedrig, die Dividenden und Tantiemen hoch zu halten), fortwährender Mißbrauch der Juſtiz zu politiſchen Zwecken, Anwendung von zweierlei Maß in der Rechtspflege*), Auflöſung der ganzen politiſchen Thätigkeit in heilloſes, ſinn- und zielloſes Geſchwätz, da ſich Niemand gerade heraus zu ſagen getraut, was er eigentlich will, und in ein unfruchtbares Quackſalbern, da, wer den Zweck nicht verrathen will, auch das Mittel zum Zweck nicht fordern darf. In welchem Grade die Lüge vom allgemeinen gleichen Bürgerrecht das politiſche Leben vergiftet, geht allein ſchon aus der Thatſache hervor, daß man zum Schutze der Unternehmerintereſſen und zur Aufrechterhaltung der dieſen dienenden Autorität aller irgendwie obrigkeitlichen Perſonen den Grundſatz aufgeſtellt hat: unter den Intereſſen, die zu einer „beleidigenden" Kritik berechtigen — wie viele Leute giebts wohl, die ſich nicht durch jede Kritik beleidigt fühlten? — ſeien nur die eigenen Intereſſen des Kritikers oder Berichterſtatters, nicht die Intereſſen Anderer, nicht allgemeine Intereſſen zu verſtehen. Alſo: wenn ich um einen lumpigen Thaler betrogen bin, dann darf ich den Betrüger öffent-

*) Ich will hier zwei Sätze wiederholen, die ich oft ausgeſprochen habe. Der Satz: duo quum faciunt idem non est idem, iſt vollkommen richtig, aber: 1. Will man für zwei Klaſſen zweierlei Recht, ſo muß man es offen und ehrlich im Geſetz ausſprechen und zweierlei Recht machen, eins für die Herren und eins für die Knechte. 2. Sofern immerhin auch bei einerlei Recht noch zweierlei Anwendung je nach Stand und Perſon zuläſſig iſt, muß auch für dieſe Verſchiedenheit eine richtige Norm aufgeſtellt werden. Z. B. für Roheitvergehungen ſtellt Juſtus Möſer die richtige Norm auf: Menſchen, die grobe und ſchwere Arbeit zu verrichten haben, müſſen roh ſein, wenn ſie was taugen ſollen, daher müſſen ihre Roheiten entweder ſtraflos bleiben oder mild geſtraft werden. Unſere Juſtiz machts umgekehrt; ſie ſtraft die Roheiten der gemeinen Leute hart, die der feinen mild.

lich blamiren, wenn ich mich aber gemißhandelter Kinder, des gefährdeten Lebens von 100000 Bergleuten, des durch falſche Maßregeln der Regirenden gefährdeten Vaterlandes annehme, dann ſpazire ich ins Loch! Was bedeutet Das? Es bedeutet: Selbſtſucht iſt erlaubt, Nächſtenliebe und Vaterlandsliebe, Edelmuth und Ritterlichkeit werden beſtraft. Ich halte den Staat keineswegs für die Verwirklichung der ſittlichen Ideen und halte Möſers realiſtiſchen Staatsbegriff für den richtigen; mag der Staat nur unſere materiellen Intereſſen ſchützen: für unſere idealen Intereſſen werden wir ſchon ſelber ſorgen. Aber uns daran hindern, die Ausübung ſittlicher Pflichten verbieten, Das darf er nicht. Thut er Das, ſo vernichtet er alle höhere und wahre Kultur und das Leben iſt nichts mehr werth. Das ſollen ſich die Herren Staatsanwälte geſagt ſein laſſen: wenn ein rechtſchaffener Mann grobes Unrecht ungeſtraft geſchehen ſieht, dann fühlt er ſich im Gewiſſen verpflichtet, es öffentlich zu rügen. Und noch eine Wirkung, vielleicht die ſchlimmſte von allen! Indem die gegen die Arbeiter geübte falſche Juſtiz auch auf die Angehörigen mißliebiger bürgerlicher Parteien ausgedehnt wird, indem zugleich die Furcht vor den Abhängigen zuſammen mit der ungeheuerlichen Menſchenanhäufung — unter dem kapitaliſtiſchen Syſtem befördert jedes Wachsthum der Bevölkerung ihre ungleichmäßige Vertheilung — zu immer mehr Freiheitbeſchränkungen treibt, geht mit der bürgerlichen Freiheit zuletzt der Freiheitſinn verloren und wird die europäiſche Bevölkerung auf die Kulturſtufe der ſlaviſchen, zuletzt der mongoliſchen Raſſe hinuntergedrückt.

Ich habe niemals die thörichte Idee des Idealſtaates gehegt. Ich weiß: es giebt keinen Idealſtaat. Die Staaten werden nicht gemacht; ſie ſind Entwickelungprodukte und müſſen nach Völkern, Zeiten und Orten verſchieden ausfallen. Weder können wir wiſſen, wie unſer Staat nach fünfzig Jahren ausſehen wird, noch können wir ihm willkürlich ſeine zukünftige Form geben. Es handelt ſich immer nur darum, augenfällige Uebelſtände abzuſtellen, die vorhandenen Entwickelungtendenzen zu erkennen, den gefährlichen entgegenzuwirken, heilſame zu fördern, einander widerſprechende zu verſöhnen, der vorhandenen Volkskraft die Lebensbedingungen und den freien Spielraum zu verſchaffen und zu ſichern. Das größte augenblickliche Uebel unſeres Staatslebens nun, die große Lüge, läßt ſich auf die einfachſte Weiſe von der Welt beſeitigen. Verwaltung und Juſtiz dürfen nur angewieſen werden, die Arbeiter nicht mehr an der Ausübung ihrer ſtaatsbürgerlichen Rechte zu hindern. Wie das Beiſpiel Englands beweiſt, wird auch dann die politiſche Freiheit der Arbeiter noch ein bloßer Anſpruch bleiben, der der Verwirklichung, vielleicht vergebens, harrt, weil die Freiheit ihrer materiellen Grundlage, der wirthſchaftlichen Unabhängigkeit, entbehrt; die Arbeiter werden auch dann in vielen Beziehungen Hörige ihrer Brotherren und viele von ihnen

werden elend bleiben; aber sie werden dann wissen, daß es nicht der Staat ist, der sie im Elend festhält, sondern die wirthschaftliche Entwickelung, über die der Staat keine Gewalt hat. Die Mehrheit des Reichstages ist geneigt, diesen Weg zu beschreiten, wie die dreitägige Debatte über die Anträge auf Errichtung von Arbeiterkammern in der ersten Maiwoche bewiesen hat; ein Theil der Großindustriellen hat sich offen von Stumm losgesagt und der Fabrikant Weigert hat gegen die Eingabe des Gesammtverbandes Deutscher Metallindustriellen in einer Eingabe an den Staatssekretär des Innern protestirt und in einer beigelegten Brochure nachgewiesen, daß es nicht die Arbeiter sind, sondern die Mitglieder des genannten Verbandes, die „den Frieden stören und die Existenz von Tausenden gefährden". *)

Außerdem kann noch Großes geschehen, die Spannung zwischen den beiden entgegengesetzten Tendenzen und die Uebel des Kapitalismus zu mildern. Diese Uebel treten selbstverständlich nur in dem Maße hervor, wie sich das kapitalistische System durchsetzt, d. h. wie ein Jeder mit seiner ganzen Existenz vom Weltmarkt abhängt. Der Bauer, der zunächst für die Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse produzirt, und der kleinstädtische Handwerker, der für einen festen Kundenkreis arbeitet: sie verspüren auch heute nur wenig von den Wirkungen des kapitalistischen Systems. Es handelt sich also darum, durch innere und äußere Kolonisation die Zahl dieser verhältnißmäßig unabhängigen Existenzen zu vermehren; gelingt es, so ist damit zugleich der Nahrung- und Wirkungspielraum des Volkes erweitert, das Zahlenverhältniß zwischen Lohnarbeitern und kleinen Selbständigen zu Gunsten der zweiten verschoben und die gefährliche Spannung zwischen der sozialistischen und der feudalen Tendenz gemildert. Die innere Kolonisation erstreben heute alle Maßgebenden. Als ich anfing, die äußere Kolonisation zu empfehlen und nach dem Südosten hinzuweisen — viele weit bedeutendere Männer hatten es vor mir gethan —, da standen die Maßgebenden noch unter der Autorität zweier bismärckischen Aussprüche, die einst und cum grano salis verstanden ihre Berechtigung gehabt hatten. Heute glaubt kein Mensch mehr, daß wir eine saturirte Nation seien; und wer weiter nichts will, Der will wenigstens Ausdehnung unseres Exportmarktes; in der Levante aber findet man vielerlei und bedeutende deutsche Interessen zu vertheidigen. Die theoretische Möglichkeit, daß ohne Erweiterung unseres Staatsgebietes nicht allein hundert Millionen Einwohner durch die heimische Produktion ernährt, sondern daß dabei auch noch der Nationalreichthum und das Durchschnittseinkommen erhöht werden könnten, bestreite ich nicht. Aber jeder weitere Schritt auf dieser Bahn erhöht

*) Wie die Zuchthausvorlage beweist, ist die Regierung entschlossen, auf dem falschen Wege zu beharren.

die Uebel des Kapitalismus: der Prozentſatz der Abhängigen ſteigt, und je leidenſchaftlicher dieſe Leute dem Sozialismus zuſtreben, deſto entſchiedener wollen die Großunternehmer den Feudalismus; die Zahl der wirklich Produktiven wird immer kleiner im Verhältniß zur Zahl Derer, die als Beamte, als ſchmarotzende Zwiſchenhändler, Spekulanten und ſonſtige Vermittler und als Schmarotzer sans phrase von der Frucht der produktiven Arbeit Anderer leben; die wachſende Pyramide, die ſich zur Säule und zuletzt zum umgekehrten Pyramidenſtumpf umgeſtaltet, drückt immer unerträglicher auf die unterſte Schicht, der Kampf ums Daſein verwandelt ſich aus einem Wetteifer der Leiſtungen in einen gehäſſigen Ringkampf um die Arbeitplätze und zuletzt in eine gemeine Balgerei der Mehrheit um die von der Minderheit erzeugten Güter; und in dem Wuſt von Niedertracht, den dieſe Kämpfe aufhäufen, geht jede edle Geſinnung zu Grunde und erſtickt zuletzt jede beſſere Regung; ſind ja doch auch die politiſchen, die nationalen, die konfeſſionellen Kämpfe mit allem Gift, das ſie erzeugen, nur maskirte wirthſchaftliche Kämpfe. Das Geld, das die Engländer aus ihren Kolonien ziehen, iſt wahrlich nicht die Hauptfrucht ihrer Koloniſationarbeit; wahrſcheinlich kommt es gar nicht in Betracht neben den Gewinnen, die ſie auf allerlei Wegen aus unabhängigen Staaten ziehen. Die beiden Hauptvortheile ſind: die Begründung neuer angelſächſiſcher Staaten, die, das alte Bauern- und Handwerkerleben erneuernd, mit ihrer tüchtigen Bevölkerung nicht ſowohl den engliſchen Staat als das Angelſachſenthum zur ſtärkſten Weltmacht erheben, und die beſtändige Entleerung des Mutterlandes von überſchüſſigem Blute, das, daheim zurückbleibend, aus Mangel an Verwendbarkeit Eiter werden würde. Wären die ſechzig Millionen Angelſachſen, die jetzt in Amerika, Afrika und Auſtralien leben, oder ihre Väter im Mutterlande zurückgeblieben, ſo würde Das einen Sumpf abgeben, in dem aller Geiſt und alle Kraft des engliſchen Volkes längſt erſtickt wären und deſſen Geſtank hinreichen würde, ganz Europa zu verpeſten. Koloniſation iſt nicht ein Geheimmittel aus der Quackſalberapotheke, ſondern es iſt das Univerſalmittel gegen alle ſozialen Uebel, das thatſächlich von allen geſunden Völkern zu allen Zeiten angewandt worden iſt. Was iſt denn die ganze Weltgeſchichte von der Völkerſcheidung beim Thurmbau zu Babel bis auf Cecil Rhodes als eine Geſchichte der Koloniſation und Kolonialkriege? Eroberung iſt ja doch nichts als eine Form der Koloniſation. Ob die äußeren Bedingungen für die Anwendung dieſes Mittels bei uns vorhanden ſind, darüber haben, da die Selbſtthätigkeit der Völker in ſolchen Dingen aufgehört hat, die Leiter unſerer auswärtigen Politik zu entſcheiden.

Neiſſe. Karl Jentſch.

Renans Briefwechsel.

Vom Jahr 1847 an, als Renan das Seminar eben verlassen hatte, bis kurz vor seinem Tode registriren die Briefe an Berthelot*) die allgemeine Richtung seines Gedankenganges mit der Genauigkeit eines Sphygmographen, der die Pulsschläge mißt. Hat man die einzelnen Ruhepunkte mit Hilfe dieser psychologischen Wegespur entdeckt, so verändert sich, glaube ich, das Bild, das man sich vorher von ihm gemacht hatte, und man ist genöthigt, Einiges in seinem kritischen Urtheil über den Schriftsteller zu berichtigen. Wenigstens ist es mir so ergangen und ich möchte an dem Charakterbilde, das ich in meinen Essais über die zeitgenössische Psychologie im Jahr 1882 entwarf, verschiedene Retouchirungen vornehmen.

Der Gesammteindruck dieser Korrespondenz ist der einer ganz merkwürdigen Einheitlichkeit — beinahe möchte man sagen: Einfachheit — und einer Energie, die der Legende von dem nuancirten, schwankenden, unbeständigen Renan und dem Renanismus als Theorie der Schwäche und nachgiebigen Unsicherheit auffällig widersprechen. Seine bewegliche Natur tritt freilich häufig genug hervor, so zum Beispiel in der eben so scharfsinnigen wie anmuthigen Analyse des gefährlichen Genius der syrischen Rasse. Schwankend und unbeständig mag auch die Versatilität einer Wißbegierde scheinen, die ihn mit dem selben leidenschaftlichen Interesse von der Bretagne nach Italien und von England nach dem Orient schweifen läßt. Aber die Feinheit des Urtheiles und das Gefallen an geistiger Erregung weisen auf eine ungestörte Frische und Gesundheit hin, ohne alle Spur von Müdigkeit oder Abspannung. Das ist das Resultat von Denkgewohnheiten, die nur der muthigsten Männlichkeit entspringen können. Ein robuster Geist athmet aus diesen Briefen. Eher könnte man ihnen ein Uebermaß von Entschlossenheit, eine unnachgiebige Strenge, ja, ein Kraftbewußtsein, das sich bis zu Anwandlungen von Inhumanität steigert, als irgend welchen Feminismus vorwerfen. Das Alles wird noch durch die beinahe zaghafte und kränkliche Melancholie gehoben, die nicht selten aus Berthelots Briefen spricht. Man dürfte erwarten, daß der große Schriftsteller sensitiver, unruhiger und in Allem, was das Gemüth angeht, verwundbarer gewesen sei als der große Gelehrte, — und nun erfährt man zu seinem Erstaunen: wenn während der fast fünfzigjährigen Intimität einer der beiden Freunde die Leiden einer allzu lebhaften Empfänglichkeit, die Ohnmacht eines allzu verfeinerten Denkens, den Kummer unverstandener Neigungen erfuhr, so war es der gelehrte Chemiker, nicht Renan, der in unabläßiger Arbeit, in

*) Correspondance d'Ernest Renan et M. Berthelot. (Paris, Calman Lévy 1898.)

dem unermüdlichen Trachten nach Wiſſen und Erkenntniß häufig nicht einmal ahnte, wie hart und rückſichtlos er ſeinem Freund erſcheinen mußte.

Das iſt ein zarter Punkt, der aber nicht zu umgehen iſt, wenn man in dieſem ſeltſamen Verhältniß zweier ſtolzen Naturen feſtſtellen will, was jede von ihnen gab und empfing. Eine edle Freundſchaft iſt gleichſam ein gemeinſchaftliches Kunſtwerk; und welcher Antheil daran auf den einzelnen Mitarbeiter entfällt, Das wird faſt immer ſehr ſchwer zu beſtimmen ſein. Doch mußten bei einem ſo lange andauernden Schriftwechſel gewiſſe charakteriſtiſche Züge nothwendig hervortreten und zweifellos iſt in den Briefen des berühmten Verfaſſers des Lebens Jeſu wenig Zärtlichkeit zu finden. Ihr hervorſtechendſtes Merkmal iſt, wie ich ſchon ſagte, die Kraft, — und zwar eine Kraft, die ſelbſt die Gefühle des Partners nicht ſchont. Man erinnere ſich der geiſtreichen Stelle aus Renans Kindheit- und Jugenderinnerungen: „Suche ich mir zu vergegenwärtigen, ein wie ſonderbares Freundespaar wir Beide geweſen ſind, ſo muß ich an zwei Prieſter im geiſtlichen Gewande denken, die Arm in Arm mit einander wandeln“. Damals fügte er hinzu: „Wir haben niemals die geringſte Vertraulichkeit mit einander gehabt und würden erröthen, wenn wir einander um eine perſönliche Angelegenheit, um einen Rath befragten ...“ Offenbar empfand er, nach dieſer Sammlung von Briefen zu urtheilen, eine abſtrakte Freundſchaft für den Genoſſen ſeiner Gedanken, ohne zu ahnen oder wiſſen zu wollen, daß ſolche kühlen Beziehungen den Herzensbedürfniſſen eines Freundes nicht genügten, der vielleicht weniger gefeſtigt und durchgeiſtigt war, dafür aber um ſo zärtlicher und menſchlicher fühlte. Wie er darunter litt, ergiebt ſich aus mehr als einer Stelle; aber für Renan bedeutete er eben nichts als einen fremden Intellekt, der ihm als Reflektor ſeiner Gedanken diente. Man begegnet Sätzen wie: „Sie haben nie gefühlt, was Gegenſeitigkeit für die Freundſchaft bedeutet und wie viel zärtliche Sorge in dem Worte ‚Freundſchaft‘ ſteckt. Während Ihrer Abweſenheit und ſeit Ihrer Abreiſe habe ich ſicher wieder öfter an Sie gedacht als Sie an mich ...“ Darin liegt doch wohl etwas mehr als die quietiſtiſche Gemüthsruhe des „Prieſters im geiſtlichen Gewand“. Und jenen Eindruck eines unerwiderten Gefühles hatte nicht der unbefriedigte Freund allein. Einige Briefe Henriettens Renan beweiſen, daß die hingebende Schweſterſeele die ſelbe Enttäuſchung beklagte. „Den Verdruß, von dem Sie ſprechen“, ſchreibt ſie aus Syrien an Berthelot, „habe auch ich oft, ach, ſehr oft empfunden. Ich habe häufig geſagt: Erneſt wird von ſeinem Ehrgeiz mehr als von ſeinen Neigungen beherrſcht und von neuen Neigungen mehr als von alten Beziehungen in Anſpruch genommen ...“ Und an einer anderen Stelle: „Wenn ich aus Ihren Briefen erfahre, was Sie leiden, ſo kommt es mir unwillkürlich vor, als ob Sie und ich in meinem Bruder Jemand ſuchen, der nicht mehr iſt ... Was wir in ihm ſuchen, iſt nur noch

ein Phantom, eine Erinnerung ...“ Dann aber, wie erſchreckt durch ihre eigene Wahrnehmung, fügt ſie gläubig hinzu: „Dennoch bin ich ſicher, daß er mich liebt; und angeſichts ſeiner Betrübniß über Ihre Vorwürfe kann ich unmöglich länger an der Größe und Tiefe ſeiner Freundſchaft für Sie zweifeln ...“

Es ſcheint beinahe, als ſeien der Freund und die Schweſter von einer — wenn auch dem Grade nach verſchiedenen — krankhaften Senſibilität geweſen. Stets lebten ſie in jenem Zuſtande von Herzensunruhe, die den Reiz und die Schwäche aller frauenhaften Perſönlichkeit ausmacht. Auch war Renan, wenigſtens ſo weit Henriette in Frage kommt, keineswegs unempfänglich für das zartere weibliche Empfinden, das oft ſchmerzlich in ihr aufzuckte. Wenn er aber wirklich darunter mit gelitten hat, ſo war es doch nur mittelbar und reflektirt, denn eine übergroße Empfindlichkeit erſchien ihm krankhaft. Er war, nach den Briefen zu urtheilen, eine von jenen ausgeglichenen Naturen, denen die Selbſtbeſpiegelung ihres Gefühlslebens fern liegt, und außerdem von einer Geſundheit des Empfindens, die nicht ſowohl Nüchternheit als vielmehr Energie bedeutete. Und mag es von einem Philoſophen, den es, wie er ſelbſt erzählt hat, genirte, in einem Omnibus zu ſitzen, immerhin ſeltſam klingen: das Temperament, das ſich in dieſen Briefen offenbart, iſt eher das Temperament eines Mannes der That als das eines Träumers. Vom Manne der That hatte er den kräftigen Leib und die kräftige Seele. Er war ſtämmig und unterſetzt, bedurfte keiner Uebungen und ertrug dennoch die Strapazen großer Reiſen unter den abſcheulichſten klimatiſchen Verhältniſſen ohne Beſchwerde. Als Erbſchaft mehrerer Generationen eines ſeegewohnten Geſchlechtes war ihm eine ſo kräftige Geſundheit mit auf den Lebensweg gegeben, daß er nicht nur ausdauernd, ſondern auch luſtig und jovial während der Arbeit war, — von jener Heiterkeit, die das beſte Merkzeichen einer tiefwurzelnden Vitalität iſt. Seinem körperlichen glich ſein geiſtiges Gepräge. Die Korreſpondenz zeigt ihn in den ſchmerzlichſten und ſchwierigſten Verhältniſſen und er faßt die nothwendigen Entſchlüſſe mit völliger Klarheit des Urtheils, ohne je zaghaft rückwärts zu blicken. Kein Sterblicher hat je dem Typus des unſchlüſſigen und dem Leben nicht gewachſenen Träumers, wie ihn Shakeſpeare im Hamlet, Goethe im Werther, Benjamin Conſtant in ſeinem Adolphe, Sainte-Beuve in Amaury, Muſſet in Octave verkörperten, weniger geähnelt als Renan. Ein Schwanken, das die Seele beſtändig zwiſchen den verſchiedenen Möglichkeiten hin und her wirft, war ihm in jeder Form fremd. Angeſichts einer wichtigen Entſcheidung ſcheint er nie gezweifelt zu haben. Die Treffſicherheit des Blickes erzeugte in ihm, wie in allen Vollmenſchen, eine Feſtigkeit der Entſchließung, die ſich nie verleugnete, weder, [illegible] ſich darum handelte, das Seminar zu verlaſſen, noch in den Stürmen [illegible], die der Veröffentlichung des Lebens Jeſu folgten; weder im

Jahr 1871, in der großen Prüfungſtunde der Nation, noch in den letzten Monaten ſeines Lebens, als er dem Tod ins Auge ſchaute. Immer wußte er, gleich dem Olympier der Ilmſtadt, wohin er ging und weshalb. Dieſelbe Miſchung von praktiſchem Verſtand und von Idealismus ließ Renan, wie Goethe, den ganzen Weg der erreichten Kultur mit unerbittlicher Logik und im Einklang mit der Wirklichkeit, in der ſie lebten, durchmeſſen.

Von ſolchen Geſichtspunkten aus betrachtet, ſind die Briefe an Berthelot höchſt lehrreich. Sie beginnen mit Renans fünfundzwanzigſtem Jahr. Es ſcheint uns leicht, als ob ein begabter Kopf auf dieſer Altersſtufe alle Möglichkeiten des Lebens im Voraus mit ſeiner Einbildungskraft erſchöpfen müßte. Balzac hat uns in ſeinem leider zu wenig geleſenen Fragment einer Selbſtbiographie von allen Viſionen erzählt, in denen ſeine jugendliche Phantaſie ſchwelgte. Laſſen wir ihn ſelbſt reden: „Ich wollte in die Geſellſchaft nur zurückkehren, um alle Hoheitrechte des Geniemenſchen auszuüben . . . Ich proklamirte mich als großen Mann. Als Kind ſchon pflegte ich mich oft an die Stirn zu ſchlagen und mit André Chenier zu ſagen: ‚Hier ſteckt Etwas!‘ Wie oft bin ich General und Kaiſer geweſen. Ich war aber nur ein Byron, weiter nichts. Nachdem mich im Lauf der Zeit das Leben genügend genarrt hatte, merkte ich endlich, daß alle Berge, alle Schwierigkeiten noch vor mir lagen . . .“ Das iſt der glühende, tolle Fieberzuſtand des jugendlichen Genies, das die Welt nicht kennt, ſondern von ihr nur träumt und als ſouverainer Sieger alle ihre Schätze in der Einbildung vergeudet. Nichts davon bei Renan. Zwar flammt auch in ihm das Feuer der Begeiſterung, aber ein klarer Inſtinkt beherrſcht es und ihm entgeht keine der Tributpflichten, die die Geſellſchaft dem Ehrgeiz auferlegt. Er wird die Staatsprüfungen beſtehen, er wird Denkſchriften für das Inſtitut redigiren; dann wird er Profeſſor werden, Bibliothekar und man wird ihm wiſſenſchaftliche Arbeiten übertragen. Er prüft, wir ſpüren es, von Anfang an genau ſeine Fähigkeiten und nicht minder genau die materielle Baſis, von der aus ſie zur Entwickelung gelangen konnten. In ſeinen Erinnerungen heißt es: „Als ich das Seminar verließ, war ich in allen praktiſchen Dingen völlig unerfahren.“ Das iſt ein Beweis für die Anpaſſungfähigkeit gewiſſer Naturen, die, analog den Thieren, ſofort befähigt ſind, ſich zweckmäßig nach den Erforderniſſen des Milieus einzurichten. Der kleine Seminariſt beging, als er aus ſeinem Kloſter in das ihm unbekannte Leben eintrat, nicht einen Fehler; er handelte genau ſo, als ob er ſich mit einem nüchternen und erfahrenen Greiſe ohne Illuſionen Schritt für Schritt berathen hätte. Woher anders ſtammte dieſer Inſtinkt des Verſtandes als aus dem geiſtigen Gleichgewicht, dem urgeſunden Temperament, von dem ich ſchon ſprach? Und man beachte wohl, wie ſich in den kritiſchen Augenblicken des reifen Alters die ſelbe Feſtigkeit

des Urtheils wiederfindet. Man leſe ſeine Briefe aus dem Jahre 1863, als das „Leben Jeſu“ ihn zur meiſtgenannten Perſönlichkeit in der ganzen europäiſchen Literatur gemacht hatte. Wie Viele hätten da wohl zugleich den Lockungen des Erfolges und den Verſuchen einer Aufſehen erregenden Polemik widerſtanden? Er aber begreift klar und deutlich, daß er am Tage nach dem Erſcheinen des Buches wieder ein ſimpler Profeſſor des Hebräiſchen ſein muß und daß nicht in der ſchwankenden Gunſt des großen Publikums, ſondern in der Doppelſtellung, die er als Mitglied des Inſtitutes und des Collége de France einnimmt, ſein Halt und Stützpunkt liegt. „Mein Entſchluß iſt gefaßt,“ ſchreibt er in Vorausſicht eines Verbotes ſeiner Vorleſungen: „Ich richte einen offenen Brief an Duruy, und zwar nicht als Profeſſor am Collége de France, ſondern als einfacher franzöſiſcher Bürger, worin ich die Ermächtigung nachſuche, in einem von mir gemietheten Saal Vorträge zu halten... Ich garantire dafür, daß man mich nicht ſo leicht vergeſſen wird...“ Und weiter: „Ich habe geantwortet, daß ich nichts thun werde, was irgendwie ſo ausſehen könnte, als ob ich auf meine Profeſſur am Collége de France freiwillig verzichte.“ Dann ferner: „Ich ſchwöre, ich will lieber Lehrer von auch nur zehn Schülern ſein, wenn ich nur meine Bücher in Muſſe ſchreiben kann und die entfernte Ausſicht habe, eines Tages Adminiſtrator des Collége zu werden...“ In dieſer Anhänglichkeit an die Korporation zeigt ſich ein klares Empfinden dafür, daß die Sicherheit des Denkers auf ſeiner Zugehörigkeit zu einem Geſammtorganismus beruht. So ſehen wir ihn denn auch acht Jahre ſpäter feſt entſchloſſen, das durch die Commune bedrohte Collége zu vertheidigen: „Das Collége de France und das Inſtitut ſind, als weſentlich königliche und franzöſiſche Centralanſtalten, mehr als alle anderen durch den Verſuch, die Gründung der Kapetinger zu disloziren, in Frage geſtellt. Ich glaube trotzdem, daß ſie erhalten bleiben werden. Was das Collége betrifft, ſo müßten wir, falls eine Unterbrechung einträte, den Lehrkörper erhalten und ohne Honorar weiter unterrichten, ganz wie es um die Wende des ſechzehnten Jahrhunderts bereits einmal geſchah...“ Auch hier wieder hat er ſofort das richtige Mittel erkannt, eine ſchlimme Zeit zu überſtehen, und hat es entſchloſſen angewandt. Klarheit und Entſchloſſenheit: Das ſind die Worte, auf die man immer wieder zurückkommen muß, um die Geiſtesrichtung zu charakteriſiren, die aus den Briefen hervorgeht, und dieſe Worte erklären auch am Beſten ſeine gefaßte Haltung, als der Tod ihm nahte: „Ich habe ganz ſo deutlich, wie Sie, meinen allgemeinen phyſiſchen Zuſtand vor Augen“, ſchreibt er im Verlauf ſeines letzten Sommers. „Doktor de Launion, der ſehr ernſt zu nehmen iſt, kennt dem meinigen analoge Fälle, die ſich anderthalb Jahre hingezogen haben. Zum Schluß wird es noch einen Kampf geben. Aber komme, was

da kommen ſoll. Ich will die paar Fetzen meines Lebens, die mir noch vergönnt ſein mögen, ausnutzen. Ich arbeite jetzt an der Durchſicht der Korrekturbogen meines vierten und fünften Bandes Iſrael: in utrumque paratus ..."

* * *

Ein Problem drängt ſich unwillkürlich auf, wenn man ſolche Sätze geleſen hat. Wieſo und warum hat der Mann, der fähig war, ſo zu ſchreiben und zu empfinden, ſich vor der öffentlichen Meinung das Anſehen eines intellektuellen Epikuräers gegeben? Eines, der von ſeinen Gedanken, wie von Opium, berauſcht, gleichgiltig gegen Gut und Böſe und unfähig zur Bejahung geweſen wäre? Wie konnte ſein Werk von dem entzückenden Dilettantismus ganz durchtränkt ſcheinen, der uns ſo ſehr anzieht, der, wie man nun ſieht, aber im Widerſpruch zu der ernſthaften Entſchloſſenheit ſteht, die ſeine intimen Ergüſſe adelt? Wie konnte ſchließlich ſein männlich ſtarker Geiſt zu jener tranſzendentalen Ironie führen, die in den philoſophiſchen Dramen ſeiner letzten Lebensjahre ihren ſtärkſten Ausdruck fand? Nun, der ſelbe Briefwechſel, aus dem ſich das kräftige Charakterrelief des Mannes heraushebt, giebt hierfür zugleich die Erklärung. Thatſächlich offenbaren die Briefe neben aller Energie des Temperamentes das Vorherrſchen einer ganz beſonderen Geiſtesanlage, die ich, weil ich keine beſſere Bezeichnung finde, den kosmiſchen Geiſt nennen möchte. Und wenn man genauer zuſieht, ſo bemerkt man hier eine eigenthümliche Fähigkeit bis zur Anomalie entwickelt. Sie giebt allein den Schlüſſel zu dem Myſterium, das den ſelben Geiſt in gewiſſen Zeiten ſo ganz harmoniſch und in anderen wieder ſo ganz hilflos und unbeſtändig erſcheinen läßt, überzeugt und ſkeptiſch, ernſt und frivol zugleich. Nur dieſer Schlüſſel macht es möglich, die „Zukunft der Wiſſenſchaft" als Debut und die „Aebtiſſin von Jouarre" als Abſchluß zu verſtehen. Die anſcheinend widerſpruchvollſte Intelligenz blieb ſich thatſächlich immer treu.

Der kosmiſche Geiſt beſteht darin, daß wir unſere eigene Perſon nicht an ſich, ſondern unter dem Geſichtswinkel des Weltalls betrachten, dem ſie als ein Theil angehört. Dieſer Anſchauung diametral entgegengeſetzt iſt die pſychologiſche, die von dem Weltganzen abſieht, um ein Weſen nur als Perſönlichkeit, als Individualität aufzufaſſen. Jeder erinnert ſich wohl, bald der einen, bald der anderen Denkform mehr Spielraum gelaſſen zu haben. Wer kann ein geliebtes Weſen ſterben ſehen, ohne alle Kräfte ſeines Denkens auf dieſes eine Weſen zu konzentriren, das auf immer Abſchied nimmt, auf dieſe kleine Welt innerhalb der großen Welt, die das ganze unermeßliche All uns doch nie wieder erſetzen wird? Wer kann in einer ſchönen Sternennacht allein durch die ſchweigende Landſchaft wandeln, ohne zu fühlen,

wie unter der unermeßlichen Pracht des weiten Himmels sein eigenes Ich sich zusammenzieht und in seiner Nichtigkeit versinkt? Beim Gedanken an die unzähligen Gestirne, die den Raum bevölkern, empfinden wir die elende Unbeträchtlichkeit unseres Schicksales, fühlen wir, wie geringfügig Alles ist, was unseren Schmerz und unsere Freude ausmacht. Was sind wir? Ein Pünktchen auf der Erdkugel, die selbst nur ein Pünktchen in der Unendlichkeit ist, — der Unendlichkeit, die uns, klar und unverständlich zugleich, zu einem Nichts stempelt. Das ist der kosmische Geist in seiner einfachsten Form. In diesem Geist leben die Naturforscher, denn sie Alle, Geologen, Paläontologen, Anthropologen gehen in ihrer Forschung den Spuren der großen und allgemeinen Gesetze nach, die die Bildung unseres Planeten beherrscht und das Leben geschaffen haben. Die andere dagegen, die psychologische Anschauungweise, ist den Historikern, den Moralisten, den Romanschriftstellern, kurz, allen Denjenigen eigen, deren Studienobjekt die Gefühle, Gedanken und Willensaktionen der Menschen sind. Diese beiden großen Visionen, die einander beständig berichtigen und ergänzen sollen, hat Pascal in seiner lapidaren Beredsamkeit durch das berühmte Wort umschrieben: „Was ist der Mensch in der Natur? Ein Nichts in Hinsicht auf das All und Alles in Hinsicht auf das Nichts."

Renans besondere Originalität dürfte darin bestanden haben, daß er an die Geschichte der geistigen Phänomene mit einer fast ausschließlich kosmischen Disposition herantrat. Er glaubte von sich, daß seine Individualität Das unwiderstehlich fordere. Schon 1863 sagte er in einem Briefe an Berthelot: „Hier, am Ufer des Meeres, habe ich, wenn ich auf meine Lieblingideen zurückkam, mich oft bei der Reue ertappt, daß ich die historischen Wissenschaften den Naturwissenschaften, besonders der vergleichenden Psychologie, vorzog. Früher, auf dem Seminar, schwärmte ich leidenschaftlich für die Naturwissenschaften. In Saint-Sulpice lenkten mich Philologie und Geschichte ab." Und: „Was bedeuten die drei- oder viertausend Jahre, die wir kennen, gegenüber der Unendlichkeit von Jahren, die ihnen vorausgegangen sind?" Das waren bei ihm auch nicht nur gelegentliche Einfälle. Durch den ganzen Briefwechsel hindurch erkennt man in ihm den Naturforscher, dem der besondere Fall nur eine Gelegenheit zur Bestimmung der allgemeinen Regel und die Regel selbst wiederum nur eine Gelegenheit zur besseren Erkenntniß der allgemeinsten Grundsätze ist. Ich glaube nicht, daß man in den mehr als fünfhundert Seiten ein wirklich persönliches Detail, ein Bild, eine Bemerkung, irgend eine malerische Schilderung der Art findet, daß man die Empfindung hätte, hier ist ihm etwas Individuelles aufgestoßen und hat ihn als Einzelerscheinung interessirt. Kaum beweisen einige Zeilen über Pius den Neunten und Napoleon, daß diese beiden Gestalten sein Gesichtsfeld gestreift haben. Dafür findet man um so mehr allgemeine

geiſtreiche und meiſtens auch richtige Geſichtspunkte, aus denen das beſtändige Bemühen hervorgeht, Naturgeſetze der geiſtigen Phänomene aufzuſtellen. Ungemein charakteriſtiſch dafür ſind die Ende des Jahres 1849 und Anfang 1850 geſchriebenen Briefe. Sie enthalten Renans erſte Reiſe nach Italien. Keine Schilderungen von Menſchen, keine Sittenbilder, keine Anekdoten. Doch welche Perſpektiven über die allgemeinen Bedingungen des italieniſchen Lebens, über die klimatiſchen und geſchichtlichen Verhältniſſe und über urſprüngliche und unperſönliche Urſachen, deren Wirken ſich fortſetzt mit oder ohne Zuthun der Menſchen! Renan hat, ſo flüchtig ſeine Reiſeeindrücke waren, ſofort das Geſetz der Gleichgewichtsſtörung erkannt, das von je her aus Nord-, Mittel- und Süditalien drei verſchiedene Italien gemacht hat und machen wird, ob man auch die verſchiedenen Regionen mehr oder weniger künſtlich mit einander verſchweißt. Hierin liegt das Problem der Monarchie Savoyen noch heute. Er hat ſchon damals vorausgeſagt, in welcher Form ſich die Einheit der Halbinſel entwickeln und daß dieſe Form der italieniſch-franzöſiſche Typus ſein würde. Er hat trotz ſeiner Loslöſung vom Katholizismus die tiefſten Gründe erkannt, die Rom zur bleibenden Zufluchtſtätte des Gebetes und der Frömmigkeit machen. Jede ſeiner Bemerkungen über die Lombardei, über Neapel, Umbrien, Piemont iſt von erſtaunlicher Richtigkeit und immer handelt es ſich darum, die Geſammtbewegung dieſer Länder zu charakteriſiren. Das heißt: auf geiſtige Dinge die Methode eines Geographen anwenden, der nach Bodenbeſchaffenheit und Terrainverhältniſſen eines Landſtriches eine Waſſerkarte entwirft. Im Gegenſatz hierzu — und zur überzeugenden Feſtſtellung der Unterſchiede zwiſchen kosmiſcher Richtung des Geiſtes und pſychologiſcher Anſchauungweiſe — müßte man mit Renans Reiſeberichten vergleichen, welche Eindrücke Taine auf ſeiner Reiſe durch Frankreich täglich verzeichnet hat. Für ihn lag alles Intereſſe in der kleinen individuellen und lokalen Begebenheit. Was ihn vor Allem anzieht und beſchäftigt, iſt die Phyſiognomie der Leute, das Beſondere, das Pittoreske in ihren Gebräuchen. Ihm iſt die Hauptſache in der Geſchichte das menſchliche Ich; für Renan iſt das menſchliche Ich nur ein kleines Gefäß und die vergängliche Erſcheinung allgemeiner Geſetze.

Ich nannte eben Taine. Es iſt merkwürdig, wie die pſychologiſche Dispoſition dieſen Schriftſteller in allen Punkten in Gegenſatz zu Renan bringt. Bedarf es erſt der Erinnerung an die „Urſprünge des zeitgenöſſiſchen Frankreich“? Von welchem tiefen Kummer über den ſittlichen Verfall iſt jenes ſeltſame Buch erfüllt! Wie viel verſtändnißvolle Empfindung für die lebendigen Wohlthaten des Chriſtenthumes iſt darin zu finden! Wie deutlich ſind die Irrthümer der Revolution erkannt und mit welcher übertriebenen Angſt wird die Ruheloſigkeit der bürgerlichen Geſellſchaft gezeichnet! Dahin brachte die pſychologiſche Methode den indifferenten Philoſophen, den Epikuräer der

„Reiſe in die Pyrenäen“, der das liebenswürdige Idealbild des vollkommenen Dilettanten ſchuf und mit den Worten begleitete: „Uebrigens befindet er ſich bei ſeiner Lebensweiſe wohl und behauptet, daß Genüſſe, wie die ſeinigen, mit dem Alter ſich noch vermehren, kurz, daß der ſinnlichſte und neuer Freuden fähigſte Sinn das Gehirn ſei ...“ Taine war eben vor Allem Pſychologe; und der Pſychologe, mag er nun wollen oder nicht, legt ſchließlich in Folge der Konzentration ſeiner Aufmerkſamkeit auf das Ich den Hauptwerth auf die Geſundheit- oder Krankheitbedingungen der denkenden und fühlenden Pflanze, die Menſch heißt. Daher gelangt er nach vielen Umwegen auch beinahe immer zur Moral und zur Religion, ſelbſt wenn er, wie Taine, beim unerbittlichſten Naturalismus angefangen hat. Die Pſychologie führt in der Ethik über einen Abſturz zu Thal, die kosmiſche Anſchauungweiſe dagegen führt zu jener überlegenen Heiterkeit, die von den Alten Ataraxie genannt wurde. Die beharrliche Gewohnheit, alles Menſchliche sub specie aeterni zu betrachten, nimmt den menſchlichen Angelegenheiten viel vom Charakter des Tragiſchen und in der Perſönlichkeit beſchloſſen Ruhenden. Der Beſchauer ſieht, wie in einer gewiſſen Verlängerung der ſtärkſte und der ſchwächſte Wille zuſammentreffen und wie beide ſchließlich an einem Werk gemeinſam gearbeitet haben, das außerhalb ihrer ſelbſt lag und das ſie ſehr häufig nicht einmal ahnten. Jede Generation erſcheint dem Philoſophen dieſer Schulung wie eine Schaar von Reiſenden, die in dem ſelben Eiſenbahnzug neben einander ſitzen. Die Einen ſchlafen, die Anderen plaudern; ein Theil ſpielt Karten, ein anderer lieſt. Inzwiſchen raſt der Zug weiter; und was man auch während der Reiſe getrieben haben mag: Alle kommen ſchließlich ans Ziel. Das iſt aber die Hauptſache. So fühlt man ſich beinahe in Verſuchung, den in dem dahinrollenden Zug zuſammengepferchten Leuten zu ſagen: „Verbringt Eure Zeit, wie es Euch am Beſten paßt.“ Die Nachſicht des Weiſen gebietet es und er wird ſich eines Lächelns über das unnütze Haſten der Menſchen nicht erwehren. Wenn die Reiſenden ſich aber einbildeten, ſie könnten durch ihre Bewegungen im Wagen den Gang der Maſchine, die ſie fortbewegt, beſchleunigen: würde dann das nachſichtige Lächeln des Weiſen nicht alsbald einen ſpöttiſchen Zug annehmen? Und wenn nun gar der Weiſe ſelbſt genöthigt wäre, ſich die Zeit zu vertreiben, bis der Zug ans Ziel kommt, und den Anderen zu Gefallen eben ſo handelte wie ſie, würde er nicht mit jenem römiſchen Kaiſer ausrufen: „Laboremus! Laßt uns arbeiten!“ und dann leiſe hinzufügen: „Uebrigens nützt Das auch nichts. Ceterum nil expedit“?

Paris. Paul Bourget.

Stiefelknecht und Goethes „Fauſt.“

In ſeiner Brochure: „Wider die Kommuniſten am geiſtigen Eigenthum“ (Deutſcher Autoren-Verlag, Berlin) ſchreibt Herr Martin Hildebrandt, daß der Stiefelknecht ewig vererblich in der Familie des Eigenthümers, Goethes „Fauſt“ dagegen ſchutzlos ſei. Herr Hildebrandt iſt Mitglied der Sachverſtändigen-Kommiſſion, die vom Reichsjuſtizamt zur Berathung der Grundzüge eines neuen Urheberrechtes einberufen wurde, und erfreut ſich alſo der offiziellen Beglaubigung dafür, daß er die nöthige Sachkenntniß beſitzt. Ich bin auch weit davon entfernt, dem ſo lange ſchon eifrig und unbeirrt thätigen Vorkämpfer für ſchriftſtelleriſche Intereſſen dieſe Kompetenz abzuſprechen. Er hat im zweiten Theil ſeiner Schrift durchaus beachtenswerthe Vorſchläge gemacht. Nur in einem Punkte muß ich ihm entſchieden widerſprechen.

Er ſchreibt: „Wir fordern in Konſequenz unſerer Anſchauungen das ewige Urheberrecht, ſo lange unſere Geſellſchaft, unſere ſoziale Ordnung ein ewiges Eigenthum an körperlichen Dingen anerkennt ...“ und fordert im Anſchluß hieran die Schriftſteller auf, ſich für folgende geſetzliche Neuerung zu erklären:

> „Nach Ablauf der Schutzfriſt iſt die wirthſchaftliche Nutzung von Geiſteswerken zunächſt zu Gunſten der Erben der Urheber und dann zu Gunſten der Urheber Hilfe- und Verſorgungskaſſen tantiemepflichtig zu machen.“

Ganz recht: der Verfertiger des Stiefelknechtes — um bei dem von Hildebrandt gewählten Vergleich zu bleiben — beſitzt ſein Fabrikat als ewiges Eigenthum. Er giebt ſein Recht gegen einen Entgelt ab, der Käufer wird Eigenthümer des Stiefelknechtes, vererbt ihn auf ſeinen Sohn, der Sohn auf den Enkel, — und ſo geht es fort. Kein Menſch kann dreißig Jahre nach dem Tode des Verfertigers ſagen: „Halt, nun iſt der Stiefelknecht Gemeingut, nun will ich einmal meine Stiefel damit ausziehen.“ Aber der Verfertiger hat auch nur einmal Entgelt für ſein Fabrikat erhalten. An jedem neuen Stiefelknecht, den er verkauft, haftet ſo und ſo viel ſeines Kapitales, ſeiner und ſeiner Arbeiter Thätigkeit und alles Das läßt er ſich nebſt einem entſprechenden Aufſchlag bezahlen. Auch Goethe hat ſeinen „Fauſt“ bezahlt bekommen, geiſtiges Kapital und Arbeit, und Cotta hat ihn gar nicht ſchlecht bezahlt. Aber nicht nur einmal erhält der Schriftſteller einen Entgelt, ſondern für jede Auflage von Neuem. Ja, ſogar ſeine Erben beziehen noch dreißig Jahre lang die Früchte ſeiner Thätigkeit. Alſo iſt der Urheber geiſtiger Werthe nicht ſchlechter, ſondern beſſer geſtellt als der Waarenfabrikant. Dabei will ich nicht einmal unterſuchen, was für die Menſchheit wichtiger iſt: der Stiefelknecht oder Goethes „Fauſt“. Es giebt nur ſehr wenige Menſchen, denen die Annehmlichkeiten eines Stiefelknechtes verſagt bleiben, dagegen ſehr viele, die den „Fauſt“ nicht geleſen haben und aus dieſem hervorragenden Geiſteswerk auch nicht den geringſten Nutzen ziehen..

Warum genießt nun der Schriftſteller ſo viel größere Rechte als der Verfertiger einer Waare? Sehr oft — freilich durchaus nicht immer — gehört zu ſeiner Leiſtung eine bedeutend größere Summe von Bildung, Vorſtudien, Zeit u. ſ. w. als zur Erzeugung irgend einer Waare. Oft iſt ſein Werk das Reſultat geiſtiger Anſtrengung eines ganzen Menſchenlebens, während Fabrikant oder Händler Jeder werden kann, der das nöthige Geld dazu hat. Aber trifft für die geiſtige

Arbeit nicht in gewiſſem Sinne das Wort Proudhons zu, daß Eigenthum Diebſtahl ſei? Beide, Fabrikant und Schriftſteller, bedienen ſich der Kulturerrungenſchaften der Menſchheit, aber der geiſtige Arbeiter ſchöpft, bewußt oder unbewußt, viel mehr aus den Vorarbeiten Anderer als der Fabrikant. Benutzt der Verfertiger des Stiefelknechtes die vorher gehobelten Bretter, ſo bezahlt er auch dem Sägewerkbeſitzer das Schneiden und Zurichten; Goethe aber hat für den Fauſtſtoff, der ſchon lange vor ihm dem deutſchen Volk gehörte, nichts zu entrichten gehabt. Wiſſenſchaftliche Bücher werden häufig um ſo höher bewerthet, je mehr Fußnoten auf frühere Arbeiten hinweiſen. Dafür bekommen aber die Pfadfinder gar keine Belohnung, denn der Verfaſſer wird ſich meiſtens nicht einmal die Bücher gekauft, ſondern ſie aus Bibliotheken entliehen haben. Gewiß muß der Dichter für die individuelle Form, für das aus eigener Phantaſie, aus eigenem Nachdenken Gebotene entlohnt werden, aber die Volksgemeinſchaft, die als Träger der Kultur ihm ſein Werk überhaupt ermöglichte, hat auch ein Recht darauf, daß es ihr nicht zu lange durch hohe Anſchaffungskoſten vorenthalten wird. Dem trägt nicht nur die zeitlich begrenzte Schutzpflicht für literariſche Erzeugniſſe Rechnung, ſondern auch die Beſtimmung, daß ein Patent trotz den jährlich wachſenden Gebühren nur fünfzehn Jahre, ein Gebrauchsmuſter nur ſechs Jahre Geltung behält.

Eine allzu ausgedehnte Schutzfriſt iſt ſogar dem Schriftſteller ſelbſt nicht vortheilhaft. Er muß wünſchen, daß ſeine Werke möglichſt weithin verbreitet werden. Da unſer Bücher kaufendes Publikum klein iſt, hält der Verleger meiſtens den Preis ſo hoch, daß er auch beim Abſatz nur eines Theiles der Auflage ſicher iſt, ſeine Koſten zu decken. Dadurch wird der Schriftſteller ideell geſchädigt und der allgemeine Aufſchwung der graphiſchen Gewerbe zurückgehalten. Sie würden gewinnen, wenn das Verlegermonopol ganz oder theilweiſe wegfiele. Sicher zeitigt der Konkurrenzkampf unſchöne Blüthen; und doch hat er große Vortheile. Der Schriftſteller würde entſchieden beſſer fahren, wenn verſchiedene Verleger ſeine Werke drucken dürften und wenn er von jedem Verleger einen beſtimmten Prozentſatz des Bruttoumſatzes erhielte, ſelbſt wenn dieſer Prozentſatz erheblich kleiner wäre als das Honorar des einen Verlegers, der heute das Druckmonopol hat. Daß man dem geiſtigen Arbeiter im Gegenſatz zum Handarbeiter die Möglichkeit bietet, ſeine Arbeit auch ohne neue Mühewaltung, ſelbſt nach ſeinem Tode noch, zinsbringend zu machen, iſt in Anbetracht der faſt immer geringen Entlohnung ſeiner Thätigkeit durchaus angebracht. Auch muß zugegeben werden, daß der Beruf des Schriftſtellers beſonders aufreibend und ſchwierig iſt. Ferner muß der Verleger, der das Manuſkript honorirt hat, vor der Gefahr plötzlicher Entwerthung geſchützt ſein. Wenn alſo überhaupt die Schutzfriſt nach dem Tode des Urhebers in Deutſchland einer Aenderung bedarf, ſo ſchlage ich folgende Beſtimmung vor:

> Das wirthſchaftliche Nutzungrecht an einem Geiſteswerk ſteht nach dem Tode des Urhebers zwanzig Jahre lang den Rechtsnachfolgern des Autors ausſchließlich zu. Nach Ablauf dieſer zwanzig Jahre und zwanzig Jahre nach dem Erſcheinen eines poſthumen oder anonymen Werkes iſt Jedermann zum Druck berechtigt und nur verpflichtet, zehn Prozent des Auflagenwerthes an die Erben des Verfaſſers oder, falls Solche nicht mehr vorhanden ſind, an den Staat zu bezahlen.

Fürth i. B. Julius Eichenberg.

Die deutschen Finanzminister.

Graf Mirbach versuchte kürzlich im Herrenhause den preußischen Finanzminister über ein Zusammengehen der Einzelstaaten bei zukünftigen Emissionen zum Sprechen zu bringen. Aber Herr von Miquel besann sich rechtzeitig auf den Werth eigener Bewegungsfreiheit und erklärte diplomatisch genug, es sei bedenklich, in der Landesvertretung des mächtigsten Bundesstaates Kritik an der Finanzgebahrung anderer Bundesstaaten zu üben. In diesem besonderen Fall ist ja auch Sachsen erst später als Preußen und das Reich gekommen und die neue sächsische Rente hat nicht sowohl unseren Konsolsmarkt verdorben, als daß vielmehr unsere letzten Konsols und Reichsanleihen das Kursniveau der Sachsen herabdrücken geholfen haben. Ein Pyrrhussieg! Denn noch heute haben die Deutsche Bank und deren Verbündete ihre Effektenbestände nicht leeren können. Wenn bei dieser Gelegenheit der selbe Finanzminister seiner Befriedigung darüber Ausdruck gab, daß die preußischen Konsols — während die sächsische Rente zu 85 auf den Markt gebracht worden sei — heute immer noch neunzig und einige Prozent stünden, so hat er Zweierlei übersehen. Der große Coupontermin des ersten Juli (am vierten war die Herrenhausdebatte) hat das Publikum vorübergehend zu Anlagen geneigt gemacht und dauernd wird das Interesse für die neuen achtzig Millionen Sachsen kaum mit frischen Kapitalien befriedigt werden, sondern durch Verkäufe älterer Staatspapiere, besonders preußischer Konsols. Endlich: wo einmal eine starke Deklassirung Platz gegriffen hat, da ist man auch vor Kursrückgängen nicht sicher.

Herr von Miquel wird nun ja gute Gründe haben, wenn er seine Entschlüsse nicht von vorherigen Anfragen in Dresden oder Darmstadt abhängig machen will; es giebt aber doch sehr erfahrene Leute, die den Mangel an Fühlung zwischen unseren verschiedenen Finanzministern für den niedrigen Stand der deutschen Fonds in erster Linie verantwortlich machen. Mag die preußische Regirung noch so kollegialisch dazu lächeln: es kann ihr nicht gleichgiltig sein, daß, ehe ihre zweihundert Millionen noch recht untergebracht sind, die sächsische Regirung achtzig Millionen gleichsam zu einem „Ramschpreis" auf den Markt wirft. Aber waren die letzten preußischen Konsols nicht ebenfalls eine Ueberraschung? Zweifellos ist man in Dresden knapp geworden, — und Baron Hirsch, der ehemals gewaltige Posten Rente für sich abnahm, ist nicht mehr am Leben. Hätte der sächsische Finanzminister aber bei seinem berliner Kollegen vorher angefragt, so würde Preußen doch wohl lieber eine Zeit lang ausgeholfen haben, als daß es den Markt derartig in Deroute gerathen ließ. Eine gegenseitige Aushilfe der Einzelstaaten dürfte überhaupt häufig von Nutzen sein. Zwar an den wichtigeren Gesammterscheinungen würde sie nichts ändern, wohl aber verhindern, daß mitten im Frieden Tages- und Wochenschwankungen vorkommen, wie sie bei Aufruhr oder Kriegsgefahr auch nicht viel erheblicher sein könnten. Man bedenke nur, was in Staatspapieren und Städteobligationen durch das plötzliche Auftreten der achtzig Millionen Sachsen am Kurse verloren gegangen ist und wie entmuthigend dieser Vorgang auf die berufsmäßigen Geldgeber gewirkt hat, — ganz zu geschweigen der ungünstigen Einwirkungen auf die Pfandbriefe und der Vertheuerung des Zinssatzes.

Finanzminister, die ihre Aufgabe für erschöpft halten, wenn ihnen einige Ersparnisse im Staatshaushalt gelungen sind, verstehen die Zeit nicht mehr: die

erſte Pflicht des Finanzminiſters iſt, den Staatskredit hoch zu halten. Und ſeit zwei Jahren hat der Staatskredit bei uns nur Einbußen erlitten. Unſere Goldwerthe ſind hinter egyptiſche und indiſche Fonds zurückgegangen, während der Stand der fiskaliſchen Einnahmen in Preußen die Konſols ſicherlich doch nicht unter die franzöſiſche Rente klaſſirt, deren dreiprozentiger Typus über 101 ſteht. Wenn das Nilland heute zwanzig Millionen Pfund für Meliorationen brauchte, würden ſie ſchlank gezeichnet werden; welche Verwüſtungen dagegen hundert Millionen Mark neuer Konſols und Reichsanleihe im heimiſchen Kursgebäude anrichten würden, läßt ſich kaum überſehen. Trat doch am achten Juli an der berliner Börſe der Fall ein, daß von achtzig Stadtanleihen ſechzig geſtrichen werden mußten.

Solche Zuſtände beweiſen, daß wir für den Ernſtfall, deſſen Möglichkeit wirthſchaftlich immer im Auge behalten werden muß, doch ſpottſchlecht vorbereitet ſind. Der Schatz im Juliusthurm kann uns nur wenig nützen. Schon in der erſten Woche wäre er für Kriegsbedarf ausgegeben, da man zur Stauung des „run“ Alles in baarem Gold bezahlen würde, und dann würde es darauf ankommen, was unſer Kredit werth iſt. Iſt er jetzt ſchon nicht vor Erſchütterungen ſicher, ſo hat der Kriegsminiſter vielleicht Veranlaſſung, ſich etwas mehr um den Herrn Kollegen von der Finanz zu bekümmern. Es mag recht boshaft geweſen ſein, den Tiefſtand unſerer Fonds als die Rache der Wittwen und Waiſen für die Konverſion auf drei Prozent zu bezeichnen. Allein, wenn die deutſchen Finanzminiſter ſo weiter wirthſchaften, könnten wir eines Tages ein ohrzerreißendes Klagegeſchrei zu hören bekommen. Dazu bedarf es nur eines Rückwärtsrollens der Induſtrieaktien, denen ſich in Folge des Kurſturzes der Staatspapiere ſogar das kleinere Publikum zugewandt hat. Dividendenwerthe finden auch bei niedrigen Kurſen Liebhaber, weil ſie fortwährend wechſelnden Senkungen und Hebungen unterliegen; Anlagewerthe dagegen kauft man wohl zu billigen, aber nur ungern zu geſunkenen Kurſen. Denn daß Zinszahlung und Tilgung ſicher ſind, kann dem Publikum allein nicht genügen: auch der Marktpreis muß einigermaßen ſtabil ſein. Profeſſor Adolf Wagner irrt gewaltig, wenn er in ſeinem jüngſt erſchienenen Eſſay: „Dreiundeinhalbprozentige Staatspapiere unter Pari“ Banken und Börſe als für die Politik der großen Konverſionen und Zinsreduktionen eingenommen hinſtellt, weil ſie „die Eröffnung einer neuen Spekulation- und Gründungära“ darin geſehen hätten. Eine ſolche Clairvoyance können die Leiter von Aktiengeſellſchaften, die jedes Jahr öffentlich Rechenſchaft abzulegen haben, ſich ſchwerlich geſtatten. In Wahrheit nehmen ſie jedes große Geſchäft mit Freuden auf, das relativ ſicher iſt und Gewinn verſpricht. Und nun gar die Börſe, die vom Tage und für den Tag lebt und theoretiſche Betrachtungen den Gelehrten überläßt, die ja auch immer erſt dann klug ſind, wenn ſie vom Rathhauſe kommen!

Die Hochfinanz konnte die wirklich eingetretenen Folgen der Konverſionen um ſo weniger im Voraus ahnen, als der wunderbare Aufſchwung unſerer Induſtrie nicht einmal in den Kreiſen der Induſtriellen ſelbſt erwartet worden war. Hier griffen ſehr viele günſtige Momente in einander, die im Einzelnen ſchwer zu verfolgen ſind. Zum Beiſpiel hätte unſere Technik ſich nicht ſo entwickeln können, wenn unſere Hochſchulen nicht im Stande geweſen wären, für die Ausbildung geſchickter Fachleute reichlich zu ſorgen, und die vorzüglichſten Hochſchuleinrichtungen hätten nichts genützt, wenn nicht die Gebildeten, dem Kaufmanns-

stand abhold, sich ohne Rücksicht auf die schlechteren Erwerbsverhältnisse scharenweis den technischen Studien zugewandt hätten. Und wie wenig hätte alle diese Gunst der Verhältnisse vermocht ohne die starke kapitalistische Tendenz unserer Industriellen, die Erfindungen, Produktionen, Menschen und Grundbesitz zu kaufen begannen und diesmal den Engländern gründlich zuvorkamen. Wer heute, wie Adolf Wagner, von einer Spekulation- und Gründungära schreibt, verwechselt das Jahr 1899 mit dem Jahr 1871. Deutschland steht ganz im Zeichen der Industrie! Alle Gründungen gehen heute aus der Hütten- und Fabrikthätigkeit hervor. Die Banken werden einfach mit fortgerissen und die Börsenspekulation hat mit dem Umsatz solcher Aktien kaum noch zu thun; er findet außerhalb der Börse durch die großen Kommissionhäuser statt.

Ich habe diesen Punkt so eingehend erörtert, weil er für die Aussichten der deutschen Staatsfonds entscheidend ist. Während sich nämlich die Einen, wie vorhin erwähnt, durch den Kurssturz zur Aufgabe ihrer Rentenanlagen bestimmen ließen, ist das Interesse der Anderen durch den Glanz unserer Industrie abgelenkt worden. Das Bedenkliche dieser Mobilisirung allergrößten Stiles ist hier schon oft dargelegt worden. Das vermag aber nichts an der Thatsache selbst zu ändern, daß die Regirungen ein Zuströmen von Kauflustigen aus den Kreisen, die ihnen untreu geworden sind, noch auf lange Zeit hin schwerlich erwarten können. Wo die Lust am Aktienerwerb nachläßt, fangen jetzt Bezugsrechte an, zu interessiren, und erweitern noch die betreffenden Investirungen. Freilich: Herr von Miquel machte sich in seiner Herrenhausrede die Sache recht leicht. Die Industrie erwähnte er gar nicht und seine ganze Weisheit gipfelte in dem Satz: der Rückgang der Papiere erkläre sich daher, daß wir in Deutschland weniger gewohnt seien, unsere Kapitalien in Staatspapieren anzulegen! Gewohnt? Gewöhnt worden seien, hätte er sagen dürfen. Diese unaufhörliche Anspannung unserer eigenen und der vom Auslande geborgten Baarmittel hat die Banken bereits dahin gebracht, am Liebsten zu allen neuen Zumuthungen nein zu sagen. Nur verbietet sich Das da von selbst, wo ein Stehenbleiben der Betriebe ein Rückschritt wäre. Dieser Zustand der Gebundenheit unserer Banken, in Verbindung mit der Uebersättigung des Publikums an industriellen Obligationen aller Art, bildet offenbar eine neue Etappe unserer wirthschaftlichen Bewegung. Wohin Das führen wird, ist einstweilen nicht zu sagen. Allerlei seltsame Dinge gehen vor sich, — Dinge, von denen die sonst so geschwätzige Presse nichts zu berichten weiß. Da giebt eine bedeutende Gesellschaft, deren Aktien mit hohem Agio gehandelt werden, eine Bilanz heraus, in der Arbeitausführungen des nächsten Jahres als bereits in Angriff genommen behandelt werden. Eine noch größere konkurrirende Gesellschaft ist durch ihre Einzahlungen so flüssig, daß sie durch ihre Bankiers enorme Reportirungen an der Börse ausführen lassen kann. Andere vielgenannte Unternehmungen machen auffällige Metamorphosen durch und außer einigen Direktoren scheint Niemand zu ahnen, wie schwer ihnen die nächsten drei Jahre fallen werden. Auswärts kommt für uns zur Zeit London in Betracht, wo das Kapital unsere Industriewerthe und ihre ausländischen Dependenzen in jeder Höhe aufnimmt, und der pariser Rothschild, dessen Waarenabtheilung doch nicht ewig feiern kann. Ohnehin sind die gehässigen Angriffe, denen er in Frankreich ausgesetzt ist, ganz danach ange-

than, ihn der ausländiſchen Induſtrie in die Arme zu treiben. Das kann durch die Weltausſtellung nur noch beſchleunigt werden. Sie wird, wenn alle Hoffnungen in Erfüllung gehen, den Pariſern mit Hilfe des Auslandes eine Milliarde einbringen und unſere Großgewerbe haben Ausſicht, noch einmal im hellſten Glanz zu ſtrahlen. Später werden wir mit Amerika und auch mit England, deſſen Kräfte ſich wieder mächtig regen, zu rechnen haben.

Alle dieſe Momente ſpielen ihre mehr oder weniger verdeckte Rolle in der Entwickelung unſerer Staatspapiere. Je verſchlungener dadurch die Fäden werden, deſto einmüthiger und planmäßiger ſollten aber die deutſchen Finanzminiſter handeln, und zwar nicht nur, wenn ſie neue Steuern ausklügeln. Pluto.

Zuchthaus-Jubiläum.

Zu einer höchſt eigenartigen Feier geſtaltete ſich das fünfundzwanzigjährige Zuchthaus Jubiläum des bekannten Schränker-Ede, das dieſer Tage in Moabit — leider bei verſchloſſenen Thüren — begangen wurde. Eine zahlreiche Deputation der angeſehenſten Sträflinge überreichte dem noch im rüſtigen Mannesalter ſtehenden Jubilar, dem man zur Feier des Tages eine neue Zwangsjacke angezogen und den Kopf friſch raſirt hatte, die Feſtmedaille mit der von Ketten umkränzten „25“ und als Sinnbild ſeines früheren Wirkens einen Dietrich aus getriebenem Katzengold. Die Anſprache hielt ſein älteſter Freund, der „ſcharfe Lude“, als Meſſerheld viel gefeiert. Er pries in bewegten Worten das fünfundzwanzigjährige ſtille Wirken des Jubilars in der Anſtalt, das ihm wohl die Ehrenſtellung eines „Altſitzers“ verbürge, und beleuchtete dann im Allgemeinen die wachſende Bedeutung der Zuchthausbildung für die Erziehung des Volkes: mit Recht bemühe man ſich jetzt von allen Seiten, ſie immer weiteren Kreiſen zugänglich zu machen (Beifall) und auch die höheren Schichten, vorzüglich aber den Adel, nicht davon auszuſchließen (Hört, hört!). In der That entſpreche auch keine Art der Erziehung mehr der deutſchen Sinnesrichtung; die Seßhaftigkeit ſei von jeher eine urdeutſche Tugend geweſen (Beifall rechts), jede Freizügigkeit ſei durchaus vom Uebel (lebhafter Beifall rechts) und Zucht und Sitte gehörten zuſammen (Zuſtimmung im Centrum), wie Zuchthaus und Sitten-Kontrole. (Zwiſchenruf: Heinze!). Um ſo mehr brauche man Männer, die ein ſo leuchtendes Beiſpiel in ſich geſchloſſener deutſcher Zuchthäuslichkeit darböten, wie der verehrte Jubilar; möge er noch lange ſeine Thätigkeit der Anſtalt widmen (Bravo!).

Sichtlich gerührt erhob ſich hierauf der Gefeierte von ſeiner Pritſche und dankte in längerer Rede: den letzten Wunſch ſeines Vorredners könne er zwar nicht erfüllen; er habe nun fünfundzwanzig Jahre abgemacht (Rufe: Da capo! Heiterkeit) und gedenke ſich nach Verbüßung von noch drei Monaten Zuſatzſtrafe ins Privatleben zurückzuziehen; höchſtens auf eine bedingte Verurtheilung würde er es allenfalls noch ankommen laſſen. Sein Intereſſe für das Zuchthaus werde jedoch ſtets das ſelbe bleiben; verwirkliche es doch, wie keine andere moderne Einrichtung, die höchſten Ideale der Menſchheit: Freiheit, Gleichheit Brüderlichkeit (Unruhe rechts). Mit der Freiheit hapere es vielleicht hier und da noch Etwas (Heiterkeit), aber die Gleichheit ſei eine vollkommene und eben ſo die Brüderlichkeit, denn Alle ſeien Zuchthausbrüder (Zuſtimmung). Leider werde Dies jetzt durch das Eindringen von Elementen gefährdet, die nicht hierher gehörten. Schon den ungeſtümen Andrang der Ariſtokratie zum Zuchthauſe könne er wenigſtens nicht freudig begrüßen: der frivole Ton der Spielſäle ſtimme nicht zu der guten altpreußiſchen Anſtaltstradition (Sehr wahr!). Und dabei glaubten dieſe Eindringlinge noch etwas Beſſeres zu ſein als alteingeſeſſene Sträflinge; ſie ſchöpften das Fettauge von der Suppe ab und verlangten die dickſten Kohlſtrünke für ſich (Murren). Möge man ſie doch nach den Ladronen-Inſeln deportiren und dort mit den Haifiſchen tempeln laſſen (große Heiterkeit). Und nun wolle man gar durch die ſogenannte Zuchthaus-Vorlage einen weiteren unlauteren Wettbewerb um das Zuchthaus ſchaffen! Da ſei es denn doch mindeſtens an der Zeit, Kompenſationen zu fordern (Aha! Stimmt! Feſte!), deren nähere Erörterung er empfehle; keine ſchönere Frucht ſeines Jubiläumstages könne er ſich denken als eine ſaftige Kompenſation (Beifall).

Hierüber entſpann ſich alsbald eine lebhafte Debatte, bei der mehrere Redner zur Anſtalt-Ordnung gerufen werden mußten und die ſich auch auf Fragen lokaler Natur, wie die Verbeſſerung der Akuſtik zwiſchen den Zellen, eine geſchmackvollere Ausſchmückung des Arbeitſaales u. ſ. w., erſtreckte. Die Schlußberathung ſoll im Plenum — beim Wolle-Raſpeln — ſtattfinden.

Dann folgte unter Aufſicht der Inſpektoren ein zwangloſes Zu ſammenſein bei der Hafergrütze; hierbei wurden gemüthliche Tiſchlieder, wie: „Grad aus dem Zuchthaus komm' ich heraus“ — und: „Die Moabiter Handſchell'n ha'n a ſchönes Geläut'“ — nach alter Weiſe geſungen, auch einige kräftige Ketten-Salamander gerieben; und nach einer reizenden Aufführung des netten Einakters: „Unter Polizei-Aufſicht“, vom Kaſchemmen-Hugo (Muſik von Bummke), erfolgte erſt in ſpäter Stunde der Abſchluß des erhebenden Feſtes und der Zellen der Feſttheilnehmer. Otto Reinhold.

Messalina.

Albert Honorius Karl, Fürst von Monaco, der, trotzdem er, wie es scheint, ein politischer Freund des Deutschen Reiches ist, in der deutschen Presse bisher sehr übel behandelt und Spielhöllenfürst und Bordellverpächter gescholten wurde, ist plötzlich zu hohen Ehren gekommen: er wird als erleuchteter Monarch, als Musterregent, als milder Menschenfreund und ernster Gelehrter in allen Hymnentönen gepriesen. Warum? Weil er der Frau Lucie Dreyfus einen artigen Brief geschrieben und sie mit ihrem Gatten, den er für unschuldig hält, auf eins seiner aus sauberen Quellen mit Wasser versorgten Schlösser geladen hat. Zwar versagen im Rang oder durch Geburt hoch Stehende sich gewöhnlich das reizende Vergnügen, in ein schwebendes Gerichtsverfahren einzugreifen; und der Fürst von Monaco, der im Grunde ein Lehnsmann Frankreichs ist, sollte jede Einmischung in die innere Politik des Landes, das ihn, den Herrn von Blancs Gnaden, und sein Treiben duldet, besonders ängstlich meiden. Auch hat ein hoher Herr, dessen Prunk nur durch die Ausbeutung der Gimpel möglich ist, kaum das Recht, mit gerümpfter Lippe von der Menschheit Schmach und Schande zu sprechen und sich als humanen Idealisten aufzuspielen. Doch der Instinkt hat Herrn Albert Honorius Karl richtig geleitet. Die sonst üblichen Maßstäbe werden, wo es sich um die Angelegenheiten der Familie Dreyfus handelt, flink in den Winkel geräumt. Alfred Dreyfus ist auf der Teufelsinsel entsetzlich gemartert worden — daß er trotzdem auf dem „Sfax" noch köstliche Konserven bei sich hatte, die er den Schiffsoffizieren vergebens anbot, war wohl nur ein Zufall —: wer Alfred Dreyfus Gutes erweist, Der muß auf der Menschheit Höhen heimisch sein. Die Fürstin von Monaco, die frühere Herzogin von Richelieu, ist eine geborene Heine, ein Sproß der hamburgischen Bänkerfamilie; ganz unverständlich ist also die Sympathie des Fürsten mit dem Manne, in dem er ein Opfer des Antisemitismus sieht, gerade nicht. Die Fürstin protegirt seit Jahren einen — auch antisemitischen Angriffen ausgesetzten — Komponisten, der sich Isidor de Lara nennt und dessen höfische Beziehungen einen boshaften Witzbold zu dem mot gestimmt haben, man solle an die Mauer des Fürstenpalastes an der Riviera den Satz schreiben: Ici dort de Lara... Eben kommt nun über den Kanal die Kunde, eine Oper dieses Herrn, dessen Talent recht gering geschätzt wird, werde nächstens im londoner Covent-Garden-Theater aufgeführt werden, wo sie, von dem funkelnagelneuen Ruhm des den Komponisten schirmenden Paares bestrahlt, sicher ihr Publikum finden wird. Die Oper heißt „Messalina". Nachdem hitzige Dreyfusleute sogar in Beethovens „Fidelio" Anklänge an das Schicksal des auf die Teufelsinsel Verbannten und seiner Leonore-Lucie gefunden haben, wird man vielleicht auch das Werk des Herrn de Lara nach Anspielungen durchschnüffeln. Zu einer Messalina gehört ein Claudius. Und wie Tiberius Claudius Drusus Nero Germanicus, Caligulas Günstling und Messalinens Gemahl, ist ja auch Albert Honorius Karl ein Gelehrter. Hat Jener das lateinische Alphabet um drei Buchstaben bereichert, so hat Dieser, wie wir jetzt hören, die Tiefseeforschung wissenschaftlich gefördert. Und wie Jener den Freigelassenen Narcissus und Pallas sein Herz schenkte, so hat Dieser den freigelassenen Dreyfus an seine reich besetzte Tafel geladen. Ob die Aehnlichkeit noch weiter geht: darüber werden vielleicht die Stammgäste von Monte Carlo, wird am Besten Herr Isidor de Lara Auskunft zu geben im Stande sein.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: Jn Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 22. Juli 1899.

Drei Gespräche über Religion.

I.

Philalethes: Siehe, wer wandelt da gedankenvoll unter blühenden Bäumen?

Paulus: Guten Tag, alter Freund; ich komme vom Festmahl zu Ehren des Geburtstages des Fürsten und mußte Dich leider dabei vermissen.

Philalethes: Du weißt, daß ich seit lange Festmahle als Teufelswerk betrachten muß. Dich freilich nöthigt Deine Stellung zur Theilnahme; aber auch an Dir vermisse ich die erheiternde Wirkung des Festes.

Paulus: Gedanken, die schon in den letzten Tagen mich bewegten, kamen mir heute aufs Neue und zeigten mir Dunkles hinter dem Hellen. Daheim, im Amte, nimmt mich des Tages Sorge in Anspruch, hier aber, in diesem stillen Badeorte, wo ein freundliches Schicksal mich mit Dir, dem Genossen meiner Jugend, zusammengeführt hat, öffnet sich der Sinn für weiter ausgreifende Betrachtungen.

Philalethes: Laß hören, was Dein Herz bedrängt. Wir wollen uns auf diese Bank setzen und, die Blicke auf das liebliche Thal richtend, mit einander philosophiren, wie wir es früher thaten.

Paulus: Es waren heute Mittag „die Vertreter von Bildung und Besitz" vereinigt, so viele es Deren hier zu geben scheint — Anwesende natürlich ausgenommen —, es wurden viele Reden gehalten und auch nach Tisch wurden lebhafte Gespräche geführt. Man konnte dabei sehen, was den Leuten am Herzen liegt. Da wurde begeistert geredet vom Reich, vom Volksthum, von Kolonien, von den gewaltigen Fortschritten und dem Segen der Wissenschaft, von der Bedeutung der Industrie und des Handels, von Politik und Sozialismus, von der sogenannten Frauenfrage und der Erziehung, kurz, von allem Möglichen. Der Präsident hatte in seinem Trinkspruch auf den

Fürſten unter deſſen Tugenden auch ſeinen kirchlichen Sinn gerühmt; „denn“, ſagte er, „die Religion muß dem Volk erhalten werden“. Dieſen Gedanken griff der Superintendent auf und führte ihn nach ſeiner Weiſe aus. Während der Rede des Geiſtlichen bemerkte ich zwar nur bei Einigen Gähnen oder ein ſpöttiſches Lächeln; aber unbehaglich war ſie offenbar den Meiſten. Später klopfte ich des Verſuches halber bei Dem und Jenem an und begann von der Bedeutung der Religion zu ſprechen. In der höflichen, aber kühlen Zuſtimmung war die Ablehnung nicht zu verkennen. Kurz, ich erkannte bei dieſer Gelegenheit von Neuem, wie trotz der geiſtigen Regſamkeit der Geſellſchaft ihr Sinn den religiöſen Fragen verſchloſſen iſt, wie in der modernen Einrichtung die Religion ſozuſagen als ein reſpektables, aber praktiſch nicht verwendbares Ausſtattungſtück angeſehen wird.

Philalethes: Zu Deiner Schilderung kann ich Dir ein Gegenſtück liefern. Geſtern Abend beſuchte ich eine Volksverſammlung in der benachbarten Kreisſtadt. Ein Wanderprediger donnerte gegen den Wunderglauben und gegen die Pfaffen. Trotz einzelnen Aeußerungen des Beifalls war die in der Hauptſache aus Arbeitern beſtehende Zuhörerſchaft offenbar durch den Vortrag gelangweilt. Als zweiter Redner trat ein Arbeiter auf und Dieſer erklärte: Religion ſei Privatſache, ſie hätten ſich mit wichtigeren Dingen zu beſchäftigen. Dann berichtete er über einen neuen Strike in der Hauptſtadt und nun folgten Alle ſeinen Ausführungen mit der lebhafteſten Theilnahme.

Paulus: Siehſt Du auf der entfernten Höhe das kleine Dörfchen, deſſen Kirchthurm eben von der Sonne beſchienen wird?

Philalethes: Gewiß.

Paulus: Dort war ich am vergangenen Sonntag. Die Gemeinde kam faſt vollzählig in die Kirche und ich konnte während des Gottesdienſtes bemerken, daß ſich die Leute, von denen offenbar die große Mehrzahl arm iſt, wohl fühlten. Es lag auf den Geſichtern eine — ich möchte ſagen: ernſte — Heiterkeit und die durchaus nicht ſchönen Stimmen ſangen die alten Lieder ſo eifrig, daß mich eine Art von Rührung ergriff. Beim Verlaſſen der Kirche beteten Viele an den Gräbern ihrer Angehörigen. Der Geiſtliche, ein einfacher, aber wohlwollender Mann, der mich durch das Dorf führte, rühmte mit warmen Worten den frommen Sinn der Gemeinde, ihre Nüchternheit, ihren Fleiß, die Ehrfurcht der Jüngeren vor den Eltern und den Alten, die Tapferkeit der Leute in Krankheit und Noth und ihre fröhliche Zuverſicht im Sterben.

Philalethes: Es iſt gar nicht daran zu zweifeln, daß die Religion Dem, der ſie hat, größere Wohlthaten erweiſen kann als irgend eine Macht der Erde. Das Schlimme iſt nur, daß man gerade Das nicht hat, was man braucht.

Paulus: Eben dieſer Gedanke bedrückt mich. Die Statiſtik lehrt uns, daß Trunkſucht, Verbrechen, Irrſinn viel raſcher wachſen als die Zahl der

Bevölkerung. Die nächste Ursache dieser und anderer Uebel ist zweifellos die Noth des Lebens. Das wichtigste Heilmittel ist daher Besserung der Lebensverhältnisse. Doch Niemand kann erwarten, daß die Noth gänzlich beseitigt werden könne. Wer weiß nicht, daß in der Welt, wie sie ist, eher das Leben erlischt als die Noth? Also angenommen, wir fänden die besten politischen und sozialen Einrichtungen, so würde immer noch ein bedenklicher Rest der Noth bleiben. Wir würden danach suchen müssen, was etwa die Noth des Lebens weniger fühlbar machte und wie dies hohe Gut Allen zugänglich gemacht werden könnte. Nun aber finden wir schon ein solches Gut und sorgfältig entwickelte Einrichtungen zu seiner Verbreitung vor, nämlich die Religion und ihre Form, die Kirche. Der Blick auf das Ewige giebt dem Gläubigen im Unglück Trost und im Sturm des Lebens Frieden. Die Hoffnung auf endliche Gerechtigkeit und zukünftige Vergeltung erleichtert Leben und Sterben. Die Welt des Glaubens wölbt sich sozusagen über der Wirklichkeit wie ein Reich des Friedens, in das der Gläubige jederzeit flüchten kann und aus dem er neugestärkt zur Arbeit zurückkehrt. Die faßliche Gestalt dieses Idealen aber ist in der Kirche gegeben, deren ehrwürdige Lebensformen das Alltagsleben verschönen und deren Heilmittel auch dem Aermsten zugänglich sind.

Philalethes: Das hast Du sehr schön gesagt. Gestatte mir jedoch die Bemerkung, daß der von Dir erwähnte Präsident ähnlich zu denken scheint und daß Ihr, er wie Du, Etwas verschenken möchtet, das Ihr selbst nicht besitzt.

Paulus: Du drückst Dich ein Wenig hart aus.

Philalethes: Täusche Dich nicht. Die sogenannten Gebildeten machen der Religion eine Verbeugung, obwohl sie keine Verwendung für sie haben, weil sie glauben, sie möchte gut sein zur Zügelung des Volkes. Dieses empfindet vielfach geradezu Abneigung gegen die Religion, weil es jenen Gedanken der Gebildeten kennt. Du und Deinesgleichen, Ihr seht tiefer und möchtet aus gutem Herzen dem Volk Religion verschaffen, aber auch Ihr seid moderne Menschen, auch durch Euch geht der Riß, der Gestern und Heute trennt, und was Ihr wünscht, Das könnt Ihr nicht erfassen.

Paulus: Ich muß freilich gestehen, daß auch ich keine der geltenden Kirchenlehren anzuerkennen vermag, aber ich hege doch die Hoffnung, es möchte gelingen, den schönen und unvergänglichen Kern der Religion aus der Schale der historischen Gebilde zu lösen und uns zu erhalten.

Philalethes: Im Grunde hoffe ich Das auch; aber was ist dieser Kern?

Paulus: Nun, ich denke, zunächst der Glaube an Gott und an ein Jenseits.

Philalethes: Das dachte man vor hundert Jahren auch, aber man hat nicht viel damit erreicht. Mir scheint der Irrthum der Aufklärung darin zu liegen, daß sie den religiösen Glauben mit einem philosophischen Glauben verwechselte.

Paulus: Erkläre mir Das näher.

Philalethes: Du wirſt Dich der theologiſchen Erörterungen über den Begriff des Glaubens erinnern. Sie laufen darauf hinaus, daß da, wo fides ſteht, nicht fides, ſondern fiducia gedacht werde. Ehrlicher als dieſe Künſte iſt der Ebräerbrief. Er ſagt: „Es iſt aber der Glaube eine gewiſſe Zuverſicht Deſſen, das man hoffet und nicht zweifelt an Dem, das man nicht ſiehet.“ Mit anderen Worten: Gewißheit über Das, was man nicht weiß. Gewißheit, darauf kommt es an, nicht auf Fürwahrhalten überhaupt; ohne Gewißheit giebt es keinen religiöſen Glauben. Sieht man Das ein, ſo erkennt man ohne Weiteres, daß der wiſſenſchaftliche Sinn der Tod des Glaubens iſt. Es iſt nicht richtig, daß die Ergebniſſe der Wiſſenſchaft das eigentlich Gefährliche ſeien. Zwar hat die Lehre des Kopernikus der chriſtlichen Weltauffaſſung eine unheilbare Wunde beigebracht, aber zur Noth ließe ſich mit dieſen und anderen wiſſenſchaftlichen Lehren auskommen. Nein, der wiſſenſchaftliche Geiſt iſt der Feind des Glaubens. Er muß ſeiner Natur nach an Allem zweifeln, er will, daß die ſubjektive Gewißheit mit der objektiven Gewißheit zuſammenfalle, daß alles Nichtgewiſſe nur den ihm zukommenden Grad von Wahrſcheinlichkeit habe.

Paulus: Wenn Das ſo iſt, ſo hat freilich die Kirche mit ihrer von vorn herein vorhandenen Abneigung gegen die Wiſſenſchaft nur allzu ſehr Recht. Mich wundert dann nur, daß im Lauf der Zeiten ſich noch ſo viel vom religiöſen Glauben erhalten hat.

Philalethes: Weil die wiſſenſchaftliche Denkweiſe unnatürlich iſt. Das Glauben iſt das Natürliche: es iſt vor dem Zweifel da und alle menſchlichen Neigungen ſuchen es zu erhalten. Das Kind glaubt Dem, was ihm geſagt wird, denn es lernt das Wort nur durch Anknüpfung an Thatſachen verſtehen und es knüpft umgekehrt an das Wort die Thatſache. Eben ſo verhält ſich der natürliche Menſch: er hat keine Gründe nöthig, zu glauben, wohl aber Gründe, nicht zu glauben. Erſt wenn lange Erfahrung gelehrt hat, daß die Wahrnehmung trügt, das Denken Fehler macht, Andere uns wiſſentlich oder unwiſſentlich falſch berichten, können die Begriffe des Zweifels und der Wahrſcheinlichkeit ſich bilden. In eben dem Grade, wie Schärfe und Deutlichkeit des Denkens wachſen, nimmt die Summe des Gewiſſen ab. Während für den wiſſenſchaftlichen Menſchen nur vernünftige Gründe gelten, beruht das Meiſte, was die Menſchen wirklich glauben, auf Achtung und dem Verlangen nach Luſt, d. h. das Meiſte wird für wahr gehalten, weil es als wahr überliefert wird und weil es angenehm iſt, daran zu glauben. Die Gewißheit iſt an ſich luſtvoll, die Ungewißheit unluſtvoll. Kommt dazu, daß das Geglaubte ſchön oder nützlich oder Beides iſt, ſo erreichen die praktiſchen Gründe zum Glauben eine Stärke, die ausreicht gegen Vieles.

Paulus: In Dem, was Du da ſagſt, ſteckt ein gehöriges Stück Kulturgeſchichte. Indeſſen, Ueberlegung kann doch auch Gewißheit erzeugen.

Philalethes: Im strengen Sinn des Wortes nicht. Wir sind gewiß, daß wir Das und Jenes wahrnehmen, wir sind des Wissens a priori gewiß und Dessen, was richtig daraus erschlossen ist. Aber alle Erfahrung und Alles, was aus der Erfahrung je erschlossen wird, hat nur Wahrscheinlichkeit. Freilich giebt es eine Wahrscheinlichkeit, die praktisch von der Gewißheit nicht verschieden ist. Ich kann z. B. mit Recht sagen: Ich bin gewiß, daß ich sterben werde, — obwohl die Sache nur sehr wahrscheinlich ist. Jedoch darf man nicht vergessen, daß es sich bei den Gegenständen des religiösen Glaubens immer um Dinge handelt, bei denen nur eine verhältnißmäßig geringe Wahrscheinlichkeit erreicht werden kann.

Paulus: Die Philosophen aber sind der zuletzt von Dir ausgesprochenen Meinung nicht gewesen; sie haben immer ihre Lehren für gewiß gehalten.

Philalethes: Allerdings haben sie Das meistens gethan, aber in eben dem Grade entbehrten sie des wissenschaftlichen Sinnes. Die meisten Philosophen waren eine Art von Dichtern und Jeder von ihnen gründete sozusagen eine Privatreligion. Wissenschaft kann man ihr Verfahren nicht heißen.

Paulus: Mir scheint, Du willst die Möglichkeit einer Metaphysik bestreiten.

Philalethes: Durchaus nicht. In dem Sinne freilich, daß Metaphysik eine Wissenschaft aus allgemeinen Begriffen wäre, deren Sätzen Nothwendigkeit zukäme, leugnen alle verständigen Leute das Vorhandensein einer Metaphysik, — und Du mit ihnen. Wenn man aber unter Metaphysik die Vermuthungen versteht, die auf Grund einer möglichst umfassenden Erfahrung mit Hilfe rechter Schlußweisen über das Jenseits der Erfahrung aufgestellt werden, so fällt jeder berechtigte Einwand weg.

Paulus: Schreibst Du allen in Deinem Sinne metaphysischen Sätzen nur geringe Wahrscheinlichkeit zu?

Philalethes: Nein, denn der Satz, daß Du eine Seele, d. h. ein Innenleben, habest wie ich, oder gar der, daß mein Pudel eine Seele habe, gehören im Grunde zur Metaphysik. Je weiter aber die Schlüsse greifen, um so geringer wird die Wahrscheinlichkeit und alle die metaphysischen Anschauungen über die Gegenstände des religiösen Glaubens können ihrer Natur nach nicht mit großer Sicherheit auftreten.

Paulus: Nach Alledem würde nicht sowohl der Inhalt als die Form der Sätze den Unterschied zwischen Religion und Metaphysik ausmachen.

Philalethes: Gewiß, man könnte sich sogar denken, daß ein Metaphysiker auf dieselben Sätze käme, die den Inhalt einer geoffenbarten Religion bilden, und trotzdem würde der Graben unausgefüllt bleiben. Nicht Wenige z. B. halten es für wahrscheinlich, daß die Individualität eines Menschen mit dem Tode nicht ganz erlösche; es werden da gewisse Erfahrungen, Analogien, Zweckmäßigkeitgründe u. s. w. angezogen. Man nennt Das wohl

einen Unſterblichkeitglauben; aber was iſt dieſes künſtliche, ſchattenhafte Gebilde neben dem lebendigen Glauben des Chriſten on ſein Jenſeits, das ihm gewiſſer iſt als der Sonne Licht?

Paulus: Ich muß geſtehen, daß ich nicht recht weiß, wie ich Dir widerſprechen könnte. Jedoch bliebe noch die Möglichkeit, daß der anfangs ſchwankende Glaube des Denkenden allmählich feſt und dann dem religiöſen Glauben ähnlich würde.

Philalethes: Von vorn herein iſt ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem religiös Gläubigen und dem wiſſenſchaftlich Denkenden der, daß Jener ſagt: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben", d. h. daß er glauben will, während Dieſer jede Beeinfluſſung ſeines Denkens durch ſein Wünſchen für etwas Ungehöriges, Tadelnswerthes hält und genau weiß, daß er gar nicht glauben kann, wie er will. Der Gläubige hält die „gewiſſe Zuverſicht" nicht nur für etwas Angenehmes, ſondern für etwas an ſich Gutes, der Denkende dagegen ſcheut ſich vor ihr gerade aus moraliſchen Gründen; ſein Gewiſſen treibt ihn dazu, ſo viel und ſo lange wie möglich zu zweifeln. Nun kommt das von Dir erwähnte Feſtwerden der Ueberzeugungen freilich alle Tage vor, aber es handelt ſich dabei um eine menſchliche Schwäche, um ein Nachlaſſen der Kraft und der Beſonnenheit. Viel Werth iſt daher auf einen ſolchen ſteif gewordenen Glauben nicht zu legen und es lohnt ſich nicht, viele Worte darum zu machen.

Paulus: Du Grauſamer, ich kann Dir nicht entrinnen. Laß uns morgen weiter reden, denn heute iſt die Sonne untergegangen und es wird mir kalt.

II.

Philalethes: Ei, da ſitzeſt Du ja ſchon auf unſerer Bank von geſtern.

Paulus: Ja, mich verlangt, unſer Geſpräch fortzuſetzen. Zunächſt möchte ich Dich fragen: Iſt es beſſer, zu ſchweigen, d. h. die zerſetzende Kritik, mit der dem religiöſen Glauben die Axt an die Wurzel gelegt wird, den Wenigen, die für ſie reif ſind, vorzubehalten, oder ſoll man die Verneinung verkünden? Thatſächlich gewährt doch noch Vielen der Glaube Troſt und Hoffnung und vielleicht iſt der Schaden der Kritik größer als ihr Nutzen.

Philalethes: Mag ein Jeder es mit ſich ſelbſt ausmachen, wie weit er „den ſchwachen Bruder" ſchonen will. Ich für meine Perſon bin nicht für das Verſchweigen, denn das Unvermeidliche möchte ich lieber befördern. Der Uebergang von der naiven Auffaſſung zum wiſſenſchaftlichen Denken iſt nothwendig. Es iſt wahr, er vollzieht ſich langſam und unter Schwankungen; aber es iſt beſſer, ein Freund des Zukünftigen zu ſein als ein Hemmſchuh. Ueberdies iſt der gegenwärtige Zuſtand doch auch nicht ſchön. Unſer Leben iſt durchwachſen von der Lüge, der Zwieſpalt zerreißt das Volk und faſt durch jede Familie geht ein Riß. Wären Staat und Kirche getrennt, ſo ließe ſich die Sache eher ertragen. Jetzt aber zwingt der Staat ſeine Bürger zur

schändlichsten Heuchelei. Jeder nachdenkende Mensch muß anerkennen, daß Niemand glauben kann, was er will; daß Der, dessen Urtheil den kirchlichen Glauben verneint, als anständiger Mensch ihn nicht bejahen kann. Trotzdem zwingt der Staat seine Beamten, nicht durch das Gesetz, aber thatsächlich, sich zu stellen, als ob sie dem Kirchenglauben anhingen. Ein Offizier oder ein Regirungrath, der sich nicht trauen lassen, seine Kinder nicht taufen lassen wollte, könnte sich ohne Weiteres Visitenkarten mit „a. D." bestellen. Wir Alle müssen unsere Kinder in die Schulen schicken und zusehen, daß ihnen da die alten Judengeschichten nicht als Poesie, wogegen nicht viel zu sagen wäre, sondern als bare Wahrheit beigebracht werden. Grausam genug wird erzogen, meine eigene Jugend beweist es mir. Wie jedes Kind, nahm ich vertrauensvoll Das auf, was man mich lehrte. Den Konfirmation-Unterricht erhielt ich bei einem geistvollen und beredten Geistlichen. Ihm gelang es, mich für die christliche Lehre zu begeistern. Von da begann der Zwiespalt. Ich wuchs in freisinnigen Bürgerkreisen auf; was mir heilig war, erregte oft bei den von mir Hochgeschätzten ein mildes Lächeln, dessen Bedeutung mir nicht entging. Peinlich war mir die Gymnasialzeit, denn so scharfsichtig war ich doch, daß ich den widerchristlichen Geist der klassischen Erziehung verstand; mein religiöses eben so wie mein nationales Empfinden litt dauernd im Gymnasium. Daß auch die modernen Klassiker, Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller von Herzen ungläubig waren, diese Einsicht vermehrte meine Noth. Trotz Alledem entschloß ich mich, „Theologie" zu studiren, hoffend, es werde mir doch gelingen. Auch jetzt sah ich bei den Angehörigen der anderen Fakultäten jenes eigenthümliche Lächeln. Ziemlich drei Jahre kämpfte ich, dann wurde ich klar und nahm den Standpunkt ein, auf dem ich als alternder Mann heute noch stehe. Mein liebevoller Vater gewährte mir die Mittel, mich anderen Studien zuzuwenden, aber mein Leben hatte einen Bruch erhalten und der Frohsinn der Jugend war vorüber. War ich schuld an meinem Unglück? Immerhin ist Das nur ein kleines Beispiel. Die Geistlichen werden auf Bekenntnisse verpflichtet, an die sie — oder wenigstens viele von ihnen — nicht glauben. Das öffentliche wie das private Leben ist von kirchlichen Feierlichkeiten und Formen umschlossen, die für einen großen Theil Derer, die sich ihnen unterziehen, nichts als Zwang sind. Die Kinder heucheln aus Liebe zu den Eltern oder die Mütter vergießen Thränen über den Unglauben der Söhne. Die Frau geht in die Kirche, der Mann zuckt die Achseln dazu u. s. w. u. s. w.

Paulus: Ja, lieber Freund, von der Zerrissenheit unserer Verhältnisse und von der Gleichgiltigkeit der sogenannten Gebildeten hier, der Arbeiter dort sind wir ja ausgegangen. Niemand mag die Peinlichkeit des jetzigen Zustandes mehr als ich empfinden. Wenn ich nur einen Ausgang sähe.

Philalethes: Deine Frage war: Kann man dem Volk die Religion er-

halten, mit anderen Worten: Iſt es möglich, rückwärts zu gehen? Darauf ſuchte ich Dir darzulegen, daß es unmöglich iſt, den Glauben zu erhalten, daß die Entwickelung des menſchlichen Denkens mit Nothwendigkeit zur Zerſtörung der gewiſſen Zuverſicht führt, von der der Ebräerbrief ſpricht. Iſt meine Auffaſſung richtig, dann kann freilich die Religion ſo, wie ſie iſt, nicht erhalten werden, denn die gegebene Religion iſt zum großen Theil ein Fürwahrhalten.

Paulus: Ich ſehe, worauf Du hinauswillſt. Du hoffſt auf eine neue Religion.

Philalethes: Nicht eigentlich. Ich meine, daß wir das Rechte ſchon haben, wenn auch verhüllt und mit Fremdartigem verbunden. Um es kurz zu ſagen: Ich denke, daß, wenn man von der vorhandenen Religion Das abzieht, was Metaphyſik iſt, das eigentlich Werthvolle doch zurückbleibe.

Paulus: Das wäre alſo die Moral

Philalethes: O, welches widerwärtige Wort! Welches Bündel von Mißverſtändniſſen, Schulmeiſterei und Profeſſorendünkel! Die wirklichen mores, die Sitte und das ihnen entſprechende Verhalten, die Moralität oder Sittlichkeit auf einen Seite, die ausgeklügelten Lehren der Philoſophen über ein phantaſtiſches Geſetz, über Das, was „ſchlechthin“ gethan werden ſoll, auf der anderen Seite: Das faßt man in Eins zuſammen und hält ſich noch für weiſe.

Paulus: Da wäre ich alſo ſchlecht angekommen. Sage mir, Theuerſter, was iſt denn die Religion, wenn ſie nicht Volksmetaphyſik iſt?

Philalethes: Sie iſt Heilslehre, Anweiſung zur Glückſäligkeit. Wenn man vom Begriff der Religion ſpricht, ſo pflegt man an die alten Ur-Religionen zu denken, geht auf deren Entſtehung ein und leitet ſie theils aus der Furcht vor Gewittern und anderen Erſcheinungen, theils aus dem Glauben an Geſpenſter ab. Alles Das geht uns gar nichts an, denn wir haben es mit Religionen zu thun, die in hiſtoriſcher Zeit von einzelnen Denkern begründet worden ſind, insbeſondere mit dem Buddhismus und dem Chriſtenthum.

Paulus: Vom Buddhismus weiß ich ſehr wenig.

Philalethes: Gerade von ihm ſollte man ausgehen, denn er zählt nicht nur mehr Anhänger, ſondern iſt auch älter und einfacher als das Chriſtenthum. Nichts iſt überraſchender und lehrreicher als die Vergleichung dieſer beiden Religionen. Die Inder und die Juden hatten Das gemein, daß ſie vorwiegend religiöſe Völker waren, daß die Religion in einer Weiſe den Mittelpunkt ihres Lebens bildete wie nirgends ſonſt. Hier wie dort erſchien ein Reformator, der ſozuſagen die Blüthe des religiöſen Volksgeiſtes darſtellte, den verborgenen Kern aus der harten Schale löſte und durch Beſeitigung der Schale auch anderen Völkern das Beſte des indiſchen und des jüdiſchen Geiſtes genießbar machte. Der Prinz Gautama, erzählen die Buddhiſten, wurde durch die Erkenntniß der menſchlichen Vergänglichkeit und des menſch-

lichen Elendes ſchwermüthig. Er verließ Vater, Weib und Kind, Reichthum und Reich, um nach Erlöſung zu ſuchen. Lange Jahre ſuchte er in den Lehren und Kaſteiungen der Prieſter und der Büßer die Wahrheit und fand ſie nicht. Endlich trat die Erleuchtung ein und der Heilige erkannte, daß die ſelbſtſüchtige Luſt die Urſache des Leides iſt, daß, wer auf dem rechten Wege ſein Selbſt überwindet, die Erlöſung erlangt. Dieſe Sätze enthalten eigentlich die ganze Religion Buddhas und ihre erhabene Einfachheit iſt unvergleichlich. In ihnen iſt, wie mir ſcheint, für alle Zeiten das Weſen der Religion ausgeſprochen. Jeder wahrhaft religiöſen Bewegung, die die Welt geſehen hat, liegen ſie zu Grunde und alle Heiligen waren, mehr oder weniger, Erſcheinungen Buddhas.

Paulus: Wenn man aber von dem Buddhismus ſpricht, ſo iſt immer von Peſſimismus, Quietismus, Atheismus die Rede.

Philalethes: Die Ismuſſe beruhen theils auf Mißverſtändniſſen, theils auf Uebertreibung. In gewiſſem Sinne iſt es eine Forderung a priori, daß eine Religion peſſimiſtiſche Vorausſetzungen habe. Sie muß von der Noth des Lebens ausgehen, denn ohne Noth kein Verlangen nach Seligkeit, keine Erlöſung. Glückſälige Menſchen brauchten keine Religion. Doch iſt dieſer religiöſe Peſſimismus keine Lehrmeinung, noch gar eine Berechnung, um wie viel mehr Unluſt als Luſt in der Welt ſei, ſondern einfach ein Hinweis auf die Erfahrung. Daß von den buddhiſtiſchen Lehrern die Welt etwas arg grau in Grau geſchildert wird, Das iſt ohne Weiteres zuzugeben, trifft aber das Weſen der Sache nicht. Der Vorwurf des Quietismus iſt in unſeren Tagen eine gefährliche Anklage, denn Dem wird leicht verziehen, der ſein Leben zum Geldverdienen verwendet, Dem aber niemals, der etwas Höheres kennt als die „nationale Kulturarbeit“. So weit ein buddhiſtiſcher Quietismus wirklich beſteht, iſt er ein Mißbrauch. In den Heiligen Schriften wird von Dem, der ſich zu Buddha bekennt, vielmehr unermüdliche Thatkraft gefordert. Der, der innerlich lebendig iſt, weiß, daß auch ein beſchauliches Leben ein Leben der Arbeit iſt. Atheiſtiſch iſt Buddhas Lehre inſofern, als „ein Gott, der nur von außen ſtieße“, ausdrücklich abgelehnt wird und als der Gottesglaube nicht zum Weſen der Religion gerechnet wird. Doch würde die reine Lehre Buddhas der Gläubige eben ſo gut aufnehmen können wie der Ungläubige.

Paulus: Nun erſt ſehe ich klar: Du biſt ein Buddhiſt.

Philalethes: Durchaus nicht. Meine Meinung iſt nur die, daß das wahre Weſen der Religion nirgends ſo klar und ſo einfach zu erkennen iſt wie in der Lehre Buddhas. Es iſt jedoch nicht zu verlangen, daß wir Buddhiſten werden ſollten. Der Buddhismus wurzelt, eben ſo wie das Chriſtenthum im Judenthum, im indiſchen Geiſte und iſt mit eigenthümlich indiſchen Beſtandtheilen durchſetzt, die vergänglicher Art ſind. Iſt Buddhas Lehre auch freier von metaphyſikaliſchen Auffaſſungen als jede andere Religion,

ſo iſt ſie doch nicht frei von ihnen. Dahin rechne ich die Karma-Lehre, ganz beſonders aber die eigenthümliche Pſychologie. Buddha bekämpft die Selbſtſucht, beſchränkt ſich aber nicht auf das Praktiſche, ſondern kommt immer wieder auf die Darlegung zurück, daß es hinter den ſeeliſchen Zuſtänden kein ſelbſtändiges Ich gebe. Inwieweit die Bekämpfung des Atman ſelbſt berechtigt ſei, kann man dahingeſtellt ſein laſſen; auf jeden Fall haben dieſe theoretiſchen Erörterungen keinen religiöſen Charakter. Die indiſche Neigung zum „Intellektualismus“ berührt uns überhaupt vielfach fremdartig. Durch das Metaphyſikaliſche wird auch der Begriff des Nirwana getrübt. An vielen Stellen bezeichnet Nirwana (Erloſchen) den Zuſtand des Erlöſten, in dem Begierde und Sorge erloſchen iſt, alſo Das, was die Chriſten den „Frieden Gottes“ nennen. Außer dieſer religiöſen hat aber das Wort auch noch eine metaphyſikaliſche Bedeutung und bezeichnet den Zuſtand, in den der Fromme nach dem Tode eintritt. Du ſiehſt aus dieſen Andeutungen, daß ich nicht geſonnen bin, mich den „modernen Buddhiſten“ anzuſchließen.

Paulus: Schön, ich nehme meinen Verdacht zurück. Entſchuldige, daß ich Dich vom Wege abgelenkt habe. Erlöſung durch Ueberwindung der Selbſtſucht iſt alſo nach Deiner Auffaſſung die Religion.?

Philalethes: In der That. Jedoch darf man nicht vergeſſen, daß dieſe Einſicht nicht in das Bewußtſein des Religiöſen einzutreten braucht. Es genügt, daß er ihr gemäß lebt, und thatſächlich iſt ſie ſo klar und deutlich wie in Buddhas Lehre bei den anderen Religionen nicht zu finden. Ich meine, man müſſe ſich die Sache folgendermaßen vorſtellen. Kein lebendes Weſen kann in ſeinem Denken und Thun einen anderen Zweck verfolgen als ſeine Luſt. Alles kommt darauf an, woran man ſeine Luſt findet. Des Nachdenkens wichtigſte Aufgabe iſt jederzeit der Weg zum Glück geweſen, bei praktiſchen Menſchen ſowohl als bei philoſophirenden. In der Praxis aber und eben ſo in der Philoſophie zeigte es ſich mit der Zeit, daß das Verfahren des natürlichen Menſchen nicht zum Ziele führt. Die vergoldeten Nüſſe ſind hohl. Alles, worauf der Sinn des natürlichen Menſchen zunächſt gerichtet iſt, Eſſen, Trinken, geſchlechtliche Befriedigung und Macht, es vermag das Herz nicht auszufüllen. Abgeſehen davon, daß die irdiſchen Güter bald unerreichbar ſind, bald verloren werden, iſt unſer Weſen derart, daß der Genuß ermüdet und, obwohl das Verlangen nie erliſcht, nach Erreichung unſerer Wünſche die dauernde Befriedigung fehlt. So erwächſt die Sehnſucht nach einem Gute, das unabhängig von Glück und Unglück iſt und das „Frieden und volles Genügen“ gewährt. Wider Erwarten wird dieſes Gut gefunden, wenn der Wille ſich wendet, wenn das Ich, dem bis dahin alle Sorge galt, vergeſſen wird. Sicher iſt dieſe Wahrheit zunächſt durch Erfahrung, nicht in Begriffen erworben worden. Man erfuhr an ſeiner Perſon,

daß die „Hingebung“ beglückt, sei es die an einen geliebten Menschen, sei es die an einen Herrn, an die Gemeinde und das Vaterland, an eine Idee.

Paulus: Diese Hingebung ist aber doch noch nicht Religion.

Philalethes: In gewissem Sinne doch, wie wir denn auch von Einem sagen, der sich bei einer Sache ganz vergißt, er diene seiner Sache mit religiösem Eifer. Religion ist die prinzipielle Hingebung, das grundsätzliche Aufgeben, Vergessen, Beiseiteschieben des Ich. Jede Religion stellt die Regeln auf, denen gemäß man leben soll und die oft sehr unpassend religiöse Moral genannt werden. Die Regeln, die nach religiöser Vorschrift den Weg zur Seligkeit bilden, haben mit der Moral, dem Herkommen direkt nichts zu thun. Sie werden mit „Du sollst“ eingeleitet und man hat diese Form mißverstanden, bestritten, verspottet. Aber sie bedeutet weder Das, daß in ihr der Befehl eines Gottes gegeben sei, noch Das, daß sie eine absolute Forderung — d. h. ein Unsinn — sei, sondern das „Du sollst“ heißt einfach, „Das und Das mußt Du thun, wenn Du selig werden willst“, es ist der Wegweiser für den Heilsweg mit befehlendem Zeigefinger. Also: die Regeln der Religion gelten für Jedermann und jede Zeit; die weltliche Hingebung ist von Zeit, Gelegenheit und individuellen Verhältnissen abhängig, die religiöse umfaßt das ganze Leben und sieht von allen Einzelverhältnissen ab.

Paulus: Sollte Deine Auffassung nicht doch ein mehr theoretischer Aufbau sein? Mir scheint, daß ihr nicht nur die allgemein geltende Deutung des Begriffes der Religion widerspricht, sondern auch der Inhalt der gegebenen Religionen.

Philalethes: Du darfst nicht vergessen, daß das Wirkliche nicht mit bewußter Einsicht hergestellt worden ist, daß unsere menschlichen Einrichtungen offenbar unbewußt entstanden sind. Man hat sich tastend fortbewegt, überall ist Neues und Altes, Richtiges und Falsches vermischt. Wollen wir klar sehen, so müssen wir tiefer einzudringen suchen; doch heute reicht die Zeit dazu nicht. Ist es Dir recht, so treffen wir uns morgen wieder.

Paulus: Von Herzen gern. Besonders wünsche ich, zu erfahren, wie sich Dir unsere christliche Religion darstellt.

Philalethes: Also auf morgen!

III.

Paulus: Willkommen, alter Freund! Seit gestern bewege ich Deine Lehren in meinem Herzen, ohne doch zur Klarheit kommen zu können. Spielt nicht in unserer Religion das persönliche Verhältniß zu Gott die erste Rolle und bleibt Etwas von ihr übrig, wenn der Gottesglaube als entbehrlich angesehen wird?

Philalethes: Wir werden da auf das Geschichtliche eingehen müssen. Eine der merkwürdigsten Thatsachen ist die siegreiche Ausbreitung des Christen-

thums. Wie war ſie möglich? Man kann, glaube ich, nur antworten: Das Chriſtenthum ſiegte, weil es die Menſchen beſeligte, weil es ihnen eine Luſt gewährte, die ſie auf andere Weiſe nicht erlangen konnten und die ihnen als ſo groß erſchien, daß alles weltliche Glück und das Leben ſelbſt daneben ihren Werth verloren. Die Frage würde alſo lauten: Wodurch beſeligte das Chriſtenthum die Menſchen?

Paulus: Die landläufige Antwort geht dahin, daß die Hoffnung auf die jenſeitige Herrlichkeit die Lockſpeiſe war. Die Chriſten waren ſelbſt dieſer Meinung, wie der Apoſtel Paulus ſagt (1. Kor. 15): „Hoffen wir allein in dieſem Leben auf Chriſtum, ſo ſind wir die elendeſten unter allen Menſchen.“ „Was hülfe mirs, ſo die Toten nicht auferſtehen? ‚Laßt uns eſſen und trinken: denn morgen ſind wir tot‘.“

Philalethes: Der Apoſtel war mehr Theologe als Pſychologe und thut ſich in den angezogenen Worten großes Unrecht. Es liegt hier ein Beiſpiel von Irrthum über das Motiv vor, einem der Irrthümer, von denen die Geſchichte der Religion wimmelt. Erleben und bewußt Erfaſſen ſind überall Zweierlei. Wie könnte man annehmen, daß die Apoſtel und die Blutzeugen der Kirche nur in Rückſicht auf eine Belohnung nach dem Tode gehandelt hätten? Der Menſch wird an eine vorgeſpiegelte Zukunft niemals Gut und Leben ſetzen, er thut es für die Religion, weil ſie ihm ein gegenwärtiges Gut iſt, weil er ihren Segen nicht erwartet, ſondern wahrnimmt, ſo zu ſagen ſchmeckt und fühlt. Weil das Glück, das er in der Religion findet, größer iſt als jedes andere ihm bekannte, deshalb opfert er ihr alles Andere. Auch der Apoſtel Paulus konnte nur deshalb ſo leben, wie er gelebt hat, weil er in der Religion ſeine Seligkeit ſchon gefunden hatte, nicht erſt ſie von einer unbeſtimmten Zukunft erwartete.

Paulus: Das ſcheint mir richtig zu ſein. Aber nun antworte ſelbſt auf Deine Frage.

Philalethes: Ich möchte mit der Verneinung beginnen. Der Erfolg des Chriſtenthumes lag nicht in ſeiner Metaphyſik. Der Apoſtel Paulus, auf den ich zurückkomme, weil er das junge Chriſtenthum nicht nur vertritt, ſondern es ſelbſt iſt, erblickt den Kern ſeiner Lehre in der Verkündung der Auferſtehung Jeſu von Nazareth. Wäre ein Grieche von der Thatſächlichkeit der Auferſtehung überzeugt worden, ſo hätte er zunächſt darin nur ein höchſt merkwürdiges Naturereigniß ſehen können. Anders faßt der Apoſtel die Sache auf; mit einer wunderlichen Phariſäer-Theologie knüpft er an das fragliche Ereigniß ſeine Lehre von der Rechtfertigung und dieſes unerquickliche Geſpinnſt hält er für das eigentlich Werthvolle, das er den Römern zu geben hat. Es iſt bekanntlich ſehr ſchwer, ſich von den überkommenen Meinungen ganz frei zu machen, und ſelbſt der kühnſte Neuerer

pflegt mehr vom Alten zu bewahren, als er denkt. Der Apostel lehrt: nur der Glaube an den auferstandenen Christus bringt das Heil; im Uebrigen aber hält er an seinen früheren jüdischen Ansichten ganz fest. Daß die jüdisch-christliche Metaphysik die alte Welt überwunden habe, Das ist ein geradezu absurder Gedanke. Thatsächlich wurde sie mit in den Kauf genommen, weil etwas Anderes die Herzen bezwang. Sie galt für die Hauptsache, war es aber nicht, — und so ist es während der ganzen Geschichte der Kirche geblieben. Die Metaphysik, d. h. das Dogma, spielte die erste Rolle, ja, schien oft Alles zu sein, obwohl das Andere allein der Kirche das Leben erhielt und in der Stille wirkte.

Paulus: Ja, was war denn nun „das Andere"?

Philalethes: Es war der religiöse Geist des Judenthumes. Er ist der Sieger.

Paulus: Wie meinst Du Das?

Philalethes: Im Judenthum bildete, ähnlich wie bei den Indern, die Religion den Mittelpunkt des Lebens. Alles drehte sich darum, daß der Wille Gottes geschehe. Die Verwirklichung des Reiches Gottes ist das Ideal des frommen Juden. Als reinste Blüthe des jüdischen Geistes steht Jesus von Nazareth vor uns; er lehrte ja eigentlich nichts Neues, sondern verklärte nur durch Wort und That seines Volkes Geist. Im Judenthum aber war die Religion gebunden und verhüllt durch das Gesetz. Erst, als in der Entstehung des Christenthumes der jüdische Geist diese Puppe verließ, konnte er sich frei entfalten und auf die Welt wirken. Zum Glück besitzen wir in den Briefen des Apostels Paulus die geschichtlichen Belege und deshalb sind wir über diesen Vorgang besser unterrichtet als über sehr viele andere historische Entwickelungen. Als der Apostel zu der Ueberzeugung gekommen war, daß das mosaische Gesetz nicht festgehalten zu werden brauche, bestand seine Predigt in der Verkündigung von dem auferstandenen Christus und aus den Lehren jüdischer Frömmigkeit. Diese waren für ihn nichts Neues; er selbst sagt, daß er von Niemand Lehre angenommen habe, nachdem ihm auf wunderbare Weise die Ueberzeugung von der Auferstehung Christi beigebracht worden war. Es ist also von einer „christlichen Moral" gar keine Rede: die giebt es gar nicht. Alle Verhaltungmaßregeln, die das Neue Testament enthält, sind der Ausdruck jüdischer Frömmigkeit; und auch der Apostel Paulus trägt, so weit er sich nicht in theoretischen Auseinandersetzungen ergeht, einfach Das vor, was er als frommer Jude für das Richtige hält. Das Praktische ist ihm sozusagen selbstverständlich und er legt das Hauptgewicht, als auf das für ihn Neue, auf seine metaphysikalischen Lehren. Für uns, die wir zurückblicken, kann es gar kein Zweifel sein, daß der Erfolg der ersten Christen von ihrem frommen Verhalten abhing, nicht von ihren Ansichten über die Dinge im Himmel. Der Bekehrte wurde selig,

weil er „einen neuen Menſchen anzog“, und ſein Verhalten überzeugte die Anderen, daß doch Etwas an der Sache ſei. Die Theorie wurde hier wie anderswo für das Wichtige gehalten, war es aber nicht. „Denn das Reich Gottes ſtehet nicht in Worten, ſondern in Kraft“ (1. Kor. 4, 20).

Paulus: Du drückſt Dich etwas unbeſtimmt aus. Man unterſcheidet gewöhnlich Ceremonial- und Sittengeſetz. Jenes falle im neuen Bunde weg, dieſes bleibe in Kraft.

Philalethes: Da das „Geſetz“ das ganze Leben des jüdiſchen Volkes regelte, ſo iſt es begreiflich, daß die Beſtandtheile ſehr verſchiedener Art ſind. Auch von dem ſogenannten Sittengeſetz hat nur ein Theil religiöſe Bedeutung. Das eigentlich Wichtige ſind nicht einzelne Vorſchriften, ſondern die fromme Geſinnung iſt es. Durch ſie wird der Menſch exzentriſch, er verlegt ſeinen Mittelpunkt außer ſich. Nicht ſein Gewinn, ſeine Ehre iſt ihm nun die Hauptſache, ſondern Gottes Wohlgefallen. Wenn ich Dich nur habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erde, ſingt der Pſalmiſt. Der Apoſtel ſagt: „Ich lebe aber, doch nun nicht ich, ſondern Chriſtus lebet in mir (Gal. 2, 20). Die Chriſten legen den Ton auf „Chriſtus“, ich meine, es komme auf das „nicht ich“ an. Wer von ſich ſagen kann, daß er nicht mehr ſich ſelbſt lebe, Der iſt fromm, mag das Poſitive Dieſes oder Jenes ſein. Die Frömmigkeit in dieſem Sinne wuchs im Judenthum wie eine Knoſpe, entwickelte ſich zur Blüthe im Chriſtenthum, ſie war das ſtarke Neue für die griechiſch-römiſche Welt, ſie ſiegte.

Paulus: Ich geſtehe, daß mir Deine Auffaſſung gefällt.

Philalethes: Die Kraft des Chriſtenthumes war ein Geheimniß, nur Die konnten ſich von ihr überzeugen, die in das Innere hineingedrungen waren. Die außen Stehenden ſahen nur den jüdiſchen Aberglauben, der den Mantel bildete, und ihnen mußte die ganze Bewegung als unangenehm und räthſelhaft erſcheinen, wie wir es z. B. bei Tacitus ſehen.

Paulus: Immerhin wirſt Du zugeben müſſen, daß die Verweiſung auf das Jenſeits eine wichtige Rolle ſpielte.

Philalethes: Das will ich durchaus nicht leugnen. Sehen wir doch auch heute, daß Dem, der an ein Wiederfinden im Himmel und an eine ausgleichende Gerechtigkeit glauben kann, aus dieſem Glauben ein ſiegreicher Troſt erwächſt. Jedoch iſt der Unſterblichkeitglaube dem Chriſtenthum nicht eigenthümlich; er war in der alten Welt weitverbreitet, — ſtammt doch auch der jüdiſch-chriſtliche Glaube an die Auferſtehung aus Perſien, die Germanen glaubten an Walhall und ſo fort. Ueberdem hat der chriſtliche Himmel für den natürlichen Menſchen weniger Anziehung als die anderen Vorſtellungen vom Jenſeits. Ich möchte daher in der Lehre von den letzten Dingen, die freilich in der Bekehrungpredigt den größten Raum einnimmt, nur ein Hilf-

motiv sehen. Man darf überhaupt nicht verkennen, daß die werbende Kraft der christlichen Lehre vielfach war. Wenn auch nicht in der Verkündigung des Paulus, so trat doch später mit der Verbreitung der Evangelien die rührende Gestalt des Erlösers, sein Leben und sein Wort, in den Vordergrund und warb mit persönlicher Kraft. Eben so wenig unterschätze ich die Bedeutung des Gedankens an einen liebenden Gott gegenüber den mehr oder weniger gleichgiltigen und hochnäsigen Göttern des Alterthumes und der barbarischen Völker. Daß aber das eigentlich Durchschlagende nicht das Dogma war, sondern die Erfahrung, ein frommes Leben mache glücklich: Dies anzunehmen, bestimmt mich, abgesehen von psychologischen Erwägungen, der Hinblick auf den Siegeslauf des Buddhismus.

Paulus: Da wären wir glücklich wieder bei Buddha.

Philalethes: Nun, ja freilich.

Paulus: Ich habe gestern Abend über den Buddhismus nachgelesen und mir scheint, daß da auch Theorie und Praxis verschieden sind. So weit der Buddhismus lebendig ist, scheint die „reine Lehre" überall mit dem Glauben an Götter, und zwar meist mit recht abergläubischem Glauben, durchsetzt zu sein. Diese Betrachtung führte mich auf den Gedanken, daß die Menschennatur selbst neben dem Negativen ein Positives fordert, neben der Entsagung, die die alten Lebenszwecke unbrauchbar macht, einen neuen Lebensinhalt. Auch da, wo der Mensch zum Theil Entsagung übt, als Vater, als Freund, als Glied des Volkes, da entsagt er nicht, um zu entsagen, sondern um der Anderen willen. Wie wäre die prinzipielle Hingebung, um Deinen Ausdruck zu brauchen, möglich, ohne daß ein Anderes „um — willen" einträte? Nun kann aber nur das Höchste diese Stelle einnehmen, das Höchste aber in jedem Sinne nennen wir Gott. Der Fromme thut Das, was er thut, „um Gottes willen". Gott ist also doch unentbehrlich.

Philalethes: Ich gebe Dir ohne Weiteres Recht, so weit das historische Argument reicht. Indessen dürfte es doch eine Stufe geben, auf der das Positive entbehrt werden kann.

Paulus: Eben Das bestreite ich. Denn wir müssen Folgendes überlegen. Buddha sagt: Der auf dem rechten Wege sein Selbst Ueberwindende erlangt Erlösung. Warum soll der Mensch sein Selbst überwinden? Befolgt er die Lehre, ohne nachzudenken, aus Gehorsam, nachahmend, so erlangt er die Wirkung allerdings. Fragt er aber nach dem Grunde, so entsteht die Gefahr, daß die psychologische Einsicht den Gewinn zerstöre. Denn sobald er sich zu seinem eigenen Besten überwinden will, fällt er in die bewußt egoistische Art zurück. Auch ist ja dann das Ziel und die Ueberwindung um des Ich willen eben so wenig befreiend wie sonst ein Ich-Streben.

Philalethes: Hm, — indessen die Erfahrung zeigt doch, daß eben die Sorge um das Heil der Seele das religiöse Motiv ist.

Paulus: Du ſelbſt haſt ſehr richtig, als wir vom Apoſtel Paulus ſprachen, auf den Irrthum über das Motiv hingewieſen. In Wahrheit gehen die Dinge wohl ſo vor ſich, daß der Menſch wie zu ſeinen Künſten und zu ſeinen Tugenden ſo zum religiöſen Leben durch ſeine Natur getrieben wird, daß er bei glücklicher Organiſation inſtinktmäßig das Rechte ergreift und erſt hinterher Gründe für ſein Handeln ſucht. Wäre die Sorge um das Heil der Seele allein vorhanden, ſie erreichte nie die Stärke, die natürlichen egoiſtiſchen Antriebe zu überwinden. Thatſächlich iſt die Selbſtüberwindung nur dann möglich, wenn der Menſch von Natur ſo reich an Liebe iſt, daß dieſer Trieb die Vorherrſchaft erlangt.

Philalethes: Aber mein Beſter, wenn Du den Menſchen ganz zum Triebweſen machſt, ſo wird die religiöſe Lehre ja ganz überflüſſig.

Paulus: So meine ich es denn doch nicht. Der Menſch iſt eben ein Doppelweſen, er handelt theils aus Inſtinkt, theils nach Zwecken. Die Entwickelung geht dahin, das bewußte Leben mehr und mehr zu ſteigern. Daran iſt nichts zu ändern, wir müſſen von der Unſchuld durch Zweifel und Fehlgriffe zur Tugend. So muß auch die unbewußte Religioſität zur bewußten werden und die falſchen Motive gehören nur dem Uebergange an. Wir können gar nicht anders, wir müſſen Motive für das Handeln aufſtellen und es kommt nur darauf an, daß wir die rechten finden.

Philalethes: Das rechte religiöſe Motiv alſo wäre?

Paulus: Alles um Gottes willen zu thun oder aus Liebe zu Gott.

Philalethes: Dann aber ſitzen wir wieder in der Metaphyſik und die erſte Frage lautet: Was iſt Gott?

Paulus: Nenne es Metaphyſik oder anders, auf den Namen kommt nichts an. Im Grunde iſt Das, was ich ſage, nur die Ueberſetzung der unbewußten Religioſität in das Bewußte. Selbſtverleugnung und Mitgefühl ſind nur die zwei Seiten der ſelben Münze. Dieſes iſt, in Begriffe überſetzt, die Erkenntniß, daß wir Eins mit den Anderen ſind, jene iſt der Folgeſatz, daß die Beſchränkung auf das Ich eine Täuſchung iſt. Die durchgehende Selbſtverleugnung ſetzt auch das durchgehende Mitgefühl voraus, die Erkenntniß, daß wir Eins ſind mit allen Weſen, mit der Welt. Daraus ergiebt ſich ohne Weiteres, daß wir uns in der Welt wiederfinden müſſen, daß Das, was unſeren Kern bildet, auch im Herzen der Welt wiederzufinden ſei, daß ſomit ein Gott — in dieſem oder jenem Sinne — vom religiöſen Gefühl gefordert werde.

Philalethes: In dieſem Sinne freilich, alter Freund, möchteſt Du Recht haben. Doch kommt die Nacht herauf, wir müſſen enden.

Paulus: Auf Wiederſehen!

Leipzig. Dr. Paul Julius Möbius.

Das Löwenmaul.

Es war einmal ein Löwenmaul, das ſtand im fernen Süden in dem herrlichſten Garten der Welt, dicht bei Florenz. Eigentlich war es erſt ein Löwenmäulchen, denn es war ſo klein, daß mans kaum ſah, wenn man ſich nicht bückte. Es ſtand im Winkel dicht an der hohen, dicken Mauer, die den Garten umfriedete; dorthin war es geworfen worden, als der alte Gärtner Raffaello die Rabatten gejätet und das Pflänzchen verſehentlich mit ausgeriſſen hatte. Aber das Löwenmäulchen war nicht gewillt, zu verderben, weil eine rohe Hand es mißhandelt und für Unkraut gehalten hatte. Es biß ſich mit ſeinen Wurzelfaſerchen feſt und ſangte ſo viel Kraft aus dem allmütterlichen Boden, daß es nach kurzer Mattigkeit ſich erholte und aufrecht daſtand, kurz und ſtramm, jeder Zoll ein Löwenmaul. Als es größer wurde, ſah es um ſich und merkte, daß es unter lauter nichtsnutzigem, ſchlimmem Unkraut ſtand und viel hören und ſehen mußte, was ihm nicht behagte. Aber auch das Unkraut war ungehalten über den Eindringling, der ihm ein Stückchen Erde fortnahm, und ſetzte ihm hart zu. Auf jeden Angriff jedoch hatte das Löwenmaul eine ſcharfe Erwiderung; Allen, die mit ihm anbanden, zeigte es die Zähne; und es behielt ſtets das letzte Wort. Am Meiſten ärgerten ſich die dummen Brenneſſeln über das patzige, kecke Ding, das was Beſſeres ſein wollte; ſie rückten immer näher heran, ſchoſſen ſchnell in die Höhe und reichten ſich die Blätter, um es zu unterdrücken. Unterdeſſen ſchoben die wilden Himbeeren ihre ſtacheligen Ranken immer weiter vor. Hatten ſie erſt den Kreis vollendet, ſo war das Löwenmäulchen in ihrer Schlinge, dann brauchten ſie ihm nur die langen Dornen ins Fleiſch zu bohren, daß es verblutete. Die kleine Pflanze ſah die Gefahr, dachte aber: „Noch ergeb' ich mich nicht, wozu bin ich ein Löwenmaul?“ Und das Glück war ihm gewogen. Die Ranken und Brenneſſeln kamen einander ins Gehege und in ihrem Zorn über die Unverſchämtheit, die Eins dem Anderen vorwarf, vergaßen ſie ganz das Löwenmaul, das ſie vereint hatten umbringen wollen. Es klemmte ſich dicht an die Mauer, wuchs fleißig weiter und überlegte: „Nein, Dies iſt kein Leben, ich muß fort von hier, fort aus dem gehäſſigen Zank und Streit um ein Stückchen Erdboden, fort aus der Enge und der Häßlichkeit, die mich umgiebt. Hier iſt es kalt und dunkel; ich muß und will in Sonne und Wärme leben. Ach, nur fort von hier, in die Sonne, in die goldene Sonne!“ In der Ferne ſah es den leuchtenden Sonnenſchein über dem Garten liegen, die Blumen öffneten lächelnd ihre Kelche und die Früchte dehnten ſich wohlig in heimlicher Süße. „Das iſts, was mir fehlt“, ſagte ſich das Löwen-

maul, „Das iſts, was ich will: die Sonne. Und nun vorwärts! Aber wo finde ich den Weg? Ueber mir iſt der unendliche Himmel, unter mir das Unkraut, hinter mir die Mauer: alſo muß ich hinüber in den Garten. Aber weit iſts! O ſo weit, ſo weit! In hundert Jahren bin ich wohl dort!“

Dann faßte ſichs ein Herz und ſtreckte ſich vornüber der Sonne entgegen. Aber dabei bog es ſich über eine Winde, die ſchlang ſchnell einen zarten Arm um die Pflanze und klammerte ſich feſt an. Das Löwenmaul empfand bald Beklemmung und Athemnoth, ſo daß es ſich breit machen und die Umarmung der Winde abſchütteln wollte, aber die Winde klammerte ſich feſter und immer feſter und umſpann das Löwenmaul endlich von unten bis oben. „Du machſt mir das Wachſen unmöglich“, keuchte es, „laſſe mich doch los.“ „Ach nein“, flüſterte die Winde, „ich bin ſo zerbrechlich und anſchmiegend und bedarf der Stütze. Ohne Dich falle ich zu Boden. Halte ſtill und trage mich, tapferes Löwenmaul, dafür wärme ich Dich im Winter und Du trinkſt aus meinen Blüthenkelchen.“ „Ich habe keine Zeit“, klagte das Löwenmaul, „ich muß eilig vorwärts zur Sonne.“ „Dann nimm mich mit“, flehte die Winde, „ich laſſe Dich nicht los.“ Schwerer und immer ſchwerer trug das mannhafte Löwenmaul an ſeiner Laſt und ſchmerzlicher, immer ſchmerzlicher ſtöhnte es in ſeiner heimlichen Sehnſucht. So bliebs, bis die zarte Winde verblüht war und das Löwenmaul mit einem Ruck die vertrockneten Ranken ſprengen konnte. Befreit athmete es auf und blickte wieder um ſich. Aber ſchon war ein anderer Feind in der Nähe. Der Epheu war an der Mauer emporgeklettert, bis über den Erdhaufen hinaus, auf dem das Löwenmaul ſtand. Nun faßte der Epheu zu und drückte es gegen die Mauer. „Laß mich los!“ herrſchte das Löwenmaul den Epheu an, „Du biſt ſtark genug, dächte ich, und kannſt allein vorwärts kommen.“ „Sieh doch da“, meinte der Epheu, „Du biſt ja recht ſchnippiſch und nimmſt den Mund voll; Das thun alle Kleinen. Nun ſieh nur zu, wie Du mich los wirſt. Die Mauer gehört mir und Du haſt hier nichts zu ſuchen.“ Und die Ranke preßte das Löwenmaul erbarmunglos gegen die Mauer, daß es ächzte und ſtöhnte. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Das Löwenmaul ſtemmte ſich gegen den Epheu, daß ſeine kleinen Blüthen von der Anſtrengung blau wurden, der Epheu aber war zäh und gefühllos und achtete der Schmerzen des Löwenmauls nicht. Als dieſes ſeine Kräfte langſam ſchwinden fühlte, biß es die Zähne zuſammen und ſagte zu ſich: „Wohlan, ſoll ich erſticken, ſo will ich wenigſtens ohne Klage verſchwinden. Es iſt immer noch beſſer, zu ſterben, als unter Unkraut in einem finſtern Winkel zu leben.“ Damit lehnte es ſich feſt gegen die Mauer und der Epheu drückte aus Leibeskräften nach.

Nach einem Weilchen war es dem Löwenmaul, als fühlte es den Druck nicht mehr; der Schmerz ließ nach, es athmete freier. „Was iſt denn Das?“

dachte es, „hat die tote Mauer mehr Herz als der lebendige Epheu?“ Es biß feſt hinein, — und wirklich: die Mauer gab nach. Das Löwenmaul war, ſtatt auf einen Stein, gerade gegen ein Loch gerathen, das man zum Abzug des Waſſers gelaſſen hatte. Die Oeffnung hatte ſich auf beiden Seiten der Mauer mit Erde verſtopft, in der Mitte aber war ſie hohl geblieben. Als nun das Löwenmaul mit aller Kraft gegen die Oeffnung drückte, gab die Erde ſo weit nach, daß es nicht zerquetſcht wurde, ſondern langſam einen Weg durch die Oeffnung in die Mauer ſich bahnte. Anfangs erſchrak es über die Dunkelheit und die modrige Luft, aber es raffte ſich zuſammen und rief ganz laut, um ſich ſelbſt zu überzeugen, daß es Muth habe: „Löwenmaul! Löwenmaul!“ „Wer ſchreit denn da ſo?“ rief entrüſtet eine alte, fette Gartenmaus. „Wir bewohnen dieſe ehrwürdige Stätte ſeit hundert Jahren und haben ſolchen ungebührlichen Lärm hier noch nicht gehört.“ „Ei, ſo freut Euch doch, wenn ich Euch einmal aus dem Schlafe wecke“, meinte keck das Löwenmaul, neubelebt durch die Gewißheit, daß es auf dem dunklen Wege nicht ganz allein ſei. „Was thut Ihr hier denn eigentlich in der Dunkelheit?“

„Wir philoſophiren“, erwiderte mit würdigem Ernſt die Spinne, die zahlreiche künſtliche Netze über die Mauer gewoben hatte. „Wenn Du klug wäreſt, würdeſt Du in dieſem Tempel der Weisheit bleiben. Aber Du kannſt uns nicht verſtehen, Du biſt nicht gehörig vorbereitet. Wie kommſt Du überhaupt hierher in unſere heilige Mitte?“ „Ich bin auf dem Wege zur Sonne“, ſagte das Löwenmaul, „iſts noch weit dahin?“

„Da ſieh Du ſelber zu“, meinte die fette Maus, „uns iſt die Sonne ganz gleichgiltig.“

„Gleichgiltig?“ rief die Spinne aus einem Netz heraus. „Das iſt nicht richtig ausgedrückt: die Sonne iſt uns verhaßt. Gehörſt Du zu Denen, die Licht und Luft lieben, ſo entferne Dich aus unſerem Bereich, wir haben keine Gemeinſchaft mit Dir!“

Das Löwenmaul ließ ſich Das nicht zweimal ſagen. Es lachte noch einmal heimlich in ſich hinein und dann gings wieder an die Arbeit und taſtete und ſchob ſich den finſteren Weg entlang, Tag und Nacht. Wollte ihm der Muth ſinken, ſo rief es laut ſeinen eigenen Namen. Es war eine dunkle, ſchwere Zeit. Aber alles Schwere nimmt einmal ein Ende und ſo ſtieß auch das Löwenmaul eines Tages gegen den Erdklumpen in der vorderen Oeffnung der dicken Mauer. Ein Weilchen hielt es inne, um tief Athem zu ſchöpfen; dann fing es an, ſich durch den Erdkloß hindurch zu arbeiten, und bohrte und bohrte, keuchend und ächzend, bis die Erde leiſe abbröckelte und einige loſe Stückchen polternd herabfielen. Nun ſah es ſchon einen hellen Schein und neue Hoffnung und neue Kraft durchrieſelten es. Mit Aufbietung aller Kräfte ſtemmte es ſich gegen die Erdwand und .. wirklich .. ſie

giebt nach . . ſie weicht; noch ein Stoß . . und plötzlich rutſcht der ganze Erdklumpen aus der Oeffnung heraus, ſchlägt auf die Straße auf und zerfällt in tauſend Stückchen. Der Weg war frei.

Das Löwenmaul ſtand in der Oeffnung und guckte blinzelnd hinaus, erſt mit einem Auge, damit es ſich an die Helligkeit gewöhnte, dann mit beiden. Da war ja die goldene Sonne! Groß und warm ſtand ſie am tiefblauen Himmel und grüßte das tapfere Löwenmaul mit holdſeligem Lächeln. Die ganze Welt war voll von Sonnenſchein, es flimmerte nur ſo in der Luft und ein weicher, balſamiſcher Hauch liebkoſte ſeine Blätter und machte es innig froh.

Das Löwenmaul ſchaute die Schönheit. Und wie es ſchaute, ſchlief ſein Sehnen ein und es ward ganz ſtill und weich. Kein Laut kam über ſeine trotzigen Lippen und plötzlich ſenkte es ſeine Blätter demüthig nach unten und weinte und ſchluchzte ſo ſelbſtvergeſſen, als ob ſein Herz gebrochen wäre.

Eliſabeth Gnauck-Kühne.

Der Talmud.

Von feindlicher Seite iſt der Talmud als der Ausbund aller Schlechtigkeit als Quinteſſenz aller menſchlichen Bosheit und aller Teufelei, der nur die Juden fähig ſind, hingeſtellt worden, während die Mehrzahl der heutigen Apologeten über ſeichte Lobeserhebungen nicht hinausgelangt iſt. Bedauerlich iſt, daß der in der Oeffentlichkeit geführte Streit kein objektives, wiſſenſchaftliches Urtheil gereift hat; erklärlich iſt es dadurch, daß ſich in der Regel Leute mit dem Gegenſtande befaßt haben, die durchaus nicht dazu berufen ſind. Dem Judenthum abtrünnig gewordene Eideshelfer werden mit Entgegenkommen empfangen; denn in den politiſchen Kämpfen ſieht man von Reinlichkeit leicht ab, — und den Juden hinwieder drängen ſich Freunde auf, die den Talmud in Grund und Boden zu vertheidigen im Stande wären. Die üblichen Gemeinplätze vermögen weder zu überzeugen noch die Wiſſenſchaft zu bereichern.

Eine wirkliche Erſchließung der Literatur, die man gewöhnlich mit dem Kollektivnamen „Talmud" bezeichnet, für die gebildete Welt wäre ein kulturhiſtoriſch bedeutendes und dankenswerthes Unternehmen. Damit es gelänge, wäre nicht nur eine umfaſſende Beherrſchung verſchiedener wiſſenſchaftlicher Disziplinen, ſondern auch eine künſtleriſche Begabung nöthig, die den ſpröden Stoff in die für unſere Zeit geeignete Form zu bringen vermöchte. Vor Allem wären

aber Vorurtheillosigkeit und völlige Unabhängigkeit von den Tagesströmungen und von der Tagespolitik unentbehrlich.

Wer den babylonischen Talmud kennt, mit dem man sich in der Regel allein beschäftigt, Der kennt noch keineswegs die talmudische, geschweige die ganze theologische Literatur des Judenthumes. Mit Recht verglichen mittelalterliche Schriftsteller den Talmud — oder, richtiger gesagt, die talmudische Literatur — mit einem großen und tiefen Meer, auf dem nur seekundige Männer der Richtung sicher sind. Es ist an der Zeit, daß man endlich einmal aufhört, den Talmud als einen einheitlichen Glaubenskodex oder als eine theologische Encyklopädie zu behandeln. Wer würde etwa von der „Moral" der deutschen Literatur sprechen, noch dazu, wenn man unter Literatur auch alle wissenschaftlichen Arbeiten versteht? Aber von einer Moral des Talmud redet man gerade so, als ob es sich in Wahrheit nicht um eine Literatur handelte, die sich beinahe durch ein Jahrtausend erstreckt und zahlreiche Länder von ungleicher Kultur umfaßt hat. Wie verschieden ist die palästinische Judenheit, die unter gebildeten Heiden und später unter Christen lebte, von der babylonischen, die von dem Persismus mächtig beeinflußt worden ist! Der Talmud sollte aus sich selbst, aus Zeit und Umgebung erklärt werden; und ehe man ihn angreift und vertheidigt, sollte man ihn überhaupt verstehen. Die Hagada, d. h. der Theil des Talmud, der sich nicht mit trockener Scholastik begnügt, ist das Vermächtniß des jüdischen Geistes aller Generationen eines Jahrtausends und von sehr ungleichem Werth. Der geschätzte Dichter, Bibelforscher und Philosoph des zwölften Jahrhunderts, Abraham Ibn-Esra, urtheilte zutreffend: „Einiges in der Hagada ist sackgrob, Anderes hingegen ist fein wie Seide."

„Talmud" bezeichnet im eigentlichen Sinne diejenige jüdische Literatur, die in der nachbiblischen Zeit entstanden ist, obschon sie auch Theile aus früherer Zeit enthält. Im engsten Sinne ist Talmud nur die Erweiterung und Erklärung der Mischnah, gesammelt gegen Ende des zweiten oder gegen Anfang des dritten Jahrhunderts nach Christus. Die Mischnah ist im neuhebräischen Idiom geschrieben, leicht verständlich, ohne verschlungene Dialektik und in verschiedene Sprachen, darunter auch in die deutsche, übertragen. Hingegen ist der sich an die Mischnah anlehnende Talmud in dem aramäischen Idiom, der palästinische Talmud im syrischen Dialekt, untermischt mit vielen griechischen Bestandtheilen, verfaßt und von einer so künstlichen Dialektik, daß er nur sehr schwer in einer modernen Sprache wiedergegeben werden kann. Ohne sachliche Erklärung bleibt auch die beste Uebersetzung unverständlich. Um diese fremde und fremdartige Literatur zu erforschen, genügen rein philologische Studien nicht, da der Talmud ziemlich alle wissenschaftlichen Disziplinen streift, — natürlich in dem Umfange, wie sie zu jener Zeit bekannt waren. In einigen Punkten war er sogar seiner Zeit voran. So kannte man in der jüdischen Gelehrtenwelt schon sehr früh das kopernikanische System, ließ sich aber merkwürdiger Weise von den alexandrinischen Astronomen zu dem ptolemäischen bekehren; „man habe eingesehen, daß die heidnischen Gelehrten im Rechte seien", hieß es. Auch in der Anatomie waren jüdische Aerzte den Griechen vielfach vorausgeeilt.

Die sprichwörtlich gewordene Kasuistik des Talmud erschwert sein Verständniß, übte aber von je her auf dialektisch geschulte Köpfe einen besonderen

Reiz aus; nicht minder seine feinen juristischen Unterscheidungen. Vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert unternahm der verdiente jüdische Theologe Z. Frankel die Durchforschung des Talmud nach dieser Richtung und ein preußischer Staatsanwalt, dem ich einst die talmudischen Entscheidungen über Verführung und Nothzucht zusammenstellte, bestätigte mir den wissenschaftlichen Werth dieses Materials. Freilich darf nicht vergessen werden, daß das jüdische Recht durch das römische Recht stark beeinflußt worden ist: viele termini technici sind aus diesem in den Talmud übergegangen.

Die an und für sich berechtigte Kasuistik ist aber später arg übertrieben worden und im dritten Jahrhundert entstand in Babylonien eine Sophistik, die das Oberste zum Untersten kehrte und an die Stelle der Logik scheinbar logische Spitzfindigkeiten setzte. Aber der Talmud, der jene Spitzfindigkeiten wiedergiebt, verschweigt auch nicht Tadel und Spott, die darüber in jüdischen Gelehrtenkreisen laut wurden. Nirgends stand die Kunst der Haarspalterei so in Blüthe wie in der babylonischen Stadt Pumbadita, deren Sophisten den schlechtesten Ruf von Allen hatten. Sie verdrehten Ja in Nein und Nein in Ja, Weiß in Schwarz und Schwarz in Weiß; sie konnten, talmudisch gesprochen, „mit hundertundfünfzig Gründen das Unreine für rein erklären". Zeigte sich ein solcher dialektischer Seiltänzer in Palästina, so wurde er wohl höhnisch gefragt, ob er zu den Kunstfertigen gehöre, die „einen Elefanten durch ein Nadelöhr zu ziehen im Stande seien".

Ueberhaupt war man in Palästina auf die babylonischen Kollegen nicht sonderlich gut zu sprechen. Man mußte die größere geistige Beweglichkeit, die geübte Schlagfertigkeit des Debattirens den babylonischen Juden zugestehen, fühlte sich aber in ihrer Gesellschaft nicht behaglich. Ihre Distinktionen gingen den palästinischen Gelehrten wider den gesunden Menschenverstand und den guten Geschmack. Auch sonst herrschte in der Erziehung und in den Gewohnheiten ein weitgehender Antagonismus zwischen Palästina und Babylonien. „Dies mag wohl für Jene passen", meinte man in Babylonien verächtlich von den Palästinischen und eben so umgekehrt. Viel lag in den verschiedenen Lebensverhältnissen. In Babylonien war die Herrschaft außer einer kurzen Unterbrechung durch die feueranbetenden Guebern (heberim) mild. Die dort angesiedelten Juden besaßen Ackergründe und waren wohlhabend, auch war der Lebensunterhalt leicht zu erwerben. In gewissem Sinne glichen die Existenzbedingungen denjenigen von Athen, wo auch die Bedürfnisse immer leicht zu befriedigen waren. „Einige Datteln im Sack und man kann sich dem Studium der Lehre widmen", hieß es von den babylonischen Juden. Sie heiratheten in jugendlichem Alter, lebten in den Tag hinein, standen aber der Poesie und auch den poetischen Reizen des Lebens banausisch gegenüber. Ihre Beschäftigung mit der Bibel war gering und sie verstanden weder ihren einfachen Wortsinn noch ihre erhabenen dichterischen Schönheiten. „Ich kenne die ganze talmudische Literatur," meinte ein babylonischer Gelehrter aufrichtig, „weiß aber sehr wenig von der Bibel." Das ganze Studium endete schließlich in Wortklauberei und Silbenstecherei. Daher sind die babylonischen Erklärungen der Bibel geschraubt, geschmacklos und häufig ganz unsinnig; ihre hagadischen Aussprüche fallen meistens unter die „sackgroben" und ihre theosophischen Anschauungen strotzen von Aberglauben ohne Poesie, ohne Phantasie und Schwung.

An ihrer Schule zeigten sich so recht alle bedenklichen und unliebenswürdigen Erscheinungen einer überragenden Verstandesthätigkeit ohne ausgleichendes Gefühlsleben.

Ungleich sympathischer ist das gleichzeitige Judenthum in Palästina. Hier beschäftigte man sich vor Allem mit dem Studium der Bibel, erfaßte ihre poetischen Seiten und liebte das Schwungvolle und Erhabene darin. Die palästinische Hagada ('agadath 'ereç Jisraël) ist daher ein Ruhmestitel des Judenthumes. Für die in Babylonien übliche Kasuistik fehlte es schon an den Grundbedingungen. Palästina seufzte unter dem drückendsten Joch und den unerträglichsten Widerwärtigkeiten; mit der Größe der Armuth wetteiferte die Größe der Steuerlasten. Erst im dreißigsten oder vierzigsten Lebensjahr heirathete man, um nicht durch Nahrungsorgen vom Studium der Lehre abgelenkt zu werden. Aber die Leiden setzten sich in eine Welt von Gedanken und Empfindungen um, die in der hagadischen Literatur ihren Ausdruck fanden. „Einst," klagt ein Lehrer, „lebten wir ohne Sorgen und der Druck der Sklaverei lastete nicht auf Israel; damals übten wir uns im Studium des Gesetzes. Jetzt drückt uns Noth und wir schmachten in Fesseln; darum wollen wir unsere Seelen an der Hagada erlaben." Diese schildert in volksthümlichen Vorträgen, die an die Bibeltexte anknüpften, ergreifend das Elend Israels und die Grausamkeit seiner Feinde; sie gedenkt der früheren Zeiten der Gnade, als Israel sicher im Schutze seines Gottes lebte. Alle Leiden sind eine gerechte Strafe für die Sünde und den Abfall von Gott; zugleich aber wird die Hoffnung ausgesprochen, Gott werde sich seines Volkes erbarmen, wenn das Maß der Leiden und der Schmach erschöpft sein werde. Diese Gedanken der dichtenden, weil leidenden Nation sind in einer Schönheit der Form ausgesprochen, die an die späteren spanisch-jüdischen Dichter gemahnt. Der Ausdruck ist ungekünstelt und doch schwungvoll; die Gleichnisse und Sprüche sind voll von Anmuth und Volksthümlichkeit. Manche treffende Bemerkung kennzeichnet das Verhältniß Israels zu seinen Peinigern. „Fällt der Krug auf den Stein, so zerbricht der Krug; fällt der Stein wiederum auf den Krug, zerbricht wiederum der Krug; wehe dem Krug, wenn er, wie immer, mit dem Stein in Berührung kommt." Eine Satire auf die Errungenschaften römischer Kultur klingt, als ob sie aus dem Munde eines „Zielbewußten" heutiger Zeit käme: „Ja, ja, sie brüsten sich mit ihren Einrichtungen; mit ihren herrlichen Gärten, — in denen sich die Prostitution ergeht; mit ihren schönen Kunststraßen, — von denen sie Zölle erheben; mit der Dichtigkeit der Bevölkerung, — nichts als Sklaven u. s. w." Griechenland und Rom hätten viel geleistet: die griechische Sprache sei die Sprache der Poesie, die römische diejenige der Gesetze, aber die hebräische Sprache sei die Sprache der Religion. Die Hartherzigkeit Roms war diesen Menschen in der Seele zuwider; dieses Thema wird von der Hagada in hundert Formen variirt. Die Babylonier schienen ihnen Barbaren. Voll Verachtung sprachen sie von den „babylonischen Dummköpfen": „Falschheit und Hochmuth seien nur in Babylonien zu finden." Als ein palästinischer Gelehrter aufgefordert wird, in Babylonien zu lehren, antwortet er, es sei nicht gut, mit Solchen zu thun zu haben, die „unwissend und tölpelhaft" zugleich sind. Kamen hin und wieder Talmudjünger aus Palästina nach Babylonien, so sehnten sie sich nach ihrer Heimath zurück, „denn schon die Luft Palästinas athme Weisheit". „Jawohl", höhnten sie die Babylonier, „Ihr wohnt unter einem dummen und abergläubigen Volk, deshalb seid auch Ihr dumm und abergläubig." R. Jirmijah, ein palästinischer Jude, hänselte die

Babylonier mit lächerlichen Fragen, bis sie ihn aus ihrem Lehrhause wiesen. Der große Rabbi Johanan von Palästina schalt sie eine „Bande von Böse-wichtern". Denn auch moralisch standen die palästinischen Gelehrten höher, ihre Lebensanschauung war idealistisch und ernst, oft sogar düster, aber von großer Strenge, jedem Scheinwesen feind und nicht geneigt, Kompromisse des Gewissens zuzulassen. Wohl finden sich gegen das Christenthum gerichtete Aeußerungen eher bei ihnen als bei den Babyloniern, die das Christenthum nur vom Hörensagen kannten, aber hauptsächlich Aeußerungen des Unwillens über erlittene Verfolgungen. Bitter klagen sie, daß die Heilige Schrift verehrt werde, daß die Träger dieses Gottesbuches aber verfolgt und bedrückt werden. Das sei Falschheit und Heuchelei. „Sie umschmeicheln Israel, diese übertünchten Heiden, sie wollen mit uns ein Volk werden und stellen uns für die Bekehrung Wohlthaten in Aussicht; aber sie suchen nur, uns unserem Gotte zu entfremden." Ihr Mißtrauen, ja selbst ihr feindsäliger Groll gegen das Christenthum sind vom Standpunkt des rein Menschlichen aus wohl verzeihlich.

Auch enthält der Talmud viele Stellen, die sich in allgemeiner Humanität über die konfessionellen Gegensätze erheben; jede Unredlichkeit in Handel und Wandel, auch gegen Andersgläubige, wird streng verpönt. In Liebeswerken dürfe „um des Friedens willen" kein Unterschied zwischen Juden und Heiden gemacht werden. „Fromme und redliche Heiden seien vor Gott den Priestern gleich." „Jeder Mensch, der einen redlichen Lebenswandel führt, gleichviel ob Jude oder Heide, Freier oder Sklave, trägt den Stempel des Göttlichen." Solche und ähnliche Aussprüche sind sehr zahlreich. „Die Heiden kommen uns mit keinem Gruß entgegen; aber wir rufen ihnen dennoch zu: Gottes Segen sei über Euch!"

Der Talmud regelte das ganze soziale und ethische Leben der Juden. Seine Vorschriften über die Krankenpflege, die bis vor etwa hundert Jahren von den Juden beobachtet wurden, erkennen das Recht auf Unterstützung allgemein an. Auch in anderen wichtigen Fragen des Lebens beruht der Talmud auf fort-geschrittenen Grundsätzen, so z. B. in der Behandlung der Frau. Wohl findet sich der Vorwurf, „sie seien alle leichtsinnig" und „die Frauen trieben alle Ehe-bruch". Aber Das sind nur vereinzelte Aeußerungen, während es in der Praxis streng verboten war, die Frau zu mißhandeln oder auch nur mit Worten zu kränken; „sie seien so zart empfindlich und weinten so leicht". „Der Familien-vater soll die Vorsehung sein für Frau und Kinder." Sparsamkeit ist überall gut, namentlich soll man mäßig sein in Essen und Trinken; aber der Ehefrau soll man Einiges an ihrem Putz nachsehen, „da sie doch nur ihrem Mann zu gefallen trachtet". „Ein Greis ist stets mürrisch und ein Unsegen; aber ein altes Mütterchen ist immer freundlich und der Segen des Hauses."

Ich wollte keine Vertheidigung des Talmud schreiben, sondern nur einige Licht- und Schattenseiten wahrheitgetreu schildern. Merkwürdig ist der Wider-stand, den der Talmud auch innerhalb des Judenthumes selbst gefunden hat. Davon werde ich vielleicht später einmal sprechen dürfen.

Dr. S. Bernfeld.

Die redaktionäre Partei.

Wer viele Zeitung lieſt — und wer iſt heutzutage nicht in der traurigen Nothwendigkeit, viele Zeitung leſen zu müſſen? —, Dem werden ſicher oft recht amuſante Druckfehler auffallen. Da man, an ſchnelles Leſen gewöhnt, nicht auf die einzelnen Buchſtaben, ſondern nur auf die Wortbilder ſieht, ſo lieſt man wohl über die meiſten Druckfehler, die einen falſchen Buchſtaben an Stelle eines ähnlichen richtigen ſetzen, hinweg. Selten aber entgeht Einem, wenn ein Wort einen Buchſtaben zu viel hat. So fiel mir vor einigen Tagen in einer Zeitung der Ausdruck „die redaktionäre Partei" auf. Das war zu einer Zeit, als in der ſozialdemokratiſchen Partei eine Macht beſonders ſtark hervortrat, für die der Ausdruck ſehr gut paſſen würde. Und ſo vergewiſſerte ich mich denn erſt ernſthaft, ob ich es mit einem Druckfehler oder nicht vielmehr mit einer treffend gewählten Bezeichnung zu thun hätte. Es war ein Druckfehler, denn das Blatt hatte von den letzten Vorgängen innerhalb der ſozialdemokratiſchen Partei weder Kenntniß noch Intereſſe daſür. Und doch ſind dieſe Vorgänge wichtig genug.

Am achtzehnten Juni, bei de Elbregatta, ſprach der Deutſche Kaiſer davon, daß die Hamburger „mit ihren Gedanken und ihren vorwärtsgehenden Beſtrebungen bisher an der Spitze marſchirt ſind". An die ſozialdemokratiſchen Arbeiter in Hamburg hat er dabei zwar ſicherlich nicht gedacht; der Ausſpruch charakteriſirt ſie aber trotzdem recht gut. Ungefähr eben ſo wie die deutſchen Nationalökonomen in den engliſchen Verhältniſſen das Zukunftbild unſerer Wirthſchaft ſehen, gilt den deutſchen Arbeitern das Bild der hamburger Arbeiterſchaft als das Bild ihrer Zukunft. Ich will mich daher mit dieſem Bilde und dem Kampf zwiſchen Theorie und Praxis, der ſich augenblicklich in Hambnrg abſpielt, hier etwas näher beſchäftigen. Die Theorie wird durch das offizielle Parteiorgan, das „Hamburger Echo", die Praxis durch die Gewerkſchaftler vertreten.

Der Gegenſatz reicht weit zurück, bis in die Anfangszeit der deutſchen Gewerkſchaftbewegung. Um die Gewerkſchaft haben ſich Alle geſchaart, die nach praktiſchen Zielen ſchon unter heutigen Verhältniſſen ringen. Und nach dem Vorbild anderer Orte und Länder haben die Leute der Gewerkſchaft auch das Wort „Genoſſenſchaft" auf ihre Fahne geſchrieben. Sie wollen eben nicht bis zum Tage des „großen Kladderadatſch" warten, an den die Meiſten von ihnen überhaupt nicht mehr glauben. Ihre Gegner ſind die „Nurpolitiker", denen alle praktiſchen Beſtrebungen ein Dorn im Auge ſind, weil, nach ihrer Anſicht, praktiſche Beſtrebungen zur Verbeſſerung der Lage der Maſſen die Evolution nicht fördern, ſondern nur aufhalten. Dieſe Leute gleichen dem Studenten der „Fliegenden Blätter", um den ſich Alles dreht und der ſich an den Laternenpfahl geklammert hat, um abzuwarten, bis ſein Haus herankommt, und dann hineinzuſpringen. Die große Maſſe wird aber allmählich des längeren Wartens überdrüſſig und geht haufenweiſe von den Theoretikern, den „Auchproletariern" der Parteipreſſe, zu den Männern der Praxis über. Wir erleben daher das intereſſante Schauſpiel, daß ein großer Theil der Leſer, die durch ihr Abonnement dieſe Preſſe und die Parlamentsvertreter unterſtützen, in Wuth gegen die Redakteure entbrennt, weil ſie ihnen bei allen praktiſchen Beſtrebungen Steine in den Weg wälzen; zwar nicht öffentlich — dazu ſind die Gewerkſchaften zu mächtig —, um ſo mehr aber, wenn ſich die Gelegenheit dazu bietet, verſteckt und heimlich.

Der Konflikt, von dem ich hier rede, bezieht sich auf den Konsum-, Bau- und Sparverein „Produktion". Die vereinigten Vorstände und Delegirten der Gewerkschaften von Hamburg, Altona, Ottensen und Wandsbek haben die Gründung einer von den Gewerkschaftlern — nicht von den Gewerkschaften — zu unterstützenden Genossenschaft beschlossen und dagegen kämpft die Partei mit allen Mitteln. Zuerst führte sie fälschlich einen Beschluß des berliner Parteitages ins Feld, der in Wahrheit aber, wie der damalige Referent Auer ausdrücklich anerkannte, nicht Konsum-, sondern nur Produktivgenossenschaften trifft; und als die Mahnung an die Parteidisziplin bei der hamburger Arbeiterschaft nicht verfing, richtete das „Hamburger Echo" einen Briefkasten ein, in dem mit Fragen und Antworten gegen die „neue Gründung" zu Felde gezogen wurde. Trotzdem wuchs die Mitgliederzahl der Genossenschaft und die Seele des ganzen Unternehmens war der Reichstagsabgeordnete Adolf von Elm. Er ist nun auch Geschäftsführer einer Tabakarbeitergenossenschaft, die vor einigen Jahren nach einem Tabakarbeiter-Strike hauptsächlich durch ihn ins Leben gerufen worden ist. Dort kam es zu persönlichen Reibereien zwischen ihm, einem Aufsichtrathsmitglied und dem Buchhalter und das „Hamburger Echo" griff in diesen Streit mit einer Darstellung ein, deren Spitze sich gegen von Elm richtete.

Die Antwort darauf war eine auf den ersten Juni vom Vorsitzenden des Gewerkschaftkartells einberufene Volksversammlung, in der die Mitglieder der Tabakarbeitergenossenschaft den Sachverhalt klarlegten und in der auch die Redaktion des „Hamburger Echo" vollzählig vertreten war. Diese anscheinend interne Angelegenheiten der Tabakarbeitergenossenschaft verhandelnde Versammlung gestaltete sich aber in ihrem Verlauf zu einer imposanten Protestkundgebung gegen das Verhalten des „Hamburger Echo" in allen praktischen Fragen, und nachdem man sich während der Dauer von drei Stunden noch nicht genügend Luft gemacht hatte, ward die Versammlung um Mitternacht vertagt, um einige Tage darauf fortgesetzt zu werden. Die nächste Wirkung der beiden Versammlungen war der — wohlgemerkt nicht von den Gewerkschaftlern, sondern — von den Vertrauensmännern sämmtlicher drei Wahlkreise einstimmig gefaßte Beschluß, eine Versammlung der Parteimitglieder einzuberufen, um zum Konsum-, Bau- und Sparverein „Produktion" Stellung zu nehmen. Wie sie ausfallen wird, kann nicht zweifelhaft sein.

Allgemeinen Beifall fand in der ersten Versammlung die Aeußerung eines Redners, „es bestünden heute zwei Strömungen innerhalb der Arbeiterbewegung und er sei überzeugt, daß die Strömung, die auf praktisches Wirken gerichtet sei, bald die Oberhand gewinnen werde ..." Offenbar bedarf es in Hamburg nur eines Anlasses wie etwa der Ausstoßung Bernsteins — nicht, um eine Spaltung hervorzurufen, dazu sind die hamburger Arbeiter viel zu praktisch, sondern —, um die Herren des „Hamburger Echo" „fliegen" zu lassen. Das hat ihnen Legien von der „Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands" in der selben Versammlung deutlich gesagt. Ein Redakteur des „Echo" hatte unter allgemeinem Protest erklärt, daß ihm der Gewerkschaftbeschluß „Wurst" sei, und Legien antwortete ihm: „Wenn die Beschlüsse der Gewerkschaften dem ‚Hamburger Echo' ‚Wurst' sind, dann wüßten die hamburger Arbeiter ja, was sie von dem Inhalt dieses Blattes zu halten hätten, und würden die Konsequenzen daraus ziehen". Das ist der selbe Legien, der auf dem frankfurter Gewerkschaftkongreß am dreizehnten Mai äußerte: „Es giebt eben keine andere Partei

in Deutschland als die sozialdemokratische, die Das politisch vertritt, was wir in unseren gewerkschaftlichen Organisationen erörtern und fordern. Wenn einmal eine Partei in Deutschland entsteht, die Das auch thut und die nöthige Macht hat, dann sind wir gern bereit, als Gewerkschaft mit ihr zu verhandeln. Die sozialdemokratische Partei vertritt, was wir als Gewerkschaft fordern, daher kann es nicht anders sein, als daß wir Sozialdemokraten sind." Mit anderen Worten: wir sind Sozialdemokraten aus praktischen Gründen, nicht aus Prinzipien, und fördert Ihr unsere praktischen Ziele nicht, dann können wir Euch nicht gebrauchen. Legien glaubt so fest, die praktische Entwickelung werde, unbeeinflußt durch allen „theoretischen Kram", ihren Fortgang nehmen, daß er sich affen brüstet, er halte es nicht einmal der Mühe für werth, die bernsteinischen „Voraussetzungen" zu lesen: Das komme ohnehin so. Und die hamburger Arbeiterschaft, die sich in ihren praktischen Bestrebungen durch die sozialdemokratische Parteipresse nicht genügend unterstützt findet, steht nicht allein da. Auch der sozialdemokratische Stadtverordnete für Leipzig, Fell, Geschäftsführer des Konsumvereins Leipzig-Plagwitz, sagte am vierten Juni auf dem Verbandstag der sächsischen Genossenschaften „Vorwärts" in Crimmitschau: „Die uns nahestehende Presse könnte in dieser Hinsicht (Beseitigung der Gleichgiltigkeit gegenüber gemeinsamem Waareneinkauf) viel mehr thun als bisher." Wie erklärt sich dieser Zwiespalt? Nun, zum Theil hat schon „Die Neue Zeit" die Frage beantwortet, als sie am vierten Februar in einer Polemik gegen die hamburger Genossenschaft verkündete: „Das Projekt ist für die Partei schädlich. Wer so Vieles wie die Befürworter des Planes innerhalb der heutigen Wirthschaftordnung für möglich erklärt, kann, wenn auch wider Willen, bei Manchem den Glauben erwecken, daß es sich da nicht mehr lohne, für die Sozialdemokratie zu wirken." Hinter dem Verhalten der Parteipresse steckt also die Befürchtung, daß es den Arbeitern bei Förderung ihrer praktischen Bestrebungen zu gut gehen könnte und daß sie dann der Partei den Rücken kehren würden.

Der Zahl der eingetragenen Reichstagswähler ist in Hamburg von 1893 bis 1898 um 13,1 Prozent gestiegen, die Zahl der abgegebenen sozialdemokratischen Stimmen von 56,01 auf 57,87 Prozent aller abgegebenen Stimmen. 1898 beliefen sich die abgegebenen sozialdemokratischen Stimmen auf 82095 gegen 70552 im Jahre 1893. Zunahme also: 11543 Stimmen gleich 16,4 Prozent. Dem entsprechend müßte auch die Zahl der beisteuernden Mitglieder gewachsen sein. Die Distriktskassirer klagen aber, daß die dreißig Pfennige Monatsbeitrag schlechter und schlechter eingehen und daß der Beitragenden von Jahr zu Jahr weniger werden. Leute, von denen man annehmen darf, daß sie genau unterrichtet sind, taxiren den Rückgang der Mitgliederbeiträge für jedes der letzten Jahre auf etwa 15000 Mark.

Das „Hamburger Echo" hat eine Auflage von ungefähr 34000 Exemplaren. Davon wird doch ein starker Bruchtheil von Männern unter fünfundzwanzig Jahren, von Arbeiterinnen, Fremden u. s. w. gehalten, so daß auf die 34000 Abonnenten noch nicht 30000 Reichstagswähler entfallen. Und da in Hamburg, Altona, Ottensen und Wandsbek mehr als 100000 sozialdemokratische Stimmzettel abgegeben werden, so hält also nicht einmal jeder dritte Sozialdemokrat dort das Parteiorgan. Wenn heute in Hamburg ein Arbeiterblatt von ausge-

ſprochen bernſteiniſcher Richtung erſchiene, ſo würde es reißend Abſatz finden. Wenn die Parteiführer ſich durch Dogmen und Phraſen nicht ſelbſt den Weg verrammelt hätten, ſie würden ſich heute — wie Jaurès in Frankreich und wie Vandervelde in Belgien — an die Spitze der Strömung ſtellen, die praktiſchen Zielen zuſteuert. Sie brauchen nur die Anzeigentheile ihrer eigenen Zeitungen aufzuſchlagen, um zu ſehen, daß es den Arbeitern nicht an Mitteln gebricht, um außer zur Gewerkſchaft und Genoſſenſchaft auch zur Parteikaſſe zu ſteuern. Da ſteht Annonce neben Annonce: Sommerausflug des Holzarbeiterverbandes nach . . .; Sommerausflug des Metallarbeiterverbandes nach . . .; Centralverband der Verkehrsarbeiter, Ortsverwaltung Altona: Erſtes diesjähriges Sommervergnügen per Salondampfer „Lauenburg“ nach dem Zollenſpieker u. ſ. w. Da wird mit Kind und Kegel im Lokal des Herrn Bahlmann, Müller oder Schulze eingekehrt, und wenn der „Verelendete“ abends heimkehrt, hat er das Mehrfache Deſſen ausgegeben, was einen Jahresbeitrag zur Parteikaſſe ausmacht. Auch die Annoncen der Theater- und Cirkusvergnügungen, der Fahrradhändler und Lotteriekollekteure in den Parteiblättern ſind kein Zeichen von Armuth der großſtädtiſchen Arbeiter.

Um vor den Maſſen auch ferner noch die alten Dogmen gebrauchen zu können, wird ihnen ein anderer Sinn untergelegt, als der iſt, den ſie bei Marx und Engels hatten. Da wird aus der immer größeren Verelendung der Maſſen: eine „relative“ Verelendung der Maſſen bei ſtändiger Beſſerung ihrer Lage, aus der erwarteten „Revolution“ wird die ſtetig fortſchreitende „Evolution“; und man behauptet, „daß man das Recht auf Revolution nicht aufgegeben habe“, weil man auf dem Standpunkt ſteht, den ſchon Schiller im „Tell“ einnimmt, wenn er ſagt:

„Wenn unerträglich wird die Laſt — greift er
Hinauf getroſten Muthes in den Himmel
Und holt herunter ſeine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne ſelbſt —
Der alte Urſtand der Natur kehrt wieder,
Wo Menſch dem Menſchen gegenüberſteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, iſt ihm das Schwert gegeben. . .“

Im „Vorwärts“ und in der „Neuen Zeit“ folgten Artikel auf Artikel gegen Bernſtein. Sollten dieſen Organen gar keine Artikel für ihn zugegangen ſein? Wie kommt es denn, daß andere Parteiblätter ſolche Artikel erhalten haben? Man hat beinahe den ſelben Eindruck wie bei den beliebten Umfragen der Regirungen: die Befragten wiſſen, was die „Regirung“ hören will, und richten ihre Antworten danach ein. Auf dieſe Weiſe ſoll bei den Maſſen der Glaube erweckt werden, daß die bernſteiniſche Richtung nur Gegner habe. Geht man aber in die Volksverſammlungen, da merkt man gar bald, daß die Maſſen anders denken als die Wortführer. Natürlich wagen ſich die diſſentirenden Stimmen Derer, die ſich in der Minorität glauben, nur ſchwer hervor, namentlich, wenn damit zugleich ein Frontmachen gegen die bisherige Autorität verbunden iſt. Der politiſchen Organiſation zu Liebe werden die Arbeiter ſyſtematiſch vor allem praktiſchen Handeln gewarnt. Den Glauben an den „großen

Kladderadatſch", der von ſelbſt komme, kann man ihnen aber nur erhalten, wenn man, nach wie vor, von ihrer fortſchreitenden Verelendung predigt. Daß Bernſtein dieſe Theorie aufgegeben hat, iſt ſein Hauptverbrechen in den Augen der ſozialdemokratiſchen Parteipäpſte.

Wie lange kann ſich ein ſolches Syſtem halten? Müſſen nicht die nackten Thatſachen den großen Maſſen über kurz oder lang die Augen darüber öffnen, daß es für ſie vortheilhafter iſt, ſich mit Bernſtein auf den Boden der Thatſachen zu ſtellen, als gegen die Thatſachen zu kämpfen? Wenn die ſozialdemokratiſche Partei dem Rathe Bernſteins folgt, dann könnten Sozialdemokraten nicht länger von Richtern als Bürger minderen Rechtes behandelt werden, weil ihr „verbrecheriſches Endziel" „der Umſturz des Staates mit gewaltſamen Mitteln iſt", dann könnte man einem ihrer Führer nicht der „Ideen der revolutionären Sozialdemokratie" halber den Eintritt in den Schulausſchuß der Stadtverordneten verweigern, dann wäre der Regirung die Ausrede benommen, daß ſie ſich wegen der Umſturzbeſtrebungen der Sozialdemokratie auf parteiloſen Facharbeiterkongreſſen, zu denen ſie eingeladen iſt, nicht vertreten laſſen könne, dann ... Wozu jedoch weitere Aufzählungen? Dann würden — mit einem Wort — die Arbeiter tauſend Nachtheile nicht haben, die ſie heute erdulden. Könnten ſie dieſe Nachtheile nur dadurch vermeiden, daß ſie eine Geſinnung heuchelten, die ſie nicht haben: jeder anſtändige Menſch würde ſie ob ſolcher Heuchelei verachten. Sie erleiden dieſe Nachtheile aber gerade umgekehrt dadurch, daß ihre öffentlichen Organe Geſinnungen und Prinzipien zur Schau tragen, die ſie — die Arbeiter — in Wahrheit nicht haben.

Hamburg. Raphael Ernſt May.

Selbſtanzeigen.

Eſſays zur amerikaniſchen Literatur. Verlag von Otto Hendel in Halle. Preis geh. 0,75, geb. 1 Mark.

Wir wiſſen ſo viel von der Induſtrie, von dem Handel Amerikas, von ſeinem Reichthum, von ſeinen ökonomiſchen und politiſchen Verhältniſſen — ſeit einem Jahr macht ſich auch ſeine kriegeriſche Bedeutung fühlbar, die der Denkende ſchon in den ſechziger Jahren vorausſehen konnte —, aber von ſeinem geiſtigen Leben, von ſeiner wirklichen Kultur wiſſen wir wenig, faſt nichts. Autoren von geringem Tiefgang, Erzähler und Dichter europäiſcher Schule haben es bisher literariſch für uns vertreten. Ich habe verſucht, auf den höchſten Geiſtesflug der amerikaniſchen Nation hinzuweiſen und von Dichtern und Philoſophen zu

berichten, die bei uns faſt unbekannt ſind und die doch ein völlig neues, ein amerikaniſches Element in die Weltliteratur tragen.

Wien. Dr. Karl Federn.

Herrn Dr. Karl Freiherrn von Stengels und Anderer Argumente für und wider den Krieg. Verlag der Oeſterreichiſchen Geſellſchaft der Friedensfreunde. Wien 1899.

Herrn Dr. Karl von Stengels Schrift „Der ewige Friede", ſo wenig Beachtung ſie im Hinblick auf ihren inneren Werth verdient, fand dennoch nicht nur weite Verbreitung, ſondern gab auch Veranlaſſung zu Erörterungen und Vorgängen, die als ſymptomatiſche Erſcheinungen des öffentlichen Lebens ein dauerndes Intereſſe beanſpruchen dürfen. Meine Abſicht war es nun, eine kurze Analyſe des geiſtigen und ethiſchen Gehaltes der ſtengelſchen Schrift zu geben, zugleich die gangbarſten — angeblichen — Gründe gegen den dauernden Friedenszuſtand, mit denen die verſchiedenen Kriegseiferer zu operiren pflegen, in vorurtheilfreier Beleuchtung zu zeigen und vom Standpunkt der geſunden Vernunft und Moral die verhängnißvolle Suggeſtion, die Autorität und falſch verſtandener Patriotismus erzeugt haben, zu bekämpfen. Um durch meine Stellung an einer deutſchen Univerſität nicht behindert zu ſein, mußte ich die Form der Anonymität wählen.

Dr. N. N., Privatdozent.

Friedrich Eduard Benekes Leben und Philoſophie. Auf Grund neuer Quellen kritiſch dargeſtellt. Bd. XIII der Berner Studien zur Philoſophie und ihrer Geſchichte, herausgegeben von Profeſſor Dr. Ludwig Stein. Verlag von Steiger & Cie., Bern 1899. VII und 284 S.

Ich habe mein Buch in der Vorrede als die Entrichtung einer Dankesſchuld an den heute faſt vergeſſenen Philoſophen bezeichnet. In der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts war Beneke den Berlinern eine wohlbekannte Perſönlichkeit, viele ältere Mitbürger erinnern ſich ſeiner noch und manche haben als Studenten zu ſeinen Füßen geſeſſen. Sein räthſelhaftes Verſchwinden am erſten März 1854, der erſchütternde Abſchluß eines der Arbeit gewidmeten und entſagungvollen Lebens, hat die perſönliche Erinnerung wachgehalten, aber die Wiſſenſchaft nennt ihn nicht mehr. Schuld daran iſt in erſter Linie, daß die akademiſche Geſchichtſchreibung der Philoſophie jener Tage von hegelſchem Geiſte durchtränkt iſt. Zudem floß ſein Leben geräuſchlos dahin. Dennoch war es merkwürdig reich und fruchtbar, ſo wie es jetzt einigermaßen lückenlos vor das Auge der Nachwelt tritt. Wer ſich bisher mit Beneke und ſeiner Philoſophie beſchäftigte, war auf kärgliche biographiſche Notizen, im Uebrigen auf Benekes Schriften ſelbſt angewieſen; eine vollſtändige, ſein Leben, Werden und Schaffen umfaſſende Darſtellung fehlte. Auch mir wurde eine ſolche Darſtellung erſt durch das gütige Entgegenkommen der Familie des rühmlichſt bekannten Pädagogen Dr. Dittes in Wien möglich. Der Nachlaß Friedrichs Dittes enthielt einen umfangreichen Briefwechſel Benekes mit Dreßler,

der sein bedeutendster Anhänger war, und mit Hilfe von über zweihundertunddvierzig Briefen gelang es mir, ein treues Bild des Philosophen zu zeichnen. Die Darstellung der Lehre habe ich eng an den Lebenslauf angeschlossen. Beneke war in erster Linie Psychologe. Ich habe mich daher bemüht, eine angewandte Psychologie zu geben. Den seelischen Regungen und Beweggründen bin ich im Leben des Philosophen, so gut ich konnte, nachgegangen, um die Harmonie seines Denkens und Handelns aufzudecken, und habe dieses Leben im politischen und kulturellen Zusammenhange der Zeit darzustellen versucht. Das Verhältniß Benekes zur preußischen Regirung, zu Hegel, Schelling, Schopenhauer, den beiden Fichtes und Herbart, zur Naturwissenschaft, zur Volksbildung und zur revolutionären Bewegung erfährt eine ausgiebige Beleuchtung.

Dr. Otto Gramzow.

Marx und Nietzsche. Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig. Preis 0,60 Mark.

Dies Laienbüchlein schrieb ich mitten unter geistlosen Formularklagen, unter Grenzdifferenzen, die beweisen, daß der antikollektivistische Bauernschädel noch lange nicht reif für Kautsky ist und auch noch nicht für Franz Oppenheimer, unter höchst unchristlichen Altentheilsstreitigkeiten, die mir aus den Dörfern des Lebuser und des beeskower Landes manch eines Lear wilden Athem in die Akten bliesen, aber niemals sanften Kordelienſang in das Zimmer trugen, und all dem Rüstzeug, mit dem der Anwalt bei einem kleinen ostelbischen Gericht sich gegen den Uebermuth der Aemter wappnen muß. Ueber diesen juristischen Scharmützeln und dem Handwerk des Alltags wollte ich nicht vergessen, daß dem Gebildeten auch noch wichtigere und heiligere Aufgaben als die berufserwerblichen obliegen. Ich wollte, so weit mein Können reicht, daran mahnen, daß die Gegenwart sich vor der Nachwelt einst dafür zu verantworten haben wird, daß mehr und mehr das deutsche Volk sich in zwei Klassen spaltet, die einander nicht mehr verstehen und kaum noch verstehen wollen.

Fürstenwalde. Rechtsanwalt Max Falkenfeld.

Frauengestalten. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag 1899.

In diesem Büchlein versuchte ich den Heldenmuth des Weibes zu schildern: den passiven Heldenmuth, der sich nicht in Thaten, sondern im Dulden äußert. Ob es mir gelungen ist, Das zu beurtheilen, ist nicht meine Sache. Möge das Büchlein nur nicht in die Hände einer Kritik fallen, die es schon deshalb verwirft, weil der Stoff nicht in ihren Kram paßt. Allein ich höre schon ihr: „Was ist uns Hekuba?“

Donauwörth. Rudolf Knussert.

Beleidigung und Ehrverletzung. Eine gemeinverständliche philosophisch-rechtswissenschaftliche Betrachtung. Verlag von L. Schwann, Düsseldorf.

In der Brochure ist auf Grund logischer Entwickelung der Begriffe „Beleidigung“, „Ehre“ und „Achtung“ der Nachweis versucht worden, daß die heute

übliche Definition der Beleidigung als einer Ehrverletzung theoretisch unhaltbar ist und praktisch mancherlei Verwirrungen anrichtet, besonders auch eine Ueberspannung des Ehrgefühls, d. h. eine Verkümmerung des Rechtsgefühles unterstützt.

Sobernheim a. d. Nahe. Referendar Hermann Müller.

Ferienbörsen.

Selbst die völlige Lethargie, in die die berliner Börse jetzt versunken ist, hindert durchaus nicht, daß um den ersten Kurs irgend einer neuen Cementaktie kleine Stürme entstehen, also unser Publikum, unberührt von jeder Ferienruhe, seine alte Jagd nach dem Glück fortsetzt. Die Börse ist da eigentlich ganz unbetheiligt, es ist nur eine ihrer Einrichtungen: der Kurszettel, den die Emissionhäuser in ihrem außerordentlich erweiterten Verhältniß zu den Privatkreisen noch nicht zu entbehren gelernt haben. Hoffentlich kommt es noch so weit, daß bei der Einführung eines Papieres der Gesammtbetrag ausgegeben wird, d. h. daß die Gründerfirmen weitere Profite außer ihrem Konsortialgewinn verschmähen. Dann dürfte das Schauspiel unmöglich werden, daß bei einer Notiz von zweihundertundvierzig Prozent vor lauter Kaufandrang weder ein Brief- noch ein Geldpreis festgesetzt werden kann. In der gewöhnlichen Spekulation haben die Berliner jetzt eine längere Ruhepause eintreten lassen, weil sie seit einer Reihe von Monaten viel verdient haben. Da pflegt man sich denn — gerade wie der Spieler, der am Roulettetisch Glück gehabt hat — gern für einige Zeit zu absentiren. Wären der Mai und Juni karg gewesen, so würde man sicherlich der größten Julihitze trotzen. Allerdings stehen wir im Kaufen und Verkaufen par distance längst nicht mehr hinter den pariser Börsianern zurück — Das kann man in der Telegraphenstation des kleinsten Badeortes beobachten —: aber das Gros der Börsenbesucher feiert doch. So hat Berlin jetzt Tage, an denen nicht mehr als achtundvierzigtausend Peseten Spanier gehandelt werden und nach zwei Uhr mittags kann es passiren, daß man auf ein Ausgebot von fünfundzwanzig Kreditaktien keine Antwort mehr erhält.

Mitten in solcher Geschäftsmüdigkeit können aber die Kurse doch recht fest sein; ja, die Steigerung von Montanpapieren ist vielfach nur dadurch so stark ausgefallen, daß der eingeschränkte Verkehr auch einer geringen Nachfrage kein entsprechendes Verkaufsmaterial gegenüberstellte. Im Uebrigen verräth sich der Hochsommer in der Einförmigkeit der die Tendenz bestimmenden Ereignisse. Da genügt es denn auch schon, wenn heute gemeldet wird, die Kohlenpreise würden erhöht werden, und morgen zur Abwechselung, sie würden nicht erhöht werden, um das eine und das andere Mal den Zeiger am Zifferblatt der Kurse in Bewegung zu setzen, obgleich es doch klar genug ist, welches Spiel das Syndikat treibt. Nachdem der Theilstrike eben erst glücklich vorüber ist, werden die Herren in Essen sich nicht gerade beeilen, öffentlich ihre zukünftigen Mehrgewinne zu affichiren. Ohne Einfluß auf die Börse

ist dagegen vorläufig die Entscheidung des dortmunder Landgerichtes geblieben, das die von den Hüttenwerken angekauften Zechen auch weiterhin — bis 1905 — für syndikatpflichtig erklärt hat, so daß ihre Produktion nicht zur ungebundenen Verfügung der neuen Eigenthümer steht. Wird das Urtheil von den höheren Instanzen bestätigt — und Das halte ich auf Grund der entscheidenden Vertragsbestimmungen für wahrscheinlich —, so ist die großartige Bewegung, die die Hütten von den Kohlen-, Koks- und Roheisen-Verbänden unabhängig machen wollte, bis auf Weiteres zum Stillstand gebracht. Und dabei waren unsere Eisenindustriellen in diese Bewegung weniger durch die hohen Preise gedrängt worden, die sie — gern oder ungern — weiter bezahlt hätten, als durch die ungenügende Art der Lieferung. Die Lieferungmisere geht so weit, daß das Kokssyndikat jetzt kurzen Prozeß gemacht und von den Zechen Nacherfüllung für alle Minderbeträge aus dem verflossenen Halbjahr verlangt und dabei ausdrücklich erklärt hat, Arbeitermangel als höhere Gewalt nicht anzuerkennen. Damit tritt der Kampf zwischen Kohle und Koks in ein akutes Stadium. Denn während die Zechen nach ihren Verträgen mit den Händlern sich ohne Weiteres gegen die Nachlieferung von einmal ausgefallener Kohle unter Berufung auf Arbeitermangel als höhere Gewalt zu schützen in der Lage sind, entbehren die Verträge mit dem Kokssyndikat einer solchen Klausel. Die Flötzeinstürze im Gebiet des harpener Bergbaues sind vielleicht zu gleichgiltig aufgenommen worden. Das Flötz „Sonnenschein" erstreckt sich fast durch das ganze Ruhrgebiet und seine Qualität gilt als besonders gut, so daß bisher wenigstens „Sonnenschein" immer genannt wurde, wenn es sich darum handelte, die Börse für Kohlenaktien zu begeistern. Natürlich ist das Flötz im Ganzen durch solche Unfälle keineswegs gefährdet, allein bei Kursen von zweihundert Prozent und darüber darf man doch auch an den Fall denken, daß die Schadenreserven zu ergänzen sein könnten. Am Schlimmsten bei solchen Betriebsunterbrechungen geht es den großen Verbrauchern, deren regelmäßiger Monatsausfall wohl bald von zwanzig auf fünfundzwanzig und dreißig Prozent gestiegen sein wird.

Grundloses Aufheben macht man von den anhaltenden Käufen in Staatsfonds, die sich doch ganz und gar auf wenige große Papiere und daneben noch auf die neuen Vierprozentigen beschränken. Dreieinhalbprozentige dagegen sind, nach wie vor, schlecht verkäuflich, — und von den Städteobligationen ist es schon am Besten, gar nicht zu reden. Eben wird von den neuen Münchenern erst in der üblichen Weise gemeldet, das Resultat der Zeichnung sei höchst befriedigend ausgefallen, und jetzt, unmittelbar danach, sind sie überhaupt nicht anzubringen. In diesem Zusammenhang komme ich noch einmal auf die kürzlich erwähnte Kursstreichung von sechzig Städteobligationen in Berlin zurück. Das war sicher ein Vorkommniß, das die allgemeine Marktlage dieser Werthe höchst charakteristisch illustrirte; als Tageserscheinung muß man es aber doch nicht überschätzen. Andere, besonders ältere Börsen befolgen in solchen Fällen eine mildere Praxis und lassen für Obligationen, die einen begrenzten Absatz haben und überhaupt spärlich gehandelt werden, ruhig den Kurs des vorigen oder eines noch früheren Tages fortbestehen. Damit kommen sie auch der Wahrheit ungleich näher, als wenn sie einen Geschäftseifer prästiren, dessen überraschendes Resultat den uneingeweihten Leser des Kurszettels in den irrigen Glauben versetzen muß, daß sich ganz besondere Dinge von einem Tag zum anderen zugetragen hätten. Herrscht

nun einmal in Städtepapieren schon die Ruhe des Kirchhofes, so war doch keine Veranlassung für diese Massenhinrichtung an einem einzigen Börsentage gegeben. Im Allgemeinen läßt sich heute die Tendenz des berliner Platzes schwer bestimmen, da bald Nachfrage, bald Angebot aus ihrem normalen Gleise gerathen sind. Durch das Attentat auf Milan ist man auf die serbischen Parteiverhältnisse aufmerksamer geworden und die Unzufriedenheit in Bulgarien bot unseren Banken, die nicht nur im Augenblick, sondern auf längere Zeit hinaus kein Geld übrig haben, den erwünschten Vorwand, um die bulgarische Konversion zu vertagen. Wenigstens schützten sie in Sofia die politischen Verhältnisse vor; vor dem großen Publikum sollte die „Reisezeit" als Ursache der Verzögerung ausgegeben werden. Viel Zartgefühl bei zugeknöpften Taschen! Die spanische Ministerkrisis ist für unsere Hochfinanz ohne Interesse gewesen. Man glaubt eben in gut informirten Kreisen überhaupt nicht, daß in Spanien heute ernste Reformen möglich sind, und hält es danach mit Recht für gleichgiltig, welches Kabinet am Ruder ist. In der Frage der Couponsteuer vertreten die deutschen Plätze einen billigeren Standpunkt, als z. B. Paris, das sich auf keinen Couponabzug an den Extérieurs einlassen will und eine diplomatische Intervention durchgesetzt hat. Man kann doch eine Besteuerung der auswärtigen Schuld, die Ordnung in die Finanzen des besiegten Landes zu bringen bestimmt ist, kaum als Wortbruch behandeln. Hier wird einfach das Unzulängliche Ereigniß. Hat etwa der Kurs der Extérieurs, selbst längere Zeit vor dem Kriege, eine solche Höhe gehabt, daß der Käufer glauben konnte, ein Primapapier zu erwerben? Und spricht neben der Billigkeit nicht auch die Vernunft dafür, einer Herabsetzung der Verzinsung zuzustimmen, wenn dadurch die Erfüllung der Zinsverpflichtung gesichert wird?

Dagegen haben die Vorgänge in Transvaal unsere Bankenkabinette lebhaft beunruhigt. Selbst leitende deutsche Financiers, die von London zurückkamen, hielten Chamberlains wahre Absichten für verdächtig; inzwischen hat sich aber die Situation verändert. Einige Parlamentswahlen sind bekanntlich liberal ausgefallen, die Tories sind stutzig geworden und Salisbury will den Frieden unter allen Umständen. Nur fürchtet man neuerdings wieder, die Haltung der Afrikander könnte die ganze Frage verschieben und England aus Rücksichten auf die Kapkolonie zu ernsten Entschlüssen treiben. Jedenfalls hat es schon für eine ungerechtere Sache die Waffen ergriffen, wie die beiden Kriege beweisen, die es vor fünfzig Jahren mit China führte, weil die Regirung in Peking ihre Völker nicht durch Opium vergiften lassen wollte.

Als bedeutsam wird auch die neuerliche Diskontopolitik der Bank von England angesehen, die trotz ihren großen Goldeingängen plötzlich mit Gold zurückhält. Nun weiß man zwar in der City längst, daß die Bankreserven um mehrere Millionen Pfund zu klein sind; warum aber gerade jetzt die Verstärkung durchgeführt wird, da ohnehin die Getreide-Rimessen nach New-York nicht abzuwehren sein werden, ist noch nicht recht zu ersehen. Man rieth daher auch auf einen Zusammenhang mit den Transvaalwirren, weil im Fall eines Krieges die Goldausfuhren von dort stocken würden. Das würde aber gegenüber der rapiden Fortentwickelung der anderen Goldländer, vor Allem der Union, doch nur wenig zu bedeuten haben.

Pluto.

Der galizische Krach.

Im Jahre 1863, unmittelbar nach dem Zusammenbruch des polnischen Aufstandes, in dem das Herzblut der Nation verströmt war, veröffentlicht Graf Stanislaw Tarnowski im „Czas" seine berühmten Artikel „Z teki Stańczyka" (Aus dem Notizenheft des Stanczyk), in denen er über die unverbesserliche Romantik des Polenthumes den Stab brach, über die Leichtfertigkeit, mit der es, jeder realpolitischen Erwägung unzugänglich und tollkühn wie nur irgend ein abenteuerlicher Junake, in die Revolution hineingesprungen war. Das Pseudonym „Stanczyk" hatte der Verfasser nicht gerade passend gewählt. Stanczyk hieß der Hofnarr eines Königs, der ganz dem Papstthum verfallen war. Während aber in den Prunksälen Alle dem stolzen römischen Legaten sich neigten, selbst die schöne Barbara, die König Sigismund August II. wider den Willen seines Vaters in geheimer Ehe zum Weib genommen hatte, mit ihren reizenden Lippen die Hand des ersten Jesuitensendlings küßte und der König ekstatischen Predigern sein Ohr lieh, hielt sich Stanczyk, fern von seinem Herrn, in einem Nebengemach auf und weinte. So hat ihn auch Jan Matejko gemalt, der nicht nur ein großer Maler, sondern auch ein tiefernster und gedankenreicher Patriot war. Diesem Stanczyk, diesem Narren mit der Learstimmung, war nun aber Graf Tarnowski recht unähnlich. Er war kein Hofnarr, er prophezeite auch nicht, sondern wählte den bequemeren Theil der Kassandrarolle, erst nach geschehenem Unglück Kritik zu üben; und er kritisirte auch nicht thränenden Auges, sondern mitleidlos. Man sagte ihm nach, daß er die Urheber des Aufstandes, die Unglücklichen, die in Sibirien oder auf dem Spielberg schmachteten oder im Elend des Exils seufzten, hauptsächlich darum so schonungslos justifizirte, weil sie den Aufstand als Demokraten, unter Verzicht auf die Hilfe des an den Höfen bereits heimischen Adels, geschürt hatten. Immerhin sprachen die Thatsachen für ihn: der Aufstand war eine heroische Dummheit gewesen und es war nicht zu leugnen, daß es keine Toten und Verwundeten, kein Elend und keinen Untergang gegeben hätte, wenn man sich nicht geschlagen hätte. Und da das Alles unbestreitbar war, so bekam man vor dem Verkünder dieser Weisheiten Respekt; und je mitleidloser er predigte, desto erhabener nahm sich die Lehre aus, so daß man bald darauf anfing, in Rußland sowohl wie in Galizien auf die Devise „Realpolitik über Alles" zu schwören.

Die polnischen Wünsche wurden vertagt. Viel staatsmännischer Sinn gehörte freilich dazu nicht, denn „der Bieu mußte", ob er nun wollte oder sich sträubte. Aber es gelang, in Rußland und Galizien gleichmäßig auf dem Wege der stillen Sammlung Terrain zurückzuerobern. Nur verlangte die Methode in Rußland einige Selbstverleugnung. Ein Markgraf Wielopolski ward persona gratissima bei einem der Zaren, die Potockis und Andere gewannen ungeheure Liegenschaften

in Rußland zurück, andere Geſchlechter wieder lieferten Hofmarſchälle und Kammerjunker für das Winterpalais, Generale und Oberſten für die Armee u. ſ. w. In Oeſterreich, wo es neben dem Hof bereits ein Parlament gab, bereicherte man die Methode und begann auch, parlamentariſch zu operiren: der reichsräthliche Polenklub trat auf den Plan. Er ſtand ganz auf der tarnowskiſchen Platform und rekrutirte ſich aus Anhängern der Stanczyken-Partei; denn Dieſe führte das unumſchränkte Regiment im Lande und begründete im Polenklub ihre große wiener Handelscentrale. Sie hatte in Wien einen wirklichen Staatsmann zum Führer: Herrn von Grocholski, einen Mann, deſſen Name heute ſchon halb vergeſſen iſt und der doch eine der merkwürdigſten Erſcheinungen des Fraktiongeiſtes und der Fraktionpolitik war. Er war abſolut kein Redner und man hat von ihm kaum je mehr als zweihundert zuſammenhängende Worte gehört. Andere mochten reden, ſo viel ſie wollten: er hielt das Sprechen überhaupt für überflüſſig. Zum Abſtimmen waren die Mitglieder des Polenklubs da! Der Dämon, der die polniſchen Reichstage zur Schmach der Nation gemacht und das Land in den Untergang getrieben hatte, der Ehrgeiz des Einzelnen, die Disziplinloſigkeit, das liberum veto: dieſer Dämon mußte ausgetrieben werden. Alle, Groß und Klein, mußten ſo ſtimmen, wie Grocholski es wollte; er erzwang die Unterwerfung durch eine Kunſt, die undefinirbar iſt; man kann nur ſagen, daß der Eindruck ſeiner Selbſtloſigkeit eben ſo groß war wie der Eindruck ſeiner Klugheit und Beharrlichkeit. Ohne ihn wären die Artikel Tarnowskis ein politiſches Pamphlet geblieben, durch ihn wurden ſie zu einem politiſchen und auch politiſch durchgeführten Programm. Disziplin, Disziplin und nochmals Disziplin, — Einigkeit, Einigkeit, um jeden Preis Einigkeit. Das war ſeine Lehre; und zwar ging ſie bis ins Extrem. „Wir müſſen uns lieber Fetzen aus dem Fleiſch reißen laſſen," ſagte er einmal im Privatgeſpräch, „als der Welt je wieder das Schauſpiel bieten, daß ein Pole lacht, weil der andere weint." In den Klubſitzungen ließ er Jeden Oppoſition machen, ſo viel er wollte; dann erhob er ſich, nahm eine Priſe und ſagte trocken, wie Juba Bill, der eine Weile einem Weiberplauſch zugehört hat: „So, meine Lieben, jetzt haben wir uns ausdiskutirt und nun habe ich die Ehre, Euch mitzutheilen, was wir morgen thun werden. Das Exekutivkomitee hat beſchloſſen, daß Ihr morgen ſo und ſo ſtimmt." Und am Tage darauf ſtimmte ſelbſt die wüthendſte Oppoſition ſo und ſo. Das Exekutivkomitee war ſeine Erfindung und er beherrſchte es unbedingt; er war einer von Denen, die den eiſernen Ring der Rechten ſchmiedeten, und er hütete ſeine Schöpfung wie ſeinen Augapfel. Andere drechſelten Worte, wieder Andere tanzten bei Hofe Groß-Mazur, ſorgten für die Gleichſtellung der polniſchen mit der erbländiſchen deutſchen und czechiſch geſinnten Ariſtokratie, gaben Empfänge in Wien und thaten beim Lawn-tennis und bei den Segelregatten am Quarnero mit: der Zauberer jedoch, der den parteiſüchtigen Geiſt der Polen in Feſſeln zwang und ſie zuſammenhielt, war der großgewachſene, grobknochige, ſchweigſame Mann, mit dem Profoſſengeſicht und den dreiſten, ſtechenden Augen. Er eroberte für ſein Land Bahnen, Flußregulirungen, Kapitalinveſtirungen, Vergrößerung der Univerſitäten und eine ungeheure Autonomie; er eroberte ihm den nationalen Statthalter, den nationalen Miniſter, die ausſchließliche Geltung der polniſchen Sprache bei allen Behörden und Gerichten, — und endlich einen enormen Einfluß bei Hofe. Seine Partei war des Kaiſers

Lieblingspartei, — und das Alles, ohne daß Grocholski sie je zu einer österreichischen Partei hätte werden lassen, denn immer und unabänderlich blieb er dabei, daß der Klub keine parlamentarische Fraktion, sondern die polnische Delegation im Parlament sei, d. h. eine Vertretung, eine Gesandtschaft im fremden Lande, und daß er sich darum nach anderen Gesetzen richten müsse, als sie sonst für Parteien gelten. „Parteien", sagte er, „können entstehen, Parteien können sich auflösen —: die Vertretung der Nation im fremden Lande bleibt aber immerdar Eins."

* * *

Nachdem dieser eiserne Kosakenhetman gestorben war, begann die Herrschaft der Stanczykenpartei in Galizien ein Wenig schlotterig zu werden. Wohlgemerkt: ein Wenig nur und kaum merkbar, so daß man noch die Leute auslachte, die trüb in die Zukunft sahen; denn gerade in dieser Zeit stieg viel Glanz am Himmel auf. Wie konnte eine Opposition wagen, sich zu regen? Was sie sagte, widersprach den greifbaren Erscheinungen des Tages und außerdem war sie völlig schwach und namenlos, während im Vordergrunde bereits Graf Kasimir Badeni mit allen seinen glänzenden Erfolgen stand. Freilich, Etwas hatte sich durch sein steigendes Ansehen geändert: er war eine Macht neben dem Polenklub, nicht länger durch den Polenklub. Er wurde nicht mehr, wie einst der Finanzminister Dunajewski, durch den Klub gehalten, sondern stand durch eigene Kraft. Auch war Grocholskis Nachfolger im Präsidium des Klubs, Herr von Jaworski, ein recht unbedeutender Herr, der weder den Willen noch die Gabe hatte, mit Badeni zu rivalisiren, geschweige denn ihn zu meistern. Aber was lag daran? Die grocholskische Tradition war so übermächtig, daß der Klub trotz Herrn Jaworski sein Grundgesetz der Einigkeit noch außen nie verletzte und daß auch Graf Badeni mit ihm ein respektvolles Einvernehmen pflegte. Was lag also an dem Umstande, daß der Schwerpunkt der polnischen Bedeutung nicht mehr in Wien, sondern bei Herrn Badeni in Lemberg lag? Man fügte sich und that es sogar gern; die Gnade des Kaisers war für ihn und er selbst war ein sehr gnädiger Herr, wenn man seinen Befehlen gehorchte. Nur gehorchen mußte man eben, sonst hatte man von ihm zu dulden, was man von keinem Anderen duldete. Graf Goluchowski, der Vater des jetzigen Ministers des Aeußeren, hatte einst als Statthalter in Lemberg in einer schmutzigen Judengasse mit eigenen Füßen Sessel und Tische umgestoßen, die als Verkehrshemmniß vor den Hausthoren standen, und in der Cholerazeit die Kellerwohnungen inspizirt und verboten, daß man das Pflaster weithin mit stinkendem Kwas übergieße. Was war Das gegen Badenis Initiative und Energie? Er hatte auch seine Cholerazeit und setzte es durch, daß die Bauern die Aerzte nicht massakrirten; er hatte den Muth, jüdische Millionäre mit Du anzusprechen, und den Esprit, sie trotzdem nicht zu beleidigen; er hatte den Muth, das Bündniß mit Deutschland offen für etwas recht Gutes und Billigenswerthes zu erklären; er hatte sogar den Muth, dem Führer einer Adelsdeputation, die ihn auf einem Bahnhof erwartete, mit den rauhen Worten in die Rede zu fallen: „Packt Eure schönen Reden nur ein! Wenn Ihr mir nicht die Straße baut, jage ich Euch in alle Winde auseinander." Kurz: ein Niederschmetterer! Er wollte, daß in Kolomea — dem

von Sacher-Masoch so geliebten Kolomea — ein Jude gewählt werde, und es wurde Einer gewählt: Das war noch kein Wunder. Er wollte aber, daß kein Jude gewählt werde, und man sperrte Hunderte von Leuten in eine Baracke, verhaftete Andere, schleppte Andere massenhaft vor Gericht, gerade während der Wahlstunden, — und so erhielt Kolomea einen christlichen Vertreter. Was läßt sich noch sagen? Nichts, als daß aus der Zusammenhanglosigkeit dieser Charakteristik nicht auf Verworrenheit des Charakterschilderers geschlossen werden soll. Nicht der Autor ist verantwortlich dafür, daß es ihm nicht gelingen will, für die Beurtheilung des Grafen Badeni einen Centralpunkt zu finden. Immer erzählte man sich von ihm — wie sage ich nur? — Thaten, Anekdoten, Schwänke, aber Niemand hörte je, was er als Politiker wollte oder träumte, was ihn als Politiker freute oder ihm wehthat. Nichts von Alledem! Er war der Macher, der Politiker an sich, die polnische Urkraft, das Genie, das nicht erst einen genialen Gedanken braucht, um sich zu manifestiren. Mit einem Wort: man vertraute seinem Stern, Das war es, — und wie vergötterte man ihn! Gemahnte sein Wuchs und ein Wenig auch sein Gesicht nicht an den Fürsten Bismarck und verrieth sich in seinem Umgang mit Menschen nicht der ganze Junker vom Kniephof? Mit den Ruthenen sprach er ruthenisch, mit den Juden jüdisch, und wenn er in den Verhandlungen über Getreideverkäufe versicherte, daß er den äußersten Preis genannt habe, that er es wundervoll jüdisch; und Einer, den die Juden bewundern, sollte kein Genie sein? Und konnte man sich einen besseren Führer wünschen als Einen, der die Gunst des Hofes besaß? Auch prosperirte das Land unter ihm, das Kapital strömte zu, Gott schuf zahllose Verwaltungräthe und man begann, von Konkurrenz auf dem Weltmarkt zu sprechen, von Rivalität mit Batum und mit Amerika. Als was mußte man da oppositionelle Regungen ansehen? Sie waren schnöder Undank und obendrein hirnverbrannte Thorheit; denn als sich plötzlich einige Städte und Gemeinden zur Opposition zusammenthaten, gelang es ihnen doch nur, die verschwindend geringe Zahl von vierzehn Abgeordneten in den Landtag zu entsenden, — und in den Polenklub, den Thurm aus Erz, fanden sie überhaupt keinen Eingang. Ja noch mehr: es geschah Etwas, das durch sich selbst die fürchterlichste Kritik aller der Regungen der Kleinheit war. Nämlich Graf Badeni, der Pole, wurde Ministerpräsident und zog in Wien als der providentielle Mann ein, von dem man die Rettung Oesterreichs aus inneren Wirren und Verfall erhoffte. War Das nicht ein Triumph, eine edelmüthige Ironie der Weltgeschichte, die selbe Ironie, die einst dem wankenden Rom vier sarmatische Kaiser gegeben hatte, um es wieder aufzurichten, die selbe, die heute christliche Degen nach Konstantinopel schickt, um die Armeen des Islam wieder kriegstüchtig zu machen? Und das Alles hatte die Realpolitik gethan: Oesterreich hatte an der Zerreißung Polens Theil genommen, jetzt verschrieb es sich den Medizinmann aus Polen! Es war ein Triumph, an den Graf Tarnowski, als er die Mappe des Stanczyk öffnete, sicherlich nicht gedacht hatte.

* * *

Und nun? Man weiß ja, was geschehen ist! Wir am Wenigsten werden zu behaupten wagen, daß die polnische Realpolitik Unrecht gethan hätte, gefährlichen

Träumen zu entsagen und sich an Oesterreich fest anzuschließen, wo der Pole eine gute, mehr als gute Heimath gefunden hat. Selbst aus seiner schrecklichen Unfähigkeit, aus dem schrecklichen Unglück, das er über Oesterreich brachte, soll hier dem Grafen Badeni kein Vorwurf gemacht werden; für seine Unfähigkeit sind Gott und die Natur, die ihn schufen, für das Unglück die Menschen, die ihn auf den Schild hoben und gewähren ließen, verantwortlich. Auch will ich hier nicht von Oesterreich reden, sondern von der österreichisch-polnischen Partei und ihrer Politik. Eins geht aus ihrer Geschichte seit 1867 hervor: daß es nämlich eine furchtbare Gefahr für jede Partei ist, wenn sie das Wort Realpolitik mißzuverstehen beginnt. Aus der politischen Realpolitik — wenn das Wort erlaubt ist —, aus dieser Politik, die nur insofern real war, als sie, mit den Thatsachen rechnend, sich an Oesterreich anschloß, und in allem Uebrigen ideal nur für die Allgemeinheit, nicht für den Einzelnen sann und sich um die Wiedergeburt des Polenthumes, wenigstens auf dem galizischen Territorium, bemühte: aus dieser Politik, die dem Polen in Galizien seine Sprache, seine Universitäten, seine Bildung, seine Gerichtsbarkeit, seine Kultur und ausgedehnte Selbstbestimmung zurückgab, ist leider eine finanzielle Realpolitik geworden, mit allem Schmutz, Unrath, Skandal und Ruin, der die Himmelfahrt des Kapitales in einem Lande immer begleitet, gleich als schlösse das Prinzip der Realpolitik die Entschuldigung für alle innere Entsittlichung in sich. Nicht, daß wir dem Grafen Badeni etwa trübe Geschäftsmacherei nachsagten; er ist persönlich nicht nur ein offenherziger, liebenswürdiger und gebildeter, sondern auch ein durch und durch ehrenhafter Mann. Aber wie es immer geht: als er Ministerpräsident wurde, drängte ihm ein ganzer Kometenschweif von heimathlichen Schmarotzern in die Hauptstadt nach. Sie wollten mit und unter ihm an dem reich besetzten Tisch der Monarchie tafeln; und bei dem patriarchalischen Verhältniß, das in Polen noch heute zwischen Patron und Klienten herrscht, hatte er nicht die Kraft, seine Landsleute, die sich ja immer von der Familie nennen, abzuschütteln. Son Excellence Rougon war so cynisch, für seine Leute offen, mit brutaler Gewalt zu sorgen; Graf Badeni war nie cynisch, er hatte nur nichts dagegen, wenn Einer seiner Leute Etwas fand. Das Suchen war ihre Sache ... und ob sie suchten! Alte Ressortchefs gingen in Pension und an ihre Stelle traten Polen; bei Banken, Bahnen, Zeitungen fanden sich plötzlich offene Stellen ... sie wurden mit Polen besetzt. Und welcher Segen ergoß sich über Galizien! Von dort waren in Folge von schrecklicher Arbeitlosigkeit und von Hungersnöthen vor einigen Jahren so viele Bauern nach Amerika ausgewandert, daß man eine Verödung des Landes fürchtete, — wie man Das aus den Landtagsdebatten und aus den Berichten vielwöchiger Kriminalverhandlungen ja weiß. So elend erging es dem Lande, daß ein Statistiker einmal das durchschnittliche Jahreseinkommen des Bauern auf fünfundzwanzig bis dreißig Gulden schätzte. Es gab Landleute, die bis auf Weihnacht und Ostern das ganze Jahr lang keinen Bissen Fleisch aßen. Kein Tuch, kein Knopf, keine Sense, kein Hammer wurde im Lande produzirt, Alles bezog man aus Mähren und Schlesien, selbst der Patriotismus wurde von dort her, aus den deutschen Ländern, versorgt: dort im Westen wurden die polnischen Adler, die Kosciuszkobilder, die nationalen Flaggen und viereckigen Mützen angefertigt. Und wenn der polnische Bauer bei Brot und Knoblauch sich mit der

Aufmästung eines Ochsen abgeplagt hatte, dann wurde das fette Thier im Westen geschlachtet und im Westen verspeist; dort gerbte man die Haut und verkaufte das wieder zurückgebrachte Leder dem selben Bauern um das Hundertfache des Werthes. Nun ging aber der Flackerschein des „wirthschaftlichen Aufschwunges" durch das Land. Zum politischen Genie erhielt es auch sein eigenes finanzielles Genie in der Person eines Herrn von Marchwicki. Einer seiner Vertrauensmänner, Herr Zima, war Direktor der lemberger Sparkasse und lieh, in richtigem Verständniß dafür, daß man einer aufstrebenden Industrie unter die Arme greifen müsse, dem Abgeordneten Szczepanowski und dessen Geschäftsnachfolgern Wolski und Odrzywolski zum Betrieb ihrer Petroleumgruben sechs Millionen Gulden. Eine krakauer Sparkasse hatte einen Direktor, dessen Sohn seinem Institut einige hunderttausend Gulden stahl. Ein anderes Mal gab es in Wien einen fürchterlichen Börsenkrach in Folge einer mystifizirenden Nachricht; man konstatirte, daß die schamlose Lüge aus der Mitte des Polenklubs hervorgegangen war, in dem damals viel in Börsengeschäften „gemacht" wurde, und daß an jenem Tage, der Tausenden den Ruin brachte, eine stattliche Anzahl von Klubmitgliedern viele Stunden freudig bewegt am Börsentelephon gestanden hatte. In Folge des Krachs der Firma Wolski und Odrzywolski hat sich vor Wochen ein Ritter von Jendrzejowicz, ein Bruder des jetzigen polnischen Ministers, erschossen; nach verübten großen Defraudationen hat sich bald nachher auch ein Verwandter des selben Ministers, der Abgeordnete Ritter von Wiktor, erschossen. Erschossen hat sich auch der Direktor der Galizischen Kreditbank, Dr. von Krzyzanowski, als er darauf kam, daß die mächtigen Protektoren der Bank hinter seinem Rücken mit den Geldern des Institutes in einer Weise manipulirt hatten, die sich mit seiner Ehre nicht vertrug. Ja, sehr interessant ist in der letzten Zeit die Selbstmordchronik in Galizien geworden: sie klingt gar nicht mehr demokratisch, sondern es wimmeln in ihr die Ritter „von". Doch nein: auch einige bürgerliche Lumpe sind darunter, so der Advokat Dr. Kratter, der ebenfalls in Petroleum „machte" und dann mit hunderttausend Gulden nach Amerika durchging; so der Advokat Dr. Szydlowski, der nach Unterschlagung von gleichfalls hunderttausend Gulden nun via Rumänien in die Welt hinaus reist. Ein Glück, daß es jetzt keine Reichsrathswahlen giebt; wir wüßten nicht, woher die Stanczykenpartei, die sich doch aus der anständigen Gesellschaft rekrutirt, alle die nöthigen Kandidaten hernehmen sollte. Der Krach ist im Lande: Das ist der Erfolg der finanziellen Realpolitik Galiziens!

Wien, im Juli 1899. Michel von Wien.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: Jn Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 29. Juli 1899.

Bismarcks Todestag.

Die erste Wiederkehr des Monatstages, mit dessen Licht das greise Leben Bismarcks erlosch, wird den Deutschen das Sonntagsvergnügen nicht stören. Sie werden, wenn der Wettergott günstig gestimmt ist, aus engen Wohnungen in die grüne Sommerflur ziehen, werden am Meer, auf Bergen oder in freundlichen Niederungen froh der gewohnten Feiertagsluft nachgehen und, wenn nach langer Dürre Regen fällt und den Aufenthalt im Freien unbehaglich macht, in Schänken, Tanzsälen oder auf geschützten Balkonen plaudernd und scherzend zusammensitzen. Da und dort wird ein Grüppchen Getreuer wohl der ernsten Bedeutung des Tages gedenken und still den Manen des Großen einen guten Tropfen weihen. Auch in den Zeitungen wird es an ein paar erinnernden, rühmenden Zeilen nicht fehlen, die meist freilich in den gern vernommenen Trostruf ausklingen werden, daß es auch jetzt, auch ohne Bismarck, über jeden Begriff herrlich um das Deutsche Reich bestellt ist. Aber das fröhliche Sonntagstreiben wird nicht ruhen, das Tanzen, Fiedeln, Kegelschieben nicht für einer Minute Dauer unterbrochen werden. So wars auch, als im vorigen Jahr an einem Sonntag die Todeskunde aus Friedrichsruh kam; allerlei Industrien eroberten sich die Straße, schwarze Fähnchen für Kinder, Bismarckbilder und Bismarckkarten wurden ausgebrüllt und eingehandelt, doch von einer tiefer reichenden Trauer war nichts zu spüren. Nur Faustens Famulus, dessen pergamentenem Empfinden alles

Menschliche fremd ist, könnte sich daran ärgern. Wer den Menschen, sein Wünschen und Streben, und das Kollektivbedürfniß der Masse besser kennt, als mans aus Büchern und Papier erkennen lernt, Der wird sich in solchem Anblick nicht wundern, sondern gelassen und zornlos sprechen: Das Leben geht kribbelnd und wibbelnd weiter, mag auf hoher Warte auch einer Volkheit die hellste Leuchte verglimmt sein. Längst dahin ist die Zeit, wo Goethe von seinen Deutschen sagen durfte, es liege in ihrem Charakter, daß Alles über ihnen schwer wird und sie über Allem schwer werden. Der Deutsche von heute ist von der Scholle gelöst und auf den kaum noch an der Wurzel national gefärbten Wesenston der Händlerwelt gestimmt; er ist gezwungen, emsig der Profitmöglichkeit nachzujagen, feiert die Feste, wie sie fallen, und findet selten die Muße zu bedächtiger Einkehr; schwer nimmt er höchstens den Geschäftsverlust, nicht aber die Minderung des Menschheitbesitzes. Glaubt irgend Jemand, die Goethefeiern, die in den deutschen Gauen für den nahenden Frühherbst vorbereitet werden, könnten zum Verständniß des mächtigsten deutschen Geistes, der hundertundfünfzig Jahre nach seiner Geburt dem deutschen Bürgerthum noch eine fremde Respektsperson ist, ein Beträchtliches beitragen? Und würde Bismarcks Ingenium besser empfunden werden, wenn Behörden, Körperschaften, Vereine an jedem dreißigsten Julitage prunkvolle Gedächtnißfeiern veranstalteten?

* * *

Goethe und Bismarck: die beiden Namen sind oft schon neben einander genannt worden. Von unkritischen Bewunderern, die in hitzig verflackernder Liebe vergaßen, um wie viel reicher der Weltbilddichter war als der nationale Staatsmann; und von unklugen Tadlern, die dreimal Wehe über das deutsche Land riefen, weil der gewaltsame Wille des Politikers die Saat des Poeten vernichtet habe. Dem an der Oberfläche haftenden Blick scheint der pommersche Junker mit dem süddeutschen Patrizierſohn nichts gemein zu haben; und es ist nicht zu leugnen, daß Bismarck auf selbst gegebahntem Wege genöthigt war, goethisch-kosmopolitische Beschaulichkeit zu bekämpfen, — wie Goethe das Werk Luthers, des vor ihm herrschenden Lehrers der Deutschen, in manchen Punkten bestritten hatte und wie im Reich der Geister jeder neue Regent sich gegen das von dem Vorgänger verkündete, mählich erstarrende Dogma wenden muß. Und doch fehlen den aus verschiedenem Erdreich Erwachsenen auch nicht die ähnlichen Wesenszüge. An Beiden er-

füllte sich nicht nur das Wort Swifts, das wahre Genie sei stets daran zu erkennen, daß alle Dummköpfe sich gegen sein Wirken verbänden; Beide wurden auch, lebend und tot, mit denselben Waffen angefallen. Ein Talent, doch kein Charakter: so lautete im Lager der tüchtig Gesinnten über Beide das Urtheil. Hatte Goethe nicht den Hofmann gespielt, Bonaparte verherrlicht und später des Epimenides Erwachen geschrieben, das Erdreisten der Neusten verhöhnt und die demokratischen Regungen vornehm von seiner sorglich vor Pöbeltritten bewahrten Höhe belächelt? Hatte er über Menschen und Dinge, über Gott und die Welt nicht oft die Meinung geändert und früher Bekanntes keck widerrufen? Ein ordentlicher, zuverlässiger Mensch hat vom Tage der Mündigkeit bis zur Bahre nur eine Meinung; der von wechselnden Lebenseindrücken gewandelte ist ein unsicherer Kantonist, dem der ruhige Bürger keinen sicheren Maßstab entlehnen kann. Man hat jetzt freilich versucht, Goethes politische Anschauung in knappe Sätze zu fassen und ihn als einen sanften Liberalen vorzuführen. Aber hat der Alternde die Ideologie des Liberalismus nicht mit Olympierspott gegeißelt? Und würde das Bemühen, das philosophische oder das Ideal des Allumfassers in eine feste Formel zu bannen, nicht auf die selben Widersprüche stoßen? Ein anderes Ergebniß ist nicht möglich, wenn der Genius durch die Brille der Mittelmäßigkeit betrachtet wird, der temperamentlosen, kurzsichtigen, spekulativen. Das hat auch Bismarck erfahren; die Zahl seiner Börnes war Legion und noch heute sieht die Menge der rationalistisch Gebildeten in ihm einen ungewöhnlich begabten, aber auch ungewöhnlich skrupellosen Abenteurer, — obwohl sie von dem ihr heiligen Mommsen lernen könnte, daß die sichere Erkenntniß des Erreichbaren und des Unerreichbaren den Helden vom Abenteurer unterscheidet. Wie durfte der Freihändler sich zum Schutzzöllner wandeln? Wie der Mann, der Rodbertus rühmte und Lassalle sich zum Gutsnachbarn wünschte, mit so veralteten Feudalzeitwaffen den modernen Sozialismus bekämpfen? Wer mochte Einem trauen, der nach Lasker und Bamberger als reaktionär verschrieene Junker zu Helfern erkor und sich des Gesinnungwechsels dann nicht einmal schämte? Der eigensinnige Borusse war ausgezogen, des alten Preußenstaates Art gegen alldeutsche Zuchtlosigkeit und gegen die Wuth des Nationalitätenschwindels zu schützen, und er fand auf dem Weg eine Kaiserkrone und konnte rüstig noch die Zeit bereiten, da Preußen in Deutschland aufgehen muß. Er haßte die bürgerliche Anmaßung, focht an Stahls, Gerlachs und Kleist-Retzows Seite für junkerliche Ideale und führte, als Exponent der großbourgeoisen Entwickelung, das einst be-

fehdete Bürgerthum dann auf den Gipfel induſtrieller und händleriſcher Macht. Das Glück war mit ihm; und ſo oft ein Ziel, das er gar nicht geſucht hatte, im Sonnenglanz ſichtbar wurde, ſagte er lächelnd und ohne ſchamhaftes Erröthen, am Weiteſten komme Der eben, der nicht wiſſe, wohin er gehe. So unbequeme, in keine Schule und Schachtel paſſende Männer ſind nichts für den Philiſter; er blinzelt ſcheu zu ihnen hinauf und raiſonnirt, während er den Hut zieht, über ihre Charakterloſigkeit; um ſie lieben zu können, muß er ſie erſt mit einem fälſchenden Stempel prägen. Bismarck wußte es, er ſprach mit Bedauern davon, daß er als blutjunger Burſche nicht nach Weimar, vor Goethes Auge, gekommen ſei, und wehrte jeden Vergleich mit dem Wort ab: „Ja, Den nannten ſie auch charakterlos!“

Erſt eine neue, verfeinerte Pſychologie wird ſolche Thorheit ausjäten. Die altjüngferlich kühle Vernunft formte den Menſchen nach ihrem Ebenbild, forderte gerade Linien und war nicht zufrieden, wenn eine anmuthige Rundung das Knochengeſtell verbarg. Langſam vollzieht ſich die Wandlung; ſchon dämmert ein Ahnen, daß die Wurzeln menſchlichen Handelns faſt immer unter die Bewußtſeinsſchwelle hinabreichen, und der helle Tag, den dies Dämmern verkündet, wird die klare Erkenntniß bringen, daß nur Fibelgläubige ihre Zeit an das Bemühen vergeuden können, im Leben und Wirken hochgewachſener Menſchen nach Inkonſequenzen und Widerſprüchen zu ſtochern. Dann wird man Bismarck nicht mehr hadernd vorwerfen, er habe kein immer giltiges Programm, kein jede politiſche Krankheit ſchnell heilendes Rezept hinterlaſſen, ſondern ſich der reizvollen Perſönlichkeit freuen und die Geſinnungrichter mit der Frage verſcheuchen, ob er nicht wachſen, die Grenzen des Körpers und Geiſtes weiten mußte, um ſo groß zu werden. Und wenn der dreißigſte Juli dann wieder ein Sonntag iſt, wird zum reiſenden, aus der niederen Schulung entlaſſenen Sohn ein verſtändiger Vater ſprechen:

„Sei mit der Jugend fröhlich, mein Junge, und knauſere nicht allzu ängſtlich mit dem Taſchengeld. Das that der tolle Junker vom Kniephof auch nicht und wurde doch ein ſehr ſparſamer Haushalter. Heute iſt ſein Todestag. Deshalb brauchſt Du den Kopf nicht hängen zu laſſen; er war gar nicht ſentimental, gar nicht für feierlich ſteifes Gepränge und hatte, als ein ‚Abgefundener‘, den Tod lange erſehnt. Alſo keine Leichenbittermiene, aber ein Bischen von der Ehrfurcht, ohne deren Beſitz die ſittliche Erziehung nicht vollendet iſt. Ihr habt von Bismarck gehört und geſprochen. Unter Deinen Freunden haben Stahlhelm und Küraß es Manchem angethan; Andere haben den Knabenzorn gegen den großen Tyrannen ausgetobt. Horche

nicht auf solche Reden. Stahlhelm und Küraß waren diesem Manne nur Kleid und Zier für eine bestimmte Zeit; zu seinem wahren Wesen gehörten sie nicht und heimisch fühlte er sich eigentlich nur im schwarzen, unmodisch geschnittenen Hausrock. Er war auch kein Tyrann, sondern ein zart empfindender, von Herzen höflicher Herr, den die stärkere Willenskraft zum Herrscher über im Willenscentrum morsche Gemüther bestimmte, der aber auch immer bereit war, neben sich dem Bedeutenden Raum zu gewähren. Man wird Dir sagen, er habe häufig geirrt. Das ist richtig; er hat auf den Ruf der Allwissenheit nie Anspruch gemacht und in dem Vorwort zur Gesammtausgabe seiner Reden bekannt, daß ihm nichts Menschliches fremd geblieben sei. Ueber das Alter, wo man auf Erden fleckenlose, unfehlbare Götter sucht, bist Du ja aber hinaus. Man wird Dir vielleicht auch sagen, er sei inkonsequent gewesen, ein Mensch ohne feste Gesinnung, ein schlauer Taktiker der Stunde. Das ist falsch. Er war sich selbst stets getreu und handelte immer, wie er, um sich selbst getreu zu sein, handeln mußte. Ein asiatischer Weiser, der in der Gegend des Euch Jungen theuren Kiautschou lebte, hat gelehrt, auf drei Wegen könne der Mensch Klugheit erwerben; am Edelsten sei es, durch Nachdenken, am Bequemsten, durch Nachahmen sich zu bilden; der beschwerlichste, mit den bittersten Kräutern bewachsene Weg aber führe durch die Erfahrung. Das war der Lebensweg Bismarcks. Du selbst ein Lernender, wirst wissen, daß es da ohne Selbstkorrekturen und Wesenswandlungen nicht vorwärts geht. So viel hast Du von der deutschen Geschichte wohl schon gelernt, daß Du verstehen kannst, was es heißen will, wenn ein 1815 Geborener 1895 noch der repräsentative Mann seines Volkes ist, wenn er, dem es Vasallenpflicht schien, die schrankenlose Königsmacht vor dreistem Einspruch zu schirmen, sich als Greis gezwungen sieht, die deutsche Jugend auf offenem Marktplatz vor der Unumschränktheit monarchischer Gewalt zu warnen. Und so ganz amusisch bist Du hoffentlich nicht, daß Du nicht begriffen hättest, was der Horaz, der Dir oft genug Kopfschmerzen machte, mit dem genus irritabile vatum meint, an das man nicht die für den Menschheitdurchschnitt passenden Maßstäbe legen darf. Zu ihm mußt Du den Mann aus dem Sachsenwald zählen: er hatte das heiße Temperament, die lyrische Grundstimmung, die empfindsamen Nerven und die leidenschaftliche Subjektivität des genial geborenen Künstlers, — und er mußte aus dem Menschenmaterial, das die Zeit und der Zufall ihm boten, seine Epen und Dramen dichten. Das erwäge, während Du Deinem Sonntagsvergnügen nachgehst, und laß Dir das Bild des Einzigen nicht durch blinde Lober und Tadler ent-

ſtellen. Was ihm in die Wiege gelegt ward, kannſt Du Dir nicht geben; aber Du kannſt Dir die Freiheit der Sehweite und das eigene, unbeirrte Urtheil wahren, wie er, der uns das Reich und ſich ſelbſt das höchſte Glück der Erdenkinder ſchuf: die Perſönlichkeit. Denke ihm nach und vergiß, wenn Du ſpäter den Werth ſeines Wirkens ermeſſen willſt, nicht, den Blick über die Grenze zu ſchicken. Denn, Thukydides hat es Dich gelehrt, das Lebenswerk großer Menſchen iſt nicht von den in der Heimath ihnen errichteten Standbildern abzuleſen, ſondern aus der Spur, die ihr ſchreitender Fuß in den Erdball grub."

Zum dreißigſten Juli.

Der Abendſonne ſtand ich zugewendet
Und ſinken ſah ich ihren Ball hinab,
Eh' ſie der Strahlen letzte Gluth verſendet,
Die Weiten noch beherrſchend auf und ab.
Da, wie ich hielt, von ihrem Glanz geblendet,
Dacht' ich an eines Helden einſam Grab, —
Und ſein in Thaten unerreichtes Leben
Schien mir in ſtillem Bilde vorzuſchweben.

Salzburg. Martin Greif.

Das Volk von Rom.*)

Aller thörichten Täuschungen größte ist es, der Menge zu vertrauen, deren Natur die Stetigkeit ausschließt und die in der tollen Fluth und Rückfluth ihrer Sympathien heute vernichtet, was gestern ihr Gott war, und morgen für das gestürzte Idol neuerdings ihr Leben dahinstreut. Sicher geht nur, wer der trübsäligen Wahrheit nimmer vergißt, daß das Volk gut und böse ist, daß es Tugenden und Laster hat, Lebensdrang und selbstmörderische Triebe. Denn seine Art entspringt aus zahllos verschiedenen Quellen; und wenn darum nach Schicksalsschluß die Woge der Entartung gegen uns anbonnert und, stärker als die anderen, uns begräbt, dann mögen wir seufzend unsere Lebensarbeit untergehen sehen, — aber staunen und über Unerhörtes klagen dürfen wir nicht.

Was wir beim Aufgehen des Vorhanges in Shakespeares „Caesar" vor uns sehen, ist solch eine rasch aufsteigende Entartung. Die Stimmung und Verfassung der auf der Bühne sich drängenden Menge bezeugt den Tod der Republik. Als einst Junius Brutus das Königthum zu stürzen unternahm, da wußte er ein Volk hinter sich, das nicht jubelte, sondern seufzte, nicht von Triumphen sprach, sondern keuchte, und das beim Nahen des Königs mit haßerfüllten Blicken und Mienen zu den Göttern nach Rettung rief. Wo ist nun dieser Geist, — der Geist, der den Manlius in den Abgrund warf, den Koriolan ächtete und um des Scheines einer Freiheitsthat willen den Mördern der Gracchen verzieh? Der starke und eifersüchtige Geist, der sich einem Fabius nicht beugte, einem Kamillus nicht nachgab und den eisernen Scipionen zum Trotz auf seiner Unbeugsamkeit bestand? Das ist vorbei, — und Rom bebt; es bebt und liebt den Mann, der es an seinen Königstraum gewöhnen will, und schaart sich entzückt auf dem Markte, um Caesar auf dem Wege zur Krone zu umjubeln.

Da geschieht es, daß mitten in die Menge zwei Pompejaner sich hineinwagen und ihrem Hasse in einer Art Ausdruck geben, zu der selbst unter der Herrschaft milderer Sitten Tollkühnheit gehören würde. Pflegt man doch heute noch politische Gegner von der Tribüne zu reißen und zu lynchen; und wie wird es gar in dem von der Wölfin gesäugten Rom sein, wo schon so mancher jähe Ausbruch die Erde mit Bürgerblut röthete! Darum, während die Bühne von dem dröhnenden Hohngelächter des Volkes widerhallt, beschleicht uns mählich die Angst vor einem schlimmen Ausgang des

*) Ein Abschnitt aus einem in der Herstellung befindlichen neuen Bande der „Shakespeare-Probleme" des Verfassers.

Zuſammenſtoßes; aber freilich nur, wenn wir das übliche Bühnenarrangement verabſchieden, das aus der Szene mehr eine Einladung in ein Lachkabinet als den Auftakt zur männlichſten aller Tragoedien macht. Denn wenn man uns hier mit Heiterkeit ſtatt mit Sorge erfüllt: was Wunder dann, daß uns die Szene außer Zuſammenhang mit den gewaltigen Dingen erſcheint, von denen das Stück handelt? Und ſo geſchieht es ja auch, daß, wenn man von den Volksſzenen im „Caeſar“ ſpricht, Gelehrte und Ungelehrte immer nur der bekannten Auftritte des dritten Aktes gedenken und der Eröffnungſzene vergeſſen, die doch die ältere Schweſter iſt und mit der gleichen Milch genährt. Und die weitere Folge iſt, daß man das Volk im „Caeſar“ nur als eine im dritten Akte beſchäftigte Epiſodenfigur kennt, während es von allem Anbeginn als das tauſendköpfige Ungeheuer daſteht, das Alles bedingt, die rieſengroße Kraft und Perſon, aus deren Lenden Charakter, Lebensprinzip und Schickſal aller anderen tragirenden Geſtalten geboren werden. Bedenken wir Das und ferner, daß die ſhakeſpeariſche Kunſt unzerreißbare Organismen herzuſtellen pflegt und jede Szene dieſes Dichters die Seele des ganzen Werkes athmet, ſo werden wir unſchwer zu finden vermögen, was die Eröffnungſzene will und ſoll. Welcher Irrthum, ſich an ihrem „prächtigen Humor“, an ihrem „köſtlich humoriſtiſchen Wurf“, und wie die Bezeichnungen ſonſt lauten, zu ergötzen und beim verdächtigen Blaſenwerfen einer kochend umgerührten Maſſe zu lachen, als wären wir nicht Männer und Bürger, ſondern unerfahrene Kinder! Zorn und Verwünſchungen der Tribunen, die Caeſars Feinde ſind — Hohngelächter der Menge — freche Ironie ihrer Wortführer — immer aufreizendere Stachelung der Gemüther: iſt Das heiter? Und wenn dann hundert Augen gefährlich leuchten, viele Leiber ſich zum Stoß zuſammendrängen und die Vorderſten höhniſch, trotzig, unverſchämt mit eingeſtemmten Armen in den Hüften ſich wiegen, während man hinter ihnen den oppoſitionellen Tribunen bereits Grimaſſen ſchneidet, Naſen dreht, mit den Zähnen knirſcht und auch ſchon Fäuſte geballt und hoch erhoben werden: iſt dies Alles wirklich nur ein Anlaß zum Amuſement? Aber freilich: die Sache geht gut aus, denn der Dichter beeilt ſich ja, die Sorge, die er in uns angefacht hat, blitzſchnell wieder zu täuſchen; denn ein Hui! — und die Gefahr für die beiden Pompejaner iſt vorbei und wir ſehen die Plebs ſich ihnen ſogar demüthig unterwerfen; und ſo ſteht uns ja, die wir keine enragirten Caeſarianer ſind, nichts im Wege, erleichtert aufzuathmen. Und was finden wir ſtatt Deſſen in unſeren Herzen, wenn wir nicht gedankenlos ſind? Da iſt kein Ton der Freude, der Erleichterung nach überwundenen Aengſten, und das Schickſal der Tribunen intereſſirt uns überhaupt nur wenig mehr. Ja, ſie ſelbſt waren es, die mit ihren Reden unſere Aufmerkſamkeit von ſich fort jener Perſon zugewendet haben, die als Dritte auf der Bühne ſteht: nämlich

dem Volk. Denn ſie erzählen uns in heftigen Worten von der Treuloſigkeit Roms gegen Pompejus; und nun ſehen wir, in unſerer beſten politiſchen Sittlichkeit verwundet und bewegt, daß das Volk, das wir in der Kindheit Tagen als Verkörperung entſchloſſener Männlichkeit zu träumen gewohnt waren, jetzt ſchon wieder, und zwar vor unſeren Augen, ein Schauſpiel von Feigheit und Wankelmüthigkeit aufführt, den erſten Abfall und Verrath in dieſer Tragoedie; und dieſe Veränderlichkeit der Volksgunſt iſt es, die das Gewiſſen des denkenden Bürgers am Meiſten beſchäftigt und beleidigt. Was liegt uns unparteiiſchen Zuſchauern daran, daß das friſch erwachte Andenken das des Pompejus und die friſche Treuloſigkeit Treuloſigkeit gegen Caeſar iſt? Aber daß ſolche Wetterſtürze überhaupt möglich geworden ſind und das Volk von Rom hin- und herſchwankt, unfähig, einen gebietenden Mann zu haſſen, unfähig, ihn männlich zu lieben: Das iſt es, was die veränderte Verfaſſung des öffentlichen Geiſtes ſo furchtbar illuſtrirt; denn in dem Rom des gewaltigen Koriolan wären ſolche Wandlungen nicht möglich geweſen.

Dazu kommt noch das ſchreiende Mißverhältniß zwiſchen Urſache und Wirkung. Als Caeſar einſt das Volk von Pompejus losriß und für ſich gewann, geſchah es durch unerhörte Siege und dann durch eine Friedensthätigkeit, die das Wohlbefinden des Einzelnen hob und die Kräfte der krankhaft aufgelöſten Geſammtheit erneute; wodurch treibt denn aber Marullus die Gemüther zum Gotte von geſtern zurück? Marullus und ſein Kollege verüben wirklich ein Wunder, denn ihre Waffe iſt nur das Wort, — und ihrem Worte ſowie ihrem Weſen überhaupt fehlt es an der Kraft der Ueberredung und Verführung, die einen ſolchen Umſchwung der Stimmung erklären könnte. Was ſind die Beiden, verglichen mit den großen Agitatoren, die Rom einſt geſehen hat? Statt biegſam und geſchmeidig zu ſein, ſind ſie hochmüthig und plump, ſie ſind mehr als nervös, ſtatt kalt zu ſein, und ſcheuchen durch ihre ſchwarze Galligkeit alle böſen Geiſter auf, die den Eingang zu den Herzen verwehren. Menenius Agrippa würde lachen, wenn er ſähe, wie ungeſchickt ſie das Volk in Wuth bringen, von Wort zu Wort mehr von ihrer Autorität verſpielen und ſchließlich jenen brennenden Spott provoziren, dem ſie hilflos und lächerlich gegenüberſtehen. Freilich — und wir haben es ja auch ausdrücklich geſagt —: am Ende gelingt es ihnen doch, den zweiten Bürger, den Wortführer der Menge, einzuſchüchtern, daß er Rede ſteht, wie es ſich gegenüber den Tribunen gebührt, — und mit ihm giebt das ganze Volk ſeinen Trotz auf; aber der Schauſpieler wird uns ſagen — und that er es bisher nicht, ſo wird er uns in Zukunft zeigen und ſagen —, daß Dies weder ein Erfolg der agitatoriſchen Kunſt der Tribunen war noch wie durch ein himmliſches Wunder plötzlich von ſelbſt geſchah; es koſtete vielmehr einen Kampf, und zwar einen ſolchen, der die tribuniziſche Würde der beiden

Männer tief beſchämte. Denn, als es gar kein Mittel mehr giebt, der eben ſo unerträglich wie gefährlich gewordenen Situation Herr zu werden, da wagt Marullus das Aeußerſte und faßt — Biegen oder Brechen! — den Wortführer des Haufens an der Kehle, er, der Tribun, höchſt perſönlich! Und jetzt, wo die nackte Fauſt mitthut und Marullus mit dem eigenen Leben die Autorität des Amtes aufs Spiel geſetzt hat, jetzt erſt bringt ein unſichtbar in den Herzen wohnender Geiſt Stillſtand in die Menge. Sie ſtockt und erinnert ſich, woran ſie durch die Perſon der beiden Männer ſelbſt wahrlich nicht erinnert worden iſt: an die Heiligkeit des obrigkeitlichen Amtes. Dadurch, und keineswegs durch eigene Klugheit oder Kunſt, gelangt Marullus dazu, ſeine Rede für Pompejus und gegen Caeſar zu halten.

Es fragt ſich nun, wodurch dieſe Rede den großen Zauber zu Wege gebracht hat, daß das Volk enteilt

„ . . . zur Tiber hin
Und weint in ihrem Strom der Reue Thränen."

Und zwar ſage man uns nicht, daß man den Inhalt des Wortes in der Dichtung mit anderem Maße meſſen muß als im wirklichen Leben. Was iſt Dichtung, wenn ſie nicht Nachahmung des Lebens iſt? Immer iſt es unſer Recht, die Menſchenrede mit jenem heiligen ſachlichen Ernſt zu betrachten, vor dem der hoch aufſteigende Rauch des Wortes vergeht; und ſind wir denkende Menſchen, ſo iſt es unſere Pflicht ſogar, nach Wahrheit, Verſtand und guter oder ſchlechter Beſchaffenheit von Zweck und Abſicht des Wortes zu fragen. Wer, der einmal Caeſars Namen hörte, ſieht nun nicht in der Rede des Marullus, bis auf die Knochen blosgelegt, den Nörgler um jeden Preis nörgeln, den Verkleinerer verkleinern? Oder iſt es nicht Ableugnung und Verdunkelung der taghellen Wahrheit und Beleidigung für uns ſelbſt, wenn in unſerer Gegenwart und in der Abſicht, damit es auf uns wirke, von dem Sieger über achthundert Städte, über dreihundert Völkerſchaften, über drei Millionen Feinde geſprochen wird, als wäre er dem Pompejus gegenüber ein Nichts, ein bloßer Korporal? Und auch die Ausmalung, wie Pompejus einſt beklatſcht und der Große genannt wurde, kann uns nicht beeinfluſſen, denn wir wiſſen es von unzähligen Eintagsgrößen her, daß das Jauchzen der Menge eine billige und den Mächtigen leicht zufliegende Waare iſt, die den Toten nicht zu erheben und den Lebenden nicht herabzuſetzen vermag. Wenn nicht das Urtheil, ſondern die raſch erregte Neigung ſpricht, dann rechnet ſie ihrem Liebling einen Zug, einen Sonnenblick ſeines Lebens für ein ganzes Leben an, geleitet ihn mit Ruhm und errichtet Denkmäler auf ſeinem Grabe; und ach, wie leicht vergißt man dann im unbeſonnenen Gerede von Größe, daß das goldene Gewebe gar vieler Fäden bedarf! Das politiſche Gewiſſen aber und das Gewiſſen überhaupt geht mit der Zu-

Digitized by Google

erkennung des höchſten Preiſes haushälteriſcher um. Was uns durch Gunſt des Zufalls, der Neigung, des täuſchenden Vorurtheiles zufällt, iſt nicht Größe, ſondern ihr Baſtardbruder, der Schein und Name; wirklich groß ſein, heißt aber, durch ſich ſelbſt und durch den eigenen Werth über die Anderen erhoben ſein, heißt, in ſich ſelbſt eine große und ſtets thätige Vereinignng von Eigenſchaften beſitzen, die, von einer inneren Sonne erwärmt und jede reich in Blüthe und Kraft, die Seele gleichſam bewalden und durch rege Zuſammenarbeit aus ihr die Frucht bedeutender Gedanken und Worte zeitigen. War Pompejus in dieſem Sinne groß? Man glaube nicht etwa, daß dieſe Frage mit unſerem Stücke nichts zu thun hat; bei Shakeſpeare wird der Geiſt eines Abgeſchiedenen niemals grundlos beſchworen; und in einem Stücke, das ſo eminent von dem Weſen und den Schickſalen politiſcher Größe handelt, dürfen wir am Wenigſten an dem Bilde eines Mannes vorüberhaſten, der ebenfalls einſt groß genannt worden war. Pompejus war ein guter — Viele ſagten: nur ein glücklicher — Soldat und ſonſt nichts mehr. Er war die vom Glück geküßte Nichtigkeit, die beim Anhauch des Friedens zerging, der ſchwerfällige Wagen, der im Neuen und Unbekannten ſtockt, der dumpfe Geiſt, der den Staat ſich in Schmerzen winden ſah, ohne zu erkennen, was ihm fehlte. Er war die Sehnſucht ohne Flügel, die Begierde ohne Muth; er war ehrgeizig nnd ſchämte ſich, es zu zeigen, verlechzte im Kronentraum und ſpielte den Republikaner, er zog für die Freiheit das Schwert, nachdem er ſie zeitlebens bedrängt hatte. Er haßte, was Caeſar haßte, und plante, was Caeſar plante, nur daß er das Erbe des Junius ſchließlich fortbeſtehen ließ, weil es ihm am Muthe zum letzten Umſturz gebrach. Und nachdem er, ein ungeſchickter und energieloſer General, den letzten Schatz des Römerthumes verſpielt hatte und als Flüchtling ermordet worden war, treten plötzlich zwei Tribunen auf und bannen Caeſars Volk mit ſeinem Namen! Und zwar verführen ſie nicht einmal; ſie füttern nicht mit Verſprechungen, erkaufen nicht mit Hoffnungen, blenden mit keinem Glanz, erſchüttern nicht mit dem Scheine irgend einer Idee. Nichts, nichts von Alledem iſt der Fall, und wo geſchicktere Heuchler ihre Abſicht wenigſtens in die Redeſetzen von Römergröße und Freiheitnoth gehüllt hätten, begnügen ſich dieſe dürftigen Geſellen bei der Ausgrabung ihres Toten mit der Ausmalung einer plumpen Soldatenglorie, die für den morſchen Staat höchſt unfruchtbar iſt und nach der die Zeit nicht verlangt. Und mit ſolcher Rede fangen ſie die Menge!

Was alſo ſoll man zu dieſer Fahnenflucht ſagen? Motivirte Shakeſpeare hier ſchlecht oder verſtand er das Volk nur zu gut? Ja, er kannte das Volk. Die römiſche Wölfin, die, gar nicht wölfiſch mehr, auf den erſten Anſchrei feig in ihre Höhle zurückflieht: Das iſt nach ſiebenhundertjähriger Hämmerung und Schmiedung das Ende des römiſchen Charakters. Wir

ſehen ein Volk, dem Treuloſigkeit zum Grundzuge des Weſens geworden iſt und das an nichts und Niemandem mehr hängt. Einſt, wenn es dem Staat galt, ſagte der Römer: „mea res agitur, es handelt ſich um meine Sache“, und war, von höchſtem Intereſſe beſeelt, mitthätig auf der Bühne; jetzt ſind ihm die öffentlichen Dinge zu einem von fern beklatſchten oder ausgeziſchten Schauſpiel geworden, bei dem ſich der Bürger von flüchtigen Eindrücken rühren läßt. Er verſchwendet ſeine werthloſe Neigung bald an Dieſen, bald an Jenen, ergiebt ſich heute dem Sieger und kehrt ihm morgen den Rücken zu. Und nicht die Gewaltigen dieſer Erde, — nein: Jeder darf in Rom jetzt ſiegesgewiß ſein, heute Marius und Sulla, dann Pompejus und Caeſar, und zuletzt Marullus und Flavius, Männer ohne Rang und Werth . . . Kann nun aber der Dichter, der dieſes Bild zeichnete, wollen, daß wir es mit toten Augen betrachten? Er will, daß, ſeinen Worten weit vorauseilend, das tragiſche Gefühl in uns erwache, daß hier nichts Großes mehr ſicheren Beſtand hat. Der Geiſt, der die Geſchicke der Nationen in ihrem Charakter vorgezeichnet ſieht, wendet ſein prophetiſches Auge dem Imperator zu und ſein ſtummer Blick fragt: wo iſt der ſichere Grund Deiner Herrſchaft? Aber auch der ſterbenden Republik gilt der vorahnend trauernde Blick, denn wenn ihre Flamme noch einmal auflodern wird, — was hat ſie Anderes zu hoffen als Caeſar? In dieſem Augenblick wurde es ja offenbar, daß man ihrer nicht gedenkt, denn nicht die Erinnerung an die Brutuſſe, nicht der meduſiſche Blick der Freiheit wars, vor dem die Anhänglichkeit an Caeſar erblich, ſondern der Name Deſſen, der ein ſchlechterer Caeſar geweſen. Was ſoll die Republik einem im Innerſten ſchlecht und haltlos gewordenen Volk, das den Werth und die Würde der Selbſtbeſtimmung nicht mehr kennt? Vielleicht, Geiſt des Junius, wird man bei Deinem Erſcheinen noch einmal jauchzen, aber Dich feſthalten, wenn Du da biſt, und weinen, wenn Du ſcheideſt, wird man nicht mehr, denn Rom hält Niemanden feſt. Ob Dieſe oder Jene, ob Monarchiſten oder Republikaner, ſie mögen es Alle wiſſen, daß auf das Volk der Quiriten nicht mehr gebaut werden darf:

„Denn Römer haben
Von ihren Ahnen zwar die Sehnen noch
Und Glieder, aber ach — weh dieſer Zeit! —
Der Sinn von ihren Vätern iſt erſtorben.“

Einfach und ſchön entwickelt ſich auf dieſem Untergrunde das Charaktermotiv der Dichtung. Wenn wir plötzlich eines großen Leidens anſichtig werden, ſo regt ſich kraft eines geheimnißvollen Triebes in uns Menſchen allen, ſelbſt in den verderbteſten, das Mitleid und wir ſehen uns nach Hilfe um; und ſo blicken wir auch angeſichts der ungeahnten Depravation des römiſchen Geiſtes betroffen umher, ob nicht der Himmel einen Retter ſenden

Digitized by Google

mag, der dieſes Volk das Einsſein und Feſtſein wieder lehrt und ihm die Liebe zum allgemeinen Wohle und die thätige Bemühung um dieſes Wohl als Leitſtern alles Strebens zurückgiebt; denn nur, wenn den Römern ſolch ein Lehrer und Vater erſteht, iſt Rettung noch möglich.

Aber gerade darum iſt es jetzt nicht Jedermanns Sache, Führer zu ſein. Inmitten eines kraftvollen Geſchlechtes iſt Ehrgeiz kein Unglück und Mißerfolg kein Verbrechen, denn hinter dem ſchlechten Führer ſteht ein Heer von Tüchtigkeit und Kraft; und was er verliert, wird leicht durch die Andern wieder gewonnen, deren hochgeſtimmte Herzen die Quelle des allgemeinen Wohlbefindens ſind. Iſt aber der Geiſt einer Bürgerſchaft entkräftet und entnervt, dann bedeutet die Untauglichkeit des Führers den beſchleunigten Untergang des Ganzen; und darum iſt in einer ſolchen Geſellſchaft der Ehrgeiz verhängnißvoll und darum iſt es in den Tagen des Niederganges für Jeden, den das Gaukelbild des Ruhmes lockt, die oberſte aller Pflichten, ſich auch zu prüfen, ob er der Leitung gewachſen ſei, und wenn er es nicht iſt, ſich ihrer zu entſchlagen. Mit einem Wort: in ſchlimmen Zeiten noch mehr als in guten muß das Gefühl der Verantwortlichkeit größer ſein als der Ehrgeiz.

Dieſe ſeit Jahrtauſenden gepredigte Wahrheit iſt ſo gewöhnlich und allgegenwärtig wie die Luft; Beweis dafür, daß ihr ſogar der Volksmund in dem bekannten draſtiſchen Worte: „Schuſter, bleib bei Deinem Leiſten“ Ausdruck gegeben hat. Allein ſie hört auf, banal zu ſein, wenn man ſich erinnert, wie wenig ſie nicht etwa blos von den Volkverderbern, ſondern von den Geſchädigten, von den Völkern ſelbſt, beherzigt wird. Ja, es iſt ſchön, ihn zu träumen, den Traum von Größe und Ruhm; wenn aber ein Mann ſo ſehr in dem Traum aufgeht, daß er für das Maß ſeiner Aufgabe und für den Umfang ſeiner Kräfte keinen Gedanken übrig hat, dann hat er mit jener fein verſchleierten und oft ſchwer zu entziffernden Selbſtſucht, die dem politiſchen Ehrgeiz meiſt eigen iſt, die allgemeine Noth nur mit halbem Herzen beklagt und mit der anderen Hälfte des Herzens ſie als Staffel willkommen geheißen, die ihm zur eigenen Erhöhung verhelfen ſoll. Und wenn er ſo, ſein Glück mehr als das Glück ſeiner Nation träumend, ihr Schickſal in dem ungewiſſen Spiele eingeſetzt und verdienten Schiffbruch gelitten hat, dann iſt es nicht Härte, wenn man ihn nicht nach der Schönheit, ſondern nach den Früchten ſeiner Träume mißt und dem Ehrgeizigen Wehe ruft, der nicht ehrgeizig ſein durfte und in deſſen unberufener Hand eine letzte Flamme ſeines Volkes verging. So ſollte über politiſche Charaktere geurtheilt werden; meiſt waltet aber ein milderer Geiſt und man liebt die Nüchternheit nicht, die ungerührt von der ſogenannten Majeſtät des Unglücks den Beſiegten nach ſeinen Qualitäten befragt, um ſeinen perſönlichen Antheil am Verluſte feſtzuſtellen. Dabei mag die Bemerkung erlaubt ſein, daß dieſe Verweichlichung des Ur-

theils nicht nur in Oligarchien, sondern auch in Demokratien zu finden ist: ja, auch in Demokratien! In aristokratisch regirten Staatswesen ist es nur ein von Anfang an systematisch verfolgtes Ziel der Politik, die Menge überhaupt — und namentlich gegenüber den herrschenden Kreisen, denen ja der jeweilige Führer entnommen ist — vom Urtheil zu entwöhnen; in Demokratien aber wird der Geist des Volkes durch die Legion der Volksmänner selbst der Strenge des Urtheils entwöhnt, indem bei dem steten Wettlauf um die Volksgunst die sich empfehlende Mittelmäßigkeit langsam und allmählich die Meinung ausstreut und Wurzel fassen läßt, daß es übertrieben sei, von dem politischen Manne das Höchstmaß der Befähigung zu verlangen, und übertrieben, ihn, wenn er die Hoffnung täuscht, dem Scherbengericht zu überweisen. Der treue Sohn seines Volkes kann nun aber auf dem Wege dieses unbegreiflich unbürgerlichen Rechtsverzichtes und der Urtheilsentäußerung nicht folgen und unterschreibt nur mit Vorbehalt das Wort, in das sich die politische Schädlichkeit wie in einen Panzer zu hüllen liebt: In magnis voluisse sat est. Denn es ist nicht wahr, daß es immer und überall genug ist, das Große gewollt zu haben, es ist nicht wahr, daß das Bischen guten Willens allein schon die Sünden der Impotenz wett macht. Mag uns der Bankerotteur hundertmal seine Millionenträume expliziren: wir fragen, ob seine Kinder jetzt nicht hungern; mag der treulose Diener noch so sehr auf Wiedergewinn gehofft haben: wir fragen, warum er fremdes Geld nahm nnd verlor. In jedem Lebenskreise wird so von dem Manne Erkenntniß und Erfüllung nächster natürlicher Pflichten, Erkenntniß und Abschätzung der eigenen Kräfte gefordert; und da sollte es auf öffentlichem Gebiete anders sein? Hier ist die Verantwortlichkeit größer, Menschenkenntniß, Einsicht in die Dinge, weise Berechnung, kluges Handeln nothwendiger als irgend sonst in der Welt. Hier, wo es um Blut und Leben Aller geht, dürfen wir am Wenigsten unser Vertrauen verschleudern, dürfen wir uns am Wenigsten mit schön geäußerten Ansichten begnügen, darf uns etwas Wolkenglanz am Wenigsten mit dem Erlöschen unserer Leuchte versöhnen. Und wenn je, so ist es hier gute Bürgerart, kalt, aufrecht und von falschem Mitleid frei, den Mann zur Rechenschaft zu ziehen, der nicht durch Ungunst der Umstände, nicht durch fremde Schuld und Verrath, nicht in heroischem Kampfe als Einer gegen Zehn, sondern durch die Schuld der eigenen anmaßlichen Kleinheit zu Grunde ging.

Und man mißverstehe mich nicht: nicht das Unglück als solches ist es, das wir dem politischen Charakter als Verbrechen anrechnen, denn wahrlich, Das wissen wir Alle, daß oft und oft, vom trojanischen Hektor bis zum deutschen Siegfried, von Golgatha bis zu den sibirischen Feldern, herrliche Größe besiegt und ans Kreuz geschlagen worden ist; den hochgelangten Kleinen

aber, die, ohne Gefühl für ihre Verantwortlichkeit, in sträflichem Selbstvertrauen die Geschicke der Völker an sich reißen, um in angemaßten Ehren zu schwelgen, denen vergiebt die politische Moral nicht ihr Unglück.

Diese Betrachtung der Pflichten des politischen Charakters entfernt uns keineswegs aus dem Lichtkreise unserer Tragoedie. Es ist kein Zufall — und wenn es Das ist, so ist es ein schöner Zufall —, daß Shakespeare den Wortführer der Menge von jenem Gewerbe sein ließ, dessen Name uns an das Sprichwort „ne sutor ultra crepidam — Schuster, bleib bei Deinem Leisten" — erinnert; und den vollen Gehalt dieser Mahnung legt der trotzige Plebejer in die Worte, die er an die Tribunen richtet, hinein. Er sagt, den Kopf hoch aufgerichtet:

> „Ich mische mich in keines Mannes Geschäfte und auch in keines Weibes Geschäfte, ausgenommen mit der Schusterahle. Ich bin, rund herausgesagt, ein Wundarzt alter Schuhe; wenn sie in Gefahr sind, lege ich ihnen Pflaster auf."

Das Volk lacht entzückt und die Tribunen verstehen ihn auch, denn sie brausen auf; scheinbar nur von sich sprechend, hat er ihnen zugerufen, Dinge gehen zu lassen, die sie nichts angehen, und bei ihrem Leisten zu bleiben. Aber wie das Stück weiter geht und nicht mehr die Tribunen, sondern Brutus und Cassius dem Caesar gegenüberstehen, bemerken wir plötzlich, daß jener Pfeil nur noch tiefer im Fleisch sitzt. Noch sprechen wir nicht von den Vor- und Nachtheilen der verschiedenen Regirungformen, noch sprechen wir nur von dem Zwecke, den jede Herrschaft und Führung erfüllen soll: dem der Erhebung eines gesunkenen Volkes; und da blickt Shakespeare den beiden Männern tief ins Herz und, auf dem unveräußerlichen Boden der politischen Moral stehend, richtet er die Frage an sie, ob sie auch fähig sind, das übernommene Werk zu vollbringen . . . Dies ist die große Frage, vor der die selbstlose Bescheidenheit zusammenschauert und vor der die Nichtigkeit einmal dennoch beschämt zusammenbrechen muß. Hatte Cassius ein Recht, zu verlangen,

> „ . . . daß Brutus in sich selber blicke
> Und suche, was er nicht ist?"

Und that Brutus nach seiner Beschaffenheit gut daran, dem Freund auf der Bahn der Stürme zu folgen?

Wien. Adolf Gelber.

Neues von Hebbel.

Hebbels Nachlaß birgt eine Reihe von Gedichten, die bisher ungedruckt blieben oder wenigstens keinen Platz in seinen Werken erhielten, trotzdem sie ihn sehr wohl verdienen. Es wird vielleicht interessiren, einige dieser Dichtungen kennen zu lernen. Sie stammen aus den verschiedensten Perioden und zeigen alle Seiten von Hebbels Wesen. Das erste versetzt uns in die Zeit, da Hebbel in Hamburg das harte Brot der Gnade zu essen verdammt war. Amalia Schoppe, geborene Weiße, sorgte zwar mit größter Güte für ihn, es mangelte ihr jedoch tieferes Verständniß für die schwierige Stellung, in der sich der Zweiundzwanzigjährige befand. In Wesselburen waren allerdings seine Verhältnisse drückend genug gewesen, allein er stand auf eigenen Füßen, hatte seinen Posten in der Beamtenhierarchie mit eigenem Wirkungskreis und mancher Machtvollkommenheit; eine Gruppe von Freunden stand zu ihm, als Schriftsteller genoß er ein gewisses Ansehen. Nun, in Hamburg, war er abhängig, Schüler, bevormundet und geleitet bis ins Kleinste. Die Schoppe muthete ihm Manches zu, was seinen Stolz verletzte; besonders quälte sie ihn durch kleine Sticheleien. So hatte sie ihm auf dem Stadtdeich eine Wohnung verschafft, wo Elise Lensing bald Hebbels guter Engel wurde: die Schoppe ließ allerlei Bemerkungen fallen, so daß Hebbel bereits nach sechs Wochen, am fünften Mai 1835, auszog. Damals schrieb er in sein Tagebuch: „Ich habe wohl Ursache, den sechs Wochen ... ein kleines Denkmal zu setzen, denn so wie mir die Güte gleich beim Eintritt entgegenkam, habe ich die Liebe mit fortgenommen. Das Mädchen hängt unendlich an mir; wenn meine künftige Frau die Hälfte für mich empfindet, so bin ich zufrieden.“ Wenige Tage darauf, am fünfzehnten Mai 1835, dichtete Hebbel das schöne Sonett „Ein Gebet“, das bisher ungedruckt ist. Es lautet nach der weimarer Handschrift:

Ein Gebet.

Sie hielt mich fest und inniglich umfangen,
Sie freute sich und nannte sich beglückt,
Dann hat sie stumm zum Himmel aufgeblickt ...
Da faßte mich ein seltsames Verlangen.

Sie war mir rein und göttlich aufgegangen,
Sie schien dem Kreis des Lebens still entrückt
Und menschlich weinend, aber doch entzückt,
Als sanfte Mittlerin des Herrn zu prangen.

Ich sagte: bitt' für mich in dieser Stunde!
Da fühlte ich mich glühender umwunden
Und heiß, wie nie, geküßt von ihrem Munde,

Indeß ihr Auge himmlisch sich verklärte.
Und was sie betete und Gott gewährte,
Das hab' ich tief an ihrem Kuß empfunden!

Dieses Gedicht, das Hebbel selbst nach seiner Gepflogenheit datirte, trägt die Unterschrift „K. F. Hebbel", deren er sich, an einem Druckfehler festhaltend, während seiner ersten Zeit immer bediente. Wichtig ist, daß Hebbel, selbst im Anfange seines Verhältnisses und trotz seiner Zuneigung zu dem Mädchen, zwischen Elise und seiner „zukünftigen Frau" einen Unterschied macht, also selbst im ersten Feuer nicht an eine Ehe mit ihr denkt.

Wahrscheinlich in die selbe Zeit muß das nachstehende Gedicht versetzt werden, denn im Tagebuch lesen wir unterm zwanzigsten April 1835 die folgende Bemerkung: „Sehr oft ist das Wiedersehen erst eine rechte Trennung. Wir sehen, daß der Andere uns entbehren konnte, er betrachtet uns wie ein Buch, dessen letzte Kapitel er nicht gelesen hat, er will uns studiren und wir haben ihn ausstudirt!" Und in einem ungedruckten Theil des Tagebuches bemerkt Hebbel am zweiten September 1836: „Mensch mit Mensch im Verhältniß, will immer Steigerung dieses Verhältnisses, wenigstens die Möglichkeit derselben. Darum ist der Kulminationpunkt solch eines Verhältnisses oft zugleich der Gefrierpunkt; darum läßt sich so selten an ein wahres Verhältniß zwischen Verheiratheten und Unverheiratheten denken. Wie oft mögen Freunde sich entzweien, blos, um sich wieder versöhnen zu können." An solche Einfälle gemahnt uns der Inhalt der drei Strophen, die ohne Datum unter dem Titel „Einem Freunde" sowohl von Hebbels eigener Hand als in einer fremden Abschrift erhalten sind. Die Ausführung könnte freilich auch später erfolgt sein; es wäre möglich, daß die Erfahrungen mit Alberti, über die sich Hebbel in ungedruckten Theilen seines Tagebuches breit und leidenschaftlich äußert, das Gedicht veranlaßten.

Einem Freunde.

Leb' wohl, mein Freund! Wir sah'n uns einst nur kaum
Und waren gleich gewiß, uns zu versteh'n;
Dann hielten wir uns fest, doch wars ein Traum,
Drum trennen wir uns jetzt bei'm Wiederseh'n!

Leb' wohl! Du selber hast es ja gewollt!
Mein Geist erträgt es leicht, denn er erkennt:
Was uns erst ganz vereinigen gesollt,
Das, und nur Das, hat uns so ganz getrennt!

Wir wollten Eines werden auf der Welt,
Daß auch die kleinste Scheidung nicht mehr sei,
Und wurden, wies im Leben öfter fällt,
Erst dadurch, und für immer, völlig Zwei!

Im Mai 1842 leſen wir im Tagebuch, wohl als Abkürzung des ganzen Gedichtes, den Spruch:

Zwei wollen Eines werden,
Daß keine Scheidung ſei,
Und werden oft auf Erden
Erſt dadurch völlig Zwei.

Wir können nicht blos hier bei Hebbel beobachten, daß er ein längeres Gedicht verwarf und das Motiv nur in einem kurzen Epigramm feſthielt. Das zeigte ſich ſchon bei jener „Antwort", die ich zuerſt in der „Zukunft" mittheilte; aus ihr entſtand durch Verdichtung das Epigramm „Grundbedingung des Schönen". Eben ſo machte es Hebbel mit ſeinem politiſchen Gedicht über den Waffenſtillſtand zu Malmö. Deshalb müſſen wir auch das Gedicht „Einem Freunde" für älter als den Spruch halten. Ich erwähne hier ſofort zwei Gedichtchen aus ſpäterer Zeit, weil wir bei dem zweiten den ſelben Vorgang beobachten können.

Närriſch.

Alt geboren, rückwärts wachſend,
Jünger, immer jünger werdend,
Nie auf einem Punkt verharrend,
Bis man, wieder Keim geworden,
Im Bewußtſein alles Deſſen,
Was der Kreis des Lebens bietet,
Jene Kraft, die, durch die Schöpfung
Sich verbreitend, ſprießen könnte,
Feſſelte im Allerengſten.

Wachſe nicht!
Ueber Deinem Haupte
Hängt ein ſpitzes Schwert.
Wachſe nicht!
Dir an jeder Seite
Starrt ein ſpitzer Dolch.
Wachſe nicht!
Wüchſeſt Du nach oben,
Dringt das ſpitze Schwert Dir
Ins Gehirn.
Wachſe nicht!
Wächſt Du in die Breite
Dringen beide Dolche
In die Seite Dir!

Dieſes zweite Gedicht erinnert an ein Epigramm, das Hebbel im Mai 1846 unter manchen Notizen dem Tagebuch einverleibt:

Dichte, Dichter, nur halte Dich in den Grenzen der Bühne!
Wachſe, Knabe, nur nie über den Maßſtab hinaus!

Unmittelbar darauf bemerkt Hebbel im Tagebuch: „Du verlangst zu viel! Ich verlange, was ich gebe, freilich ists zu viel!“ Und auf der Rückseite des Zettels, auf dem unsere beiden Gedichte stehen, lesen wir: „Wohl ist Das viel, auch will ichs nicht umsonst.“ Die Uebereinstimmung ist jedenfalls bedeutend; darum wäre die Verweisung beider Gedichte in die wiener Zeit nicht unwahrscheinlich...

Am dreiundzwanzigsten November 1837 schreibt Hebbel aus München an seine hamburger Freundin Elise Lensing (Briefwechsel I, S. 59), ihm hätten die letzten vier Wochen nach einer langen Pause endlich wieder einige Gedichte gebracht; eins, „Der blinde Orgelspieler“, schreibt er ab, von den übrigen theilt er, „um Raum zu ersparen, blos die Titel mit: 1. Der König (Romanze). 2. Stille. 3. Welt-Ende. 4. Zwei Wanderer (Romanze).“ Nur das letzte Gedicht findet man unter dem Titel in den Werken (Krumms Ausgabe VII, S. 118 f.); es ist nach Hebbels Angabe am zwanzigsten November entstanden. Die Romanze „Der König“ wird man vergebens suchen, doch möchte ich dahinter das am einunddreißigsten Oktober 1837 verfaßte Gedicht „Vater und Sohn“ vermuthen, das Hebbel in die Gesammtausgabe seiner Gedichte nicht aufnahm; es steht bei Krumm VIII, S. 152f. Die beiden anderen im Briefe genannten Gedichte sind bisher unbekannt; vom „Welt-Ende“, das man wohl nicht mit „Heimkehr“ (VII, S. 151) identifiziren darf, fand ich bisher keine Spur, dagegen glaube ich, „Stille“ nachweisen zu können. Unter den weimarer Papieren liegt als Ausschnitt aus einer mir verborgen gebliebenen Zeitung ein Feuilleton mit folgendem Gedicht, unterzeichnet „Friedrich Hebbel“.

Stille! Stille!

Freue Dich! doch jauchze nicht!
Ist der finstre Geist bewungen?
Ach, er ist nur eingesungen!
Tiefste Stille sei Dir Pflicht.

Deinen Seufzern hört' er zu,
Deinen halb erstickten Klagen,
Sieh, da nickt' er mit Behagen.
Endlich ein und ließ Dir Ruh'.

Und Dein guter Genius
Drückt nun schnell auf jede Blüthe,
Die im Knospenschooß erglühte,
Weckend den Erlösungskuß.

Schau nun, wie das Leben quillt,
Wie, zu Luft und Sonne drängend,
Jede, ihre Hülle sprengend,
In die Frucht hinüber schwillt.

Doch umtanze nicht den Baum,
Daß der Dämon nicht, erwachend,
All' das junge Leben lachend
Knickt; er thut es ſchon im Traum!

Die Stimmung dieſes Gedichtes paßt ſehr gut in die münchener Zeit Hebbels; auch der Ausdruck würde nicht widerſprechen. Möglich alſo, daß wir dieſes in den Werken fehlende Gedicht dem Spätherbſt 1837 zuzählen dürfen.

Unzweifelhaft nach München gehören zwei Strophen, durch die wir in Hebbels Stimmung nach dem Tode ſeines jungen Freundes Emil Rouſſeau verſetzt werden. Dieſer hatte in München promovirt, wobei Hebbel als Opponent mitwirkte, war dann nach Ansbach gereiſt, wo ſein Vater lebte; Hebbel ſollte nachfolgen. Aber bald kam die Nachricht, daß Emil ſich unwohl fühle, an Kopfſchmerzen leide; es ſtellte ſich ein gaſtriſches Fieber ein, deſſen Verſchlechterung der Vater fürchtete, wenn Hebbel nach dem Wunſch Emils zu Beſuch käme. Doch die Krankheit ging ihren Weg; am zweiten Oktober 1838 machte das Nervenfieber dem Leben des Freundes ein Ende. Man braucht nur die Briefe während dieſer Zeit zu leſen, die Hebbel an die Familie und an Eliſe richtete, um zu ſehen, wie tief er durch dieſen neuerlichen Verluſt — einen Monat vorher war ſeine Mutter geſtorben — und durch ſeine Grübeleien über Rouſſeaus Tod erſchüttert wurde. Am dreizehnten November ſah er Rouſſeaus Schweſter Lotte, die von Italien zurückkam, und mit ihr wechſelte er nun verſchiedene Briefe; ſchon am vierzehnten November ſchreibt er ihr: „Das Andenken an meinen Emil, das unendlich viele meiner Stunden ganz ausfüllt, hat neulich ein paar Gedichte in meiner Seele geweckt. Sie ſind die erſten, aber gewiß nicht die einzigen. Das eine, auf einem träumeriſchen Spazirgang in der Dämmerung entſtanden, hat mich — ich möchte ſagen — ſelbſt gewiſſermaßen beruhigt; das zweite, in näherem Bezug auf den theueren Entſchlafenen, übt wohl weniger einen lindernden Einfluß.“ Im folgenden Briefe vom neunundzwanzigſten Dezember 1838 bedauert Hebbel, die gewünſchte Grabſchrift nicht ſofort beilegen zu können, er vermochte ſich bis jetzt nicht zu genügen. Mit klaren Worten ſpricht er darüber, daß ihm Alles, was mit überwältigender Gewalt ſeine ganze Seele erfüllt, entweder nie oder doch erſt ſpät zur Poeſie werde. „Ich habe dieſe Erfahrung ſchon mehrfach gemacht, beſonders auch in der letzten Zeit. Es iſt mir ein Bedürfniß, die beiden geliebten Toten, die ich ſo innig betrauere, auf ſo würdige Weiſe zu feiern, als mein geringes Talent mir verſtattet, auch iſt mir Bild und Idee längſt im Geiſt aufgegangen, nur will die Ruhe und Klarheit, ohne welche ſich nicht an die Ausführung denken läßt, noch immer nicht kommen.“

Das eine Gedicht von dem Hebbel ſpricht, „auf einem träumeriſchen

Spazirgang in der Dämmerung entstanden", kann nur „Abendgefühl" vom siebenzehnten Oktober 1838 sein:

Friedlich bekämpfen
Nacht sich und Tag.
Wie Das zu dämpfen,
Wie Das zu lösen vermag!

Der mich bedrückte,
Schläfst Du schon, Schmerz?
Was mich beglückte,
Sage, was wars doch, mein Herz?

Freude, wie Kummer,
Fühl ich, zerrann,
Aber den Schlummer
Führten sie leise heran.

Und im Entschweben,
Immer empor,
Kommt mir das Leben
Ganz wie ein Schlummerlied vor.

Das zweite Gedicht sucht man vergebens in den Werken; vielleicht haben wir es in den folgenden Strophen zu erkennen, die auf einem kleinen Blättchen des Nachlasses stehen und uns an die Verse vom einundzwanzigsten September 1837 (Briefwechsel I, S. 58) erinnern; die haben sicher „näheren Bezug auf den Entschlafenen".

An mein Herz.

Ach Herz, mein Herz, Du kannst noch schlagen,
Und doch ist hin, für was Du schlugst?
Ach Herz, mein Herz, was kannst Du tragen,
Da Du des Freundes Tod ertrugst.

Wohl fühl' ichs, bricht ein Leid Dich nimmer,
So stärkt es Dich, Du armes Herz!
Der Freund ist tot; Du schlägst noch immer,
Weh! nun erträgst Du jeden Schmerz!

Von Hebbels Versuch, den Toten würdig zu feiern, besitzen wir in einem unvollendeten Gedichte des Nachlasses eine Spur. Wir wissen, daß Hebbel von Rousseau bald nach dem Verluste wiederholt träumte: er erwähnt es im Tagebuch. An Elise schreibt er am fünften Oktober 1838 über sein letztes Zusammensein mit dem Freunde: „Er reiste am zweiten September, einem Sonnabend, nach Ansbach ab. Ich stand des Morgen in der Frühe um vier auf und ging noch zu ihm; wie mich Das jetzt erfreut, kann ich Dir kaum sagen; wir waren doch noch bis sechs Uhr, wo der Wagen vorfuhr, beisammen. Ich umarme ihn, der in Kraft und Gesundheit blühend vor mir steht; es war unter uns abgemacht, daß ich in vier Wochen nachkommen sollte. Noch ein Handschlag, ‚Grüße an die Deinigen' und der Wagen rollt fort." Von dieser Abschiedsszene geht Hebbel in seinem Gedicht aus, indem er episch die Ereignisse behandelt. Aber mitten im Fluß wird die Arbeit unterbrochen, bei Vers 25 mit neuer Feder aufgenommen und wieder nicht zu Ende gebracht. Man fühlt es dem Dichter nach, daß er noch nicht die nöthige „Ruhe und Klarheit" errungen hat. Das Bruchstück lautet:

Still und heimlich war der Morgen,
Tief die Sonne noch verborgen;
Erſtes Licht aus Oſtens Thor,
Quoll jungfräulich zart hervor.

Friſch im Geiſt uns ſchon ergehend,
Sprachen wir, am Fenſter ſtehend,
Wenig von der Trennung Wehn,
Aber viel vom Wiederſehn.

Und die dicken Nebel riſſen,
Und aus all den Finſterniſſen
Trat die Sonne, voll und rein,
In die ſtumme Schöpfung ein.

Und hinan zum Himmel blickend,
Rieſſt Du, warm die Hand mir drückend,
Daß ichs noch empfinden mag:
Sieh, es wird der ſchönſte Tag!

Raſch dann in den Wagen ſteigend,
Dich noch einmal zu mir neigend,
War vom rothen Morgenlicht
Hell verklärt Dein Angeſicht.

Kehrend in des Zimmers Enge,
Seh ich nun durch Duft und Klänge
Bei der linden Lüfte Spiel
Stets Dich ziehn zum ſchönſten Ziel!

. . . . . .

Bald erſcholl das Wort: ſie haben
Deinen treuen Freund begraben;
Doch des Abſchiedsmorgens Bild
Trat vor meine Seele mild.

Sanft im reinen Licht erglühend,
Weiter, immer weiter ziehend
Seh ich Dich von Stern zu Stern
Eilen —

Du wurdeſt ſtumm für mich,
Und ich wurde blind für Dich!

Als er dann ſeiner erſten Gedichtſammlung das Widmungblatt: „Dem Andenken meines Freundes Emil Rouſſeau!“ vorſetzte und 1841 zu Hamburg die „Widmung“ verfaßte (Krumm VII, S. 136 f.), da fiel ihm die Schlußwendung wieder ein; und nun ſpricht ſein Geiſt: „Er iſt nun ſtumm für mich geworden . . . ich nun blind für ihn.“

Und noch ein Gedicht begann Hebbel, das Rouſſeau geweiht werden ſollte; es knüpft an den Traum an und beginnt:

Was war Das für ein Träumen
In der verfloſſenen Nacht!
Noch müſſen die Adern mir ſchäumen,
Obgleich ich längſt erwacht.

Ein Jüngling, friſch und blühend,
Stand da im Morgenlicht,
Die Augen Flammen ſprühend
Und edel das Angeſicht.

Mehr iſt nicht erhalten. Hier ſollte wohl jene „wunde Süßigkeit“ zu Wort kommen, in die Hebbel nach ſeinem Geſtändniß durch den Traum verſetzt worden war. Seine Vorſchläge für die Grabſchrift ſind aus den Briefen an Lotte Rouſſeau und aus dem Tagebuch bekannt.

Das folgende Gedicht dürfte wohl auch in die münchener (oder die hamburger) Zeit zu verlegen ſein, nach der Schrift und dem Papier iſt Das wahrſcheinlich. Die vierte Strophe hat Hebbel am Rand nachgetragen.

Kinderlos.

Es war an einem klaren Sommermorgen,
Da trug man ſtill an mir vorbei den Sarg,
Der, unter Erſtlingsroſen hold verborgen,
Den zarten Leichnam eines Kindes barg.

Die blaſſe, thränenloſe Mutter folgte,
Erſt ſtarrte ſie ins ſchwarze Grab hinein
Und dann, damit den Schmerz ſie ganz erdolchte,
Ließ ſie noch einmal öffnen ſich den Schrein.

O, welch ein Bild! Es ſchienen Tod und Leben
In dieſem lächelnd-heitern Angeſicht
Sich durch das ſchönſte Wunder zu verweben,
Der Knabe ſtarb, allein man glaubt es nicht.

Vom Leben maienhaft-verſchämte Hülle,
Beſcheiden noch nach innen nur gewandt;
Vom Tod die gottheitſchwere heil'ge Stille,
Die ihr verbürgt den ewigen Beſtand.

Dumpf werden nun die Nägel eingeſchlagen;
Als hätt' er Eile, taucht der Sarg hinab,
Raſch füllt der friſche Greis, der ihn getragen,
Mit duftger Erde jetzt das kleine Grab.

Die Mutter will vergehn in Thränengüſſen,
Ich deute ſtumm empor zum Himmelszelt;
Ach, ruft ſie aus, daß Kinder ſterben müſſen,
Das iſt das ſchwerſte Räthſel dieſer Welt.

Mein Knäblein, bis ans Ende roth und munter,
Hat luſtig um ſein Grab herum geſpielt,
Da zieht ihn ſchnell der dunkle Arm herunter,
Der unterm Kuß faſt mir den Liebling ſtiehlt.

Unter den zahlreichen Notizen, die Hebbel zwiſchen dem einundzwanzigſten Februar und dem dreißigſten März 1845 in Rom wahrſcheinlich aus ſeiner Brieftaſche dem Tagebuch einverleibt, findet man die Anekdote: „Zwei duelliren ſich, Keiner trifft, aber die erſte Kugel jagt einen Haſen auf, den die zweite tötet; den verzehren ſie beim Verſöhnungſchmaus.“ Am zehnten April 1845 machte er daraus folgendes Gedicht:

Ein Haſen-Schickſal.
(Volksthümlich.)

Zwei Freunde duelliren ſich;
Warum? iſt ſchwer zu ſagen,
Es gilt ja gleich, aus welchem Grund,
Wenn man ſich nur geſchlagen.

Der Erſte ſchießt, die Kugel fehlt
Und wühlt ſich in den Raſen,
Doch aus dem Neſte ſcheucht der Knall
Den feigſten aller Haſen.

Er eilt von dannen überquer,
Da ſchießt der Zweite eben,
Auch Dieſer trifft nicht, doch ſein Ball
Raubt unſerm Matz ſein Leben.

Nun reichen Beide ſich die Hand —
Die ſind ja nicht von Eiſen —
Und werden beim Verſöhnungſchmaus
Den Haſen gleich verſpeiſen.

In dieſer flüchtig verſifizirten Anekdote haben wir eins der wenigen komiſchen Gedichte Hebbels; es verdiente die Mittheilung hauptſächlich deshalb, weil der Dichter in Rom wenig heiter, von Sorgen um ſein weiteres Schickſal gequält, von Zweifeln über ſein poetiſches Schaffen gefoltert war und geradezu Noth litt. Er kam deshalb auch in trauriger Verfaſſung nach Wien; von den Folgen der Malaria phyſiſch hergenommen, von den trüben Ausſichten in die Zukunft pſychiſch zermürbt. In Italien war er genöthigt, Schulden zu machen, um ſich und Eliſe Lenſing zu erhalten. Wir können geradezu behaupten, er ging damals einer Bohêmeexiſtenz in Hamburg entgegen, der ſeine feinfühlige Natur auf die Dauer nicht gewachſen war. Hebbel ſchreibt über ſeine Lage: „Ich verließ Italien, weil ich dort nicht länger verweilen konnte, wenn ich nicht meine Schulden bis zu einem unabtragbaren Grade erhöhen wollte; ich kam nach Deutſchland zurück, ohne die geringſte

Aussicht zu haben ... es war eine verzweifelte Situation." Das furchtbare Wort seines Golo, das er aus der Genoveva gestrichen hatte: „Eine Welt, die mich zu Dem machte, was ich bin, darf ich lassen!" schien auf den Dichter selbst Anwendung zu finden. Er dachte — an die Pistole.

Da lernte er in Wien Christine Enghaus kennen, sie gab ihn sich selbst zurück, sie richtete durch ihre Liebe den Zagenden auf und entschied sein Geschick. Er blieb in Wien, heirathete, gründete sich eine bürgerliche Existenz und überwand das Furchtbare der letzten Zeit, auch in der Dichtung. Aus Italien, dem Lande der Schönheit, brachte Hebbel jene zwei Dramen mit, die wohl am Allerstärksten von der Linie der Schönheit durch ihre furchtbare Darstellung der gesellschaftlichen Schäden abweichen: „Julia" und „Ein Trauerspiel in Sizilien". Das erste Drama, das auf dem Boden Wiens unter dem veredelnden Einfluß der Gattin entstand, war dann „Herodes und Marianne". Der Abstand gegen die beiden früher genannten Werke läßt uns deutlich fühlen, wie für Hebbel die Verbindung mit Christine Enghaus Epoche macht. An zarten Huldigungen hat es der Dichter nicht fehlen lassen, während der Mann in seinen Briefen oft die rührendsten Ausdrücke für seine tiefe Liebe fand. Unter den ungedruckten Versen findet sich eine schlichte Strophe, die in ihrer einfachen ungesuchten Sprache so recht zeigt, was Hebbels Herz für seine Gattin fühlte; sie stammen vom ersten Dezember 1847:

An Christine.

Die Trennung von der Liebsten zeigt mir an,
Wenn auch die kleinste schon mit Schmerz durchhaucht,
Daß man von seinem Leben scheiden kann,
Und doch nicht gleich darum zu sterben brauchtl

Andere Huldigungen, die Hebbel seiner Frau auch als Künstlerin darbrachte, direkt am Schönsten in der Widmung seiner „Nibelunge", indirekt durch Nachzeichnung ihres Charakters in der Mariamne und der Rhodope, sind aus Hebbels Werken bekannt. Eine besondere Gruppe bilden aber ungedruckte Gedichte, die Hebbel für sein Töchterchen Titele verfaßte, wenn es galt, der geliebten Mama zu irgend einem Festtage Glück zu wünschen. Von dieser Gruppe seien wenigstens Proben gegeben; so eins zu Weihnachten 1858:

Bei dem schönen Weihnachtfeste
Dacht' ich schon in meinem Sinn:
Du bist doch noch nicht das Beste,
Wenn ich auch recht glücklich bin!

Wenn der Tannenbaum auch funkelt,
Mit so manchem gold'nen Band,
Dennoch wird er ganz verdunkelt
Durch die treue Mutterhand.

Welche Luſt der Baum auch kündet,
Er erliſcht in einer Nacht,
Doch die theure Hand entzündet
Jahr für Jahr die neue Pracht.

Jede Blume ſoll ſie pflücken,
Welche Deinen Blick erfreut,
Und damit die Bruſt Dir ſchmücken:
Darauf küßt Dein Kind Dich heut!

Man darf bei dieſen wie den folgenden, wohl ins Jahr 1860 gehörenden Verſen nicht vergeſſen, daß ſolche „Hauspoeſie" für das Töchterchen beſtimmt war, ſich alſo ihrer Altersſtufe anbequemen mußte. Unter den folgenden Glückwunſch, der Hebbels Konzept aufweiſt, ſchrieb Titele: „Danke ſchön, lieber Papi, für das Gedicht."

Manches Jahr bin ich gekommen,
Und was ich Dir dann verſprach,
Haſt Du immer gern vernommen,
Wenn ichs auch zuweilen brach.

Heut' gelob ich Dir das Alte
Noch einmal, wie am Altar,
Und daß ich es endlich halte,
Dafür bürgt mein zwölftes Jahr!

Dieſe Blumen, die ich bringe,
Welken bald und trocknen ein,
Doch der Kranz, um den ich ringe,
Soll von ew'ger Dauer ſein.

Ein anderes, „Zum Geburtstag für Mama", verweiſt in noch frühere Zeit, da Titele kleiner war; deshalb leiht ihr Hebbel die Worte:

Laßt die Kleinen zu mir kommen!
Sprach der Herr und dieſes Wort
Hab' ich, Kleine, wohl vernommen
Und nun komm ich fort und fort.

Iſt man aber wohl gelitten,
Wies bei Ihm die Kinder ſind,
Darf man auch um Etwas bitten
Und ſo bitt ich denn geſchwind.

Doch ich bitte nicht um Gaben
Für mich ſelbſt, ich bin zu klein,
Um ſchon einen Wunſch zu haben,
Nein, ich fleh' für Dich allein.

Möge Er Dir reichlich ſpenden,
Der da hält den Herrſcherſtab,
Und aus Deinen milden Händen
Fällt für mich das Meine ab.

Aus allen Aeußerungen Hebbels über ſeine Gattin hören wir heraus, was er ihr Weihnachten 1854 in eine Prachtausgabe der voſſiſchen Homerüberſetzung ſchrieb:

Möge der alte Homer, der größte der Dichter, Dir ſagen,
Daß Du mir Helena biſt, aber Penelope auch.

Im Verhältniß zu ſeiner Familie zeigt ſich Hebbel von ſeiner ſchönſten Seite, von einer Kindlichkeit, die etwas Rührendes hat. Aber ſeine Milde tritt auch ſonſt häufig hervor, und ſo unerbittlich er als Kritiker ſein konnte, eben ſo ſehr iſt er bereit, fremde Leiſtungen anzuerkennen und zu preiſen, wenn ſie ihm Achtung abringen. Eduard Kulke berichtet in ſeinen wichtigen „Erinnerungen an Friedrich Hebbel“ (Wien 1878, S. 93), mit welchem Staunen Hebbel die Wunderthaten des Rechenkünſtlers Zacharias Daſe betrachtete, während er freilich durch die Unterhaltung mit dem unbedeutenden Menſchen arg enttäuſcht wurde. Trotzdem ſchrieb er „In das Stammbuch Zacharias Daſes, des Rechenkünſtlers“ folgendes Gedicht, das wohl Ende der fünfziger Jahre zu datiren iſt, da Daſe ſchon 1861 ſtarb; wann er ſich in Wien aufhielt, vermag ich nicht feſtzuſtellen.

Wenn die Natur die allgemeinen Gaben
In einem Einzelnen zum Gipfel ſteigert,
Muß ſie ein großes Ziel vor Augen haben,
Da ſie dem bloßen Spiel ihr Höchſtes weigert.

So biſt auch Du nicht in die Welt geſendet,
Weil wir erſtaunen und bewundern ſollen:
Empor zum Himmel ſei Dein Blick gewendet,
Wo Millionen Sternenkugeln rollen.

Ein zweiter Keppler wird vielleicht geboren,
Sobald Du ihm erſt Weg und Steg bereitet.
Und ſicher geht er ſich und uns verloren,
Wenn ihn der Faden, den Du ſpinnſt, nicht leitet!

Ich greife diesmal aus meinen Sammlungen noch ein Gedicht heraus, das nur in Abſchrift erhalten iſt; es dürfte die Stimmung ausſprechen, die Hebbel beherrſchte, da er am fünfundzwanzigſten April 1857 mit einer heftigen Erkältung bei einem furchtbaren Wetter in Hamburg eintraf und wenig Freude während ſeines kurzen Aufenthaltes erlebte.

Digitized by Google

Hamburg.

Enge Straßen, dumpf und düster,
Daß man faſt darin erſtickt,
Wenn die Erde faule Dünſte
Und der Himmel Regen ſchickt;

Ach! die Tropfen, die da fallen,
Scheint der klare Aether nicht,
Scheint ein voller Schwamm zu geben,
Der ſich, ausgedrückt, erbricht.

Eben angekommen, lockte
Mich ein Sonnenſtrahl hinaus;
Aber dieſes Schauderwetter
Treibt mich gleich zurück ins Haus.

Unter jenem Thorweg ſuche
Ich verdrießlich etwas Schutz;
Doch der Haushund wills nicht dulden,
Zähnefletſchend beut er Trutz.

Dennoch ladet, heiſer dudelnd,
Mich ein Leyerkaſten ein,
Mir aus Allem nichts zu machen
Und vergnügt und froh zu ſein.

Dieſe Proben ungedruckter und unbekannter Gedichte werden hoffentlich von Neuem beweiſen, daß eine wirkliche Geſammtausgabe der Werke Hebbels manches Intereſſante und Bemerkenswerthe dem alten Stande hinzufügen könnte. Ich habe mit Abſicht einige der flüchtigſten Produkte Hebbels angeführt, um zu zeigen, daß der Dichter ſich niemals verleugnet, ſondern ſelbſt dem Unvollendeten ſeinen Stempel aufzudrücken verſteht. Seine Bedeutung als Lyriker iſt noch immer nicht genügend erfaßt und doch ſteht ſie ſeiner Bedeutung als Dramatiker nur wenig nach. Hebbel war ſich ihrer auch bewußt. Unter den vorhin veröffentlichten Gedichten verdienen aber einige, vor Allem das Sonett „Ein Gebet“ und das tiefſinnige „Stille! Stille!“, einen erſten Platz in der Sammlung ſeiner Lyrik.

Lemberg. Profeſſor Dr. Richard Maria Werner.

Der Traum vom Totenreich.

Mit einem lähmenden Gefühl von Machtloſigkeit ſank ich zu Boden, als die Keule meines Feindes auf mein Haupt niederſauſte. Als ich mein Bewußtſein wieder erlangt hatte, war ich in einer Gegend, die ich niemals vorher geſehen hatte, und eine Ahnung ſagte mir, daß Helheim mich jetzt zu den Seinen zähle. Eine ſeltſame Beleuchtung lag über Allem, was ich ſah. Es war mir unmöglich, zu ſagen, ob Tag oder Nacht herrſche. Dämmerung konnte ich das wunderliche Helldunkel auch nicht nennen; es war ein Mangel an Sonne, ein halber, ruhender, toter Glanz in der Luft. Alle Erinnerungen an das eben verlaſſene Leben beſchäftigten lebhaft meinen Geiſt und ich dachte, ich hätte dieſe Beleuchtung ſchon einmal während meines Lebens geſehen. Es war in der Nacht, als wir Halſten und ſeine Leute beim Gelage überraſchten: Winter war es und die Ebenen warfen das Licht des Schnees zurück; hinter ſchweren, vorüberziehenden Wolken ſtand der Mond und durch von Zeit zu Zeit aufklaffende Riſſe und Spalten warf er ſcheu einen düſtern Schein über die Erde. Jetzt war der Himmel wolkenlos und ich glaubte, daß ich, ſo hoch ich wollte, in die Luft ſchauen könnte. Der Blick verirrte ſich oben aber in graue Nebel, nicht, wie einſt, in das leuchtende Blau, das die Farbe am Himmel Midgards bildet.

Alle Farben ſchienen mir ſonderbar gedämpft und matt; die größeren Gegenſtände konnte ich unterſcheiden, aber der Grasteppich des Bodens und am Horizont der Wald waren für mich nur glatte Flächen. Dicht neben mir ſtand eine Birke; ich ſah ihre Umriſſe und ihren mattglänzenden Stamm, aber ihr Laub verſchwamm meinen Augen zu einem Schleier und es ſah aus, als wäre der ganze Baum mit Spinnweben bedeckt: ſo fahl war ſein Grün.

Ich ſchritt einen ſchmalen Weg zwiſchen weit ausgebuchteten Wieſen entlang. Hinter ihnen und rechts von mir ſah ich einen See ſchimmern; ſchwarz und glanzlos ſtarrte mir ſein Waſſer entgegen, während zu meiner Linken ſich ein langer Bergrücken erhob, der mit hohen, dünnen Bäumen bewachſen war. Etwas in meinem Innern ſagte mir, daß die Zweige dieſer Bäume ſtets unbewegt in der feuchten, lauen Luft hängen müßten. Die Wieſen vor mir wurden von einem Bach durchſchnitten. Er führte zu dem See, den ich eben vor mir ſchimmern ſah; aber keine Bewegung war in ſeinem Waſſer ſichtbar. Still lag es zwiſchen den Geſträuchen der Ufer und zwiſchen den ſchimmernden Laichkräutern und den flachen Nixblumen, die ſo unbeweglich ſchienen, als ſeien ſie mit Senkſteinen angebunden, da weder Wellen noch Strömung ſie weiter trieben. Ich ging über die Brücke und folgte dem Wege, der in Windungen am Waldabhang zum See hinabführte. Ein Druck von Zweifel und Ungewißheit lag auf meinem Herzen. Die Todesſtille der Gegend machte mich beklommen. Es war, als ob Alles ringsum begriffe, daß nichts hier je anders werden würde. Ich ſah ein, daß Menſchen hier lautlos gehen und flüſternd mit einander ſprechen müſſen; ich ſah ein, daß hier nur ein Schattendaſein möglich ſein könne.

Digitized by Google

Da fühlte ich, daß ich nicht länger mehr allein war. In meiner Nähe war ein anderes menſchliches Weſen. Wie es ſich mir genähert hatte, wußte ich nicht; ich wußte nur plötzlich, daß es da war; aber ich fühlte keine Furcht, obgleich es ſo plötzlich auf mich zugekommen war. Eine lange, ſchattenhafte Geſtalt. Von ihren Schultern hing ein graues Gewand bis zur Erde hinab, deſſen Stoff mich unglaublich dünn dünkte. Wie hinter einem Schleier ſah ich ihr Geſicht; und als ich ſie flüchtig betrachtete, erkannte ich die Züge wieder. Es war meine Gattin. Sie hatte ſich nicht verändert, trotzdem wir ſeit Jahren getrennt waren: jung wie einſt, als ſie von mir ging, hatte ſie mich an den ſtillen Geſtaden erwartet. Nur war jetzt ihre Geſichtsfarbe blutleer und bleich; die Wange glich dem fahlen Blüthenblatt einer verwelkten weißen Anemone und die braunen Augen waren räthſelhaft tief. Wir wechſelten einen Blick. Das war Alles. Zwiſchen uns bedurfte es keiner Worte. Um zu erkennen, ob ich das ſelbe graue Schleiergewand trüge, verſuchte ich, am eigenen Körper herunterzublicken; aber das Auge traf nichts Feſtes, ſondern glitt zur Erde, ohne zu finden, was es ſuchte: es war mir unmöglich, mich ſelbſt zu ſehen. Dann wandte ich mich wieder Diſa zu; und lange und unverwandt ſah ich nun das Antlitz an, das mir einſt ſo theuer geweſen war. Aber in meiner Empfindung war nichts von der Freude des Wiederſehens, nichts von dem Glück der Wiedervereinigung: nur ein ſtummes und kühles Wiedererkennen. Und den ſelben Ausdruck ſah ich in ihrem Blick, der dem meinigen begegnete; er war nur noch gleichgiltiger und kälter als mein eigener. Sie ſagte leiſe: „Du haſt gezaudert. Ich habe lange auf Dich gewartet."

Der Pfad, den wir gingen, war dunkel und feucht; die Wurzeln der Erlen waren über den Erdboden hingekrochen und hatten ſich dort wie ſehnige, gewundene Arme und knochige, breite Hände gelagert. Ueber unſeren Häuptern hing ſchweres, dunkles Laubwerk und der Pfad lief durch mächtiges Dickicht, das von abgeſtorbenen Pflanzen gebildet zu ſein ſchien, denn dürre, nackte Aeſte ragten überall hervor. Dazwiſchen krochen lange Schlinggewächſe hin mit großen dunklen Blättern und weißen, leuchtenden Blumen, die ſich hoch in die Luft ſtreckten, als wollten ſie ſo viel wie möglich von dem kärglichen Licht einſaugen. Viele ſchlangen ſich um die Stämme der Erlen und Weiden, aber nirgends reichten ſie höher als bis zu den unterſten Anſätzen der Aeſte.

Als wir an den See gekommen waren und über das Waſſer hinblickten, ſchien es mir, als ob wir die Vorhöfe des Totenreiches verlaſſen hätten und an ſeinen Grenzen ſtünden. So tot lag das weite Bleigrau des Sees da. Nur manchmal ging es wie ein Zittern über die Waſſerfläche; und doch wehte kein Wind darüber hin. Das Zittern kam vom Grunde herauf. In einem kleinen Hafen lag zwiſchen Steinen ein Fahrzeug. Diſa ſchritt darauf zu und nahm im Vordertheil Platz; ohne ein Wort folgte ich ihr. Bei den Rudern ſaß ein Greis in zerriſſenen und geflickten Kleidern und mit blinden Augen. Sobald wir eingeſtiegen waren, ſtieß er vom Ufer ab und ſteuerte fort. Diſa ſtand zum Strande hingewandt, als wir ihn verließen; aber ich ſah über den See hinaus, denn ich war neugierig, wohin ich geführt werden ſollte. Das Boot drückte das hohe Schilf herunter, das lautlos nachgab, ſich unter dem Steven bog und ſich eben ſo lautlos wieder aufrichtete. Dieſe Fahrt unter Todesſchweigen ließ meine Seele erſchauern und es überkam mich faſt ein geheimer Wunſch nach den ſchabenden und knirſchenden Lauten, die ich ſo gut noch von Midgards Schilf im Gedächtniß hatte.

Draußen, auf dem See, bemerkte ich, daß auch die Ruder kein Geräusch verursachten. So leise glitten die Wassertropfen von den Ruderblättern, daß ihr Zurückfallen in das Wasser nicht gehört, nur gesehen werden konnte. Das Boot durchschnitt den Wasserspiegel, als ob der See sich in breiter Rinne vor ihm öffnete: kein Druck gegen die Seiten oder den Steven, kein Ruck; ein gleichmäßiges Dahingleiten, das nur an dem Wechsel der uns umgebenden Gegenstände bemerkbar war.

Auf dem dunklen, glanzlosen Wasser sah ich mehrere Fahrzeuge, die dem unseren glichen; alle kamen vom selben Strande und steuerten in der selben Richtung. Aber wir wurden von einander durch Eilande und Inseln mit hohen Bäumen getrennt; ernste Orte, ganz einsam bis auf einen oder zwei hellere Schatten am Strande. Ich wollte jetzt fragen, welches Schicksal meiner wartete. Nicht mit unruhig bewegter Stimme — ich fühlte keine Unruhe —, sondern in ruhigem Flüsterton fragte ich Disa: „Wohin fahren wir?" Eben so ruhig antwortete sie mir: „Weithin in die ferne Einsamkeit, wo ein baumloses Eiland verborgen im Schilf liegt. Dort ist Raum für Dich und mich." „Und was soll ich dort machen?" „Du warst ein ruheloser und mißtrauischer Mensch, ein Suchender, der nicht wußte, was er eigentlich suchte, und deshalb hast Du weggeworfen, was Du einmal besaßest, obgleich es das Rechte war. Du sollst deshalb am Strande des Eilandes sitzen und Steine auflesen und nach einem Stein suchen, der leuchtet und den Du statt einer Fackel brauchen kannst. Und wenn Du ein solches Ding gefunden hast, wirst Du es ins Wasser werfen, um durch die Schwere zu erfahren, ob es ein Stein oder nur ein Stück morschen Brennholzes ist. Dann wird es jedesmal der Stein sein und deshalb wird es versinken, — und Du mußt von Neuem zu suchen beginnen." „Und Du?" „Ich dachte stets an Dich, deshalb werde ich auch künftig da sein und Dich ansehen, während Du suchst." „Und Das ... Das dauert ewig?" „Das weiß ich nicht", antwortete Disa eintönig. Und ich fragte auch nicht mehr. Schwermüthig sah ich, wie unser Fahrzeug sich einem niedrigen, kleinen Eiland näherte, das mit seinem kahlen Rücken aus dem dichten Schilf emporragte. Disas Schattengestalt beschritt die Insel; ich wollte ihr folgen, konnte es aber nicht. Ich war wie gefesselt, da, wo ich stand. Ich wollte rufen, aber meine Zunge war gelähmt. Ich fühlte einen heftigen Schmerz und schloß in der Angst die Augen.

... Als ich sie wieder öffnete, fühlte ich kalte Regentropfen in meinem Gesicht. Ich hob meinen rechten Arm in die Höhe, in dem der Schmerz fortdauerte, und einer der Raben des Schlachtfeldes flog auf von seinem Mahle; noch war sein Schnabel von meinem Blut geröthet. Ich richtete mich auf; taumelnd und auf mein Schwert gestützt, das ich nicht losgelassen hatte, ging ich, Menschen aufzusuchen, die meine Wunden heilen könnten. Aber ich wußte, daß meine Stunde nicht lange mehr auf sich warten lassen würde; die Norne hatte mir mein Schicksal gezeigt.

Upsala. Lennart Hennings.

Nietzſches Geiſteskrankheit.

Das goethiſche Wort: „Am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiſte Gedanken auf, bisher undenkbare; ſie ſind wie ſelige Dämonen, die ſich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlaſſen“, gilt im höchſten Maße für das Prodromal-Stadium des Wahnſinns eines erhabenen Geiſtes. In der der ſchweren Erkrankung vorangehenden glanzvollen Exaltationperiode gehen dem pſychopathiſch veranlagten Genie mehr auf dem Wege der Intuition, der ekſtatiſchen Empfindung, der impreſſiven Rezeption und beſchleunigten Verarbeitung, Verwerthung und Wiedergabe äußerer Eindrücke als auf dem Wege logiſch-ſyſtematiſchen, vorſichtigen Denkens Ahnungen, Erkenntniſſe und Entdeckungen von ungeheurer Tragweite und Zukunftperſpektive auf, Produkte eines im gewaltigſten Krampfe vibrirenden Geiſtes, einer fieberhaft erregten Seele, die ſich an ihrer eigenen Gluth verzehrt. Ein ſolcher Geiſt war Friedrich Nietzſche.

Man muß annehmen, daß er an wirklicher organiſcher Geiſteskrankheit leidet — an progreſſiver Paralyſe, Gehirnerweichung oder (wahrſcheinlicher) an vorzeitiger ſeniler Atrophie, Alters-Erweichung —, alſo an einer ſubſtantiellen, anatomiſch post mortem nachweisbaren Gehirnerkrankung, die mit ſchweren, makroſkopiſch und mikroſkopiſch erkennbaren pathologiſch-anatomiſchen Veränderungen des Gehirns, mit Entartung der Ganglienzellen und Schwund der Aſſoziationfaſern, alſo derjenigen Elemente, an die vermuthlich die feineren Vorgänge des Seelenlebens geknüpft ſind, einhergeht: einer chroniſchen Hirn-Entzündung und Hirn-Entartung. Darf man nun annehmen, daß Nietzſche ſchon damals, als er ſeine größten Werke ſchrieb — Werke, die die höchſte geiſtige Energie in Worte gebunden enthalten und, wie „Alſo ſprach Zarathuſtra“ und „Jenſeits von Gut und Böſe“, beinahe alles vorher Geweſene übertreffen —, als er ſeine bedeutendſten Gedanken zu einer grandioſen Pſychologie des menſchlichen und des genialen Geiſtes faßte, ſchwer erkrankt geweſen ſei? Gegen dieſe Annahme ſtreitet die Möglichkeit, daß gerade die mit Abfaſſung dieſer Werke verbundene „übermenſchliche“ Anſtrengung des Geiſtes und die begleitende „übermenſchliche“ Gemüthsaufregung und Phantaſiethätigkeit eine außerordentlich tiefe Erſchöpfung nach ſich zogen und durch Schwächung des überanſtrengten Gehirnkörpers den Boden zur Aufnahme des Keimes geiſtiger Erkrankung vorbereiteten und ſo erſt die gefährlichſte Prädisposition zur Krankheit ſchufen. Man kann aber auch davon ausgehen, daß die im Beginn jeder Entzündung vorhandene Blutüberfüllung des erkrankten Organes zunächſt anatomiſch zu einer Hypertrophie der Organ-Elemente und des Organes ſelbſt, weiterhin phyſiologiſch zu einer ſtarken Beſchleunigung und Steigerung der Funktion, allerdings meiſt unter krank-

hafter Veränderung des Zustandes und der Beschaffenheit von Organ und Funktion, führt. So läßt sich in der Regel bei jeder tieferen psychischen Erkrankung, insbesondere bei der progressiven Paralyse, ein Prodromal-Stadium des gesteigerten psychischen Lebens wahrnehmen, im Intellektuellen wie im Moralischen. Eine bestimmte Entscheidung nach der einen oder anderen Seite hin ist aus den Umständen des Falles schwerlich zu treffen (vielleicht sind für das wirkliche Geschehen beide Zusammenhänge wirksam gewesen), auch giebt der jetzige Stand der psychiatrischen Wissenschaft im Allgemeinen auf solche Fragen keine Antwort. So ist der Zeitpunkt, in dem Nietzsches Gehirnleiden begann, nicht zu bestimmen, vielleicht aber schon in verhältnißmäßig frühe Zeit, vor das Jahr 1888, zu setzen.

Daß Nietzsche die Logik selbst, die Grundlage aller gesunden Geistesfunktionirung, angriff — sei es aus schrankenlosem Total-Zerstörungtrieb, sei es aus wirklichem kritischen Zweifel —, mag allerdings Manchem schon den Eindruck des „hellen Wahnsinns" machen. Das Unterfangen war an und für sich ungeheuer, erforderte eine Kräfteanspannung, Verwegenheit, Grausamkeit gegen sich selbst, so viel Empörung wider die eigene Natur und die Grundlagen bisherigen geistigen Lebens, daß es aber auch zu verstehen ist, wie dieser Versuch Den selbst, der ihn wagte, geistig zerschmetterte. Nietzsche ging an den äußersten Konsequenzen des Denkens, die er unerschrocken zog, intellektuell und sittlich zu Grunde. Der Wahnsinn war das nothwendige letzte Resultat der Beschaffenheit und Arbeit seines Gehirns, es war der letzte Sinn des nietzschischen Geistes. Er vernichtete mit der selben Nothwendigkeit sich selbst mit seinem Werke wie sein großer Vorgänger Napoleon, der praktisch und politisch handelte, wie Nietzsche dachte. Er erschütterte, unterwühlte und verwirrte sein eigenes geistiges Leben; hellsehend und bewußten Willens stürzte er in den von ihm selbst aufgerissenen Abgrund, als ein „Selbstthenker", wie er sich einmal bezeichnet.

Ein Hauptmerkmal des Wahnsinns ist die Isolirung und vollständige Abtrennung von der Außenwelt. Der Wahnsinnige hat eine Welt für sich, — ähnlich auch der Künstler. Er lebt in seinem eigenen, eigenthümlichen, sonderbaren, in gewissem Sinne originellen Ideenkreise, in der Welt seiner Phantasmen, Illusionen, Wahnvorstellungen; ja, er schafft die wirkliche Außenwelt im Sinne der von ihm konzipirten, in ihm originär entstandenen, visionären Innenwelt um, verändert und verschönert oder verschlechtert, fälscht und verkennt die Außenwelt aus diesem seinen persönlichsten Wesen heraus. Deshalb ist es auch ganz unmöglich, einen gewöhnlichen Narren von seinem Wahn, von seinen Irrthümern, von der Unsinnigkeit seiner fixen Idee zu überzeugen. Seine Logik ist eben eine andere, eine pathologisch veränderte. Bei Nietzsche kann man beobachten, daß dieses psychopathische Element in

seinen Werken langsam hervortritt: eine allmähliche Isolirung, Abtrennung, Vereinsamung, Loslösung seines Wesens aus dem Kontakt mit der Umwelt bis zu einer Umschaffung und vollständigen Verkehrung des Weltbildes.

Es ist ihm allem Anschein nach immer besonders schwer geworden, sich mit der banalen Realität abzufinden. Aus jeder Zeile seines Werkes spricht ein unüberwindlicher Gegensatz und Widerwille gegen alles Allzumenschliche. Er war — nach den Schilderungen seiner Schwester, die von großer Liebe zeugen und den Stempel der Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und Aufrichtigkeit an sich tragen, — mit äußerster moralischer Feinheit, Anmuth, ja, Schönheit und sittlicher Größe, mit Würde und Hoheit begabt und paßte daher nicht in diese Welt des niedrigen Hasses- und Neides, der kleinlichen Beweggründe, der erbärmlichen Interessen und Begierden, der gemeinen Ehrsucht und Genußgier, der dummen Pedanterie und albernen Vorurtheile, des hohlen, leeren, blöden und anmaßenden Scheines. Er war so ganz hilflos dieser nicht nur bösartigen, verlogenen, schmutzigen, sondern auch absurden, trivialen, in ihrem burlesken Wesen nicht recht faßbaren Welt gegenüber. Welt und Nietzsche: Beide verstanden einander nicht, glotzten einander verlegen an und lachten schließlich über einander, wobei Friedrich Nietzsche der Welt nicht weniger lächerlich erschienen sein mag als sie ihm. Zarathustra preist die Welt, aber eine Welt, in der die Menschen fehlen; während Zola die soziale Welt, wie sie leibt und lebt, mit der Liebe des abkonterfeienden Künstlers umfängt.

Nach zahllosen Verwundungen und Erschütterungen, moralischen Stößen und Insulten, die Nietzsche von der täppischen und boshaften Welt erlitten und mit besonderer Hyperästhesie empfunden haben mag — von einer Welt, die ihm außerdem den größten Tort damit anthat, daß sie ihn nicht kannte, nicht kennen wollte und sein Genie schnöde ignorirte —, zum Tode wund, innerlich gebrochen, nicht zum Wenigsten in berechtigter Eitelkeit enttäuscht, vergiftet, ganz und gar vereinsamt, mit seinen Idealen von Menschen-Schönheit und Menschen-Größe betrogen, sah er ein, daß er diesseits von Gut und Böse nicht mehr philosophiren konnte. Das sogenannte Gute war ihm durch Lug und Trug, den man damit trieb, aufs Gründlichste verleidet und erschien ihm nur noch abgenutzt, veraltet, morsch, faul, absterbend: so kam er zur Umwerthung aller Werthe.

Fortan trieben ihn Haß und Menschenverachtung, die grimmigste Wuth zu seinen Kriegsfahrten; und diese konsequent feindliche Stellung der bestehenden moralischen Welt gegenüber, diese neue Betrachtung aller menschlichen Dinge aus den Instinkten des Hasses, der Rache, der Verachtung, des Hohnes heraus führte ihn zu Einsichten in das Wesen von Menschen und Dingen, zu Wahrheiten und Erkenntnissen von größter Bedeutung.

Mit seiner Instinkt-Theorie griff er abgründlich tief in das Innerste des die Welt bewegenden Mechanismus hinein. Nur einen guten, aber auch höchsten und mächtigsten Instinkt, die Liebe, verkannte er.

Ein kaltes, gleichgiltiges oder verzagtes Verhalten gegen das andere Geschlecht ist an sich nicht psychisches Entartungzeichen. Die Differenzen sind auch unter den Normalen, den Gesunden allzu beträchtlich. Es giebt keinen Grad physiologischer Sexualität, keine bestimmte Energie geschlechtlicher Begierde und Leistungfähigkeit, die als Erforderniß gelten könnten, um einen Menschen als somatisch oder psychisch sexuell-normal zu diagnostiziren. Damit, daß Nietzsche das Lob der Keuschheit singt („Also sprach Zarathustra", S. 78, 79, „Von der Keuschheit") und von seiner Schwester als „allem Erotischen sehr fern stehend" bezeichnet wird, ist also nichts für das Verständniß der Pathogenese seiner geistigen Erkrankung gewonnen; und es wäre eben so cynisch wie schwachsinnig, die Emanationen des Zarathustrageistes als Erzeugnisse einer aufs Gehirn verschlagenen, mit Absicht oder aus Noth unterdrückten Geschlechtsbegierde zu erklären. Vielleicht war dieser Mangel an geistiger und physischer Sexualität nur ein bewußt vorgetäuschter; vielleicht war das Liebesbedürfniß des merkwürdigen Einsiedlers ein hyperideales, das kein Genügen an sittlicher, seelischer, körperlicher Schönheit eines weiblichen Gefährten finden konnte. Wo sollte er die geistig ihm Gleichgeborene, Ebenbürtige finden? Suchte er sie dennoch? Zu stolz, seinen gewaltigen, auf das Höchste gestellten Liebesdrang edlen Sinnes zu bekennen, seine furchtbaren, erschütternden Enttäuschungen am Weibe zu gestehen, verschrieb er sich den Instinkten des Hasses und der Verachtung und fand neue, unbetretene Wege zur menschlichen Seele, zu ihren Schluchten, Tiefen und Abgründen, ihren Felszacken und Schneegipfeln; aber es ward immer eisiger um ihn her und die Sonne der Wahrheit verlor ihre Gluth. „Am Eis der Erkenntniß erfror sein Geist."

Es war vielleicht ein verhängnißvoller Schritt, als er sich der Bindung durch einen praktischen Beruf entzog, der Bindung durch tägliche Berufspflichten, die seinem Wesen und Leben Stetigkeit erhalten und ihn von sich, von dem Solipsismus, dem er zuneigte, abgezogen hätten. Eine Beschränkung seiner Berufsthätigkeit, nicht die vollständige Aufgabe, wäre rathsam gewesen. Aber er ertrug es nicht mehr, ein Tag für Tag gleichmäßiges Leben unter Vermeidung aller Exaltationen und Schaffenskrämpfe, denen Erschöpfungzustände doch unausbleiblich folgen mußten, zu führen. Er übte auch kein werkthätiges Dasein, er hatte weder Frau noch Kind noch der Hilfe bedürftige Menschen, für die er leben konnte. Christus hatte doch die Bettler, Lahmen, Krüppel, Blinden und Ausgestoßenen aller Art und starb für sie.

Ein auf das Feinste organisirtes und reichbegabtes Hirn ist natürlich

unendlich viel verwundbarer als ein torpides, derbes, grobes, vulgäres Gehirn oder auch nur ein solches von normalen, mittelmäßigen sittlichen und intellektuellen Eigenschaften, zumal, wenn Erziehung und Schicksal nicht das Metall des Willens gehärtet haben. Das Gehirn Nietzsches ist durch überschwänglich empfundene persönliche Erfahrungen (Bruch mit Wagner), durch Dysenterie und durch körperliche, nervöse Leiden geschwächt und erschüttert worden. Schon die Dysenterie als Allgemeinerkrankung scheint das zarte und äußerst empfindsame Gehirn in Mitleidenschaft gezogen zu haben. (Starke Phantasmen, Halluzinationen in jener Krankheit. Zu vergleichen: die Biographie der Frau Förster-Nietzsche, Band II.)

Auffallend — auffallender als bei jedem anderen Autor — ist der Unterschied in Stil und Diktion zwischen den früheren und den späteren Werken Nietzsches. „Menschliches, Allzumenschliches": hier ist Maß, antike σωφροσύνη und Abwesenheit alles Nervösen, Leidenschaftlich-Krampfhaften, Vulkanisch-Terroristischen des späteren Nietzsche. Die Rede fließt gleichmäßig dahin, ein sicheres, breites Strömen der Gedanken, die sonnige Fruchtbarkeit einer reichen Ideenwelt, ein sommerliches Zeitigen gesunder, edler, üppiger Frucht. Die späteren Schöpfungen enthalten nirgends neue grundlegende Gedanken; die Konzeption solcher Gedanken reicht kaum über „Menschliches, Allzumenschliches" hinaus; nur der Stil wird immer blendender, die Vortragsweise immer leidenschaftlicher und exaltirter, die Form pathetischer und wilder, die Sprache eruptiver und bilderreicher. Alles erscheint in einem ungeheuren Krampf, wie aus einem Sturm der Seele, aus einem Gewitter von Empfindungen und Geistesblitzen geboren. Phantastische Bilder, grotesker Humor und Clown-Witz, ein koboldartiges Gebahren, eine Art geistiger Luft-Gymnastik, burleske Sprünge und Saltomortales: die gesunde Vernunft keucht athemlos hinterdrein, der Autor ist nicht mehr zu fassen, aalglatt entschlüpft er und höhnt jeden Versuch, ihn zu greifen, unbekümmert um eigene Widersprüche. Schließlich ein Wirbel, ein Chaos von Exzentrizität, das Schnauben, Schmettern, Rollen und Rasen einer tollgewordenen, aus aller Selbstbeherrschung gelösten Geistesmaschine. Oder ein Getöse wie unterirdisches Erbeben, ein Aufflammen schwefeliger Blitze in undurchdringlich dunkler Nacht; eine glänzende Nordlichtpracht, ein Gluthmeer von Leidenschaft. Und doch eine Größe, eine Gewalt der Gedanken und des Ausdruckes, wie sie wohl nirgends in deutscher Sprache oder in einer anderen Weltsprache überboten ward. Unverhüllte Größen-Ideen stellen sich ein, die Worte werden mehr nach ihrer Klangähnlichkeit als nach ihrer begrifflichen Zusammengehörigkeit verknüpft. Manien wechseln mit melancholischen Zuständen, Stimmungen der sonnigsten, übermüthigsten Heiterkeit mit solchen von schwärzester, dumpfer Grabes-Schwermuth. Das sind ins Krankhafte fallende Paroxysmen,

die aus der Schwankungbreite heraustreten, in der sich die Stimmung eines gesunden Künstlers bewegt. Der ganze berückende Zauber des „Zarathustra" beruht darauf; hier wetterleuchtet schon der Wahnsinn eines glänzenden Geistes, der „geniale" Wahnsinn eines „genialen" Künstlers. Man vergleiche „Menschliches, Allzumenschliches" mit „Jenseits von Gut und Böse", „Götzendämmerung" und „Antichrist". Dort der sich häufig bescheidende, klare, liebenswürdige, ernste, besonnene Philosoph, der aus einem Werke edelster Art gewissermaßen herausblüht und hervorstrahlt; hier der überkühne Spötter, der Gewaltmensch, der zertritt und umstürzt, dem nichts heilig ist, der mit Hohngelächter der Menschheit in das Antlitz schlägt, ein in Erz gepanzerter, aber von innerer Wuth durchkochter, gegen Feinde ringsum rennender, tobender, rasender Ajax, — Αἴας μαινόμενος. Man vergleiche „Menschliches, Allzumenschliches", erschienen 1878, mit der Vorrede vom Jahre 1886. Diese Vorrede ist sehr merkwürdig, auch psychiatrisch. Für den Sachverständigen tritt hier (wie in anderen Schriften, Gedichten und Vorreden der Jahre 86 bis 88) Nietzsche ganz deutlich aus dem Gebiete geistiger Gesundheit heraus. Das dem Paralytiker eigenthümliche Gesundheit-Wohlgefühl („bis zu jener ungeheuren, überströmenden Sicherheit und Gesundheit", Abschnitt 4, S. 8) erscheint und ist neben größenwahnsinnigen Vorstellungen und Ausdrücken („Feind und Vorforderer Gottes", Abschnitt 1) charakteristisch genug, zumal nichts vorliegt, was die Entladung dieses hochgespannten Selbstgefühles in solchen wuchtigen Ausdrücken genügend rechtfertigt. Das sind die ersten unzweifelhaften Anzeichen der Krankheit, die schon lange schleichend begonnen hatte, vor dem Ausbruch der völligen, unheilbaren chronischen Geistes-Erblindung, — Symptome von kurzen, noch vorübergehenden partiellen Störungen des Gehirnsystems, die die drohende totale Zerrüttung einleiten und verkünden. „Die große Loslösung", von der Nietzsche in dieser Vorrede (dritter Abschnitt, S. 6 u. ff.) mit solcher Emphase, solchem Stolz spricht, war die Loslösung seines Geistes von der Gesundheit: „sie ist eine Krankheit, die den Menschen zerstören kann!" Die Ahnung des seiner selbst bewußten Denkers erfüllte sich furchtbar. Die Annahme, daß der Chloral-Mißbrauch mitgewirkt und die Schwere und völlige Unheilbarkeit der geistigen Umnachtung mitverschuldet habe, ist nicht von der Hand zu weisen; aber daß nicht nur eine Chloral-Vergiftung des Gehirns vorliegt, sondern daß der Wahnsinn dieses Genius in seiner Anlage, in ererbter Disposition, in der spezifischen Organisation und weiterhin in seinem individuellen Entwickelungsgang bedingt war, ist als sicher anzusehen.

Für die Zukunftwirkung des nietzschischen Geistes ist in Betracht zu ziehen, daß Das, was zu konzipiren so viel Anstrengung, Verzehrung des Geistes und Aufwand psychischer Energie gekostet hat, daß schließlich der Schöpfer selbst erkrankte und an Erschöpfung zu Grunde ging, einem späteren Geiste,

Digitized by Google

der nur die Arbeit der Rezeption und Assimilation, der „Einverseelung", wie Nietzsche sagt, zu leisten haben wird, bereits angeerbt oder wenigstens als vorgeschrittene Anlage vorgebildet sein wird. Die großen Geister bilden eine Familie für sich von eigner Aszendenz und Deszendenz, nur unter sich geistig verwandt, und Einer der Erbe und gewissermaßen Thronfolger des Anderen. So kann, was Nietzsche nur im Prodromalstadium einer Geisteskrankheit, im Zustande von bereits entzündlicher Blutüberfüllung des Seelenorganes (inflammatorischer Gehirnhyperämie) oder in einem dazu führenden Zustande von Ueberspannung des Gehirns, von funktioneller Hyperämie, in maniakalischer Ueber-Erregung oder doch in einem ungeheuren Krampf der Seele zu denken und zu schaffen im Stande war, was bei ihm vom Dämon des Wahnsinns oder von einem übermenschlichen, visionären Geist eingegeben erscheint, einem später Geborenen leichter und ungefährlich sein. Was bei Nietzsche krankhafter Hirnüberreizung seinen Ursprung verdankt, kann in Zukunft als höchste Normalität und Vollkommenheit geistiger Kraft, Gesundheit und Schönheit gelten, Wahnsinn sich in höchsten und vollkommensten Sinn wandeln. Aber wer wäre so vermessen, hier prophezeien zu wollen?

Johannes Grosse.

Krank!

Ich bin krank ... Ein ödes langes Siechthum ohne Aussicht. Ich wollte Alles wissen und man hat mir Alles gesagt, ... Alles. Mir ist keine Hoffnung geblieben, nicht einmal die elendeste Illusion.

Und so ist es gut, so wollte ich es haben.

Jetzt warte ich Tag für Tag, eine endlose Nacht nach der anderen. Und die Nächte sind am Schlimmsten. Sich so ganz allein durch die finstere, undurchdringliche Masse von Dunkelheit und Schmerzen durchwinden zu müssen, mit all der Todesangst in den kranken Nerven! ...

Die erste Zeit — damals, als es anfing — lag ich im Krankenhaus; und leise, ganz leise gingen von Stunde zu Stunde die Schwestern aus und ein, die guten Barmherzigen Schwestern. Ein blasser Lichtschein ging ihnen voraus und sacht kamen sie hereingeglitten mit ihrem Nachtlicht in der Hand. Wie da die weißen Schleier schimmerten und der rothe Glanz der kleinen Laterne über das friedliche, heilige Gesicht und all das schneeige, blaukalte Weiß hinflackerte! Wie Gebetsstimmung kam es jedesmal über mich; ich war wieder Kind und träumte von Schutzengeln. Jetzt bin ich allein. Wenn nur die Nacht erst zu Ende wäre. ...

Langsam und qualvoll wird es Morgen und meine Wirthin schlürft herein mit ihren müden, alten Schritten. Sie zieht die Vorhänge von den Fenstern zurück und stellt mir den Kaffee ans Bett.

Und dann gehen Stunden darüber hin, bis die entsetzliche Schwäche überwunden ist und ich mich vom Bett zum Divan hingearbeitet habe.

Da liege ich dann und höre mit halbgeschlossenen Augen, wie draußen der neue Tag frisch und morgendlich anhebt.

Jung und kräftig klingt Alles, — so gesund.

Drüben in der Kaserne machen die Soldaten ihre Uebungen und die scharf abgerissenen Kommandos schallen zu mir herein. Zuweilen auch Militärmusik, irgend ein morgenfroher Marsch, und unten auf der Straße klingeln die Tramways vorbei und schwerfällige Wagen dröhnen und die Menschen hasten und jagen durch einander. Das ist Alles so weit unten, unter meinem Dachzimmer. Das Leben tönt nur noch zu mir herauf.

Meine Wirthin bringt das Zimmer in Ordnung und unterhält mich dabei über ihre Portion Elend im Leben. Sie ist eine gute alte Frau, aber ich rede nicht gern mit ihr. Es stört und peinigt mich, daß sie so undeutlich spricht und daß sie einen schiefen Mund hat. Wenn sie spricht, muß ich immer danach hinsehen. Das macht mich so nervös.

Sie jammert über das Leben und wird scharf und ausfallend, wenn sie auf die Menschen zu reden kommt. Wie die alte Frau oft Recht hat! Ihre verbitterte Philosophie entspringt aus lauter bitteren Thatsachen. Den ganzen Tag muß sie arbeiten und dabei ist sie schwach und kränklich. Ihr Mann kann nicht auf Arbeit gehen. Wochen lang sitzt er in der Küche, mit entzündeten Füßen. Nur alle acht Tage einmal humpelt er die vier Stiegen hinunter und zum Kassenarzt. Denn der kommt nicht zu den armen Leuten.

Und im Frühjahr müssen die Alten aus dem Hause. Sie haben nun schon achtzehn Jahre dort gewohnt und sind alt und schwerfällig geworden. Alles Das erzählt sie mir, während sie das Zimmer aufräumt. Und ich liege dabei auf dem Divan und bebe vor Nervosität. Es strengt mich an, ihren Dialekt zu verstehen, und der schiefe Mund stört mich. Dabei ist es so kalt und ich kann mich nicht entschließen, zu sagen, daß sie einheizen soll. Ich fürchte mich vor dem Lärm, den sie dabei macht. Endlich ist es so weit. Ich kann jetzt wenigstens das Feuer sehen und mir einbilden, daß es wärmer im Zimmer ist.

Aber nun kommen die Schmerzen wieder. Es ist unmöglich, dabei gerade zu liegen. Ich versuche, mich zu strecken, ... und dann rollt ein neuer Krampf mich wieder zusammen. Bis in die Knie geht es hinunter und oben liegt es auf der Brust und drückt mir den Athem zusammen.

Ich bin froh, daß ich allein bin und daß Niemand mich leiden sieht, Niemand, außer mir selbst, — und an mich selbst bin ich gewöhnt.

Meinen kleinen Handspiegel habe ich immer neben mir liegen. In den schlimmen Stunden beobachte ich mein Gesicht darin. Ich will keine Schmerzenslinien haben, keine verzerrten Krankenhauszüge. Der Wille muß die armen, zuckenden Nerven zur Ruhe zwingen. Nur die Augen dürfen leiden, den Schmerz in die leere Weite hineinbohren. Der Mund muß ganz ruhig sein. Er möchte gern beben und zucken und die Qual über das ganze Gesicht ausstrahlen, aber ich halte den Spiegel ganz fest und bin sehr streng. Ich möchte ruhig und schön leiden, wie die Heiligen.

Ich nehme kein Morphium, — damit warte ich noch. Vielleicht nicht mehr lange. Es ist gut, Alles so genau vorher zu wissen: jetzt ist es noch so ... dann wird Das kommen ... dann Das ... und dann — — —

Digitized by Google

Aber bis dahin noch leben, — leben!

Wenn die ärgſte Stunde vorbei iſt, kommt eine wohlige Abſpannung.

Ganz leiſes Fieber .. Das giebt ſo ein gutes Gefühl, dieſe leiſe ſummende Wärme durch den ganzen Körper. Und jetzt rauchen; eine milde, beruhigende Cigarette. Der Arzt hat es mir nicht verboten, ich habe längſt keinen Arzt mehr. Ich weiß ja ſelbſt, was mir fehlt; ich weiß die ganze Litanei auswendig.

So wohl und mild wird es mir jetzt, wenn der blaue, leichte Nebel mich und mein Zimmer einhüllt. Es iſt ein ziemlich trauriges Zimmer, aber ich liebe es ſehr. Die kahlen, weißen Kalkwände kommen mir vor wie gute Freunde, die meine Leiden ſtill mit anſehen und deren Mitleid ich beſſer vertragen kann als das der Menſchen.

Meine Gedanken träumen dem blauen Rauch nach; ſie träumen davon, wie ſchön es wäre, jetzt auf einem türkiſchen Ruhebett zu liegen, in einem kleinen, zeltartigen Zimmer, mit rothem Licht und dichten, warmen Teppichen. Und um mich herum lägen dann all die Anderen: meine Freunde, die ſchon geſtorben ſind... Ich mache die Augen zu und ſie erzählen mir vom Sterben, immer nur vom Sterben. Wie gut es war, als die Schmerzen aufhörten ... und das ſchreckliche letzte Zucken. Nur Einer will immer vom Leben ſprechen, Der mit dem weißen Tuch um den Kopf und der Wunde darunter ... Die Kugel ... Und er war noch ſo jung. Aber die Anderen verſtehen ihn nicht und er ſchweigt wieder.

Er iſt auch der Einzige, der mit den Augen rollt und dem es manchmal um den Mund zuckt. Bei den Anderen iſt es ſo totruhig in den großen, leeren Augenhöhlen. Und ſo reden ſie vom Sterben und lachen dabei über das Leben. Ihr Lachen klingt ruhig und ausgelebt. Wir liegen Alle auf den Polſtern umher und rauchen aus langen Waſſerpfeifen und der ſchwarze Kaffee funkelt in durchſichtigen japaniſchen Schaalen und peitſcht die Nerven zu wollüſtigem Beben.

Und dann werde ich ſehr müde und kann nicht mehr deutlich ſehen; Alles zittert und ſchwankt mir vor den Augen. Und ſie gehen wieder fort, Alle, ganz leiſe. Nur Der mit der Wunde will noch bleiben und mit mir vom Leben reden; aber ſie nehmen ihn doch ſchließlich mit. Und wenn ſie Alle fort ſind, ſchlafe ich ein.

Zuweilen bringt man mir Briefe. Wenn mich nur einmal wieder Etwas freute oder aufregte. Aber Das kommt nicht mehr vor. Sie wiſſen Alle, wie es mit mir ſteht, und wollen es vermeiden, mich aufzuregen. Es iſt überflüſſig, denn Niemand kann ruhiger ſein, als ich es jetzt bin. Ich kann ſogar mit Ruhe daran denken, daß die Anderen dort drunten im Atelier ſind und arbeiten ... Arbeiten ... Als ob Das das Leben wäre.

Sie kommen auch zu mir herauf, die Lebenden, Starken. Sie erzählen mir von ihren Arbeiten und ſprechen davon, wenn ich erſt wieder dazwiſchen ſein würde, und wie es früher war, und wenn ich erſt mein Bild fertig gemacht hätte, — mein großes Bild. Ich lächle nur noch darüber, wenn ſie ſo reden; und ſie wiſſen auch, daß ich nicht mehr daran glaube. Sie glauben ja auch nicht daran, aber ſie wollen mich tröſten. Es iſt wirklich zum Lachen.

Im Anfang, — ja, damals hat es mich faſt zum Wahnſinn gebracht, daß ich nicht mehr arbeiten konnte. Aber Das war nur ſo lange, wie ich glaubte, daß es noch einmal kommen würde. Dann habe ich ſie gebeten und ſie haben mir die Skizze zu meinem Bild heraufgebracht. Da hängt ſie nun und ich weiß

jetzt, daß ich nie wieder arbeiten werde. Ich habe jetzt schon aufhören müssen und bin lange nicht fertig geworden. Und die Anderen hören später auf und werden auch nicht fertig. Es geht Alles nach der selben Melodie von der großen Entsagung ... Ja, sie kommen oft und besuchen mich. Sie wissen Alle, wie es mir immer elend gegangen ist, und wundern sich, daß ich jetzt Wein trinke und gute Cigaretten rauche und ein warmes Feuer habe. Ich finde nichts Sonderbares darin. Ich fürchte mich jetzt nicht mehr davor, Schulden zu machen, und es ist doch gut, zum Schluß noch einmal weich zu liegen und dem Leben nichts mehr abringen zu müssen. Am Liebsten möchte ich jeden Tag ein Fest geben, ein glänzendes, rauschendes Fest mit wunderbarer, sinnverwirrender Musik. Der Sekt sollte in Strömen und Springbrunnen fließen und Alle sollten übermüthig froh sein und bacchantisch tanzen. Und viele Rosen. Alles sollte so schön sein. Und jeden Tag.

Und ich liege unter einer schönen Palme mit breiten, schattigen Blättern ganz im Hintergrund ... und sehe zu.

Und mitten im Fest würde ich eines Tages sterben... Und erst würden sie Alle weiter jubeln und weiter tanzen. Dann würde irgend Jemand entdecken, daß ich gestorben bin... Einen Augenblick ist Alles ganz still. Vielleicht spielt die Musik dann einen Trauermarsch, wie von selbst. Und dann würden sie schließlich doch wieder tanzen und sich wieder freuen und wieder lachen, — noch den einen Abend, weil es ja das letzte Fest ist und weil sie glauben, daß ich es nicht sehe. Und zuletzt würden sie klagen, daß es nun vorbei ist.

Nachmittags liege ich lange in die Dämmerung hinein. Ich kann gerade aufs Fenster sehen, wie es draußen grauer und grauer wird, und dann stelle ich mir vor, wie jetzt die Laternen ihren Schein aufs Trottoir werfen, wie das kalte, blaue elektrische Licht aus den weißen Glaskugeln vor den Läden hervorkommt und sich mit dem heißen, flackernden Gaslicht mischt und wie die Straßenbahnen mit ihren rothen und grünen Laternen einander auf ihrem unermüdlichen Rundlauf um die Stadt herum begegnen und wie all die müden Menschen darin sitzen, die von einer Arbeit zur anderen oder von einem Vergnügen zum anderen und von einer Erregung zur anderen jagen. Oder der Mond scheint mir weiß und voll ins Fenster hinein und spiegelt sich in dem blanken, grinsenden Totenschädel auf meinem Schrank. Draußen legt er seinen Schein auf das im Schatten verschwimmende Kasernendach, auf dem zuweilen ein einsamer Kater entlang schleicht und über jeden Schornstein vorsichtig hinwegklettert.

Dann kommt die Lampe und kontrastirt so seltsam mit Alledem da draußen und die Gedanken, die in der Dämmerung einschlafen wollten, kommen wieder. Das Fieber fängt wieder an, erst im Gehirn, von da geht es in alle Adern und durch alle Glieder bis in die Fingerspitzen.

Und dann fange ich an, zu schreiben. Im Fieber versuche ich, mein ganzes Leben hinzuschreiben, all meine Träume, meine Sünden und mein Elend. Und später, wenn ich tot bin, soll mein Buch es hinausschreien unter die Menschen, wie ich geträumt und gesündigt habe und wie elend ich war... Wenn ich tot bin.

An der Wand gegenüber hängt die große Skizze zu meinem Bild. Es wird nie fertig werden. Ich hatte so viel gewollt und bin noch so jung...

Und dann kommt die Nacht — — —

München. Franziska Gräfin zu Reventlow.

Hochsommer.

Die Börsen können sich Ferien gönnen, nicht so die Industrie. Selbst in mittleren Fabriken nimmt zwar das höhere Personal seinen vierwöchigen Urlaub, die Arbeiter bleiben aber ohne Unterbrechung an ihre Frohnde geschmiedet. Bis einmal auch ihnen Erholungtouren und Sommerfrischen winken, wird noch viele Zeit hingehen, alles Ungewohnte wird zuerst belächelt und bekämpft; und wir sind noch weit davon entfernt, nüchtern zu berechnen, um wie viel die Qualität und Ausdauer der Arbeiter dadurch gesteigert werden könnte, daß man auch ihnen einmal im Jahr eine große Ruhepause gönnte und ihrem Geist die Möglichkeit verschaffte, neue Eindrücke aufzunehmen. Und doch sollte die drohende Konkurrenz der amerikanischen Industrie uns ganz besonders auf die individuelle Entwickelung der Arbeiter achten lassen. Wohl erzählt mancher deutsche Großindustrielle, der die Union bereist hat, im kleinen Kreise von dem fachmännischen Vergnügen, das er beim Betreten einer amerikanischen Fabrik an der durch die höhere Lebenshaltung bedingten selbständigen Art der Arbeiter drüben hatte. Wie sie z. B. die Mängel einer neuen Maschine sehr bald erkennen, und da sie sich so gut wie der Prinzipal als „gentlemen“ fühlen, ohne Weiteres mit intelligenten Vorschlägen vor ihn hintreten u. s. w. Aber in der Oeffentlichkeit spricht man von solchen Erfahrungen noch nicht, obgleich man offenherzig sein könnte, ohne doch den Patriotismus zu verletzen. Ja, bei uns sollte ein Arbeiter wagen, eigene Ansichten über die Einrichtung der Fabrik oder über die Maschinerie vorzubringen! Es ist doch nicht so gar lange her, daß selbst der Techniker rauh zurückgewiesen wurde, wenn er seinem „Vorgesetzten“, der vielleicht Reserveoffizier ist, einen Irrthum nachweisen wollte.

Allgemein wird über Arbeitermangel geklagt, selbst in Gebieten, die der Industrie fern liegen. Man höre nur Kaufleute, die ihr Speicherpersonal zu ergänzen oder zu vergrößern haben. Die städtischen Nachweisungbureaus pflegen um diese Jahreszeit darauf hinzuweisen, daß die Erntethätigkeit dem Handel und Gewerbe viele Hände entziehe. Die Leute arbeiten also lieber im Sonnenbrand auf freiem Felde gegen einen geringen Entgelt als im geschlossenen Raum bei wesentlich höherer Entlohnung. Gewisse Imponderabilien der Massenpsyche spielen überhaupt doch eine viel größere Rolle im Wirthschaftlichen, als man lange geglaubt hat. Wenn heute die gelsenkirchener Gesellschaft ihren Arbeitern Häuserkolonien, Prämien u. s. w. bietet, so weiß sie sehr wohl, was sie thut. Nur muß man schließlich bei diesem Kampf um die Arbeiterhände fragen, wem sie durch Gewährung solcher besonderen Vortheile weggenommen werden: sicherlich doch anderen Unternehmungen, die nicht das Selbe bieten können. Wenn auf diese Weise dem Mangel an einer Stelle begegnet wird, muß er natürlich anderswo um so fühlbarer werden. In vielen Kreisen, besonders in den Kreisen der Handeltreibenden, sucht man daher die Frauen noch stärker als bisher heranzuziehen, da ja schließlich das weibliche Ingenium auch dazu ausreichen wird, etwa Felle aufzubereiten u. s. w.

Interessant ist die eingehende Uebersicht der kruppschen Etablissements im Inlande mit ihren nicht weniger als dreitausendzweihundert Beamten und zweiund-

Digitized by Google

vierzigtausend Arbeitern, die dem Bericht der Handelskammer von Essen beigefügt ist. Vielleicht hätte Herr Finanzrath Jenke klüger gethan, seinen Rücktritt von der Generaldirektion nicht mit einer Rede für die Zuchthausvorlage zu feiern. Gerade seine Einrichtungen beweisen, was sich aus den Massen machen läßt, wenn sie Vertrauen zur Fabrikleitung haben. Von dem Nachfolger Jenkes, der bisher Festungsgouverneur und Brigadegeneral war, hat unsere Presse kaum Notiz genommen, obgleich sie sonst über den jüngsten Bankdirektor geschwätzig berichtet. Es ist zum ersten Male, daß eine Persönlichkeit von so hoher Stellung in einem Privatbetrieb thätig wird, denn preußische Minister a. D. zieren bis jetzt doch nur einige Aufsichtrathsgremien. Aber die kruppschen Etablissements haben auch viel vom Charakter einer Staatsanstalt an sich. Hoffentlich wird der neue Generaldirektor in den sozialpolitischen Fragen, die ihn fürderhin beschäftigen werden, nicht zu sehr den alten General herauskehren. Was die eigenen Entschließungen Krupps betrifft, so soll das Testament seines Vaters ihn ja bekanntlich in vielen Beziehungen an das Votum des Direktoriums gebunden haben.

Wie schwierig bei aller Rastlosigkeit unserer Industrie auf manchen Gebieten der Wettbewerb mit dem Auslande ist, lehren die Handelsverhältnisse der Türkei. Gewiß wähnt Mancher, unser Absatz müsse dort ungeheuer sein, da wir doch die wichtigsten türkischen Bahnen gebaut und finanzirt haben. England aber exportirt heute noch immer mehr als doppelt so viel dahin wie Frankreich; und Deutschland bleibt stark unter der Hälfte gegen Frankreich zurück. Dabei drängt auch noch Italien — und zwar ziffernmäßig jedenfalls — mit großem Erfolg vorwärts und die Amerikaner, deren Missionen in den letzten armenischen Wirren keine geringe Rolle spielten, scheinen, wie die Franzosen, die Kirchlichkeit geschickt ihren Ausfuhrzwecken dienstbar zu machen. Ganz zuletzt hat man seit vorigem Jahr sogar die Spanier als Wettbewerber am Bosporus gesehen. Sie hatten bei ihrem hohen Gold-Agio den Vortheil, billig fabriziren und verkaufen zu können, während sie freilich da, wo sie selbst vom Ausland beziehen, einen schweren Tribut zahlen müssen. Unter diesen Umständen handelten die vielen deutschen Kaufleute klug — klüger als jetzt die französischen Besitzer von Extérieurs —, als sie ihren spanischen Kunden, die in Gold zu zahlen hatten, anboten, bis zur Besserung der Valuta zu warten. Ihr Vertrauen ist auch nicht getäuscht worden. Viel Aufhebens wird von dem elektrischen Beleuchtungprojekt für Konstantinopel gemacht. Man sollte aber nicht vergessen, daß doch nicht einfach die Einwohnerzahl der Stadt entscheiden wird, sondern der Grad der Wohlhabenheit. Wie optimistisch begrüßte man den Erfolg von Siemens & Halske in Peking und als wie schwach stellte sich nachher die Kaufkraft der chinesischen Hauptstadt heraus. Wahrscheinlich wird überhaupt nur Pera mit seinen achtzigtausend Einwohnern für Beleuchtunganlagen ernsthaft in Betracht kommen. Dagegen hat ein bekannter und einflußreicher englischer Parlamentarier — d. h. bei der Pforte einflußreich — die Konzession für einen ungleich rentableren Platz so gut wie zugesagt erhalten. Dieser Platz ist Smyrna. Smyrna könnte man als das levantinische Genua bezeichnen und bekanntlich giebt keine Stadt in ganz Italien eine bessere Rente für Elektrizität-Unternehmungen als Genua. Erfreulicher Weise werden die britischen Unternehmer zusammen mit einer deutschen Elektrizitätfirma operiren. Als der Kaiser im Herbst vorigen Jahres den Padischah be-

ſuchte, gab Herr von Marſchall die Parole aus: Alles für die Induſtrie! Unter offiziellem Hochdruck kam damals eine Einigung zwiſchen unſern erſten drei Elektrizität-Werken zu Stande und eine kurze Zeit lang herrſchte ein allgemeiner Gottesfriede. Der Kampf ſcheint aber nächſtens wieder zu entbrennen, und zwar noch heftiger als zuvor. Einſtweilen munkelt man von der Koalition zweier ſonſt nicht gerade ſehr herzlich mit einander verkehrenden Firmen gegen die mächtige dritte.

Die neue franzöſiſche Schuckertgeſellſchaft erfordert ein eigenes Kapital. Damit ſcheint auch in Frankreich eine Aera der elektriſchen Geſchäfte zu beginnen und wir werden wahrſcheinlich bald von weiteren Unternehmungen hören. Wenn man in Italien geglaubt hatte, der Handelsvertrag mit Frankreich würde ſofort die pariſer Finanz zu italieniſchen Gründungen ſtimuliren, ſo hat man ſich getäuſcht.

Meine Darlegungen in der „Zukunft“ vom zwanzigſten Mai über die äußerſt merkwürdige franko-ruſſiſche Platingründung ſcheinen ſowohl in Petersburg, das bekanntlich einen ſehr energiſchen Finanzminiſter hat, als auch in Paris nicht ohne Eindruck geblieben zu ſein. Nach zuverläſſigen Mittheilungen, namentlich pariſer Urſprunges, iſt die Millionenbeute keineswegs dem nominellen Gründer, Vicomte André de Proença Vieira, zugefallen; vielmehr hat er — wie ich damals bereits als Vermuthung ausſprach — nur als Strohmann figurirt. Er iſt Ingenieur und Vertrauensmann des auch im Transvaal ſtark intereſſirten pariſer Oppenheim. Die drei Millionen, mit denen er in den Ural geſchickt wurde, mögen ihm als ein genügender Erſatz mangelnder Sprachkenntniſſe gedient und weſentlich erleichtert haben, ſein Ziel zu erreichen. Es gelang ihm, in kurzer Zeit alle Vorverträge zu Stande zu bringen, höchſt geſchickt zu vermeiden, daß die engliſche Monopolfirma dazwiſchen trat, und er erhielt, wie man mich verſichert, nach erfolgreicher Durchführung ſeiner Aufgabe von ſeinem Auftraggeber zweihunderttauſend Francs. Ueber die Rentabilität der Platingeſellſchaft ſind mir jetzt Berechnungen unterbreitet worden, daß unſeren Großverbrauchern darob die Augen übergehen könnten. Sie bleiben nach wie vor auf die londoner Firma angewieſen. Die Geſellſchaft hat aber mit London ſo abgeſchloſſen, daß ihr für eine ganze Reihe von Jahren das Pud Platin nach Abzug aller Unkoſten achttauſend Rubel bringt. Gezählt wird im erſten Jahre auf eine Ausbeute von 125 Pud Platin, in den folgenden Jahren auf 180 Pud. Alſo wäre ein Jahresgewinn von einer Million Rubel ganz ſicher. Die Emiſſion vom Mai ſoll von den erſten Zeichnern mit einer Prämie von fünfzig Francs voll übernommen worden ſein; der Kurs der Aktien in Petersburg beträgt — allerdings nicht offiziell — etwa ſechshundert bis ſechshundertundfünfzig Francs. Merkwürdig iſt, daß die meiſten Mineubeſitzer vorgezogen haben ſollen, Aktien in Zahlung zu nehmen. Die früher ſo beträchtlichen Diebſtähle haben nachgelaſſen, ſeitdem es ſtatt zweihundert verſchiedener Stempel nur den einzigen Stempel der Geſellſchaft giebt. Richtig ſoll ſein, daß die Internationale Bank in Petersburg an der Gründung betheiligt war, — nicht ihr Direktor Rothſtein. Jedenfalls iſt an dem Endreſultat nicht zu zweifeln, daß die Platinwäſcher nun beſſer und die wirklichen Platinverbraucher noch ſchlechter geſtellt ſind als zuvor. Statt die Monopolfirma zu unterdrücken, nöthigte man ihr erhöhte Verkaufspreiſe auf und gab ihr den Alleinvertrieb. Pluto.

Bismarck und Fritz Reuter.

Ein Vierteljahrhundert ist eben verstrichen, seit zwei Ereignisse die gebildete Menschheit erregten und bewegten: kaum war, am zwölften Juli 1874, die Nachricht vom Tode unseres Fritz Reuter ins Land gegangen, da kam, am nächsten Tage, auch schon aus Kissingen die unglaublich klingende Kunde von Kullmanns Attentat auf den Fürsten Bismarck, dessen Sterbetag sich jetzt zum ersten Male jährt. In meinem den Manen des großen Kanzlers gewidmeten Gedenkblatt „Fürst Bismarck und Fritz Reuter" (Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung) sind die Beziehungen beider Männer geschildert. Jetzt, wo man wohl vielfach ihrer gemeinsam sich dankbar erinnern wird, will ich zu diesen Blättern eine kleine Ergänzung bringen.

Es war im Jahre 1835. Der junge Auskultator Otto von Bismarck hatte als Protokollführer beim berliner Stadtgericht eines echten Spreeathéners Aussagen niederzuschreiben, der sich aber in so ungebührlichen Redensarten erging, daß Bismarck ihm zurief: „Herr, mäßigen Sie sich oder ich werfe Sie hinaus!" Der vorsitzende Stadtgerichtsrath bemerkte darauf im trockenen Amtston: „Herr Auskultator, das Hinauswerfen ist meine Sache." Als nun des Protokollisten Geduld wieder auf eine harte Probe gestellt wurde, drohte er dem Berliner, mit einem Blick auf seinen Vorgesetzten: „Herr, mäßigen Sie sich oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrath hinauswerfen!" Diese hübsche Anekdote wurde 1855 in dem von Fritz Reuter redigirten „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern" gedruckt, und zwar in der folgenden lustigen Fassung:

„Un, Herr Burmeister, dat's nich wohr!" rief Schuster Draht.

„Un, dat's doch wohr, Herr Burmeister!" rief die Schneiderfrau Flicken dagegen.

„Un Du lügst, as Du dat Muhl updeihst! Un Du kannst de Wohrheit nich seggen, un wenn't ok Din eigen Vortheil wier!" schreit Draht.

Die Schneiderfrau Flicken holt jetzt aus den Rüstkammern ihrer Streitfertigkeit und Kampfbegier das gröbste Geschütz von Schimpfworten und schleudert es auf den unglücklichen Schuster, bis es endlich dem anwesenden Polizeidiener passend scheint, sich mit seiner Autorität einzumischen.

„Wenn Sei nich ogenblicklich dat Muhl hölt, denn ward ick Sei 'rute schmieten, Fru Flicken."

„Greif", sagt der Bürgermeister, „wie kann Er sich unterstehen, sich in Sachen zu mischen, die nicht seines Amtes sind? Das Rausschmeißen ist meine Sache!"

Die Verhandlungen gehen ihren Gang weiter, bis die Lebhaftigkeit der Parteien wieder jenen Grad von Heftigkeit erreicht, den man im gewöhnlichen

Leben durch „gegenseitiges Auseseln“ zu bezeichnen pflegt. Das Polizeigewissen des zur Ruhe verwiesenen Greif regt sich. Diesen Auftritt, diese Verhöhnung aller Autorität kann er nicht länger ertragen. „Wenn Ji nu nich ruhig sied“, ruft er entrüstet aus, „denn ward ick Jug von den Herrn Burmeister'rutschmieten laten!“

Im ersten Bande der „Gedanken und Erinnerungen“ berichtet Bismarck selbst, wie er, zur Zeit der Verständigung Oesterreichs mit Preußen gegenüber Dänemark, mit Wrangel, der von an den Galgen gehörenden Diplomaten an König Wilhelm unchiffrirt depeschirt hatte, in Konflikt kam. Der Fürst erzählt weiter, daß einst bei einer der vielen festlichen Gelegenheiten, wo sie Tischnachbarn waren, der Feldmarschall, verschämt lächelnd, ihn anredete: „Mein Sohn, kannst Du gar nicht vergessen?“ Ich antwortete: „Wie sollte ich es anfangen, zu vergessen, was ich erlebt habe?“ Darauf er nach längerem Schweigen: „Kannst Du auch nicht vergeben?“ Ich erwiderte: „Von ganzem Herzen.“ Diese Geschichte erinnert an Das, was Onkel Bräsig in „Ut mine Stromtid“ dem Kaufmann Kurz zu Gunsten seines Sohnes sagt; er mahnt ihn an seine eigene Sünde, nämlich an die Hosen, die Kurz ihm verkauft hatte, und die nicht die Farbe hielten: „Sie wollen den jungen Burßen, der Ihr geborener Sohn is, nich die Dummheiten vergeben un vergessen?... War Das nich 'ne pure Slechtigkeit von Sie, mich mit der Hose 'rumlaufen zu lassen, un Sie wußten, daß sie roth wurd, un hab ich Ihnen Das nich vergeben un vergessen? Vergessen zwarsten nich, denn ich habe eine starke Erinnerungskraft für Das, was passirt is. Aber Sie brauchen Das dem jungen Menschen auch nich zu vergessen, Sie sollen ihm Das man vergeben.“

Wenn im Anfang der Erzählung „Ut de Franzosentid“ der prächtige alte Amtshauptmann Jochen Weber geschildert wird: „Up sin breide Stirn stunn schrewen un ut sin blagen Ogen kunnt Ji lesen: kein Minschenfurcht, woll äwer Gottesfurcht!“ —: wem erschiene es da nicht sehr wohl möglich, daß Bismarck bei seinem berühmten Ausspruch vom Jahre 1888: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt“ just nicht an Livius oder Konrad von Würzburg, an Racine oder Ernst Moritz Arndt dachte, die sich einmal ähnlich ausgedrückt haben, wie Büchmanns „Geflügelte Worte“ melden, sondern eher an seinen Lieblingsautor Fritz Reuter?

Zuweilen citirte er originelle Redewendungen reuterscher Gestalten. Bei der Huldigung der Mecklenburger zu Friedrichsruh im Juni 1893 betonte er: „Mecklenburg hat Antheil an der deutschen Einigung. Nehmen Sie an, daß wir anno 1815 bei Waterloo nicht gesiegt, daß wir den alten Blücher nicht gehabt hätten. Auch damals, bei Blücher' is de mecklenborgsche Fixigkeit nich utblewen.“ Natürlich schwebte ihm Bräsigs Aeußerung von der „Fixigkeit“ vor. Daß auch Kaiser Wilhelm I. sich einmal eines Citates aus Reuters „Stromtid“, und zwar der drolligen Redensart der lütt Fru Paster, die ja immer „die Nächste

dazu" ist, Bismarck gegenüber bedient hat, erzählte der Reichskanzler bei einer Abendunterhaltung im Dezember 1890: „Ein kleiner Prinz verfolgte seit 1848 die berliner Staatsleitung mit Haß, ja, er ging so weit, vor König Wilhelm zu treten und gegen mich Klage zu erheben, daß ich Seiner Majestät nach dem Leben trachte. Eines Tages sagte mir der alte Herr: ‚Wissen Sie, Bismarck, was Prinz *** behauptet? Sie hätten Attentatsgelüste gegen mich. Nun, Das ist ja wahr: Sie wären der Nächste dazu!'"

Von ganz hervorragender Bedeutung erscheint Bismarcks Ansicht über Reuter und die Burschenschaft. Auf der zweiten parlamentarischen Soiree zu Berlin, am zwölften März 1877, machte der Fürst das politisch höchst interessante und für seine eigene Person sehr charakteristische Geständniß: „Gegen das berliner Obertribunal herrschen noch alte Vorurtheile aus der Zeit der Burschenschaft-Untersuchungen, wo unsere obersten Gerichtshöfe so oft ungerecht waren. Wer liest nicht mit inniger Theilnahme Reuters Schilderungen des Zuchthauslebens der Burschenschafter? Es hing an einem Haar, so wäre ich auch zur Burschenschaft gegangen und dann gewiß auch verurtheilt worden." Einer ihm zum fünfundsiebenzigsten Geburtstag gratulirenden Deputation der Burschenschaft dankte er mit den Worten: „Das Jahr 1815 ist unser beiderseitiges Geburtsjahr. Beide haben wir, die Burschenschafter und ich, das Gleiche erstrebt: die Einigkeit Deutschlands. Das ist erreicht worden."

„Wenn Einer Augen hat, zu sehen, so wird er zwischen den Zeilen meiner Schreibereien herauslesen müssen, daß ich immer Farbe gehalten habe und daß die Ideen, die den jungen Kopf beinahe unter das Beil gebracht hätten, noch in dem alten fortspuken", gestand der ehemalige Burschenschafter und berühmt gewordene Volksdichter seinem — noch jetzt am Leben befindlichen — Leidensgefährten von der Festung Silberberg, dem greisen Geheimen Justizrath Franz Rudolf Wachsmuth zu Crossen, im August 1864. Schon sah er frohgemuth die frischen Keime zu einem neuen deutschen Kaiserreich unter dem Schutz und Schirm Preußens; er erkannte, was man bisher nicht wußte, schon damals auch die außerordentliche Bedeutung des leitenden Staatsmannes. Diese geschichtlich werthvolle Nachricht verdanke ich dem Finanzminister von Miquel, der bereits 1862, auf dem ersten norddeutschen Nationalvereinstag zu Lübeck, den „Literaten", wie Reuter in der Theilnehmerliste bezeichnet wird, als Parteigenossen kennen gelernt hatte. „Wir freundeten uns sehr an. Ich gewann den trefflichen Menschen sehr lieb", schreibt mir Johannes von Miquel. „Fritz Reuter", fährt er fort, „war durchaus kein politischer Mann, aber ein deutscher Patriot durch und durch, mit sehr gesundem politischen Verstand. Ich erinnere mich, daß, als ich als Referent des Ausschusses auf der Nationalvereins-Versammlung in Eisenach, im Herbst 1864, mit Entschiedenheit die preußische Centralgewalt gegenüber den mehr Gewicht

auf eine neue Nationalverwaltung legenden Süddeutschen in den Vordergrund stellte und sogar wagte, leise auf Bismarck mitten in der Konfliktszeit hinzuweisen, was viel Entrüstung erregte, Fritz Reuter mir seine volle Zustimmung ausdrückte und alles Andere für ‚Kaff' erklärte." Das ist gewiß von hohem historischen Interesse. Bisher datirte man die Genesis seiner offenkundigen Bismarck-Anhängerschaft bekanntlich vom Herbst 1866, also zwei Jahre später, nach dem ruhmreichen Feldzug und Friedensschluß.

Auch aus bisher unveröffentlichten Briefen unseres Dichters an seinen magdeburger Leidensgefährten Hermann Grashof, dem „Ut mine Festungstid" gewidmet ist, kann ich zwei den großen Staatsmann behandelnde Stellen anführen. Ein Passus vom September 1866 hat den folgenden, für die damalige Zeit charakteristischen Inhalt: Ja, es ist eine schnurrige Welt, es sieht aus, als wenn Alles auf den Kopf gestellt ist: Lübeck will preußisch werden, Mecklenburg soll seine erbweisliche Verfassung verlieren, die Junker ihre Zollfreiheit; Bernhard Erich Freund will nich, Krinoline von Reuß noch weniger, — und die sächsische Armee steht in Ungarn! Was soll daraus kommen? Classen-Kappelmann weiß es nicht, Jacobi weiß es auch nicht und ich auch nicht. Mich amusirt nichts mehr bei dieser Rathlosigkeit als das Gebahren der mecklenburgischen Junker. Dem armen Großherzog mögen die Haare schön wehthun; auf der einen Seite die renitenten kleinen Herren seines Landes, auf der anderen Bismarck." Harmloser ist der zweite Hinweis vom März 1867: „Vor etwa zwanzig Minuten erhielt ich Deinen Brief und beantworte ihn sogleich, den einen Theil, namentlich den humoristischen, heute außer Acht lassend, den Haupttheil aber, den praktischen, à la Bismarck bei den Hörnern fassend." Diese heitere Anspielung zeigt, wie der Gedanke an Bismarck sich ihm unwillkürlich aufdrängt. Fritz Reuter hatte längst gemerkt, daß seine frühere Furcht vor Bismarcks Wirken unbegründet gewesen war, und er wurde, vollauf zufrieden mit der Wendung der Dinge im geeinten deutschen Vaterland, einer der aufrichtigsten Verehrer des eisernen Reichskanzlers, trotzdem er dadurch das Mißfallen eines seiner ältesten mecklenburgischen Freunde erregte, der in einem vor mir liegenden ungedruckten Briefe vom Januar 1868 sarkastisch bemerkt: „Reuter ist zu sehr für Held Bismarck eingenommen, — hat er doch dem edlen Grafen seine sämmtlichen Werke als Huldigungsgabe übersandt und hat er doch dafür ein ungemein verbindliches Danksagungschreiben vom Dotirten empfangen."

Uns aber ist und bleibt es eine schöne Fügung, daß der genialste Staatsmann und der originellste Schriftsteller unseres Jahrhunderts, daß Fürst Bismarck und Fritz Reuter einander verstanden haben.

Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: Jn Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 5. August 1899.

Die Reize und das Leben.

Wenn man wissen will, ob ein bewegungslos daliegendes Thier noch lebt, so reizt man es, indem man es berührt oder im Nothfall auch sticht, kneift, brennt oder ätzt. Bleiben auch diese drastischeren Reizmittel ohne Erfolg, dann sagt man, das Thier ist nicht mehr reizbar, es ist also tot. Die Physiologen aber besitzen in den elektrischen Strömen noch einen besonders empfindlichen und fein abgestuften Gradmesser für die vitale Irritabilität. Man reizt also z. B. einen ausgeschnittenen Froschmuskel oder dessen Nerven mit Hilfe der Elektroden einer galvanischen Batterie; und wenn es auch mit den stärksten Strömen nicht mehr gelingt, eine Zuckung zu erzielen, dann sieht man darin den Beweis, daß das Leben aus dem Muskel gewichen ist.

Während aber beim Muskel der sichtbare Reizerfolg in seiner Formveränderung besteht, giebt es auch Organe, die auf einen Reiz in anderer Weise reagiren. Reizt man z. B. eine Speicheldrüse unmittelbar oder durch Vermittelung ihres Nerven, so produzirt und entleert sie ihr Sekret; andere Organe antworten auf den selben Reiz mit einer Lichtwirkung, andere wieder mit der Abgabe eines kräftigen elektrischen Schlages. Aber alle lebenden Gebilde ohne Ausnahme produziren in Folge ihrer Reizung mehr Kohlensäure und mehr Wärme als im ungereizten Zustand; und da wir gewöhnt sind, überall, wo Kohlensäure unter Wärmeentwickelung zum Vorschein kommt, an einen Verbrennung- oder Oxydationprozeß zu denken, so folgern wir daraus, daß die vitale Oxydation durch den Reiz in mächtiger Weise angefacht wird.

Was verbrennt nun aber bei der vitalen Oxydation?

Auf diese Frage antwortet die heutige Wissenschaft, daß bei dieser Verbrennung entweder die eingeführten Nahrungstoffe oder die im Körper angesammelten Reservestoffe verbrannt werden; und sie stützt sich bei ihrer Aus-

sage auf folgende Thatsachen, die durch die tägliche Erfahrung und das Experiment übereinstimmend festgestellt sind.

Wird ein Thier zu angestrengter Arbeit gezwungen, werden also seine Muskeln durch äußere Reize zu häufigen Kontraktionen angeregt, so kann es seinen Körper und die in ihm enthaltenen Reservestoffe nur dann erhalten, wenn man ihm dabei reichliche Nahrung gewährt; und da in diesem Falle die Elemente der Nahrung in Verbindung mit dem eingeathmeten Sauerstoff in den Auswurfstoffen zum Vorschein kommen, so schließt man, daß in Folge der Reizung eine Verbrennung der Nahrungstoffe stattgefunden hat. Bekommt aber das Thier in der Arbeitzeit keine oder nur ungenügende Nahrung, so verschwinden nach und nach seine Reserven, zumeist also die Stoffe, die eine ähnliche Zusammensetzung haben wie das Brennmaterial in unseren Oefen, Beleuchtungapparaten und Maschinen. Das arbeitende und hungernde Thier verliert sein Fett, das — wie Petroleum und Leuchtgas — vorwiegend aus Kohlenstoff und Wasserstoff besteht, der ausgeschnittene Froschmuskel verliert durch häufig wiederholte Zuckungen sein Glykogen, eine der Stärke ähnliche Substanz, die die selben Elemente enthält wie Cellulose und Holz; und da auch hier Kohlensäure und Wasser als Verbrennungprodukte des Kohlenstoffes und Wasserstoffes in gesteigertem Maße produzirt werden, so nimmt man ohne Weiteres an, daß die angewandten Reize eine stärkere Verbrennung der Reservestoffe herbeigeführt haben. Man ist aber noch weiter gegangen und hat gesagt: Wie in unseren Maschinen das Heizmaterial verbrennt und bei dieser Verbrennung die in ihm enthaltenen chemischen Spannkräfte in verschiedene Formen der Energie, also in Wärme, mechanische Arbeit, Lichtschwingungen oder elektrische Strömung übergehen, so verbrennen die lebenden Organismen ihre Nahrung- und Reservestoffe; und auch hier verwandelt sich die dabei frei werdende chemische Energie in mechanische Arbeit, Wärme, Licht oder Elektrizität.

In Wirklichkeit ist aber die Sache keineswegs so einfach. Denn wir verstehen zwar sehr gut, wie die Brennstoffe in unseren Maschinen angezündet werden, wir haben aber keine Ahnung, wie unsere Nahrung- und Reservestoffe durch einen Reiz in Brand gesteckt werden sollen. Wenn wir Holz, Kohle, Oel oder Leuchtgas anzünden, so benutzen wir dazu einen Zünder, dessen energische Wärmeschwingungen nach der Vorstellung der Chemiker die Moleküle der Brennstoffe in ihre Atome zerlegen. Dabei werden die Affinitäten oder Verwandtschaftkräfte, mit deren Hilfe diese Atome bisher zusammengehalten waren, frei und die Kohlen- und Wasserstoffatome kommen dadurch in die Lage, ihren mächtigen Drang zu dem umgebenden Sauerstoff zu befriedigen. Sie werden also verbrannt oder oxydirt, es entstehen wieder neue kräftige Wärmeschwingungen, diese können wieder die benachbarten Theile des Brenn-

ſtoffes anzünden, — und auf dieſe Weiſe kann die Verbrennung der brennbaren Subſtanzen weiterſchreiten, bis entweder dieſe aufgebraucht ſind oder die Zufuhr des Sauerſtoffes auf irgend eine Weiſe abgeſchnitten und damit der Brand wieder erſtickt wird.

Ganz anders verhält es ſich mit der vitalen Oxydation. Wenn ich ein Thier leiſe berühre und es in Folge Deſſen davonläuft oder davonfliegt, ſo erfährt der Verbrennungprozeß in ſeinen zahlreichen Muskeln eine bedeutende Steigerung und es werden dabei entſprechende Theile des Muskelglykogens, des Blutzuckers und vielleicht auch des Reſervefettes verbraucht. Aber durch eine einfache Berührung kann ich weder Fett noch Glykogen oder Zucker in Brand ſtecken oder zerſetzen, ja, ich kann Das nicht einmal durch die gewaltſamſte Erſchütterung dieſer Stoffe erreichen; und eben ſo wirkunglos bleiben auf dieſe Subſtanzen außerhalb der lebenden Organismen jene ſchwachen elektriſchen Ströme und jene chemiſchen oder thermiſchen Reize, mit deren Hilfe ich in den reizbaren Organismen die ſelbe Wirkung erziele wie durch eine leiſe Berührung.

Dazu geſellt ſich aber noch eine zweite, mindeſtens eben ſo große Verlegenheit. Wenn man den brennenden Subſtanzen in unſeren kaloriſchen Maſchinen dadurch mehr Sauerſtoff zuführt, daß man in dem Heizraum einen ſtarken Luftzug erregt oder ein Gebläſe in Gang bringt, ſo lodert der Brand ganz gewaltig in die Höhe. Bringt man aber das ganze Thier mit allen ſeinen reizbaren Organen, in denen ja fortwährend eine ſchwache Verbrennung unterhalten wird, in eine Atmoſphäre von reinem Sauerſtoff, in der bekanntlich ſelbſt ſchwer verbrennbare Körper — z. B. ein glühender Eiſendraht — in lebhafte Verbrennung gerathen, ſo wird dadurch die vitale Verbrennung nicht im Mindeſten geſteigert, während Das doch augenblicklich geſchieht, wenn ich einen Reiz auf die irritablen Theile des ſelben Organismus ausübe und ſie dadurch zur Arbeitleiſtung zwinge.

Auch die Zufuhr von neuem Brennmaterial, das Aufſchütten von Kohle oder das Einlegen neuer Holzſcheite, ſteigert in unſeren Oefen und Maſchinen die Verbrennung in auffälliger Weiſe. Füttere ich aber ein Thier mit noch ſo großen Mengen von Fett oder Brot, ſo erziele ich damit nicht etwa eine ſtärkere Verbrennung dieſer Subſtanzen, ſondern nur eine Mäſtung des Thieres, da der Ueberſchuß dieſer brennbaren Stoffe inmitten der lebenden und daher auch in fortwährender langſamer Verbrennung begriffenen Organe nicht verbrennt, ſondern in Form von Fett oder Glykogen aufgeſpeichert wird.

Wir ſehen alſo: die übliche Vorſtellung, die die Nahrung- und Reſervestoffe zum Behuf der Arbeitleiſtung in den reizbaren Organen direkt verbrennen läßt, ſtößt überall auf unüberwindliche Schwierigkeiten; und wir wiſſen daher vorläufig nur Eins beſtimmt, nämlich, daß von einer unmittelbaren

Verbrennung dieſer Subſtanzen in Folge der Einwirkung der vitalen Reize unmöglich die Rede ſein kann.

Man wird nun vielleicht ſagen: Die Reize müſſen ja nicht gerade direkt auf die verbrennenden Subſtanzen einwirken, ſondern deren Zerſetzung könnte auch durch Vermittelung des lebenden Protoplasmas vor ſich gehen. Die Reize wenden ſich alſo zunächſt an die reizbare Subſtanz, das eigentlich Lebende im Organismus, und erſt das gereizte Protoplasma wäre dann im Stande, die Zerſetzung der toten Brennſtoffe zu bewirken.

Dieſe Vorausſetzung ſcheint allerdings annehmbarer, — aber es ſcheint doch nur ſo. Denn an die Stelle des einen Räthſels, wie der Reiz die Anzündung ſo ſchwer verbrennlicher Subſtanzen zu Wege bringen ſoll, wären nur zwei neue, mindeſtens eben ſo ſchwer zu deutende Räthſel getreten. Erſtens möchten wir nämlich wiſſen, welche Wirkung der Reiz im lebenden Protoplasma hervorbringt, und dann ſtehen wir wieder vor der ſchwierigen Frage, wie das gereizte Protoplasma die Anzündung und Zerſetzung der ſchwer verbrennlichen und ſchwer zerſetzlichen Nahrung- und Reſerveſtoffe herbeiführen ſoll.

Man hat verſucht, beide Fragen zu beantworten; aber keine der Antworten kann vor einer ſtrengeren Kritik beſtehen.

Gewöhnlich ging man von der Erſcheinung der Reizfortpflanzung aus, die z. B. zu Tage tritt, wenn ein Thier, durch ein Geräuſch erſchreckt, ſeine Glieder in Bewegung ſetzt und davonläuft oder davonfliegt. Hier trifft der Reiz zunächſt die Endigungen des Hörnerven und pflanzt ſich durch dieſen Nerv zum Gehirn und weiter durch das Rückenmark und die von ihm ausſtrahlenden Nerven zu den Muskeln fort, die ſich dann auf den Reiz hin kontrahiren und die Glieder in Bewegung ſetzen. Während man ſich nun über die Veränderungen, die der Reiz direkt an ſeiner Angriffsſtelle hervorruft, keine beſonderen Gedanken gemacht hat, ſind für den Mechanismus der Fortpflanzung des Reizes verſchiedene Erklärungen verſucht worden, von denen aber nur zwei, nämlich die elektrodynamiſche und die Schwingungtheorie, eine gewiſſe Bedeutung erlangt haben.

Die erſte dieſer beiden Theorien, die durch die Analogie des elektriſchen Telegraphen auch dem Laien geläufig geworden iſt, ſtellt den Vorgang ſo dar, daß in den Nervenbahnen elektriſche Ströme fortgeleitet werden, die die Muskeln und die anderen innervirten Organe wie Telegraphenapparate in Bewegung ſetzen. Aber trotz ihrer großen Popularität iſt dieſe Auffaſſung ganz ſicher unrichtig. Denn erſtens verlangt jede elektriſche Leitung einen geſchloſſenen Stromkreis; dieſer iſt aber in den lebenden Organismen nirgends vorhanden. Zweitens fehlt den Nerven eine Vorrichtung für die Iſolirung elektriſcher Ströme; vielmehr hat ſich herausgeſtellt, daß die Markſcheide gewiſſer Nerven, der man wegen ihrer äußeren Aehnlichkeit mit den iſolirenden

Hüllen eines elektrischen Kabels ohne Weiteres eine isolirende Funktion zuschrieb, gerade besonders gut leitet; und überdies besitzen die wirbellosen Thiere gar keine und auch die Wirbelthiere nicht durchweg markhaltige Nervenfasern. Ferner findet die Fortleitung elektrischer Ströme durch den Nerv auch dann noch ungehindert statt, wenn man ihn an einer Stelle durchschneidet, während eine Fortleitung des Reizes nach einer solchen Durchschneidung gänzlich unterbleibt. Endlich ist aber die Geschwindigkeit, mit der im Nerv der Reiz weiterschreitet, im Vergleich mit derjenigen des elektrischen Stromes geradezu beschämend langsam; denn während der elektrische Strom in einer Sekunde 464 Millionen Meter durchmißt, kann der Nervenprozeß beim Menschen in der selben Zeit nur die kurze Strecke von 34 Metern zurücklegen; und bei den niederen Thieren ist seine Geschwindigkeit noch bedeutend langsamer, so daß sie z. B. in den Nerven der Teichmuschel nur noch zwei Centimeter in der Sekunde beträgt. Nach Alledem ist also nicht daran zu denken, daß die Fortpflanzung der Reize auf der Fortleitung elektrischer Ströme bernhen könnte.

In Folge solcher Bedenken ist nun diese Vorstellung heutzutage von den meisten Physiologen, wenn auch keineswegs von allen, wieder fallen gelassen worden; und die Mehrzahl bekennt sich zu der Vibrationtheorie, die annimmt, daß jede Lebensthätigkeit mit gewissen Schwingungen der Moleküle des lebenden Protoplasmas einhergeht und daß die Reizung und Reizfortpflanzung auf einer Verstärkung dieser Schwingungen nnd auf ihrem wellenförmigen Weiterschreiten beruhen. Diesem Gedankengang folgend, hat z. B. du Bois-Reymond die Uebung auf ein Geläufigwerden gewisser Molekularschwingungen im Centralnervensystem bezogen; nach Virchow sollen die Nervenmoleküle bei der Ermüdung aus ihrer gewohnten Lage heraustreten und bei der Erholung wieder allmählich in ihre Lage zurückkehren; und Haeckel will sogar die psychischen Vorgänge durch verwickelte Molekularschwingungen im Protoplasma der „Seelenzellen" erklären. Aber auch bei der Analysirung dieser Hypothese stoßen wir sofort auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Vor Allem giebt es in der ganzen bekannten Natur keine einzige molekulare Bewegung von solcher Langsamkeit wie die Reizfortpflanzung in den Nerven; und eben so wenig ist uns eine molekulare Bewegung bekannt, die durch Erwärmung nicht beschleunigt, sondern im Gegentheil verlangsamt würde, wie Das bei der Fortpflanzung der Nervenerregung der Fall ist, wenn die Temperatur eine gewisse Höhe überschreitet. Aber alle diese Schwierigkeiten treten weit in den Hintergrund gegenüber denjenigen, die sich erheben, sobald man versucht, sich auf Grund der Schwingungtheorie eine konkrete Vorstellung von der Wirkung der Reize im Protoplasma und von den mit der Reizung verbundenen Stoffzersetzungen zu bilden. Denn so gering unsere Kenntniß von der chemischen Struktur des Protoplasmas bis jetzt noch sein mag, so

wissen wir doch Eins bestimmt: nämlich, daß seine chemischen Einheiten eine ganz außerordentliche Labilität besitzen müssen, weil uns die Erfahrung lehrt, daß protoplasmatische Gebilde, wie z. B. die Körper der Amöben oder die weißen Blutkörperchen, schon durch dynamische Einwirkungen von mäßiger Stärke getötet und in ihre Zerfallsprodukte zerlegt werden. Nun können aber alle diejenigen Energien, die eine Zersetzung des lebenden Protoplasmas herbeiführen, also: mechanische Erschütterung, chemische Agentien, Wärme und Elektrizität, zugleich auch als Reize wirken; und doch sollen wir der Vibrationtheorie zu Liebe annehmen, daß, wenn Das der Fall ist, sie die Moleküle des Protoplasmas nicht zerlegen, sondern nur in Schwingungen versetzen; und auch bei dem Zusammenstoß dieser Moleküle unter einander dürfte die lose Bindung ihrer Atome bei Leibe nicht gestört werden, sondern sie müßten wie vollkommen elastische Bälle die ihnen durch den Reizanstoß übertragene Bewegung auf ihre Nachbarmoleküle übertragen.

Noch wunderbarer müßte es aber nach der Vibrationtheorie zugehen, wenn die schwingenden Protoplasma-Moleküle auf die Moleküle der Nahrungsstoffe stoßen. Diese Nahrungsstoffe bestehen nämlich aus relativ stabilen Verbindungen, denn es gelingt nur mit Hilfe sehr hoher Temperaturen oder durch besonders gewaltsame chemische Einwirkungen, die Eiweißstoffe, Fette und Zucker in einfachere Bestandtheile zu zerlegen. Wenn aber die komplizirt gebauten und außerordentlich labilen Moleküle des lebenden Protoplasmas bei ihren Schwingungen auf die einfacher gebauten und schwer zersetzlichen Moleküle der Nahrungsstoffe stoßen, dann müßte sich nach der Vibrationtheorie das unverständliche Wunder vollziehen, daß bei diesem Zusammenprall nicht die hochgradig zersetzlichen Protoplasma-Moleküle, sondern just die relativ stabilen Moleküle der Nahrungsstoffe zerfallen und daß die Protoplasma-Moleküle ihre zerstörende Thätigkeit gegenüber den schwer zersetzlichen Molekülen der Nahrung ad libitum fortsetzen und dabei dennoch das lockere Gefüge ihres eigenen molekularen Baues völlig unversehrt erhalten.

Dazu kommt dann noch, daß die Nahrungsstoffe keineswegs immer der Zersetzung und Verbrennung anheimfallen, sondern daß sie auch zum Aufbau lebender Theile verwendet werden müssen, da ein Wachsthum dieser Theile doch nur auf Kosten der Nahrungsstoffe erfolgen kann. Nun findet aber ein Aufbau neuer Theile der lebenden Substanz stets nur in der unmittelbarsten Nähe bereits vorhandener alter Theile statt — eine Generatio spontanea wird jetzt von keinem Biologen mehr für möglich gehalten —; wenn also die Nahrungsstoffe zum Aufbau neuer Protoplasmatheile verwendet werden sollen, müssen sie unbedingt in die molekulare Nähe der schwingenden Moleküle gerathen; und wenn es also wahr wäre, daß die Nahrungsstoffe durch diese Schwingungen zerstört und in Auswurfsstoffe verwandelt werden, dann

wäre ein Wachsthum des Protoplasmas auf Kosten dieser Nahrungsstoffe einfach undenkbar.

Das Schönste dabei ist aber, daß diese Hypothese für alle die aufgezählten Unwahrscheinlichkeiten, ja, Unmöglichkeiten, die wir mit ihr in den Kauf nehmen sollen, uns nicht einmal eine halbwegs brauchbare Formel für die in Folge der Reize zu Tage tretenden vitalen Leistungen zu geben vermag. Vielmehr hören wir von einem ihrer hervorragendsten Vertreter, Professor Karl Voit in München, daß die Lehre von der Ernährung mit den Wirkungen im Körper nicht das Mindeste zu thun habe. Die Zersetzungen der Stoffe im Körper — so lauten seine eigenen Worte — finden nicht statt, weil mechanische Arbeit oder Wärme geliefert werden soll, sondern nur deshalb, weil unter den Bedingungen der Organisation die chemischen Verbindungen der Nahrungsstoffe nicht mehr zusammenhalten. Also: die Verbindungen der Nahrungsstoffe zerfallen, weil sie in den Bereich der schwingenden Moleküle gelangen; wie sich aber aus diesen Stoffzersetzungen die vitalen Leistungen der Organe ableiten: Das zu erklären oder auch nur zu besprechen, lehnt die Vibrationtheorie mit aller Entschiedenheit ab.

Der Mißerfolg der bisherigen Versuche, das Wesen der Reizprozesse mechanisch anzudeuten, liegt also ziemlich klar zu Tage; und dieser Mißerfolg wird auch von namhaften Physiologen expressis verbis zugegeben. So erklärte der vor wenigen Jahren verstorbene leipziger Physiologe Ludwig, daß wir die Frage, mit welchen chemischen Umwandlungen die Erregung und die Erregbarkeit, d. h. also die Reizung und die Reizbarkeit, steigt und fällt und auf welchem Wege die sogenannten Erregungmittel die Veränderungen in den reizbaren Organen hervorrufen, beim jetzigen Standpunkt unserer Kenntnisse nicht beantworten können und daß wir nicht einmal die Hoffnung haben, zu einer schärferen Fragestellung zu gelangen. Auch Hoppe-Seyler, gleichfalls ein hervorragender Forscher, erklärte es für völlig räthselhaft, wie die Reizung der Organe bei den Umsätzen des Stoffwechsels zur Geltung gelangt; nach Hermann kennt man weder die Natur der Kräfte, die bei der Thätigkeit der Nerven frei werden, noch die chemischen Prozesse, die ihr zu Grunde liegen; und selbst ein Forscher, der mit absoluter Gewißheit behaupten zu können glaubte, daß die geistige Thätigkeit in einer konstanten Beziehung zu gewissen Schwingungen im Nervensystem stehe — Professor Herzen in Lausanne —, mußte sich doch wieder zu dem Geständniß bequemen, daß wir gar nichts über die Art und Weise aussagen können, wie die äußeren Eindrücke in die Nerventhätigkeit übergehen.

Bevor wir uns nun entschließen, das Problem der Reizung für unlösbar zu erklären, sollten wir aber doch auch die Möglichkeit ins Auge fassen, daß vielleicht die bisherigen Lösungversuche alle irgend eine Voraussetzung ge-

mein hatten, die von vorn herein den Keim des Mißerfolges in sich trug; und wenn wir die bisher aufgestellten Theorien in diesem Sinne einer Prüfung unterziehen, so finden wir in der That, daß sie alle von einer und der selben, in hohem Grade fragwürdigen Prämisse ausgegangen sind, nämlich von der Annahme, daß Nahrungstoffe unter dem Einfluß des Protoplasmas zersetzt und verbrannt werden können, ohne vorher zum Aufbau dieses Protoplasmas verwendet worden zu sein.

Ich nenne diese Voraussetzung aus dem Grunde fragwürdig, weil die Möglichkeit einer solchen Stoffzersetzung zwar theoretisch nicht geleugnet, ihre wirkliche Existenz aber durch die direkte Beobachtung niemals sichergestellt werden kann. Wir kennen nur eine Art vitaler Stoffzersetzung, die sicher existirt, und Das ist diejenige, die zu Stande kommt, wenn Nahrungstoffe zum Aufbau neuer Körpertheile verwandt werden und diese Theile sich wieder in tote Zerfallprodukte auflösen. Wird ein Organismus oder einer seiner Theile größer und schwerer, dann wissen wir bestimmt, daß Das nur auf Kosten von Nahrung- oder Reservestoffen möglich ist, und wenn der selbe Körpertheil abmagert oder schwindet, so wissen wir wieder genau, daß lebende Theile in Auswurfstoffe verwandelt worden sind. Hier sind also die Nahrungstoffe nicht unter dem bloßen „Einfluß", sondern durch das Zwischenglied des lebenden Protoplasmas zersetzt worden, dieses hat also die Moleküle der Nahrungstoffe nicht durch die Schwingungen seiner eigenen Moleküle zerklopft oder in anderer mysteriöser Weise zerstört, sondern es hat sie dadurch in Auswurfstoffe verwandelt, daß es sie zu seinem Aufbau benutzte und die Auswurfstoffe bei seinem Zerfall von sich gab. Diese Art der Stoffzersetzung ist also nicht allein vollkommen verständlich, sondern besitzt auch eine wirkliche, von Niemand in Zweifel gezogene Existenz; und die Frage kann sich also nur darum drehen, ob Das die einzige Art der vitalen Stoffzersetzung ist oder ob daneben auch noch die andere — vorläufig blos theoretisch konstruirte — direkte Zerlegung der Nahrungstoffe unter einem unbekannten und undefinirbaren Einfluß des Protoplasmas aufrechterhalten werden kann.*)

Um diese Frage zu entscheiden, wollen wir einmal versuchen, uns den Vorgang der Reizung unter Ausschluß jeder hypothetischen Stoffzersetzung, also von einem streng metabolischen Standpunkt aus, vorzustellen; denn wenn es sich herausstellen würde, daß wir uns diesen Vorgang und die vitalen Prozesse überhaupt auf Grund einer solchen streng metabolischen Auffassung besser

*) In einem kürzlich erschienenen Buche (Allgemeine Biologie, I. Band, Aufbau und Zerfall des Protoplasmas. Wien 1899) habe ich vorgeschlagen, den Stoffwechsel durch Vermittelung von Aufbau und Zerfall der lebenden Substanz als Metabolismus, die direkte Zerlegung der Nahrungstoffe unter einem hypothetischen Einfluß des Protoplasmas dagegen als Katabolismus zu bezeichnen.

und widerſpruchloſer erklären können als nach der heutigen Methode, die gerade die ſicher exiſtirenden metaboliſchen Prozeſſe vernachläſſigt und den ſtark problematiſchen Katabolismus in den Vordergrund ſtellt, dann dürften wir keinen Augenblick mehr zögern, auf eine ungewiſſe, ſchwer verſtändliche und überflüſſig gewordene Vorſtellung zu verzichten.

Nehmen wir alſo einmal an, die Nahrungſtoffe würden niemals direkt verbrannt, ſondern zunächſt immer zum Aufbau neuer Protoplasma-Moleküle verwandt, ſo müßte daraus vor Allem eine gründliche Aenderung unſerer Vorſtellungen von der chemiſchen Struktur dieſer Moleküle reſultiren. Während nämlich die meiſten Phyſiologen noch heute für ſelbſtverſtändlich halten, daß dieſe Moleküle aus Eiweiß beſtehen, müßten wir nunmehr annehmen, daß zu ihrem Aufbau außer dem Eiweiß auch noch die anderen Nahrungſtoffe, alſo neben Zucker und Fett auch die mineraliſchen Beſtandtheile unſerer Nahrung, verwandt werden, von denen wir bisher nur Eins beſtimmt wußten: nämlich, daß ſie für Leben und Wachsthum nicht nur der Pflanzen, ſondern auch der Thiere unentbehrlich ſind, ohne aber zu begreifen, worauf denn eigentlich dieſe Unentbehrlichkeit beruht. Da wir nun aber außerdem wiſſen, daß eine chemiſche Verbindung um ſo zerſetzlicher iſt, je mehr Atome und Atomgruppen zu ihrem Aufbau verwandt werden, ſo beſäßen wir damit auch ſchon einen Schlüſſel für die hochgradige Zerſetzlichkeit aller protoplasmatiſchen Gebilde, die ſo lange unverſtändlich bleiben mußte, als man dieſe Gebilde ſich blos aus den ſchwer zerſetzlichen Eiweiß-Molekülen aufbauen ließ. Von den Eiweiß-Molekülen wiſſen wir ja ganz beſtimmt, daß ſie weder durch leichte mechaniſche Erſchütterung, ſchwache Wärme- oder Lichtſchwingungen noch durch elektriſche Ströme oder die ſchwächeren chemiſchen Reagentien zerſetzt werden, während es jedem Chemiker geläufig iſt, daß hochgradig zerſetzliche Verbindungen durch jede dieſer Potenzen zerlegt werden können. Da aber die hier aufgezählten dynamiſchen Einwirkungen zugleich mit denen identiſch ſind, die als Reize auf die lebenden und reizbaren Gebilde wirken, ſo beſäßen wir nun mit einem Male eine beſtimmte und mechaniſch verſtändliche Vorſtellung von der Wirkung dieſer Reize in dem lebenden Protoplasma, indem wir einfach annehmen würden, daß jeder wirkſame Reiz eine Zerſetzung der komplizirten chemiſchen Einheiten des Protoplasmas in ihre einfacheren Beſtandtheile zur Folge hat.

Aber mit dem bloßen Zerfall derjenigen Moleküle der reizbaren Subſtanz, die direkt von dem Reiz getroffen werden, wäre uns noch wenig gedient. Denn, was den Reizprozeß als ſolchen charakteriſirt, Das iſt ja vor Allem die auslöſende Wirkung des Reizes, die darin zum Ausdruck gelangt, daß geringfügige dynamiſche Potenzen eine Wirkung erzielen, die ihren eigenen Energiegehalt um ein Vielfaches übertreffen. Und dann wäre damit auch

noch nicht erklärt, wie die Wirkung des Reizes so oft in größerer Entfernung von seiner Angriffsstelle zu Tage tritt.

Da kommt uns nun eine Gruppe von Thatsachen zu Hilfe, die ich hier noch nicht genügend zu würdigen Gelegenheit hatte, nämlich das drängende Sauerstoffbedürfniß der meisten lebenden Organismen und ferner besonders der Umstand, daß gerade die nervösen Organe, als deren Funktion wir die Fortleitung der Reizprozesse ansehen müssen, ihre Thätigkeit einstellen, wenn ihnen die Zufuhr von Sauerstoff abgeschnitten wird. Wenn wir uns außerdem daran erinnern, daß die vitale Verbrennung durch jeden Reizprozeß und durch jede auf einen Reiz hin erfolgende Lebensarbeit in auffälliger Weise verstärkt wird, so stellt sich uns die Ausbreitung und Fortleitung des Reizprozesses in folgender Weise dar:

Sobald in einem der direkten Reizwirkung ausgesetzten Protoplasma die Moleküle durch mechanische Erschütterung, Wärmeschwingungen, Elektrizität oder auf irgend eine andere Weise zum Einsturz gebracht werden, müssen die Bruchstücke der zerfallenden Moleküle an zahlreichen Stellen freie Affinitäten darbieten, die den Sauerstoff der umgebenden Atmosphäre oder der umspülenden Säfte an sich reißen, und dabei werden vor Allem die Kohlenstoff- und Wasserstoffatome der zerfallenen Moleküle zu Kohlensäure und Wasser verbrannt. Es geschieht also eigentlich das Selbe, was bei jeder anderen Verbrennung geschieht, nur mit dem Unterschiede, daß es sich bei den gewöhnlichen Verbrennungen um nicht besonders zersetzliche Verbindungen handelt, die erst durch einen bereits brennenden Körper angezündet werden müssen, während wir dem Protoplasma so hochgradig labile Moleküle zuschreiben, daß sie zu ihrer Spaltung nicht erst die hohe Temperatur eines Zünders benöthigen, sondern schon durch jene schwachen dynamischen Einwirkungen zerlegt werden, die wir als Reize zu bezeichnen gewöhnt sind. Ist aber einmal der Zerfall dieser Moleküle eingeleitet und haben sich die Kohlenstoff- und Wasserstoffatome an deren Rißstellen mit dem Sauerstoff unter Wärmeentwickelung verbunden, dann werden durch diese heftigen Wärmeschwingungen auch wieder die zunächst gelegenen Protoplasma-Moleküle zerlegt, auch deren Bruchstücke verbrennen dann unter Wärmeentwickelung, — und auf diese Weise kann sich der oxydative Zerfall, der durch einen Reiz an dem peripheren Ende eines Protoplasmafadens eingeleitet wurde, wie das Glimmen einer Lunte durch die ganze Länge des Fadens fortpflanzen, und zwar mit jener nicht besonders großen Geschwindigkeit, die durch die berühmten Versuche von Helmholtz für die Nervenleitung eruirt worden ist.

Ich denke mir also die Nervenbahn als einen Protoplasmastrang von außerordentlich geringer Querdimension, eingebettet in eine von nicht labilen Theilen durchsetzte und daher reizfeste Substanz, die es verhindert, daß sich der

Zerfall nach allen Seiten hin verbreitet. Die Nervenbahnen münden aber in die ſogenannten Centralorgane (Gehirn, Rückenmark, Ganglien) ein, wo ſie ſich vielfach gabeln und verzweigen, und damit iſt die Möglichkeit gegeben, daß ein an der allgemeinen Decke oder in einem Sinnesorgan hervorgerufener Zerfall auf zahlreichen Bahnen zu anderen reizbaren, d. h. mit labilem Protoplasma ausgeſtatteten Organen gelangt und in dieſen je nach ihrer beſonderen Beſchaffenheit die mannichfachſten Reizerfolge erzielt.

Von dieſen Reizerfolgen iſt jedenfalls die Muskelbewegung einer der auffälligſten und zugleich auch derjenige, der dem Nicht-Phyſiologen am Beſten bekannt iſt. Wenn alſo ein Thier in Folge einer Berührung oder eines Schall- oder Lichteindruckes die Flucht ergreift, ſo ſtelle ich mir Das ſo vor, daß ſich der Zerfall des Protoplasmas von den Reizaufnahmeſtellen auf den Nervenbahnen durch das Gehirn und Rückenmark bis zu den Muskeln fortpflanzt, die ſich in Folge des Reizzerfalles verkürzen und die Körpertheile, an denen ſie angeheftet ſind, in Bewegung ſetzen. Die Wirkung des Reizzerfalles im Muskel ſtelle ich mir aber ſo vor, daß ſich in jeder Muskelfaſer während der Reizpauſe neue Protoplasma-Theile aufbauen, die die vorhandenen Theile der Faſer der Länge nach in Zugſpannung verſetzen, und daß dieſe paſſive Spannung in dem Augenblick in aktive Verkürzung übergeht, wo die ſpannenden Protoplasma-Theile durch den Reizzerfall beſeitigt werden.

Ganz anders erſcheint der Reizerfolg auf den erſten Anblick in den Abſonderungorganen; und dennoch läßt er ſich ohne Schwierigkeit auf das ſelbe Grundprinzip reduziren. Wird z. B. der Nerv einer Speicheldrüſe gereizt, ſo ſetzt ſich der dadurch eingeleitete Zerfall bis in das Protoplasma der abſondernden Epithelzellen fort, dieſe werden dadurch für die wäſſerigen Theile der ſie umſpülenden Blut- oder Lymphflüſſigkeit durchgängiger und zugleich werden der durchtretenden Flüſſigkeit jene ſpezifiſchen Zerfallprodukte der durch den Reiz geſpaltenen Protoplasma-Moleküle mit auf den Weg gegeben, die die verdauende Wirkung des Speichels bedingen. Ueberdies erfahren aber die abſondernden Zellen durch den Reizzerfall, gerade ſo wie die Muskelzellen, auch noch gewiſſe Geſtaltveränderungen, in deren Folge das Sekret mit einer nicht geringen Gewalt in die Ausführungsgänge befördert wird. Aber wie jede Muskelkontraktion mit einer bedeutenden Wärmebildung einhergeht, weil ſich die Zerfallprodukte der geſpaltenen Protoplasma-Moleküle mit dem Sauerſtoff zu den bekannten Verbrennungprodukten vereinigen, eben ſo entwickelt auch die gereizte und ſezernirende Drüſe in bedeutendem Maß Wärme, weil auch hier der Reiz einen ausgedehnten Protoplasmazerfall mit allen daran ſich knüpfenden Konſequenzen herbeiführt. Das Selbe iſt aber auch bei allen anderen reizbaren Organen der Fall, wie immer auch der Reizerfolg bei ihnen ausfallen mag, weil jeder Reiz und

jede durch einen solchen hervorgerufene vitale Leistung mit einem Zerfall des Protoplasmas und einer Verbrennung seiner Zerfallprodukte einhergeht.

Jetzt begreifen wir aber auch, warum in den lebenden Organismen im Gegensatz zu den kalorischen Maschinen weder die vermehrte Sauerstoffzufuhr noch die reichlichere Einführung der angeblichen Brennstoffe von einer Steigerung des Verbrennungprozesses begleitet wird. Denn der Sauerstoff kann, wenn er auch noch so reichlich vorhanden ist, doch nicht früher in Aktion treten, als bis die labilen Protoplasma-Moleküle durch einen Reiz gespalten sind, und auch die im Ueberschuß zugeführte Nahrung kann durch den Sauerstoff nicht angegriffen werden, weil Fett, Zucker und Eiweiß innerhalb des lebenden Körpers eben so wenig durch die bloße Gegenwart des Sauerstoffes verbrannt werden können wie außerhalb des Körpers. Nur dadurch, daß sich diese Substanzen an dem Aufbau viel komplizirterer und daher auch viel zersetzlicherer Verbindungen betheiligen, können die sie zusammensetzenden Elemente der Einwirkung des Sauerstoffes zugänglich werden; und auch Das nur in dem Falle, wo ein Reiz die Zersetzung dieser labilen Verbindungen herbeiführt.

Rekapitulire ich also in Kürze, so hat sich gezeigt, daß alle Versuche, die Reizvorgänge vom katabolischen Standpunkt aus zu erklären, fehlgeschlagen sind, während es mit Leichtigkeit gelingt, den Begriff der Reizung mit einem mechanisch verständlichen Inhalt zu erfüllen, sobald man die ohnehin problematische Vorstellung, daß die Nahrungstoffe als solche in den Säften verbrennen, über Bord wirft und alle Lebensprozesse auf den Zerfall und Wiederaufbau der chemischen Einheiten des Protoplasmas zurückführt. Jedenfalls ist aber dadurch erreicht, was Ludwig noch als unerreichbar hingestellt hatte: nämlich, daß wir in Bezug auf das Wesen der Reizung zu einer ganz bestimmten Fragestellung gelangt sind. Diese Frage lautet nämlich: Finden die durch den Reiz hervorgerufenen Stoffzersetzungen in den Säften statt oder bewirken die Reize einen Zerfall der organisirten Theile der reizbaren Substanz?

Ich denke aber, auch die Antwort auf diese Frage kann nach dem Gesagten nicht mehr zweifelhaft sein.

Wien. Professor Max Kassowitz.

The missing link.

Schon vor dreiunddreißig Jahren proklamirte Haeckel den Affenmenschen oder sprachlosen Urmenschen als hypothetisches Verbindungsglied zwischen den Menschenaffen, (Anthropoiden) und den echten (sprechenden) Menschen. Er nannte ihn Pithecanthropus. Solche Affenmenschen lebten — Das glaubte er, in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" behaupten zu können — wahr-

ſcheinlich gegen das Ende der Tertiärzeit und im Beginn der Quartärzeit. Sie entſtanden — nach Haeckel — aus den Menſchenaffen durch die vollſtändige Gewöhnung an den aufrechten Gang und die entſprechend ſtärkere Differenzirung der vorderen Extremität zur Greifhand, der hinteren zum Gangfuß. „Doch fehlte ihnen das eigentlich charakteriſtiſche Merkmal des echten Menſchen, die artikulirte menſchliche Wortſprache und die damit verbundene bewußte Begriffsbildung, beruhend auf geſteigerter Abſtraktion der Anſchauungen."

Der Pithecanthropus blieb eine beſtrittene Größe. Und da er doch nur eine hypothetiſche Exiſtenz führte, ſo galt er als das ſogenannte missing link, das nicht aufzufindende „fehlende Bindeglied zwiſchen Affe und Menſch". Die Pithekoiden-Theorie wurde vielfach verſpottet. Unter dieſen Umſtänden war es für den Forſcher ein Ereigniß von fundamentaler, nicht allein wiſſenſchaftlicher, ſondern auch perſönlicher Bedeutung, als Eugen Dubois (1894) den Pithecanthropus erectus entdeckte, denn in den verſteinerten Knochen ſchien nun jener „Affenmenſch", den Haeckel hypothetiſch konſtruirt hatte, greifbar vorzuliegen. „Schien", ſage ich; für Haeckel iſt dieſe Deutung natürlich viel mehr als Schein, ſie iſt ihm eine unbeſtreitbare Thatſache und in dieſem Sinn hat er ſich in ſeinem auf dem vierten internationalen Zoologen-Kongreß in Cambridge (1898) gehaltenen, ſpäter im Druck erſchienenen Vortrag: „Ueber unſere gegenwärtige Kenntniß vom Urſprung des Menſchen" in ſehr ſcharfer Weiſe ausgeſprochen.

Die Meinungen Derer, die dabei mitzuſprechen haben, ſchwanken indeſſen. Auf dem Zoologen-Kongreß in Leyden (1895) war auch Virchow anweſend, der von je her der Affenabſtammung des Menſchen einen hartnäckigen Widerſpruch entgegengeſetzt und die Konſtanz der Spezies vertheidigt hat. Nach einem Ausſpruch des berühmten Pathologen iſt der Affenmenſch „nur im Traum vorſtellbar", nach ſeiner Anſicht iſt es „ganz gewiß, daß der Menſch nicht vom Affen abſtammt", oder, wie er ſich in ſeiner Eröffnungsrede des vor vier Jahren gehaltenen Anthropologen-Kongreſſes in Wien ausdrückte: der Menſch könne eben ſo gut vom Schaf oder vom Elephanten wie vom Affen abſtammen. Auch in Leyden focht er mit mehr oder weniger Glück die Bedeutung des Pithecanthropus als einer wahren Uebergangsform vom Menſchenaffen zum Menſchen an, indem er die Zuſammengehörigkeit des Schädels und des Oberſchenkels als von einem Individuum herrührend überhaupt in Zweifel zog. Hierbei ſtieß er allerdings auf den Widerſpruch der anweſenden Paläontologen*). Auch der Paläontologe W. Dames hat ſpäter den Pithecanthropus für „ein Bindeglied zwiſchen Affe und Menſch" erklärt.

*) Auf dem leydener Kongreß erklärten nach langen Debatten drei zoologiſche und anatomiſche Autoritäten, daß die vorliegenden foſſilen Reſte auf einen Affen, drei andere, daß ſie auf einen Menſchen, und ſechs, daß ſie auf eine ausgeſtorbene Uebergangsform zwiſchen Menſch und Affe zu beziehen ſeien.

Wie weit ist nun der Laie bei diesem Streit der Gelehrten mit einem eigenen Interesse betheiligt? So weit es sich um bloße Strukturverhältnisse handelt, im Grunde gar nicht. Wenn ein bedeutender Pathologe einem bedeutenden Zoologen und Dieser wiederum einem bedeutenden Anthropologen (J. Ranke) widerspricht, so muß der Laie den Streit auf sich beruhen lassen, bis die Betreffenden oder, was wahrscheinlicher ist, ihre Nachfolger sich einmal geeinigt haben werden. Etwas Anderes ist es aber, wenn von den Strukturverhältnissen auf die intellektuelle und ethische Gesammtpersönlichkeit des Menschen übergegriffen wird. Und Das ist hier in hohem Grade der Fall.

Die in dieser Beziehung in neuerer Zeit beliebt gewordenen Schlußfolgerungen und Behauptungen stützen sich regelmäßig auf den Satz, daß zwischen Thier und Mensch nur ein quantitativer Unterschied herrsche, woraus wiederum folgt, daß Das, was sich im Menschen vorfindet, auch dem Thier — nur in beliebig verringertem Maß und Gehalt — innewohnen müsse. Der Satz an sich ist weniger bedenklich als seine Handhabung. Wenn Haeckel zugiebt, daß „das persönliche Bewußtsein und das klare Denken, das ästhetische Empfinden und das vernünftige Wollen beim Menschen zu einer erstaunlichen Höhe der Vollkommenheit emporgestiegen" seien, sofort aber hinzufügt, daß „nichtsdestoweniger die psychischen Differenzen von unseren Mammalien-Ahnen nur quantitativer, nicht qualitativer Natur und ihre elementaren Faktoren hier wie dort die Ganglienzellen" seien*), so kann man in diesem allerallgemeinsten Sinn von „elementaren Faktoren" ein Gleichartiges allerdings in der ganzen Thier- und Menschenwelt ausfindig machen. In diesem Sinn kann man von embryonalen Formen der Begriffsbildung selbst da sprechen, wo keine Begriffe vorhanden sind. Der Satz — die Ahnenreihe einmal zugegeben — ist, so weit er diese Behauptung aufstellt, nicht wohl anzugreifen und man könnte ihn also gelten lassen, wenn er nur von quantitativen Differenzen spräche, ohne damit ausdrücken zu wollen, daß eine qualitative Differenz nicht vorhanden sei. Das will er aber ausdrücken, — und darin liegt die Quelle des Irrthums. Sehr richtig weist schon Vischer in seinen Untersuchungen über Goethes „Faust" darauf hin, daß der Quantitätunterschied trotz der Gleichheit der Qualität doch auch zu einem Qualitätabstand werde. „Das Wesen, das ich nach seinem Umfang nie zu erreichen vermag, kann ich doch auch in seiner Qualität, in seiner Tiefe nicht ganz erkennen."

Ich will ein ganz einfaches Beispiel wählen. Ein Stümper, der einen genialen Künstler nicht erreicht, nie erreichen kann, ist eben durch diesen Abstand, der, als solcher betrachtet, allerdings nur ein quantitatives Verhältniß ausdrückt,

*) E. Haeckel. Ueber unsere gegenwärtige Kenntniß vom Ursprung des Menschen. Bonn, 1899. S. 44.

auch qualitativ von ihm unterschieden. Darin, daß der Stümper das dem Anderen erreichbare Maß nicht erreichen kann, liegt eben der Qualitätunterschied.

Dadurch, daß man das angebliche Abstammungverhältniß des Menschen zum Affen völlig anders behandelt, verschiebt sich das ganze Bild der intellektuellen und ethischen Gesammtpersönlichkeit des Menschen. Jede seiner Eigenarten wird daraufhin angesehen und geprüft, ob sie sich nicht auch in den Grundlinien wenigstens bei den uns nächststehenden Thieren wiederfindet; und wenn die Grundlinien dieser Aehnlichkeit nicht möglichst erkennbar hervortreten, wird sie in Zweifel gezogen, umgedeutet und am Liebsten ganz bestritten. Der Mensch hat zum Beispiel ein Gewissen für sich. Das heißt, was sich in ihm als Gewissensvorgang zuträgt, ist ein eigenartiger, in keinem anderen Geschöpf in der selben Weise verlaufender Vorgang; eben so entfaltet sich das menschliche Liebesvermögen, das die Vergewaltigung ausschließt, in einer Weise, die der Thierwelt unbekannt ist — Belege dafür habe ich in meiner „Psychologie der Liebe" und in meiner „Trieblehre" gegeben —: alles Das soll nicht gelten oder wird der vorausgesetzten qualitativen Uebereinstimmung mit der Thierwelt zu Liebe umgedeutet. Schon bei Darwin wird das Gewissen (oder wie Agassiz, dem Darwin zustimmt, sich ausdrückt: „Etwas, das dem Gewissen äußerst ähnlich ist") zu etwas ganz Anderem, als Das ist, was der Mensch darunter versteht, weil Darwin es gerade da aufsucht, wo es nicht zu finden ist. In Bezug auf Sprache und Vernunft ist eine Umdeutung schwieriger zu bewerkstelligen: man muß ihre auszeichnende höhere Ausbildung dem Menschen schon belassen. Trotzdem wird auch hier der Nachweis einer wesentlichen Gleichartigkeit nach Möglichkeit angestrebt. „Das alte Dogma," sagt Haeckel*), „daß nur der Mensch mit Sprache und Vernunft begabt sei, wird auch heute noch bisweilen von angesehenen Sprachforschern vertheidigt, so zum Beispiel von Max Müller in Oxford. Es wäre hohe Zeit, daß diese irrthümliche, auf Mangel an zoologischen Kenntnissen beruhende Behauptung endlich aufgegeben würde."

Ist nun diese möglichste Gleichstellung von Mensch und Thier, diese Reduktion wesentlicher Unterschiede auf verhältnißmäßig unwesentliche Größenunterschiede etwa als eine logische zwingende Nothwendigkeit des Transformismus an sich anzusehen? Im Gegentheil: man wird durch ihn und seine stufenweise sich aufbauende Höhenrichtung weit eher an den Ausspruch Herders erinnert, daß alle Geschöpfe der Erde zur Menschenbildung emporstrebten, gleichsam, als ob die Natur „nur Einen Typus, Ein Protoplasma vor sich gehabt hätte, nach dem und zu dem sich Alles bildete." In der That deuten die Deszendenztheorie und der Transformismus geradezu auf ein kosmisches oder biologisches Gestaltungprinzip hin, für das das Emporstreben bis zum Menschen, über den es vorläufig doch nicht weiter hinausgeht, charakteristisch

*) a. a. O. S. 12.

ist. Wenn man die ganze von Haeckel und anderen Zoologen konstruirte Stufenleiter der Entwickelung als thatsächlich gegeben annimmt, so hat man das emporstrebende Gestaltungprinzip gewissermaßen plastisch ausgebreitet vor sich liegen.

Jede Thierstufe erscheint dann als ein für sich abgeschlossener, aber auf einen neuen Akt vorbereitender, mit der menschlichen Thierstufe abschließender Akt dieses Gestaltungprinzips. Warum hierbei nun wesentliche, durchgreifende Unterscheidungen und Abweichungen einer Stufe von der anderen ausgeschlossen sein sollen, ist gar nicht abzusehen; und die Tendenz, sie gleichwohl auszuschließen oder möglichst herabzumindern, ist nur aus der bereits gerügten irrigen Annahme zu erklären, daß eine quantitave Differenz niemals gleichzeitig eben als solche auch eine qualitative sein könne.

Denn auch das aus der Analogie der Strukturverhältnisse hergeleitete Argument ruht auf sehr schwachen Füßen. Angenommen, die Seelenthätigkeit sei in der That nur als eine physiologische Funktion des Organismus zu betrachten und also durch dessen Struktur bis ins Einzelnste bedingt, so wird doch daraus immer nur gefolgert werden dürfen, daß, wenn die bei dem Menschen sich bekundende Seelenthätigkeit in ihrem ganzen Umfang nicht recht in Uebereinstimmung zu bringen ist mit der seelischen Thätigkeit eines anscheinend wesentlich übereinstimmende Strukturverhältnisse aufweisenden Thieres, die anscheinende Uebereinstimmung vermuthlich auf einer noch unvollständigen, mindestens der Ergänzung bedürftigen Wahrnehmung beruht. Die Möglichkeit ist ja jedenfalls nicht abzustreiten, daß gewisse, anscheinend geringfügige, aber doch wahrscheinlich wesentlich eingreifende Struktur-Abweichungen noch übersehen worden sind oder daß Verhältnisse vorliegen, die immer noch als Strukturverhältnisse aufgefaßt werden können und sich doch den bisherigen Mitteln der Wahrnehmung entziehen. Das könnte namentlich in Bezug auf die Denkorgane, in Bezug auf die Architektur des Gehirnes und das „große occipito-temporale Assoziationcentrum" der Fall sein, — trotz den gewaltigen Fortschritten, die gerade auf diesem Gebiet durch neuere Forschungen (durch die Arbeiten besonders Flechsigs und Anderer) gemacht worden sind. Jedenfalls wird man im Zweifelsfall eher die Genauigkeit so diffiziler Wahrnehmungen in Frage stellen, als die thatsächlich vorliegenden und offenbar werdenden Seelenthätigkeiten und die ethische Charakter-Beschaffenheit des Menschen umdeuten dürfen. Die zoologische Konstruktion verfährt aber gerade umgekehrt. Sie legt die Strukturverhältnisse zu Grunde, bestimmt danach die verwandtschaftliche Beziehung Derer, die sie auf einer analogen Grundlage gestellt findet, und akkomodirt Dem die Aeußerungen seelischen Lebens, auch da, wo diese Aeußerungen sich abweichend verhalten. Auf diese Weise können dann freilich Anthropologie, Zoologie und Pathologie niemals zusammenkommen, was doch im Interesse der Wissenschaft und Wahrheit sehr zu wünschen wäre.

Dresden-Plauen. Dr. Julius Duboc.

Kautsky als Wirthschafthistoriker.

Die Sozialdemokratie hat unter den Industriearbeitern alle anderen Parteien verdrängt; sie gewinnt mit jeder Wahl Hunderttausende von Stimmen, aber nicht entfernt im selben Maße auch Parlamentssitze. So weicht ihr Ziel, die Eroberung der politischen Macht, wie eine Fata Morgana vor ihr zurück, je länger sie in der kapitalistischen Wüste wandert, und so ist die Aufstellung eines zugkräftigen, für Bauern und Landtagelöhner gleich lockenden Agrarprogrammes zur wichtigsten Frage ihrer Existenz geworden. Auf dem frankfurter Parteitage angeregt, wurde ein solches in Breslau vorgelegt und entfesselte einen Debattensturm, der fast zur Spaltung geführt hätte. Es gelang damals, den Riß zu überkleistern; aber die folgenden Parteitage haben doch nicht gewagt, an das heiße Eisen zu rühren.

Ein Hauptgrund für diese kluge Enthaltsamkeit war freilich, daß es damals der Sozialdemokratie zum ersten Male zum Bewußtsein kam, wie wenig ihre Theoretiker von der Landwirthschaft verstanden oder wenigstens gesprochen hatten. „Wohl haben Marx und Engels auch Bedeutendes über agrarische Verhältnisse gesagt, aber in der Regel nur in gelegentlichen Bemerkungen oder kurzen Artikeln ... Einstimmig wurde daher in Breslau erklärt, eine eingehendere theoretische Erforschung der agrarischen Verhältnisse sei nothwendig."

Dieser Aufgabe hat sich kein Geringerer unterzogen als Karl Kautsky, der, seit Friedrich Engels gestorben und gegen Eduard Bernstein die „Disziplinaruntersuchung" eröffnet ist, unbestritten als Oberpriester der marxischen Offenbarung gilt.*) Man mag daher über den wissenschaftlichen Werth der übrigens außerordentlich fleißigen und scharfsinnigen Arbeit denken, wie man will: unter allen Umständen rechtfertigt die Bedeutung der Frage und des Autors eine genauere Betrachtung des Werkes. Die marxistische Doktrin ist, wie lange bekannt, von der agrarischen Seite her leichter angreifbar als von der industriellen; und darum liegt es im Interresse der wissenschaftlichen und der politischen Aufklärung, wenn man diese erste zusammenhängende, von einer Parteiautorität herrührende Darstellung des Agrarwesens und der Agrarpolitik scharf unter die Lupe nimmt.

Kautsky ist „unentwegter" Marxist. „Die Ursache dieser Zweifel (an dem Marxismus) scheint mir mehr in den Personen der Zweifler als in der angezweifelten Lehre begründet zu sein", sagt er auf Seite 8. Zwar giebt er zu, daß die Sozialdemokratie enttäuscht worden ist, wenn „sie erwartete, die ökonomische Entwickelung werde ihr auf dem Land eben so vorarbeiten wie in der Stadt und der Kampf zwischen Klein- und Großbetrieb zur Verdrängung des Kleinbetriebes führen." Sie hat vielmehr erkennen müssen, „daß der Kleinbetrieb in der Landwirthschaft keineswegs in raschem Verschwinden ist, daß die großen landwirthschaftlichen Betriebe nur langsam an Boden gewinnen, stellenweise sogar an Boden verlieren. Die ganze ökonomische Theorie, auf die sie sich stützt, erscheint falsch, sobald sie versucht, ihre Ergebnisse auf den Landbau anzuwenden. Sollte aber diese Theorie für die Landwirthschaft wirklich nicht gelten, so würde Das nicht nur die bisherige Taktik, sondern die ganzen Grundsätze der Sozialdemokratie völlig umwandeln müssen." (S. 4)

Nun besteht allerdings „kein Zweifel — und Das wollen wir von vorn

*) Karl Kautsky. Die Agrarfrage. Stuttgart 1899. (J. H. W. Dietz Nf.)

herein als erwieſen annehmen —: die Landwirthſchaft entwickelt ſich nicht nach der ſelben Schablone wie die Induſtrie; ſie folgt eigenen Geſetzen. Aber damit iſt keineswegs geſagt, daß die Entwickelung der Landwirthſchaft einen Gegenſatz bilde zu der der Induſtrie und mit ihr unvereinbar ſei. Wir glauben vielmehr, zeigen zu können, daß ſie Beide dem ſelben Ziele zueilen ... Will man im Sinne der marxiſchen Methode die Agrarfrage ſtudiren, dann darf man ſich nicht nur die Frage vorlegen, ob der Kleinbetrieb in der Landwirthſchaft eine Zukunft hat; wir müſſen vielmehr alle die Veränderungen unterſuchen, denen die Landwirthſchaft im Verlauf der kapitaliſtiſchen Produktionweiſe unterliegt. Wir müſſen unterſuchen, ob und wie das Kapital ſich der Landwirthſchaft bemächtigt, ſie umwälzt, alte Produktion- und Eigenthumsformen unhaltbar macht und die Nothwendigkeit neuer hervorbringt." Kautsky zweifelt nicht daran, daß er die Richtigkeit der marxiſchen Doktrin auch für die Urproduktion erhärtet habe. Die Vorrede ſchließt mit den Worten: „Die Thatſachen der landwirthſchaftlichen Entwickelung haben die ſtärkſten Zweifel an dem ‚Marx-Dogma' hervorgerufen. Wie weit dieſe berechtigt ſind, ſoll die vorliegende Schrift zeigen."

Das Buch zerfällt in zwei Theile, eine Agrartheorie: „Die Entwickelung der Landwirthſchaft in der kapitaliſtiſchen Geſellſchaft" (S. 1—300) und eine Agrarpolitik: „Sozialdemokratiſche Agrarpolitik" (S. 301—451). Ich werde mich hier ausſchließlich mit dem erſten Theile beſchäftigen.

Marx ſieht bekanntlich in der Geſchichte eines Volkes einen Naturprozeß, der nach inneren, nothwendigen Geſetzen verläuft. Der beſtimmende Faktor dieſes Prozeſſes iſt die Wirthſchaftentwickelung und hier wieder die jeweilig erlangte Stufe der „Produktion und Reproduktion des unmittelbaren Lebens." Sie bildet den Unterbau, der ſich nach nothwendigen Geſetzen entwickelt, und darauf ſteht mit eben ſo zwingender kauſaler Nothwendigkeit der jeweils ergänzende Oberbau des ſtaatlichen, religiöſen, wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen und ſozialen Lebens. Aufgabe der Geſchichtwiſſenſchaft und namentlich der Nationalökonomie iſt es, das Geſetz oder die Geſetze jener Entwickelung zu entdecken. Die zwieſpältige Bedeutung des Wortes „Geſetz" hat ein gut Theil Verwirrung geſtiftet. Man hat vielfach geglaubt, Marx wollte der Wirthſchaft Geſetze geben (Normativgeſetze), während er nichts Anderes wollte, als ihre Geſetze (Naturgeſetze) entdecken. Er hatte den Ehrgeiz, der Newton der Oekonomie zu ſein, nicht der Lykurg! Im Gegentheil: ein Verſuch wirthſchaftlicher Geſetzgebung erſchien ihm Und ſeinen Jüngern ſtets als bloße „Utopie". Owen, Cabet und Fourier ſind „Utopiſten". Das muß man feſthalten, denn es iſt der Schlüſſel zum Verſtändniß der marxiſchen Geſammtauffaſſung.

Dieſe allgemeine Geſchichtauffaſſung (die materialiſtiſche) kann ganz richtig ſein — und jedenfalls giebt es wenige Hiſtoriker und Oekonomen, die nicht zugeben, daß ſie zum großen Theil richtig ſei —, aber ſelbſt das uneingeſchränkte Bekenntniß zur materialiſtiſchen Geſchichtauffaſſung bedeutet zunächſt nur, daß Marx ſeine wirthſchaftgeſchichtlichen und wirthſchafttheoretiſchen Unterſuchungen auf der Grundlage einer richtigen Methodologie angeſtellt hat. Ueber ſeine ſpezielle geſchichtliche und wirthſchafttheoretiſche Darſtellung iſt damit nichts entſchieden. Die Geſchichtdarſtellung Marxens, der ſich Kautsky anſchließt, iſt in aller Kürze: Die weſteuropäiſche Wirthſchaft läßt drei auf einander folgende

Stadien der Produktion erkennen. Zuerst Naturalproduktion ganz wesentlich für den eigenen Bedarf, dann die einfache Waarenproduktion: „sie wird dadurch gekennzeichnet, daß die Produzenten einander nicht nur als Freie und Gleiche gegenüberstehen, sondern auch im Besitz ihrer Produktionmittel sind" (S. 60). „Auf einem gewissen Höhepunkt der Entwickelung tritt an die Stelle der einfachen die kapitalistische Waarenproduktion, d. h. der Arbeiter hört auf, der Besitzer seiner Produktionmittel zu sein. Der Kapitalist tritt jetzt dem besitzlos gewordenen Arbeiter als Besitzer der Produktionmittel entgegen, der Arbeiter kann nicht mehr direkt für den Konsumenten arbeiten, er muß für den kapitalistischen Unternehmer arbeiten, dem er seine Arbeitkraft verkauft, er wird ein Lohnarbeiter." (S. 61) Diese „kapitalistische Produktionweise entwickelt sich in der Regel (außer in manchen Kolonien) zuerst in den Städten, zuerst in der Industrie". (S. 7) „Erst unter dieser Produktionweise wird die Waarenproduktion die allgemeine oder wenigstens die herrschende Form der Produktion, verschwindet rasch die Naturalwirthschaft, werden feudale Ausbeutung und zünftige Monopolisirung unmöglich, Freiheit und Gleichheit der Produzenten allgemeine Regel." (S. 61) Indem die kapitalistische Produktion auf diese Weise Staat und Gesellschaft umwälzt, wälzt sie auch die Vertheilung des Nationaleinkommens grundstürzend um. Der Kapitalist, der den ihm von seinen Arbeitern gesteuerten „Mehrwerth" zum Theil akkumuliren kann, verwendet diese Mittel zur immer vollkommeneren Ausgestaltung der technischen Produktionmittel, kann daher billiger produziren als der „einfache Waarenproduzent", unterbietet, ruinirt ihn, d. h. expropriirt ihn und drückt ihn zum Lohnarbeiter herab, der ihm wieder neuen Mehrwerth steuern muß: und so akkumulirt sich das Kapital nicht nur, sondern es centralisirt sich auch.

Diese Tendenz theilt sich nun auch der Landwirthschaft mit: „Die Industrie bildet die Triebkraft nicht nur ihrer eigenen, sondern auch der landwirthschaftlichen Entwickelung. Wir haben gesehen, daß es die städtische Industrie war, die die Einheit von Industrie und Landwirthschaft auf dem Lande zerstörte, die den Landmann zum einseitigen Landwirth machte, zum Waarenproduzenten, der von den Launen des Marktes abhängt, die die Möglichkeit seiner Proletarisirung schuf." (S. 292).

Mit dieser Darstellung glaube ich die Quintessenz der speziellen marxistischen Geschichtdarstellung getreulich wiedergegeben zu haben. Was diese Darstellung aber erst zum integrirenden Bestandtheil seiner Theorie macht, ist die Annahme, daß die ganze zeitliche Abfolge von der Naturalproduktion bis zur kapitalistischen Umformung der Landwirthschaft die Wirkung jenes ökonomischen Naturgesetzes sei, das er sucht. Die drei Stadien folgen einander nicht zufällig, sondern naturnothwendig; eins hat sich aus dem anderen durch innere, rein ökonomische Gesetze entwickelt.

Der Schluß ist eine conclusio: post hoc, ergo propter hoc und darum verdächtig. Er könnte aber richtig sein! Und dann freilich wäre der neue Syllogismus, den Marx auf den ersten baut, kaum anfechtbar. Wenn nämlich die inneren, rein ökonomischen Entwickelungskräfte bisher unerschütterlich die Richtung zur Akkumulation und Centralisation des Kapitals in immer wenigeren Händen und zur Expropriirung und Proletarisirung der Volksmasse eingehalten haben; wenn ferner alle anderen Kräfte des Gesellschaftlebens bisher keine

wesentliche Störung der Wirkung der ökonomischen Kräfte herbeizuführen vermochten: dann freilich ist gegen jene Zukunftprophezeiung kaum viel einzuwenden, die das Evangelium des Marxismus bildet. Dann freilich ist es äußerst wahrscheinlich, daß Akkumulation und Centralisation auch in Zukunft weiter fortschreiten werden, bis ganz wenige Milliardäre im Besitz sämmtlicher Produktionmittel einer ungeheuren, proletarisirten Volksmenge gegenüberstehen werden, — und daß dann ein Zeitpunkt kommt, in dem das Volk die Kraft haben wird, „die Expropriateure ihrerseits zu expropriiren" und die ungeheuren, bereits völlig centralisirten Betriebe ohne Weiteres in gesellschaftlichen Besitz und Betrieb zu nehmen.

So stellt sich der berüchtigte Kommunismus Marxens als die streng logische Konsequenz aus dem von ihm vermeintlich entdeckten Entwickelungsgesetz der Wirthschaft heraus, eben so sein Quietismus, der jedes revolutionäre oder wirthschaftlich-organisatorische Eingreifen in die Staats- und Wirthschaftordnung als unreif und schädlich verdammt, weil die Frucht erst reifen muß, ehe sie gepflückt werden kann. Und so ist von diesem Standpunkt aus die Weigerung seiner Schüler, ein Bild des „Zukunftstaates" zu entwerfen, durchaus berechtigt. Was ihnen den Glauben giebt, ist die „Tendenz" der modernen Gesellschaft, die sie als geschichtlich über jeden Zweifel festgestellt betrachten.

Die Gegner des Marxismus haben sich bisher meist darauf beschränkt, ex consequentibus zu zeigen, daß sein „Entwickelungsgesetz" falsch sei. Namentlich Julius Wolf und jetzt Bernstein haben sich bemüht, aus Sparkassen-, Einkommensteuer- und Konsumstatistik zu zeigen, daß die Centralisation des Kapitals und die fortschreitende Proletarisirung Fabeln sind. Der Beweis scheint mir überzeugend; aber statistische Daten sind vieldeutig. Kautsky plaidirt mehrfach mit Geschick gegen die Schlüssigkeit solcher statistischen Nachweise (z. B. S. 251) und hier wird eine Verständigung nicht leicht zu erzielen sein. Dagegen scheint es aussichtvoller, das „Entwickelungsgesetz" selbst historisch anzugreifen. Wenn Das bisher nicht geschehen ist, so liegt es wohl daran, daß die historische Schule, die einzige genauere Kennerin des Gebietes, der marxistischen Auffassung äußerst nah steht. Ich glaube aber, daß sich der klare Nachweis erbringen läßt, daß Marx die Geschichte falsch interpretirt hat und daß sein „Entwickelungsgesetz" nicht existirt.

Also ergeben sich drei Fragen: Existirt das von Marx eingeführte, von Kautsky angenommene allgemeine Entwickelungsgesetz der Wirthschaft überhaupt? Kann eine „Tendenz", die in der Industrie sichtbar ist, nach dem Charakter und den Existenzbedingungen der Urproduktion überhaupt in ihr Platz greifen? Wenn die theoretische Möglichkeit gegeben ist: ist die fragliche Tendenz in Wirklichkeit vorhanden?

* * *

Ich leugne, daß die mehrfach erwähnte zeitliche Kette der drei Stadien: Naturalproduktion, einfache Waarenproduktion und kapitalistische Waarenproduktion auch eine kausale Kette ist, behaupte vielmehr, daß der Uebergang zur kapitalistischen Produktion nicht auf innere, rein ökonomische Gesetze zurückzuführen ist, sondern auf äußere, nicht-ökonomische Störungen des Wirthschaftprozesses.

Als Marx sein „Kapital" schrieb, lag jene verhängnißvolle wirthschaftgeschichtliche Weltenwende, die um das Jahr 1500 in Deutschland die kapitalistische an die Stelle der einfachen Waarenproduktion setzte, noch in tiefer Dunkelheit. Seine Auffassung war damals die einzig mögliche und stand wissenschaftlich durchaus

auf der Höhe der Zeit. Seitdem hat aber eine Phalanx wirthschaftwissenschaftlich geschulter Historiker jene Zeit durchforscht und ganz neue, ungeahnte Aufschlüsse geliefert.*)

Schon für die städtisch-gewerbliche Entwickelung wollen die vorliegenden Daten durchaus nicht mit der von Marx gegebenen Darstellung stimmen.

Die Kultur und die Wirthschaft der Menschen nehmen zusammen ihren Anfang mit der Erfindung des ersten Werkzeuges, des „produzirten Produktionmittels", des Kapitals. An sich ist schwer begreiflich, warum das Werkzeug der Gütererzeugung, dessen wachsende Vervollkommnung von der Stufe des Affenmenschen an bis zu dem Wendepunkt um 1500 unzweifelhaft die Güterversorgung der Menschen immer gesteigert hat und dabei nur Nützliches leistete, plötzlich damals zum Mittel der sozialen Differenzirung mit so ausgesprochen schädlichen Nebenwirkungen geworden sein soll.

Aber ich will auf diesen ökonomisch-theoretischen Punkt kein Gewicht legen. Wenn die Thatsachen keine andere Deutung zulassen als die von Karl Marx gegebene, so muß man sich mit der Feststellung begnügen, daß hier, wie so oft in der Entwickelungsgeschichte, „eine Quantität so lange vermehrt wurde, bis sie in eine neue Qualität umschlug."

Nur wollen auch damit die Thatsachen nicht stimmen. Die marxistische Schule stellt sich den Zusammenhang augenscheinlich so vor, als sei die „kapitalistische Produktion" dadurch vorbereitet worden, daß der Waarentausch: Waare gegen Waare, mit der Entwickelung der Geldwirthschaft in die komplexere Cirkulationform: Waare — Geld — Waare überging. Von diesem Augenblick an gewann das Geldkapital in immer steigendem Maß einen verhängnißvollen Einfluß auf den Markt, bis die kapitalistische Cirkulationform: Geld — Waare — Geld die Oberhand gewann.

Was ergeben nun die Daten? Die Geldwirthschaft beginnt ihren Weg in Deutschland um das Jahr 1000, nachdem die Versuche der Karolinger, sie einzubürgern, am Mangel des nöthigen Substrates, der Tauschwirthschaft nämlich, gescheitert waren. Etwa 1200 ist die Geldwirthschaft überall durchgedrungen, um 1250 hat sie auf der ganzen Linie gesiegt. Seit dieser Zeit wird die Steuer (Bede) ziemlich allgemein in Geld erhoben, allmählich geht erst bei Pachten, dann auch bei grundhörigen Hufen der Naturalzins in Geldzins über.**)

Also um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hat die Geldwirthschaft bereits das flache Land erobert. Fast ein Jahrhundert früher hat der städtische Markt die Cirkulationform: Waare—Geld—Waare zur Alleinherrschaft geführt. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hat sich die Geldwirthschaft bereits so weit entwickelt, daß sie eine westeuropäisch-einheitliche Goldwährung erfordert. Ja, wir haben um die selbe Zeit auf dem großen Centralmarkt des damaligen West-

*) Ich verweise hierfür auf die Zusammenstellung der einschlägigen Literatur in meinem Buch: Großgrundeigenthum und soziale Frage, Berlin 1898, und auf den dritten Band von Inama-Sterneggs Deutscher Wirthschaftgeschichte, der vor kurzer Zeit erschienen ist.

**) Großgrundeigenthum und soziale Frage. S. 385. Ich citire im Folgenden mein Buch nur nach den Seitenzahlen.

europa, den Messen der Champagne, die höchste, feinste Ausgestaltung der Geldwirthschaft in voller Blüthe, das Börsenwesen: dort gleicht ganz Europa seine Geschäfte durch Wechsel aus. Wechselkurs, Arbitrage und Termingeschäfte sind alltägliche Dinge.*)

Es entsteht also die Frage, warum die Geldwirthschaft sich dreihundertundfünfzig bis zweihundertundfünfzig Jahre Zeit gelassen hat, um jenes besondere „Kapital" der marxischen historischen Kategorie zu entwickeln, und warum es von 1150 oder 1250 bis zum Jahr 1500 nur befruchtend und bereichernd auf die „einfache Waarenproduktion" gewirkt hat, um sie dann plötzlich vernichtend anzugreifen.

Man könnte geneigt sein, zu vermuthen, daß das Kapital so lange Zeit gebraucht habe, um sich genügend zu „akkumuliren", ehe die Quantität in die Qualität umschlagen konnte. Leider stimmen auch hiermit wieder die Thatsachen nicht überein. Der öffentliche Reichthum jener Zeit ist ein Wunder der Weltgeschichte. Die Dome, Rathhäuser, Brunnen und Festungbauten des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts sind Dessen heute noch Zeugen. Und der Einwand, daß ja gerade das Privateigenthum, nicht aber das öffentliche Eigenthum an Geldkapital, das Verderbliche sei, ist zwar ganz richtig, wird aber für unseren Fall dadurch werthlos, daß der selbe Reichthum auch für Privatpersonen ebenfalls feststeht. Schon im zehnten Jahrhundert haben geistliche Stifte ungeheure Baarsummen aufgehäuft; ihnen folgen dann in den nächsten Jahrhunderten weltliche Große: so hat z. B. ein Graf von Berg in sechs Posten 1426 Mark ausleihen können.**) 1278 kann Rudolf von Habsburg, dank seiner Stellung als Stadthauptmann von Straßburg, die Kaiserkrone baar kaufen; 1410 eben so der Burggraf von Nürnberg die Mark Brandenburg. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert treten die geistlichen Stifte mehr und mehr vom „Bankgeschäft" zurück, mit Ausnahme der Cisterzienser und des Deutschen Ordens, der einen riesenhaften Großbank- und Großhandelsbetrieb hat und z. B. den ganzen polnischen Adel auswuchert. Dafür treten die städtischen Patrizier in die Bresche, die „Herren von den Gademen" in Köln, die Großrheder der Hansestädte; und während der ganzen Zeit haben die Juden ein ungeheures bewegliches Kapital in Händen, das in völlig bankmäßigem Verkehr durch Wechsel und Giroanweisungen im Umlauf gehalten wird. Bis 1353 verwalten jüdische Finanzminister die Kassen des Erzbisthums Trier.***) Kolossale mobile Fonds befinden sich auch in den Händen der Kaufleute aus der Lombardei und Südfrankreich (Kawerziner) und „arbeiten" in Deutschland, wie überall.

Es ist also festgestellt, daß die Geldwirthschaft mindestens zweihundertundfünfzig Jahre vor dem Eintritt der „kapitalistischen Produktion" in voller Ausbildung bestanden hat und daß schon bei ihrem Entstehen und immer während der folgenden Jahrhunderte genügend große Baarkapitalien in Privatbesitz vorhanden waren, um als Ausgangspunkt der kapitalistischen Produktionweise zu fungiren. Trotzdem ist weder von Akkumulation noch von Centralisation auf der einen oder von Expropriation und Proletarisirung auf der anderen

*) S. 386 (Anm.).
**) S. 387.
***) S. 387.

Seite das Geringste zu bemerken. Im Gegentheil: Bauer und Handwerker werden immer wohlhabender.

Liegt Entstehung und Sieg der Geldwirthschaft viel zu früh, um sie für die Entwickelung der kapitalistischen Produktionweise als Erklärung heranzuziehen, so liegt die „Revolution der Technik" viel zu spät dafür. Das ganze Mittelalter kennt keine Ausnutzung der toten Naturkräfte, mit Ausnahme von Segelschiffen, Wassermühlen und ein paar dürftigen Drahtstreckereien und Hammerwerken. Keinerlei arbeitsparende Maschine ist bekannt; erst 1530 erfindet Jürgen von Watenmül das Tretspinnrad und 1589 William Lee den Strumpfwirkerstuhl. Die erste Dampfmaschine arbeitet in der Technik erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Die kapitalistische Weltenwende liegt also genau in der Mitte zwischen den beiden Zeitpunkten, dem Sieg der Geldwirthschaft und der Revolution der Technik, je ungefähr zweihundertundfünfzig Jahre von jedem entfernt. Was war also die Ursache, daß sich plötzlich um das Jahr 1500 der Großbetrieb in Manufaktur und Bergwerk mittels „freier", ihrer Produktionmittel beraubter Arbeiter ausbildete und daß das Geldkapital sich so plötzlich akkumulirte und centralisirte? Lassen die angeführten, freilich von der „Universitätökonomie" erhobenen, aber durchaus einwandfreien Daten der Wirthschaftgeschichte auch nur die Möglichkeit der Deutung zu, die Marx der zeitlichen Absolge der Stadien gegeben hat? Handelt es sich wirklich um eine innere rein ökonomische Entwickelung, um das „innere Bewegungsgesetz" der Wirthschaft? Augenscheinlich sprechen die Thatsachen dagegen.

Das hat die von Kautsky so bitter verspottete „Universitätökonomie" der historischen Schule sehr wohl begriffen und nach einer weiteren Erklärung gesucht. Sie findet sie in der „Uebervölkerung" nach dem malthusischen Gesetz. Sie unterstellt, daß das Kapital seine theils verderbliche, theils segensreiche Wirksamkeit erst beginnen konnte, nachdem die natürliche Vermehrung der Bevölkerung ihr das nöthige Menschenmaterial zur „Ausbeutung" vorgeworfen hatte. Die Sozialdemokratie lehnt bis auf wenige Neo-Malthusianer, zu denen Kautsky nicht gehören dürfte, das malthusische Gesetz grundsätzlich ab.

Auf dem selben Standpunkte stehe auch ich. Außerdem hat eine „Uebervölkerung" zu jener kritischen Zeit gar nicht bestanden. Der Umschwung fällt zwar mit den furchtbaren Menschenverlusten durch den „Schwarzen Tod" zusammen. Also muß man eine andere Erklärung suchen. In der städtischen Entwickelung findet man kein Veränderung, die jener Wirthschaftwende um das Jahr 1500 nah genug läge, um als ihre Ursache gelten zu können. Wie ist es aber mit der Entwickelung der Landwirthschaft?

Seit Adam Smith ist die gesammte nationalökonomische Wissenschaft „industriecentrisch", wie die gesammte vorkopernikanische Astronomie geocentrisch war. Ihre schärfste Prägung erhielt diese Auffassung, wie überhaupt die klassische Nationalökonomie, durch Marx. Er interessirt sich nicht für die Oekonomie des Ackerbaues und versteht in Folge Dessen auch sehr wenig davon. Er hat niemals einen Zweifel daran gehabt, daß die Landwirthschaft in Produktion und Technik eine iners moles sei, der erst die Industrie Leben einhaucht oder vielmehr ihre Bewegung mittheilt. Ganz eben so denkt Kautsky. (S. 292.)

Auf diesem Standpunkt steht ungefähr auch die geltende „Universitätsökonomie". Was die „Agrarpolitik" an Wissen gesammelt und geordnet hat, ist „Sondersach" geblieben und für die eigentliche theoretische Volkswirthschaftlehre kaum verwerthet worden. Ich glaube, daß das Verhältniß der Landwirthschaft zur Industrie genau das umgekehrte ist und habe, man gestatte mir den kühnen Vergleich, die nothwendige „kopernikanische Umkehrung" des Verhältnisses bereits in meinem mehrfach citirten Buch zum Ausgangspunkt einer Gesammtuntersuchung der Oekonomie gemacht. Damit glaube ich, auch die Erklärung jener schlimmen Wirthschaftwende des Jahres 1500 geben zu können.

Kautskys „Landwirthschaft der Feudalzeit" ist wohl eins seiner schwächsten Kapitel. Viele Thatsachen sind geradezu falsch. So macht er keinen Unterschied zwischen der alten freien Markgenossenschaft und der feudalen Frohnhofsgenossenschaft, die doch nicht nur juristisch, sondern auch technisch ökonomisch sehr große Verschiedenheiten aufwiesen, er läßt das „Mittelalter" nicht über Dreifelderssystem und Flurgemeinschaft hinausgelangen u. s. w. Darauf lege ich aber weniger Gewicht. Die Hauptsache ist, daß die Mehrzahl der einschlägigen Daten und Verhältnisse überhaupt nicht berücksichtigt ist. Der Verfasser springt von der Niederlassungordnung in der Zeit der Völkerwanderung sofort auf die Bauernkriege über, als enthielte das dazwischen liegende Jahrtausend nicht eine ungemein reiche Entwickelung ökonomisch-technischer und juristisch-politischer Verhältnisse und als ob die Feudalverhältnisse im sechzehnten Jahrhundert etwa eine einfache Fortsetzung karolingischer Verhältnisse gewesen wären. In der That haben sie kaum etwas Anderes mit einander gemein als einige äußerliche Formen. Kautsky scheint da weit hinter Marx zurückzubleiben, der doch — so wenig und so viel es ihm der damalige Stand der Wissenschaft erlaubte — wenigstens die agrarischen Verhältnisse Englands in ihrer geschichtlichen Entwickelung kannte Kautsky weiß nichts von den neueren Forschungresultaten der Inama-Sternegg, Lamprecht, Knapp und Anderer, seine Hauptquelle scheint immer noch der alte Maurer zu sein, dessen hervorragende Bedeutung als eines ersten Bahnbrechers dadurch nicht verkleinert wird, daß ihn die Nachfolger heute in den entscheidendsten Punkten widerlegt und überholt haben.

Ich müßte mein ganzes Buch ausschreiben, wollte ich alle Lücken und Fehler der kautskyschen Darstellung ergänzen und berichtigen. Dafür fehlt hier der Raum. Nur so viel sei gesagt, daß drei Perioden der Agrargeschichte des Mittelalters streng unterschieden werden müssen. Erstens eine Periode des Niederganges der Bauernschaften bei gleichzeitigem Emporkommen der „Großgrundherrschaft" als einer halb politisch-staatsrechtlichen, halb privatwirthschaftlichen Bildung. Ungefähr vom Jahr 1000 an die zweite Periode: Verfall der wirthschaftlichen Seite der Großgrundherrschaft und Ausbildung ihrer staatlichen Seite zum Territorialfürstenthum, — und rapider Aufschwung der Bauernschaften und der Landwirthschaft bis zu beinahe völligem Verschwinden aller feudalen Abhängigkeit. Ende des dreizehnten Jahrhunderts beginnt im alten Slavenland östlich der Elbe die dritte Periode, die in Westeuropa etwas später eintritt, eine Periode des erneuten Niederganges der Bauernschaften, die in England zur Ausbildung eines echten „kapitalistischen Großbetriebes" führt, nämlich zur Entwickelung der Wollfabrikation (Großherdenhaltung) und Kornproduktion mit Hilfe wirklicher „freier Arbeiter",

d. h. gewaltsam expropriirter Bauern. In Ostelbien zeigt sich der Umschwung in der Entstehung halb feudaler, halb kapitalistischer Großbetriebe, wie Kautsky selbst S. 18 sagt, nämlich der Kornfabrikation auf Rittergütern mit Hilfe unterworfener, an die Scholle gebundener Höriger, in Westdeutschland in einer unerhörten Steuerabwälzung auf die Bauern und im Raub an ihren Weiden und Wäldern.

Diese letzte Entwickelung ist Kautsky wohlbekannt. Er citirt die Artikel der Bauernkriege mit besonderer Vorliebe. Aber er hält, streng marxistisch, diese Umwälzung der bäuerlichen Verhältnisse für eine Folge der inzwischen stattgehabten Umwälzung der städtischen Gewerbe. Das ist ihm aber nur möglich durch eine faloppe Datirung. Denn wenn man die einschlägigen Thatsachen chronologisch ordnet, so ergiebt sich mit unumstößlicher Sicherheit, daß die Revolution der Besitzverhältnisse und der Produktionrichtung auf dem Lande der kapitalistischen Revolution in den Städten vorangegangen ist.

Vorausgeschickt muß werden, daß Großbetriebe in der Art unserer heutigen Rittergüter als technische Einheiten im frühen Mittelalter überhaupt so gut wie gar nicht existirt haben. Die wenigen etwas größeren Betriebe der ersten Zeit (Beunden und Klostergüter) waren in der Zeit zwischen den Jahren 1000 und etwa 1150 fast ganz verschwunden oder in den Besitz und Betrieb bäuerlicher Genossenschaften (Gehöfergenossenschaften) übergegangen.

Die „Ritter", die im Osten der Elbe angesiedelt wurden, erhielten zwei bis vier Hufen mit den nöthigen slavischen Hörigen als Lehen statt eines Soldes für den Reiterdienst. Das war der winzige Keim der späteren Rittergüter. Aber schon im Jahr 1250 sind in Ostelbien Rittergüter von sechshundert Morgen keine Seltenheit mehr. Die älteste mir bekannte Urkunde, die einen deutlichen Hinweis auf das „Legungrecht" enthält, ist eine pommersche vom Jahr 1285; schon 1348 sind in dieser Gegend sogar deutsche Bauern zu ungemessenen Diensten verpflichtet. Eben so ist es im slavischen Kernland Polen. Die noch im dreizehnten Jahrhundert persönlich freien Bauern sind im vierzehnten fast völlig versklavt und das Recht der Herren auf ungemessene Dienste und „Legung", d. h. Expropriation, ist bereits vollkommen durchgeführt.

In Westdeutschland beginnt die Vergewaltigung der Bauern im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. In dieser Zeit werden die Weiderechte der Gemeinden eingeschränkt, um den immer wachsenden Wollschafherden der Grundherren Platz zu schaffen; in dieser Zeit werden die Wälder und Allmenden zum Eigenthum der Herren erklärt und allmählich der Nutzung der Bauernschaften ganz entrissen. Ebenfalls seit etwa 1300 beginnt die Belastung der Bauern mit Steuern zu Gunsten der Territorialherren und der Stände; um 1350 haben die landwirthschaftlichen Produkte ihren höchsten Preisstand erreicht und sinken von da ab; und seitdem beginnt die ungeheure hypothekarische Verschuldung des Bauernstandes, der um das Jahr 1400 so tief gesunken ist, daß er die frühere soziale Gleichberechtigung mit den Städtern gänzlich verloren hat. Er verfällt in eine neue Hörigkeit, die „Leibeigenschaft" des späten Mittelalters. Das ganze fünfzehnte Jahrhundert und der Anfang des folgenden werden von den fruchtlosen Versuchen der Bauernschaften, dieses Sklavenjoch abzuschütteln, ausgefüllt. Die Umwälzung der agrarischen Besitz- und Einkommenverhältnisse ist also bereits im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert völlig entschieden.

Dagegen beginnen in den Städten die allererſten ſchwachen Symptome der „kapitaliſtiſchen Entartung“ erſt am Ende des vierzehnten Jahrhundertes, früheſtens und vereinzelt um 1370 mit einer ſchüchternen Erſchwerung des Weges zum zünftigen Meiſterrecht. Und nun beginnt während des fünfzehnten Jahrhunderts die kapitaliſtiſche Umwälzung langſam; im ſechzehnten iſt ſie vollendet.

Dieſe zahlenmäßigen Ergebniſſe machen es unmöglich, die Revolution der Wirthſchaft auf dem Land als Folge der Revolution der Gewerbe anzuſehen. Selbſt die Hypothekarverſchuldung der Bauernſchaft liegt lange vor der kapitaliſtiſchen Aera in den Städten.

Darum ſtelle ich den Satz auf: Die „kapitaliſtiſche Revolution der Gewerbe“ war die direkte Folge der agrariſchen Revolution.

Ich denke mir Das ſo: Die Unterdrückung und Ausraubung der Bauernſchaft wirkten ungünſtig auf den Stand der Ackerkultur; die Nahrungüberſchüſſe, d. h. die Kaufkraft, wurden geringer und damit ſchrumpfte der Spielraum der Gewerbe zuſammen. Die Verfügung über die Nahrungüberſchüſſe ging aus den Händen der Maſſe in diejenigen weniger Magnaten über; und damit richtete ſich die kaufkräftige Nachfrage nach Gewerbeprodukten nicht mehr auf Gegenſtände des Maſſenkonſums, ſondern auf ſolche des Luxuskonſums: die Gewerbe für den Maſſenkonſum verfallen, die Luxusgewerbe blühen auf. Luxuswaaren können nur in großen Gewerbscentren erzeugt werden, darum verlieren die kleinen Städte, was die großen gewinnen. Und damit nicht genug. So lange die Freizügigkeit des Landvolkes noch nicht aufgehoben war, wichen Unzählige dem auf ihnen laſtenden einſeitigen Druck aus und wanderten in die Städte. Während die Kaufkraft des ländlichen Marktes fortwährend ſank, vermehrte ſie auf dieſe Weiſe die Produktionkraft der Gewerbe, die zum Exportinduſtrialismus übergehen. So wurden durch die agrariſche Revolution ſtädtiſche Meiſter proletariſirt, denen ihr Abſatzmarkt unter den Händen verſchwand, und „freie, von ihren Produktionmitteln getrennte Arbeiter“ maſſenhaft in die Städte geworfen. Zum erſten Male in der Geſchichte des Mittelalters exiſtiren jetzt ſolche freie Arbeiter, — und ſofort entfaltet das längſt exiſtirende, längſt akkumulirte Geldkapital ſeine ausbeuteriſche Fähigkeit und zieht aus Manufakturen, Heiminduſtrie und Bergwerken „Mehrwerth“, den es wieder akkumulirt, während es durch Expropriation der „einfachen Waarenproduzenten“ ſich gleichzeitig centraliſirt.

Dieſer Zuſammenhang erſcheint mir logiſch wie geſchichtlich unanfechtbar. Es fragt ſich nur noch, welche Urſachen die primäre Umwälzung der Landwirthſchaft hatte. Waren es nämlich innere, rein ökonomiſche Urſachen, ſo würde meine Feſtſtellung den innerſten Kern der marxiſchen Darſtellung nicht berühren. Es wäre in letzter Inſtanz ziemlich gleichgiltig, ob die Entwickelungsgeſetze der Wirthſchaft ſich zuerſt auf dem Gebiete der Urproduktion und dann erſt auf dem der Stoffveredelung gezeigt hätten oder umgekehrt, wenn nur die „Tendenz“ die ſelbe iſt. Es iſt alſo nöthig, die treibende Kraft der agrariſchen Revolution zu ſuchen.

Die — nicht ganz vereinzelten — Anhänger der marxiſtiſchen Doktrin, die ſich lieber mit Zweideutigkeiten abfinden, als daß ſie einen Irrthum eingeſtünden, werden ſich damit tröſten, daß wenigſtens das Motiv der Umwälzung ein mit der Ausbildung der Geldwirthſchaft loſe zuſammenhängendes ökonomiſches war. Der Centralmarkt des damaligen Welthandels, Flandern, Brabant und Belgien,

wuchs vam Ende des zwölften Jahrhunderts sa stark an Menschenzahl, daß er stetig steigender Importe von Rohstaffen, namentlich Wolle, und van Nahrungmitteln bedurfte. Er zahlte mit Gald und prächtigen Luxuswaaren, die der Handel der ganzen Welt dort häufte, und diese sehr kaufkräftige Nachfrage war es, die zunächst den „Ritter" Ostelbiens dazu veranlaßte, seine Bauern zu „legen" und sich auf diese Weise gleichzeitig Land und „van ihrem Produktianmittel getrennte" — wenn auch nicht freie — „Arbeiter" zu verschaffen, kurz: sich als „Rittergutsbesitzer" zu entpuppen.

Für Leute, die sich mit Phrasen begnügen, ist damit der Anschluß an die „Geld- und Kapitalwirthschaft" gegeben.

Für die Begründung der marxischen Geschichtdarstellung kammt es aber nicht darauf an, ab die astelbischen Ritter ein ökonomisches Motiv gehabt haben, jene agrarische Revolution einzuleiten, sondern, ob sie die Befriedigung ihres Bedürfnisses auf ökanomischem Wege, d. h. durch die freie wirthschaftliche Kankurrenz, erreicht haben.

Und davon kann nun durchaus keine Rede sein. Der Embryo des Rittergutes, das kleine Ritterlehen, wuchs zuerst durch Rodung im Gemeinwalde mit Hilfe der Arbeitkräfte slavischer Hörigen, die ihrem Herrn nach dem Recht des Eraberers zu ungemessenen Diensten verpflichtet waren, — einem Recht, das mit der „einfachen Waarenproduktion" nicht im Mindesten verwandt, sondern dem die Tauschwirthschaft beherrschenden freien Vertragsrecht schnurstracks entgegengesetzt ist; und die weitere Vergrößerung geschah dann durch Rechtsbeugung, Gesetzesverletzung und rohe Gewalt auf Kasten der deutschen Bauern. Aber nirgends ist von einem „inneren Entwickelungsgesetz" der Wirthschaft auch nur eine Spur zu entdecken. Der ganze Vargang gehörte durchaus der Barbarei an. Es war genau das selbe Motiv und die selbe Handlungweise, wie wenn mittelafrikanische Dorfhäuptlinge oder Erabererkönige die Ernte ihrer Unterthanen und diese Unterthanen selbst an hausirende Araber für Schmuck, Kleidung, Waffen und berauschende Getränke verkaufen: auch hier ist das Bedürfniß, das „Motiv", ein durchaus „ökanamisches", aber Niemand wird die Gewaltthat deshalb auf „ökanomische" Entwickelungsgesetze zurückführen. Auch der Dieb, der in ein Bankgeschäft bricht, hat ausschließlich ökanamische Mative. Ist darum etwa der Einbruch die Kansequenz wirthschaftlicher Entwickelungsgesetze?

Der Hebel der agrarischen Revolution im Kolonisationgebiet war alsa unzweifelhaft das Gegenspiel der wirthschaftlichen Kankurrenz, war legitime und illegitime Gewalt. Auf seine gesetzlichen Erabererrechte und auf die ungesetzliche Exprapriation der deutschen Bauern gestützt, sperrte der grundbesitzende Adel das gesammte Getreidegebiet östlich der Elbe und machte sein Eigenthumsrecht an allem bebauten und unbebauten Ackerland geltend. Es war thatsächlich der „Mann mit dem Degen" — mit dem Friedrich Engels seinen Gegner Dühring persiflirt —, der hier gewaltsam in die Wirthschaft eingriff und ihren Lauf ablenkte.

Damit wird die Auffassung der Agrarhistariker, das Kolanisatiangebiet sei gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts van Ansiedlern gesättigt gewesen und deshalb sei die Auswanderung aus dem Westen zum Stillstande gekommen, hinfällig und ich glaube, nachgewiesen zu haben, daß diese Auffassung irrig ist. Wir wissen aus guten Quellen, daß selbst das deutsche Reichsgebiet in diesen Gegenden nach sehr dünn bevölkert war; außerdem fällt der Stillstand der Auswanderung auch hier gerade mit den grauenhaften Menschenverlusten durch den Schwarzen Tod

zusammen; und schließlich bliebe immer noch zu erklären, wodurch die deutsche Auswanderung, die schon bis nach Siebenbürgen und Westrußland vorgedrungen war, von jenem Zeitpunkt an die Kraft verlor, sich noch weiter ostwärts auszubreiten, dahin, wo das Land noch fast gänzlich menschenleer war. Nein: die Auswanderung stockte, nicht, weil das Land voll war, sondern, weil der grundrentenhungrige Adel es gegen die Einwanderer sperrte.

Damit war den Bauern des Westens die Möglichkeit geraubt, vor einem etwa ausgeübten Druck nach Osten auszuweichen, — eine Möglichkeit, die sie vier Jahrhunderte vor dem Druck des über den Gesetzen stehenden Feudaladels geschützt hatte. Jetzt, nach Sperrung der Kolonisationgebiete, „stellte sich der Kurs gegen sie" und sie wurden zwischen Ritterschaft und Klerus auf der einen und dem neu emporgekommenen Fürstenthum auf der anderen Seite zermalmt. Fürsten, Ritter und Geistlichkeit bewilligten einander gern Steuern über Steuern, die die Bauern zu zahlen hatten, und entzogen überdies in unedlem Wetteifer den Dorfschaften ihre Allmenden und Wälder. Diese Bedrückung und Beraubung und nicht, wie Kautsky (S. 18) mit den „Universitätökonomen" annimmt, eine Sättigung des Landes mit Bauern hat dann die Erscheinungen einer „Uebervölkerung" vorgetäuscht. Daher die Verminderung der ländlichen Kaufkraft für Gewerbewaaren und daher die starke Abwanderung in die Städte, daher die „kapitalistische Entartung" der Industrie und des Handels.

Das ist in kurzer Rekapitulation der geschichtliche und kausale Zusammenhang, wie er sich meines Erachtens aus einer korrekten Ordnung der einschlägigen Daten zwingend ergiebt. Die „kapitalistische Produktionweise" hat sich also nicht aus der „einfachen Waarenproduktion" durch innere Entwickelungsgesetze der Wirthschaft entwickelt, sondern folgt ihr nur zeitlich. Sie ist verursacht durch nicht-ökonomische Potenzen der politischen Vergewaltigung. die zuerst die Besitzverhältnisse des platten Landes umwälzten. Das von Marx aus der zeitlichen Abfolge der drei Stadien: Naturalwirthschaft — einfache Waarenproduktion — kapitalistische Waarenproduktion abgeleitete „ökonomische Entwickelungsgesetz" existirt also nicht. Damit fallen alle Folgerungen aus dieser Prämisse zusammen und die Gesellschaft hat nicht die Tendenz, sich zum kollektivistischen „Zukunftstaat" weiter zu entwickeln, oder — um ganz vorsichtig zu sprechen — diese Tendenz kann nicht historisch erhärtet werden. Ja, man kann noch weiter gehen. Wenn das Kapital zweihundertundfünfzig bis dreihundertundfünfzig Jahre unschädlich blieb und erst schädlich wurde, als ihm äußere Eingriffe in die wirthschaftliche Kausalität durch den „Mann mit dem Degen" das nöthige Menschenmaterial zur Exploitirung lieferten, dann wird ihm wohl die verhängnißvolle differenzirende Kraft, die Marx ihm beilegt, überhaupt nicht zukommen, vielmehr wird zu untersuchen sein, ob jene Störungen noch fortwirken. Und dann dürfte sich vielleicht ein ganz anderes theoretisches Gesammtbild ergeben als jenes, das Marx-Kautsky uns zeichnen. Ich muß mir versagen, auf diese interessante Perspektive hier näher einzugehen.

Dr. Franz Oppenheimer.

Das Ende des Julianus.

Es war eine lichte Frühlingsnacht.
Von Waffen ſtarrte das perſiſche Feld
Und drinnen im Imperatorenzelt
Hat Julianus allein gewacht.

Des Judengottes gewaltiger Feind
Rieb ſich die ſchlanken Finger ſtolz:
„Der Du geblutet am Marterholz,
Von Tauſenden geglaubt und beweint,

Du biſt beſiegt. Und Sonne und Glanz
Wird wieder leuchten dem Erdenrund.
Vergebens quälteſt die Seelen Du wund:
Der Griechen Götter beherrſchen Byzanz.

Ein frohes Volk, ſtark, ſchön und frei
Wird ſich mit Geiſt und Leib erfreun
An Opferdampf, an Lieb' und Wein
Und dauern wird ein ew'ger Mai.

Rings Marmortempel. Olymp und Homer
Wird wieder herrſchen im Griechenland —"
Ein Pfeil erklirrt. Julianus wird bleich,
Kalt wird ſein Leib, ſein Haupt wird ſchwer.

Ein Schatten verſchwindet im weiten Feld ...
Und auf den ſterbenden Kaiſer trat ſtolz
Der Galiläer am Marterholz.
— Und dunkel ward es in der Welt ...

Wien. Ludwig Bauer.

Eine Faust-Ausstellung.

Eine volksthümliche Kunstausstellung! Ist Solches überhaupt möglich, ist nicht das Kunsterzeugniß immer für die Wenigen und nur das Industrieprodukt für die Masse da? Aber warum sollte eine Zeit, die von volksthümlichen Hochschulkursen, ja von Volkshochschulen träumt und selbst die abstrakte Wissenschaft ungelehrten Kreisen zugänglich zu machen unternimmt, das Selbe nicht auch mit der Kunst versuchen? Zweifellos giebt es ganz unpopuläre Kunstausstellungen; und wenn man Gradabstufungen in der Popularität solcher Veranstaltungen zugiebt, dann werden die höchsten und die niedrigsten Stufen erreicht werden, je nachdem die Sache angefaßt wird. Wäre es möglich, die tausend renommirtesten Gemälde aller Länder in einem Lokal zu vereinigen, dann würde diese Schaustellung sicher eine starke Anziehungskraft ausüben; denn auf das Interesse, das die Allgemeinheit von vorn herein an der Sache nimmt, kommt es bei unseren Durchschnittsausstellungen von Werken der bildenden Künste an, — nicht so sehr darauf, ob die ausgestellten Werke den Besuchern gefallen. Unermüdlich wird die Reklametrommel gerührt, um die Massen herbeizuziehen. Die gefeierten Namen der Künstler, die Weltbekanntheit der ausgestellten Gegenstände, die Thatsache, daß Jedermann davon spreche: Das sind schon andere Motive für die Massen als bloße Kunst, Kunst um der Kunst willen. Drängt und stößt sich der Haufe erst einmal in den Sälen, dann wirkt die Suggestion von selbst weiter, — der Zweck ist erreicht: die Menge ist in Berührung mit der Kunst gebracht.

In Berlin sind „Mors Imperator“ und die Christusausstellung noch unvergessen. An dem Sensationbild witterte man eine Anspielung auf den greisen Kaiser, der damals mit einem Fuß schon im Grabe stand; bei der Zusammenstellnng der Christusbilder war es der Gegenstand in seinen verschiedenartigen Auffassungen, der die große Zahl lockte. Das waren Motive, die als außerhalb der Kunst liegend angesehen zu werden pflegen und doch unbestritten allüberall ihre Zugkraft siegreich bewähren. Ist das sachliche Interesse am Gegenstand aber wirklich etwas so ganz Untergeordnetes? Heute, wo eine neue Maltechnik, eine neue Art der Stilisirung den Geist der jüngeren Künstlerschaft ausschließlich in Anspruch genommen haben und wo die Phantasiereicheren unter unseren Malern häufig ihren Stoff in den entlegensten Fernen suchen, so daß man ohne Kommentar kaum weiß, um was es sich handelt: heute ist die Betonung des Gegenständlichen vielleicht von besonderer Wichtigkeit. Nur durch das Gegenständliche einer Kunstdarstellung wird die Menge angezogen. Die Tiefe des Eindruckes, den sie dann empfängt, ist dagegen selbstverständlich von dem Kunstwerth des Geschauten abhängig.

In der Königlichen Kunstakademie zu Düsseldorf sind seit dem fünften

Juli drei Ausstellungen zu sehen,, die neben ihren allgemeinen künstlerischen Zwecken dazu bestimmt sind, auf das große Publikum zu wirken. Sie dienen der Feier von Goethes hundertundfünfzigstem Geburtstag; zwei von ihnen beschränken sich sogar auf Goethes Beziehungen zu den Rheinlanden. In der Aula der Akademie sind Bilder, Bücher, Briefe, Dokumente, Erinnerungzeichen aller Art ausgestellt, die mit Goethes fünf Rheinreisen zusammenhängen, und darunter ist vieles bisher Unbekannte. Wer Goethes Beziehungen zu den Rheinlanden studiren will, findet hier ein Material zusammengetragen, wie es noch niemals vereinigt war. Aber die Menge? Die durchreisenden Sommergäste bezahlen wohl ihr Eintrittsgeld und werfen einen flüchtigen Blick auf die Schattenrisse von Personen, deren Existenz ihnen unbekannt war und bleiben wird. Hie und da lächelt ein Paar über einen seltsamen alten Buchtitel oder preist sich glücklich, daß es diese schlecht geschriebenen Briefe nicht zu entziffern braucht; aber im nächsten Augenblick hat es vergessen, was es im Augenblick vorher gesehen hat. Höchstens die Oelbilder und besondere Merkwürdigkeiten können den Blick einen Moment länger fesseln.

Im Bildermuseum steht auf einem halben Dutzend großen Staffeleien eine Auswahl aus der alten großen Galerie, von der Düsseldorf heute nur noch einen berühmten Rubens und ein paar unberühmte Bilder besitzt. Es sind Photographien der alten Gemälde von Hanfstängl, zwar willkürlich zusammengestellt, aber doch kunstgeschichtlich höchst interessant. Goethe kannte diese Sammlung gut; und wer da weiß, wie häufig sich Goethe durch Bilder zu seinen Dichtungen anregen ließ, wird an einer Galerie, für die Goethe sich nachweislich interessirte, nicht leicht unaufmerksam vorübergehen. Abgesehen davon, ist es aber doch eine reine Kunstausstellung, kein bloßes Goethe-Raritätenkabinet wie in der Aula. Aber fesselt sie die Menge der Besucher? Immer und immer wieder wendet sich der Blick der Schaulustigen dem großen Rubens zu, der farbenprächtig in seinem Goldprunkrahmen die Eintretenden grüßt. Sie wissen nicht, was sie da vor sich haben, und fühlen sich doch von dem Bilde wunderseltsam bewegt.

An das Bildermuseum schließen sich die beiden Säle des Gipsmuseums. An den Wänden hängen die weißen Köpfe und Figuren wie sonst, aber die schweren Gestelle, die die vielen Hunderte kleiner Gipsmodelle tragen, sind verschwunden. Dafür füllen Staffeleien und Bilder den Raum, — und was noch mehr ist, auch Menschen. Hier herrscht Leben und Bewegung. Das ist ein Hinweisen, Gucken und Vergleichen, ein Vorwärts- und Rückwärtswogen. Den Katalog in der Hand stehen der Graubärtige, das schlanke Fräulein und der Gymnasiast neben einander. Aus dem einen Saal gehts in den anderen und von da wieder zurück. Rembrandt und Jan Joris van Vliet, Christoph van Sichem und Thelott, Lips und Carstens, Nauwerck und Nehrlich, Cornelius und Retzsch, Seibertz und Kaulbach,

Kreling und Liezen-Mayer, Gregory und Max, Konewka und Ramberg, Näke und Zimmermann, Schulz und Henſel, Hoſemann und Biermann, Schnorr von Carolsfeld und Makart, Schwerdgeburth und Rothbart, Ary Scheffer und Junker, Hofmann und Müller, Simonſon und Grützner: Das ſind die Hauptnamen, die der Katalog aufweiſt. Faſt jeder Künſtler iſt mit einer ganzen zuſammengehörigen Bilderſerie vertreten. Es iſt ein buntes Gemiſch von Radirung und Holzſchnitt, Kupferſtich und Stahlſtich, Lithographie und Photographie, Phototypie und Buntdruck. Man könnte alle Vervielfältigungmethoden von Bildern ſtudiren. Nur das Oelbild fehlt, der eigentliche Träger der modernen Kunſtausſtellung. Mögen immerhin einzelne düſſeldorfer Akademiker techniſche und theoretiſche Studien an dieſem Halbtauſend von Bildern machen. Das, was die Menge der Beſchauer intereſſirt, iſt der Stoff. Es iſt eine Fauſtausſtellung. Nahezu Alles, was ſich in Bildern zur Fauſtſage ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert und zu Goethes „Fauſt“ ſeit den Tagen des Fragmentes hat auftreiben laſſen, iſt hier vereinigt, um die Beziehungen dieſes Sagen- und Dichtungſtoffes zur bildenden Kunſt zu illuſtriren und dadurch zugleich das Werden und Wachſen der Fauſtgeſtalt und der Fauſtideen im Bewußtſein der Jahrhunderte in einer Weiſe dazuſtellen, wie ſie ſich auf anderem Wege ſchwerlich erreichen läßt. Allerdings bietet gerade der Fauſtſtoff einer ſolchen Ausſtellung ganz einziges Material. Wohl hat der Meißel altgriechiſcher Künſtler die großen Gegenſtände helleniſcher Mythologie immer wieder aufs Neue behandelt, aber ſelbſt aus dieſem Vorſtellungskreiſe kennen wir keine einzelne Sage, die ſo oft wie die Fauſtſage dem künſtleriſchen Schaffen gedient hätte. Wohl iſt der Pinſel chriſtlicher Maler nie müde geworden, die Hauptgrundlagen der chriſtlichen Religion dem Auge zu verbildlichen, und wohl ließe ſich an Kreuzesabnahmen und Himmelfahrten Mariä eine Bilderreihe zuſammenbringen, die ohne Gleichen wäre; aber ſolche Bildwerke religiöſer und ſakraler Natur, die zur Verehrung beſtimmt ſind und noch heute für weite Kreiſe unſeres Volkes Weltanſchauungsgeltung haben, nehmen eine Ausnahmeſtellung ein. Bei dem Fauſtſtoff handelt es ſich um einen Gegenſtand rein künſtleriſchen Genuſſes und als ſolcher ſteht er in ſeinen Beziehungen zur bildenden Kunſt einzig da. Seine Anziehungskraft entſpringt heute weſentlich der Popularität des goethiſchen „Fauſt“. Jedem Beſucher, der dieſe Säle betritt, iſt das Thema der Bilder bekannt. Ein Jeder kennt Fauſt, Mephiſto, Wagner, Gretchen, Martha und Helena. Jeder kennt die Szenen, in denen Fauſt in Verzweiflung mit dem Ewigen hadert, die unſterbliche Liebesepiſode des Erſten Theiles mit ihrem unerſchöpflichen Reichthum an Auftritten, die die künſtleriſche Einbildungskraft feſſeln. Auf Schritt und Tritt begegnet man Bekanntem, aber in immer anderer, eigenartiger künſtleriſcher Auffaſſung. Bald iſt ſie ernſt, bald heiter, bald groß, bald klein.

bald gigantisch, bald spießbürgerlich; bald bewegen wir uns in einer Welt des Wunderbaren, bald ist es uns, als säßen wir daheim in unserer Alltagsstube.

Jeder Gebildete hat einmal Goethes „Faust" auf der Bühne gesehen und trägt eine bestimmte Vorstellung der einzelnen Gestalten der Dichtung und einzelner Theile des Dramas mit sich herum. Ganz unwillkürlich wird er, was er hier auf den Bildern vor sich sieht, an Dem messen, was sein Bewußtsein enthält, so verschieden auch die Bedingungen sind, unter denen Bühnenaufführung und malerische Schöpfung stehen. Und darin, daß er messen kann, daß er auf Schritt und Tritt genöthigt ist, zu vergleichen und in seinem Innern ein Urtheil abzugeben, daß er nicht nur unvermittelt neben einander stehende Bilder in Massen aufzunehmen hat, sondern, daß sich diese Bilder in einen festen Vorstellungrahmen einfügen, darin liegt der Hauptreiz einer solchen Sammlung und dadurch wirkt sie unvergleichlich stärker als jene Ausstellungen, denen das geistige Band fehlt. Und welchen Reiz bietet es auch für den tiefer Eindringenden, zu verfolgen, wie der alte Abenteurer und Professor Faust der Grenzscheide des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundertes sich um- und fortbildet; wie im achtzehnten Jahrhundert ein junger und ein alter Fausttypus neben einander stehen; wie Goethe Beide vereinigt, indem er in der Hexenküche kühn die Brücke vom Alten zum Jungen schlägt, und wie die bildende Kunst sich des goethischen Faust als eines ihrer dankbarsten Stoffe bemächtigt. Erst das Tappen und Tasten, dann einige glückliche Würfe und schließlich ein dunkellockiger Faust mit einem Christusantlitz. Wilhelm von Kaulbach bildet ihn zum blonden Germanen um, Engelbert Seibertz zum Uebermenschen der That, August von Kreling zum höchsten Ideal der Männlichkeit. Und Mephisto, der Teufel, der einst im Mönchsgewand einherging, dann mit Krallen und Klauen erschien und den Pferdefuß bis in unser Jahrhundert hinüberrettete. Der viehisch grinsende Faun, der satanische Verführer, der alte Hebräer, der lüsterne Bock, der galante Libertiner, der stolzirende Soldat, der vornehme Weltmann: sie Alle lösen sich in den malerischen Verkörperungen des neunzehnten Jahrhunderts nach einander ab und in diesen Wandlungen spiegelt sich ein ganzes Stück der Entwickelung wieder, die Teufel und Teufelsglaube in den letzten Menschenaltern durchgemacht haben. Gretchen ist diejenige Gestalt des Faustkreises, die Goethes Ureigenstes ist. Ihre kurzangebundene Art, ihre frische Gesundheit, ihr heller Frohsinn, ihre Freude an Schmuck, Spitzen und Tand, ihr ganz und gar nicht sentimentales Wesen, ihre lachenden Augen, ihre kleine Gestalt: Das sind ungefähr die Züge, die man bei Goethe findet. Das blonde Mädchen mit den beiden langen Flechten, die blauen schwärmerischen Augen, das Gretchenmieder und die Gretchentasche: sie stehen nirgends in Goethes Gedicht. Die Tochter der Pfandleiherin ist ein einfaches Naturkind

mit gesundem Mutterwitz und starkem Liebesempfinden. Aber Peter von Cornelius hat ihr zuerst diese blonden Zöpfe gegeben, das Mieder und das halblange Röckchen und das liebe, kleine Gesicht, in dem es wie Weinen zuckt, weil der böse Mann, dem sie doch so gut sein muß, sich unterfängt, sie auf der Straße anzureden. Retzsch und Kaulbach, Seibertz und Konewka haben dann das Ihre dazu gethan. Und als das deutsche Gretchen fertig war, das Ramberg so hübsch sentimental für ein Taschenbuch gezeichnet hatte, da ist die moderne Prunkbühne gekommen und hat mit ihrem Schwamm die alten Bilder von der trauten Schiefertafel der Kunst wieder weggewischt. August von Kreling und Alexander Liezen-Mayer, Hans Makart und James Bertrand zeigen uns ein Gretchen in Sammt und Seide, ein verführerisches, reifes Weib, das die Blicke der Männer magnetisch auf sich zieht. Adelina Patti und andere Primadonnen als Gretchen in Gounods Oper sind im Grunde schuld an dieser Sünde. So hat uns auch die Prunkbühne ein Stück von unserem Gretchen verdorben. Aber die Einkehr ist nicht uns geblieben; heute sind die Theater auf dem Wege, zu der alten Cornelius-Gestalt zurückzukehren.

Dem schaulustigen Publikum erscheint eine solche Ausstellung wie ein großes Panorama, in dem die selben Gestalten in ununterbrochener Folge in immer neuen Phasen ihres möglichen Daseins, in immer neuen Auffassungen und in immer neuen Verhältnissen vor dem Auge vorüberziehen. Darin, daß es die Lieblingsgestalten des Publikums sind, liegt der Zauber der Ausstellung. Ohne dieses Interesse am Gegenstande scheint eine wahrhaft volksthümliche Kunstausstellung unmöglich zu sein.

Am fünfzehnten August wird die Ausstellung geschlossen. Aber schon sind Maßnahmen getroffen, sie — noch um zweihundert Bilder vermehrt — im November im kölnischen Wallraf-Richartz-Museum zu wiederholen. Man darf wünschen, daß auch andere Städte damit nachfolgen, der Goethe-Feier diesen schmückenden Hintergrund und dieses edle Anziehungmittel zu geben, und daß andere Stoffe gelegentlich die selbe Behandlung finden.

Bonn. Dr. Alexander Tille.

Das wiener Gemeindestatut.

Früher hallten die Straßen Wiens von „Hoch Lueger!“ wider, jetzt von „Pfui Lueger!“ Und der Widerhall wäre noch stärker, wenn sich die Polizei des wiener Bürgermeisters nicht fürsorglich annähme.

Dr. Lueger ist ein kühner und geschmeidiger Agitator, gewandter Redner und genauer Kenner des Wienerthumes, dessen Schwächen er auszunützen verstand wie kein Anderer. Sein Motiv ist glühender persönlicher Ehrgeiz; Grundsätze haben ihn nie beengt. Er war Liberaler, dann Demokrat, ist Antisemit und

wäre gern Arbeiterführer. Er hat sich aber im eigenen Netz gefangen. Die Partei, der er durch seine agitatorische Kraft zur Herrschaft verholfen hat, besteht aus zwei Gruppen: den Klerikalen, die den Hof zu seinen Gunsten gestimmt, Geld gegeben und mit ihrer Organisation eingegriffen haben, und der alten Gewerbepartei (den Hausherren vom Grund), die durch ihr Autochthonenthum, durch Judenhetze und maßlose Versprechungen das Kleinbürgerthum gewann.

So lange der Sieg nicht erfochten war, erschien Lueger als der Allmächtige; beide Parteien ließen ihm freien Spielraum. Anders, als man im Sattel saß. Die Klerikalen verlangten ihren Lohn und erhalten ihn täglich und stündlich. Wien ist eine klerikale Stadt geworden. Noch vor zwei Jahren getraute man sich nicht, seine Verbindung mit den Klerikalen zu gestehen; selbst die Gregorigs protestirten dagegen. Heute stolzirt man bereits damit, Lueger schwärmt für die Konkordatsschule und die Jesuiten ziehen in Wien ein. Die Hausherren vom Grund aber wollen nun endlich aus dem Vollen schöpfen. Ohne alle Scham wird das Protektionwesen betrieben. Bei der Ernennung der Lehrer und Beamten wird Parteilichkeit offen geübt und hat schon zu Selbstmord aus Verzweiflung geführt. Einige Skandaleschichten wurden nach Mögglichkeit verkleistert. Bei der Lösung der Gasfrage hat sich die Verwaltung als technisch untüchtig erwiesen und soziales Verständniß fehlt ihr vollständig. Dabei ist das Verhalten gegen die Minorität und gegen die opponirenden Volkskreise von einer beispiellosen Roheit; die gemeinsten Schimpfworte von der Straße füllen den Gemeinderaths- und Landtagssaal. War eine solche maßlose und rohe Parteiherrschaft an sich Grund genug, um eine leidenschaftliche Opposition zu wecken, so haben in der letzten Zeit besonders zwei Momente die Erbitterung gesteigert. Nach langem Zögern hatte sich Lueger entschlossen, eine Reform des Gemeindestatutes und der Gemeindewahlordnung einzuleiten, weil im nächsten Jahr der zweite Wahlkörper, in dem die intelligenten Klassen das Uebergewicht haben, zur Wahl kommt. Lueger bangt es um die Majorität. Vielleicht noch ohne Grund. Noch ist die Erbitterung nicht allgemein genug, die Beamten sind an das Kommando gewöhnt, durch Verleihung des Bürgerrechtes werden Wähler truppweise geworben und einige hundert Stimmen lassen sich, wenn man die Wahl geschickt dirigirt, leicht her- oder wegschaffen. Aber eine moralische Niederlage steht zweifellos bevor und man will auch dieser entgehen. Das ist der Ausgangspunkt der Gemeindewahlreform.

Aber Dr. Lueger war in schlimmer Lage. Seine Majorität besteht aus Hausherren und Solchen, die es werden wollen. Er selbst hat sich aber stets auf den Volksmann ausgespielt, hat stets Wahlkörper und Census bekämpft und wollte den Schein nicht aufgeben. So kam es durch Kompromiß zu einer Komoedie. Lueger legte dem Gemeinderath sein „Kolumbusei", d. h. eine Wahlordnung, vor, die thatsächlich weder Wahlkörper noch Census enthielt. Das Mittel, durch das ein großer Theil der industriellen Arbeiter entrechtet, dem Kleingewerbe und den von ihm abhängiger Arbeitern das Uebergewicht gewahrt werden sollte, bestand in der Bedingung fünfjähriger Ansässigkeit in Wien. Es ist statistisch nachgewiesen, aber auch ohne Statistik Jedem klar, daß das Fabrikpersonal viel zu oft wechselt, als daß es einen fünfjährigen ununterbrochenen Aufenthalt nachweisen könnte.

Dennoch war in diesem Entwurf ein ausgesprochen demokratischer Zug, der auffallen mußte. Sollten sich die Hausherrenprotzen, die Strobach, Gre-

gorig und Purscht, auch selbst mit christlich-sozialen Plebejern vereinigen und von ihnen überstimmen lassen?

Die Erklärung folgte bald nach. Der Entwurf stellte sich als bloßes Scheinmanöver dar. Der Gemeinderath Wien hat nämlich nur einen unverbindlichen Vorschlag zu machen. Das Gemeindestatut ist Landesgesetz und wird im Landtag beschlossen. Sobald der Entwurf Luegers im Gemeinderath angenommen war, wechselte die Szene. Lueger ging nach dem Gnadenorte Mariazell und dann nach Rom, wo ihm Kardinal Rampolla Muth zu offenem Eintreten für das klerikale Regiment zusprach. Die christlich-sozialen Hausherren aber legten seinen Entwurf bei Seite und ließen einen andern anfertigen, der ihren Wünschen besser entsprach. Daß ihr Vorgehen mit Lueger vorher abgekartet war, geht besonders daraus hervor, daß zum Referenten Dr. Weiskirchner, der ergebenste Anhänger Luegers, gewählt wurde. In dem neuen Statut blieben die Wahlkörper und mit Ausnahme des vierten Wahlkörpers ein Census bestehen. Die Interessenvertretung, die im ersten Wahlkörper dem Großbesitz, im zweiten der Intelligenz, im dritten dem Kleingewerbe das Uebergewicht gab, wurde aber zerstört und der Census so verändert, daß die Gewerbepartei in allen drei Wahlkörpern die Majorität erhalten muß. Der Census wurde nämlich auf fünfzig, zwanzig und vier Gulden Erwerbsteuer herabgesetzt. Ferner wurde die Zahlung einer Personaleinkommensteuer für nicht genügend erklärt und dadurch allen Privatbeamten und Arbeitern, die ein Einkommen über sechshundert Gulden haben, das Wahlrecht geraubt. Die Volksschullehrer wurden aus dem zweiten in den dritten Wahlkörper versetzt, den Unterlehrern das Wahlrecht gänzlich entzogen. Neue Wähler wurden in den öffentlichen Bediensteten geschaffen, auf deren Subordination man bauen kann. Dadurch war insbesondere der Zweck erreicht, daß der zweite Wahlkörper, der Gegenstand der Furcht, völlig desorganisirt wurde. Denn ein großer Theil der Intelligenz — so fast alle Advokaten und Aerzte — gelangt nun, da er fünfzig Gulden Erwerbsteuer zahlt, in den ersten Wahlkörper; ein eben so großer — die Volksschullehrer — in den dritten; durch die Herabsetzung des Census auf zwanzig Gulden wurden viele Kleingewerbetreibende aufgenommen. Damit war das Uebergewicht der Intelligenz zerstört. Den Arbeitern aber warf man im vierten Wahlkörper ein Almosen hin. Die fünfjährige dauernde Ansässigkeit wurde nach wie vor gefordert; der ganze Wahlkörper sollte zwanzig Vertreter in den Gemeinderath senden (die anderen Wahlkörper je sechsundvierzig) und in die Bezirksvertretung gar keinen. Diese Bestimmung mußte den Arbeitern als purer Hohn erscheinen; und ihre Erbitterung richtet sich hauptsächlich gegen Dr. Lueger, der ganz offen des Gaukelspieles, des Betruges und des Raubes am Wahlrecht der Arbeiter beschuldigt wird.

Das ist das erste Moment, das die Aufregung steigert. Das zweite liegt in der allgemeinen politischen Lage. Das Ministerium Kaizl-Thun hat anfangs vorsichtig, dann immer offener den Staatsstreich versucht und scheint jetzt schon alle Scheu zu verlieren. Man mag den Paragraphen 14 des Staatsgrundgesetzes drehen und deuten, wie man will: das Recht, eine Steuer ohne Einwilligung des Parlamentes zu erhöhen, wird aus dem Nothparagraphen nicht entnommen werden können. Für derartige Regirungskünste ist nun überall die Haltung der Hauptstadt von maßgebender Bedeutung. Dem Mittelstand in Wien hat wohl von je her ein

freieres politiſches Verſtändniß gefehlt, weil die Wiener in ihrem Erwerb ſtets zu ſehr auf die „gnädigen Herrſchaften" angewieſen waren. Das heutige Verhalten der in Wien herrſchenden Partei aber iſt nicht ſchwach, ſondern hinterhaltig. Sie ſtellt ſich an die Seite der Oppoſition und kokettirt mit der Regirung. Ohne die Liebedienerei Luegers wäre das Regiment des Paragraphen 14 längſt abgethan. Der klerikalen Partei iſt die Verfaſſung überhaupt ein Dorn im Auge. Ihr Ideal iſt der Abſolutismus mit dem Konkordat; und Lueger iſt, um ſeine Herrſchaft zu erhalten, ihr und des Miniſteriums Thun gefügiger Zuhälter. So hat ſich der Kampf gegen Klerikalismus und Staatsſtreich mit dem Kampf gegen ſeine Perſon verknüpft; der Name Lueger iſt gleichbedeutend geworden mit Jeſuitismus und Reaktion.

Wien, im Juli 1899. Dr. Julius Ofner.

Ein Kampf ums Recht.

Einſtimmig hat der franzöſiſche Kaſſationhof das Urtheil des Kriegsgerichtes gegen den Hauptmann Dreyfus aufgehoben und in wenigen Tagen wird der Prozeß gegen den vielbeſprochenen Gefangenen von der Teufelsinſel von Neuem verhandelt werden. Wird Dreyfus — wie es wahrſcheinlich iſt — freigeſprochen, ſo wird darob nicht blos in Iſrael, ſondern auch in Deutſchland große Freude herrſchen; und wenn mir auch der deutſche Enthuſiasmus für das Schickſal des erbitterten Feindes Deutſchlands vielfach übertrieben erſcheint, ſo mögen doch auch wir im Intereſſe der Humanität den Sieg der Reviſion freudig begrüßen. Wie aber, wenn Dreyfus wieder verurtheilt würde? Dann würde die Entrüſtung über die franzöſiſche Korruption groß ſein und des Muthes, den der franzöſiſche Kaſſationhof gezeigt hat, als er das Urtheil aufhob, obwohl ein Theil ſeiner Urheber nicht nur den pariſer Pöbel, ſondern, wie es ſcheint, auch die Mehrheit des franzöſiſchen Heeres hinter ſich hatte, obwohl alſo die Richter durch ihren Spruch zu Gunſten der Gerechtigkeit ſich höchſter perſönlicher Gefahr ausſetzten, — dieſes Muthes würde dann vorausſichtlich Niemand mehr gedenken. Und doch dürfen wir fragen, ob wir von unſerem höchſten Gerichtshof in ähnlicher Lage die Bethätigung eines gleichen Muthes erwarten können? Nach den Erfahrungen, die ich mit der deutſchen Rechtspflege gemacht habe, muß ich es bezweifeln.

Der Herausgeber der „Zukunft" hat vor einigen Monaten in einer Beſprechung des Falles Guthmann auf die unſchönen Blüthen hingewieſen, die die aus Frankreich in den deutſchen Boden verſetzte Pflanze der Staatsanwaltſchaft hier treibt. Ich habe mich ſchon in der vor elf Jahren erſchienenen Schrift „Recht und Willkür im deutſchen Strafprozeß" eben ſo ausgeſprochen und vor fünf Jahren in der Schrift „Willibald Jlg. Ein Nachtſtück aus der modernen deutſchen Strafrechtspflege" an einem einzelnen Falle gezeigt, wohin die Vorliebe unſerer Machthaber für die franzöſiſche Einrichtung geführt hat. Welche Verfolgungen mir aus dieſer Schrift erwachſen ſind, wiſſen die Leſer der „Zukunft" aus meinem Aufſatz „Richterehre" vom zweiten Februar 1895. Hätten das deutſche Publikum und die deutſche Preſſe

an dem Schicksal eines deutschen Richters, der für die Gerechtigkeit kämpfte, auch nur halb so viel Antheil genommen wie am Schicksal des französischen Hauptmannes, so wäre meine Sache im Jahr 1892 wohl anders ausgegangen. Die Erwartung, die ich in dem erwähnten Aufsatz ausgesprochen hatte, die württembergische Volksvertretung werde für die Richterehre eintreten, ist schmählich getäuscht worden; und so mußte ich — entgegen meiner ersten Absicht — wiederholte Versuche machen, den Spruch eines unparteiischen Gerichtes außerhalb Württembergs herbeizuführen. Die Geschichte dieser mißlungenen Versuche findet der Leser in meiner letzten Schrift: „Die Rechtskraft des Verbrechens und der Niedergang der deutschen Strafrechtspflege", Zürich, Verlag von E. Speidel, 1897. Hier wiederholte ich die Anklage, gegen mich sei in den Jahren 1884 und 1894 das Recht gebeugt worden, und dehnte sie auf eine erkleckliche Anzahl weiterer Richter und Staatsanwälte aus, die seitdem mit meiner Sache befaßt waren. Ich übersandte die Schrift dem württembergischen Justizminister und sprach dabei die Erwartung aus, er werde durch Stellung des gerichtlichen Strafantrages dafür Sorge tragen, daß entweder meiner Ehre oder der Ehre der von mir angegriffenen Beamten Genugthuung zu Theil werde. Der Minister erwiderte mir aber, daß er sich „zu einem Einschreiten nicht veranlaßt gesehen" habe. Erst als in einem — nicht ohne mein Zuthun — erschienenen Artikel der „Schwäbischen Tagwacht", des Blattes der württembergischen Sozialdemokratie — die übrigen Blätter Württembergs hatten die Schrift totgeschwiegen — das Ministerium auf seine Pflicht hingewiesen wurde, die Ehre des richterlichen Amtes zu vertheidigen, erfolgte die Einleitung eines ehrengerichtlichen Verfahrens gegen mich in meiner Eigenschaft als Rechtsanwalt.

Damit war mir zum ersten Male die Aussicht eröffnet, meine Sache außerhalb der schwarzrothen Grenzpfähle verhandelt zu sehen. Denn zu dem Ehrengericht der württembergischen Anwaltskammer hatte ich angesichts der in ganz Deutschland bekannten württembergischen Vetterwirthschaft und der württembergischen Parteiverhältnisse von vorn herein wenig Vertrauen. Ein Organ der schwäbischen Volkspartei nahm freilich, als die Nachricht von dem gegen mich eingeleiteten Verfahren bekannt wurde, den Mund sehr voll und forderte den Justizminister auf, die Einstellung eines Verfahrens zu veranlassen, das mit einer Blamage der Regirung endigen müsse. Aber das Blatt kannte seine eigenen Leute nicht. Als einige Monate später das Urtheil des Ehrengerichtes verkündet wurde, das mir wegen angeblicher Verletzung der Berufspflicht eine Geldstrafe von zweitausendfünfhundert Mark auferlegte und dessen Verfasser der von mir (vergeblich) abgelehnte Führer der schwäbischen Volkspartei, der württembergische Eugen Richter, Rechtsanwalt und Kammerpräsident Payer, war, da erlaubte sich das selbe freisinnige Blatt nicht nur kein Wörtchen der Kritik oder des Tadels mehr, sondern lehnte eine Einsendung, in der ich auf den hervorragenden Antheil des genannten Volksmannes an dem gegen mich ergangenen Urtheil hinwies, mit der Begründung ab, bei dem ihm bekannten vortrefflichen Charakter des Herrn Payer könne es einen Artikel nicht aufnehmen, der dessen Unparteilichkeit in Zweifel ziehe. Von dem württembergischen Ehrengericht also erwartete ich nicht viel; immerhin vertheidigte ich mich so, wie wenn ich einem unparteiischen Gericht gegenüber stände. Die staatlichen Gerichte, mit denen ich bis dahin zu thun gehabt hatte, befolgten meiner Vertheidigung oder vielmehr meinen Anklagen gegenüber eine überaus einfache Praxis: sie schwiegen sie

tot und sparten sich die Widerlegung dadurch, daß sie Zweifel an meiner Zurechnungsfähigkeit anregten. Um diesmal dem Totschweigen vorzubeugen, hatte ich das Gerippe meiner Vertheidigung zu Papier gebracht und wollte das Schriftstück, nachdem ich den Inhalt mit den erforderlichen Erläuterungen vorgetragen hatte, auf den Tisch des Ehrengerichtes niederlegen. Der Vorsitzende verweigerte aber die Entgegennahme, weil das Verfahren ausschließlich mündlich sei: ein klassisches Beispiel dafür, wie man ein im Interesse der Gerechtigkeit aufgestelltes Prinzip durch Ueberspannung recht wirksam auch im Dienst der Ungerechtigkeit verwerthen kann! In den Gründen des Urtheiles wurde denn auch wieder die Methode des Totschweigens angebracht und Alles, was ich in thatsächlicher und rechtlicher Beziehung zum Nachweis dafür angeführt hatte, daß das Recht zu meinem Nachtheil gebeugt worden sei, als „mehr oder weniger verkünstelte Ausführung" ohne den geringsten Versuch der Widerlegung bei Seite geschoben, — übrigens wiederum unter Aeußerung sanfter Zweifel an meiner geistigen Gesundheit.

Gegen dieses Urtheil erhob ich unverzüglich Berufung an den Ehrengerichtshof, der aus drei Mitgliedern des Reichsgerichtes und drei beim Reichsgericht zugelassenen Rechtsanwälten unter dem Vorsitz des Reichsgerichtspräsidenten gebildet wird. Von der Unparteilichkeit, die ich von den richterlichen Mitgliedern des Hofes erwarten durfte, hatte ich zwar schon einen bedenklichen Vorgeschmack erhalten. In der Schrift „Die Rechtskraft des Verbrechens" habe ich einen Beschluß des Ersten Strafsenates des Reichsgerichtes mitgetheilt. Ich hatte in einem der gegen mich anhängig gemachten Prozesse die Mitglieder des württembergischen Oberlandesgerichtes als befangen abgelehnt, weil sie, um zu meinen Gunsten zu entscheiden, anerkennen müßten, daß sie oder ihre Kollegen sich früher gegen mich eines Verbrechens schuldig gemacht hätten. Dieses Ablehnungsgesuch war vom Ersten Strafsenat in dem genannten Beschluß verworfen worden. Die Begründung führte aus, daß die abgelehnten Richter als „Männer von intaktem Charakter" das in Rede stehende Verbrechen überhaupt nicht begangen haben könnten. Einer solchen Logik gegenüber war freilich jede Vertheidigung aussichtlos. Doch der Ehrengerichtshof bestand ja nicht (oder nicht nur? Ich weiß es nicht) aus Mitgliedern des Ersten Strafsenates, ich hielt daher ein unparteiisches Verfahren immerhin für möglich und unternahm deshalb die Reise nach Leipzig, um meine Vertheidigung persönlich zu führen. Mein Vertrauen sollte abermals bitter getäuscht werden. Der Berichterstatter und der Vorsitzende machten vom ersten Augenblick an nicht im Geringsten Hehl aus ihrer Voreingenommenheit; und wenn diese Beiden gegen den Angeklagten Partei ergreifen, so ist es gewöhnlich schon um ihn geschehen. Ich habe sofort nach der Verhandlung einen Bericht, der sich streng auf das Thatsächliche beschränkt, niedergeschrieben, Der Leser findet ihn in der Erklärung, die ich nach Bekanntgabe des Urtheils in der münchener „Allgemeinen Zeitung" vom achtundzwanzigsten Mai dieses Jahres (Nr. 146, drittes Blatt) veröffentlicht habe. Ich rekapitulire die Thatsachen daher hier nur in aller Kürze. Der Berichterstatter eröffnete seinen Vortrag mit der Bemerkung, daß er zu zeigen haben werde, wie ich mich „in die Vorstellung, daß mir Unrecht geschehen sei, hineingearbeitet habe". Die vom Gesetz geforderte Vernehmung, die dem Angeklagten „Gelegenheit zur Geltendmachung der zu seinen Gunsten sprechenden Thatsachen geben soll", unterblieb ohne Angabe von Gründen. Meine schriftliche Rechtfertigung der Berufung, aus der für jeden Unbefangenen die

Rechtswidrigkeit meiner Verurtheilung klar werden mußte, wurde vom Vorsitzenden zurückgewiesen, meine Beweisantretung, die von einem hohen württembergischen Richter die Ablegung eines für mich sehr wichtigen, für ihn sehr unangenehmen Zeugnisses verlangte, als unerheblich verworfen. Meine auf unwiderlegliche Thatsachen begründete Ausführung, daß der Berichterstatter des stuttgarter Ehrengerichtes von mir mit Recht als befangen abgelehnt worden sei, erklärte der Vorsitzende für Unsinn; und als ich daran ging, dem Gerichtshof den schlagenden Beweis dafür zu erbringen, daß der Staatsanwalt, den ich beleidigt haben sollte und auf dessen Beschwerde zum ersten Mal gegen mich das Recht gebeugt worden war, sich der groben Verfehlung schuldig gemacht habe, die ich ihm (in schonendster Form) zur Last gelegt hatte, da versuchte der Vorsitzende, mich niederzuschreien, und vereitelte durch sein Gebahren die Wirkung, die ich mir bei unparteiischen Richtern von meinen Ausführungen versprochen hatte.

Daß meine Berufung verworfen wurde, und zwar mit einer Begründung, die abermals meine ganze Vertheidigung totschwieg oder, weil man sie nicht widerlegen konnte, auch wieder kurzer Hand für „verkünstelte Ausführungen" erklärte, versteht sich nach Alledem von selbst. Es erging mir hier, wie es mir auch früher erging: wäre mein Recht weniger klar gewesen, so hätte ich eher eine Freisprechung erzielen können; die beisitzenden Richter konnten dann, ohne die Höflichkeit gegen den Präsidenten zu verletzen, ihre abweichende Meinung zur Geltung bringen (und daß wenigstens der Eine oder der Andere abweichender Meinung war, ist, wie meine Veröffentlichung in der „Allgemeinen Zeitung" näher darlegt, mindestens wahrscheinlich). Wenn aber der Vorsitzende Schwarz für Weiß und Weiß für Schwarz erklärt: wie können da die Beisitzer ohne Unhöflichkeit sagen, daß Schwarz schwarz und Weiß weiß sei? Jedes Votum für meine Freisprechung wäre die schärfste Verurtheilung des Verhaltens des Präsidenten gewesen, — und wo wäre da die Kollegialität geblieben?

Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung", die durch Aufnahme meiner Erklärung ihre Unabhängigkeit und einen nicht hoch genug anzuschlagenden Muth bekundet hatte — kein württembergisches Blatt wagte, die Erklärung abzudrucken —, hat ihr die Bemerkung vorausgeschickt: für die gegen den Präsidenten des Reichsgerichtes erhobenen Vorwürfe müsse selbstverständlich der Verfasser allein die Verantwortung tragen. Diese Verwahrung war subjektiv vollständig gerechtfertigt, objektiv hat sie sich als überflüssig erwiesen: bis heute ist, obwohl ich die Nummer der „Allgemeinen Zeitung" dem Reichsgerichts-Präsidenten selbst zusandte, kein Wort der Erwiderung erfolgt. Ein heimliches ehrengerichtliches Verfahren kann man nicht mehr gegen mich einleiten, da ich sofort nach Empfang des Urtheils dem württembergischen Justizministerium angezeigt habe, daß ich die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft aufgebe und auf die Ehre, Kollege der württembergischen und leipziger Ehrenrichter zu sein, verzichte. Was aus dem Schweigen des Präsidenten und der Richter des Ehrengerichtshofes folgt, unterlasse ich, auszusprechen. Der Leser kann das gegen mich beliebte Verfahren selbst würdigen und mag sich ernsthaft die Frage vorlegen, ob die in meiner letzten Schrift erhobene Klage über den Niedergang der deutschen Strafrechtspflege begründet war oder nicht, — und ob wir Deutschen Ursache haben, auf die französische Rechtspflege hochmüthig und mitleidig herabzusehen.

Ulm. Gustav Pfizer.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. August 1899.

In Rennes.

(Von unserem Spezial-Korrespondenten.)

In athemloser Spannung blickt die gesammte Kulturwelt, blicken sogar wilde Völkerschaften seit Wochen auf den Ort, wo ich, als erster von allen ausländischen Berichterstattern, gestern, drei Tage vor dem Beginn des Prozesses, eingetroffen bin. Nur die Stadt selbst, die der Ehre gewürdigt ist, der Schauplatz des im neunzehnten Jahrhundert bedeutsamsten Vorganges zu sein, scheint noch zu schlummern und gar nicht zu ahnen, daß sie einen Triumph der Menschlichkeit, der Wahrheit und Gerechtigkeit schauen soll, wie er im alten Condate der Redoner noch nicht gesehen ward. Und doch: wenn der Bretone Nomenojus, der Condate den Franken entriß, längst vergessen sein, wenn man von Karl dem Kahlen, von Bertrand Duguesclin, dem Sieger auf dem Tournier zu Rennes und Ueberwinder der britischen Belagerer, nicht mehr sprechen wird, dann wird die Erinnerung an Alfred und Lucie Dreyfus die Hauptstadt der Bretagne noch im Gedächtniß der Menschheit fortleben lassen. Diese Erkenntniß dämmert den hier zusammengepferchten siebenzigtausend Bürgern nicht; sonst würden sie das Haupt höher tragen. Sie wohnen zwar neunundfünfzig Meter über dem Meeresspiegel, aber ihre Intelligenz ist unter dem seit Jahrhunderten auf ihnen lastenden Joch des Klerikalismus morsch geworden und vermag sich nicht zu den Gipfeln menschlichen Bewußtseins aufzuschwingen. Weihwedel und Säbel haben hier, wo der das zehnte Armeecorps kommandirende General neben einem Erzbischof haust, einen festen Bund geschlossen. Kirchen, nichts als Kirchen. Saint-Pierre, Saint-Melaine, Saint-Aubin und Saint-Sauveur: die Fülle der bemalten Fenster

ſperrt dem Licht der Wahrheit den Weg. Wenig Induſtrie und der Handelsverkehr einer kleinen Landſtadt. Man braut Bier, gerbt Häute, fabrizirt Möbel und Thonwaaren und verkauft Korn, Vieh, Geflügel, Holz, Butter, Honig. Das iſt keine Hochſchule des Idealismus. Auch die eigentlichen Bildunganſtalten, Univerſität, pharmazeutiſches Inſtitut und Lyceum, können ſich gegen die im erzbiſchöflichen Palaſt und im Prieſterſeminar konzentrirte geiſtliche Macht nicht behaupten, deren Einfluß nur eine einzige Kulturſtätte, die Filiale der Bank von Frankreich, ſich in tapferem Bürgerſtolz zu entziehen verſtand. Im Ganzen iſt der erſte Eindruck troſtlos und drängt dem Beſucher die Frage auf, wie es kommen konnte, daß dieſes finſtere Neſt zum Schauplatz des hellſten Menſchheittages gewählt ward. Wollte der elende Schurke Dupuy in den Mauern, die einſt von dem Boulanger geſpendeten Jubel widerhallten, die Affaire endgiltig erſticken? Oder ſchien dem ritterlichen Sinn des Herrn Waldeck-Rouſſeau die von der Vilaine beſpülte Stadt zur Beſeitigung all der vilaines choses beſonders geeignet?

Einerlei: Ihr Berichterſtatter hat ſeine Zeit nicht verloren. Leicht wird uns freilich der Dienſt für die ſiebente Großmacht hier nicht gemacht. Ich will noch ganz davon abſehen, daß nur zwanzig telegraphiſche Apparate zur Verfügung ſtehen, auf deren jedem in etwa fünfzehn Stunden höchſtens 25 000 Wörter weiterbefördert werden können, — eine lächerliche Bagatelle, wenn man bedenkt, daß am Abend jedes Verhandlungtages die Leſer in Chicago, Neufahrwaſſer und Barcelona doch wiſſen wollen, was Labori gefragt und Mercier geſtammelt hat. Aber auch ſonſt geberdet man ſich, als handle ſichs um einen einfachen Rechtsfall und nicht um die Affaire der Preſſe. Die Journaliſten ſollen, wie gewöhnliche Menſchenkinder, den Angeklagten auf ſeinem Wege über die Straße, die in den Gerichtsſaal führt, nicht ſehen. Der Einblick in den dossier secret iſt ihnen verſagt. In den Hotels ſind ihnen keine Zimmer, auf dem Telegraphenamt keine Schreibtiſche reſervirt und vor den Schranken hat man ihnen ſchlechtere Plätze angewieſen als den Zeugen. Die Empörung über ſolche ſkandalöſen Zuſtände iſt allgemein, ſeit heute die Berichterſtatter in Schaaren eingetroffen ſind, und ſeufzend ſpricht man überall von der ganz anderen Behandlung, die in wirklichen Kulturſtaaten bei weltgeſchichtlichen Vorgängen — man denke z. B. an das kieler Kanalfeſt! — den Vertretern der Preſſe geſichert iſt. Von Gratisdiners und Sectcheckbüchern iſt hier nicht die Rede; und man muthet Männern von der Bedeutung der Max Nordau, Bernard Lazare und Theodor Wolff zu, ſelbſt für ihr Unterkommen und ihre Verpflegung zu

ſorgen. Die fremden Journaliſten werden beinahe wie Eindringlinge angeſehen, die der Handel gar nicht kümmere und die man nur widerwillig duldet. Wahrlich: die einſt an der Spitze der Kulturmenſchheit marſchirende Nation mußte tief ſinken, um ſo ganz vergeſſen zu können, wem ſie im Grunde die Affaire und die Möglichkeit, ihre alten Tugenden glänzen zu laſſen, verdankt! Wir aber, wir Männer des „verfehlten Berufes", die ſo oft ſchon, allen Widerſtänden zum Trotz, das Rad der Weltgeſchichte vorwärts gedreht haben, wir müſſen hier wieder einmal lernen, daß ſich erſt in der Beſchränkung der Meiſter zeigt. Nun: Etwas wenigſtens iſt mir ſchon in den erſten vierundzwanzig Stunden gelungen. Ich habe nicht nur Frau Dreyfus, ſondern auch den Helden des Prozeſſes ſelbſt geſehen. Frau Lucie trug ein dunkelgraues Foulardkleid, reich mit ſchwarzen Spitzen garnirt, Hut und Schirm von der ſelben Farbe; der Ausdruck ihres Geſichtes war ruhig und vertrauensvoll; und nur daran, daß ſie ſich auf den Arm ihres Vaters, des allgemein hochgeachteten Herrn Hadamard — ſchwarzer Gehrock, helle Plaſtroncravatte, Cylinder, Stock mit ſilberner Krücke — ſtützte, konnte man einen Rückſtand des ſchweren Leids erkennen, das dieſe ſo ſchmerzenreiche wie heroiſche Mutter durchgemacht hat. Sie iſt täglich, wenn ſie ihren Mann im Gefängniß beſucht, zu ſehen. Nicht ſo bequem war es, den Märtyrer von der Teufelsinſel mit Augen zu ſchauen. Auf Schleichwegen mußte ich mich in das Militärarreſtlokal ſchmuggeln. Dort fand ich offene Hände und konnte im Kleid eines Schließers in einer dunklen Mauerniſche kauern. Stunden lang mußte ich warten. Schon verzweifelte ich an dem Erfolg. Da...endlich! Der Hauptmann, der eben mit ſeinen Vertheidigern Berathung gepflogen hatte, fühlte ein menſchliches Bedürfniß und kam, den Aufſeher mit dem rieſigen, raſſelnden Schlüſſelbund neben ſich, über den Korridor. Sein Schritt war feſt, die Haltung ſtraff und ſoldatiſch; er ging ſehr ſchnell, wie Einer, der eine drückende Laſt gern abſchütteln möchte und das Ziel, an dem die Befreiung winkt, nah vor ſich ſieht. Mein Verſteck lag hart neben der Thür, die er ſuchte; ſo ſah ich ihn ganz genau. Unter dem Pincenez zwei leidvoll ſpähende Augen. Die Geſtalt hager. Haar und Schnurrbart kurz und faſt völlig ergraut, auf der Mitte des Kopfes eine große kahle Stelle. Der Teint gelblich. Die rechte Hand, wie vor einem wichtigen Entſchluß, krampfhaft zur Fauſt geballt; in der linken ein Zeitungblatt (wenn mein Auge im Dunkel nicht trog, die Aurore). Faſt zwölf Minuten — ich ſah nach der Uhr — ſtand ich ſo in tiefſter Gemüthsbewegung und überlegte, ob ein dringendes Telegramm noch rechtzeitig in die Abendausgabe kommen würde. Ein kniſterndes Ge-

räuſch weckte mich aus dem Brüten. Die Thür fiel krachend ins Schloß: der Gefangene kehrte in ſeine Zelle zurück. Jetzt war der Gang ruhiger, die Haltung ſicherer, das Auge heiterer. Faſt ſchien mirs, als huſchte, während er ein kurzes Wort zu dem Wärter ſprach, ein müdes Lächeln über die bleichen Züge. Nein, — und wenn der ganze Generalſtab, wenn das wimmelnde Heer der Jeſuitenzöglinge mit dem Pater Du Lac an der Spitze dieſen Mann ſchuldig ſprechen ſollte: Das war nicht die Miene eines Verräthers! So ſtolz ſchreitet nicht ein Verbrecher mit belaſtetem Gewiſſen...

Seines Fleißes darf ſich auch der Beſcheidene rühmen. Kaum hatte ich die Kleider gewechſelt, als ich, von dem mächtigen Eindruck noch ganz erfüllt, auf den Bahnhof ſtürzte, um die dem pariſer Zug Entſteigenden zu ſehen. Ein paar Jämmerlinge aus den Reihen der Pfaffenknechte, darunter der ſogenannte Dichter Maurice Barrès, deſſen Roman Les déracinés die Wonne aller jeſuitiſch Verſeuchten iſt, dann aber — das Glück war mir heute günſtig! — der Oberſt Picquart. Frankreichs letzter Ritter, deſſen reinen Händen das Spionagebureau des Generalſtabes anvertraut war, ſieht noch eben ſo bildſchön aus, wie ihn die Meiſterfeder unſeres Theodor Wolff während des Zola-Prozeſſes geſchildert hat. Trotzig und kühn blickt er um ſich. Die Schaar der Vertheidiger des Rechtes umringt ihn und ſchüttelt ſeine tapfere Hand. Sogar bekannte Revolutionäre drängen ſich in die Nähe des unerſchrockenen Offiziers und lüften vor dem einſtigen Hüter des Militärreptilienfonds ehrerbietig den Hut (das greiſenhaft thörichte Pronunciamento des Herrn Liebknecht gegen Jaurès und Millerand hat hier nur gezeigt, daß in Deutſchland der ſozialiſtiſche Haſe noch im antiſemitiſchen Pfeffer liegt). Und während Georges Picquart die Droſchke beſteigt, ſtimmen, in dankbarer Erinnerung an die mit dem Rohrpoſtbrief, dem berühmten petit bleu, verübte Heldenthat, die verſammelten Reviſioniſten das ſchöne, aus der Tiefe des galliſchen Volksempfindens geſchöpfte Lied an:

O petit bleu, petit bleu, petit bleu,
Ça vous met la tête en feu!

Eine ſinnige Ovation, für die der Gefeierte mit verſtändnißvollem, gewinnendem Lächeln dankt. Die ſpärlich erſchienenen Nationaliſten beugen erſchauernd das Haupt. Sie fühlen, nicht zum erſten Mal in dieſen Tagen, daß die Stunde der großen Heimzahlung naht.

Ja: ſie naht! Und wer begnadet ward, ſie in der Nähe mitzuerleben, Der mag die Gunſt ſeines Schickſals preiſen. Keine höhere Aufgabe ward der Preſſe jemals geſtellt. Wir werden uns ihrer würdig zeigen. Ein Un-

geheures, in den Annalen der Kulturwelt Unerhörtes iſt geſchehen: ein Unſchuldiger wurde verurtheilt und eine privilegirte Kaſte weigerte ſich, den eigenen Bankerott öffentlich anzuzeigen. Würden wir, wenn Solches bei uns geſchähe — zum Glück iſt es im Deutſchen Reich unmöglich! — den Fremden nicht dankbar ſein, die das Reinigungwerk übernähmen und uns zeigten, wie wir, um glücklich zu leben, regirt und prozeſſirt werden müßten? Auf Dank von der launiſchen Dame Gallia rechnen wir nicht. Wir erfüllen, ohne Menſchenfurcht und Eigennutz, unſere Pflicht. Wir werden das bejammernswerthe Land Voltaires und Zolas von den erbärmlichen Stümpern vom Schlage der Bourget, Brunetière, Lemaître, Coppée und Barrès ſäubern und die ſchurkiſchen Sündergeſichter der Boisdeffre, Billot, Méline, Cavaignac, Mercier, Zurlinden, Négrier und Konſorten ins Dunkel ſcheuchen. Dem Dienſt der Wahrheit weiht uns unſer edler Beruf. Die Wahrheit ſuchen wir auch hier und die nächſten Wochen werden beweiſen, daß wir ſie ſchon ſeit Jahren gefunden haben... Ich muß ſchließen, denn die Geſellſchaft der Reinen Hände hat für den Abend eine Verſammlung einberufen, der Clémenceau, der vertraute Freund des hochſeligen Barons Reinach, präſidiren wird. Morgen mehr darüber. Für heute nur noch das Geſtändniß: Wie winzig ſcheinen Einem hier, wo um der Menſchheit große Gegenſtände gerungen wird, die heimiſchen Angelegenheiten! Man ſchelte mich deshalb nicht einen ſchlechten Patrioten. Europa will eins werden, ſagt Nietzſche. Und auch den Deutſchen, der ein guter Europäer geworden iſt, muß mehr als alle Kämpfe um den Kanal und die Konſtitution, mehr als der Plan, Millionen deutſcher Arbeiter ihr wirthſchaftlich werthvollſtes Recht zu nehmen, jetzt die Frage intereſſiren, ob Dreyfus oder Eſterhazy das Bordereau geſchrieben hat. Daß die deutſche Preſſe die für die Menſchheit unermeßliche Bedeutung dieſer Frage früh erkannte, wird zu allen Zeiten einer ihrer ſchönſten Ruhmestitel bleiben.

Martin Greif und Karl du Prel.

Es ist kein Zweifel: in den oberen Regionen wenigstens des deutschen Parnasses ist am Ende des Jahrhunderts das Gedränge nicht gerade beängstigend. Die hohen Herren sitzen bequem weit auseinander, so weit, daß sie einander kaum sehen, gar selten aber verstehen. Gerade der so besonders aussichtvolle Punkt, wo Martin Greif sich niedergelassen, ist ein Wenig gemieden und nicht leicht naht ein Anderer; Alle zögern, wie in leiser Furcht um die eigene Höhe. Jeder kann zufrieden sein mit solcher Huldigung der Kunstgenossen; sie ist aufrichtig. Heute noch ist ihm, dem Sechzigjährigen, als untrügliche Bestätigung das Wort Emersons geschrieben: „Das sind nur geringe Verdienste, die sich an den Fingern der Hand aufzählen lassen. Fürchte Dich, wenn Deine Freunde Dir sagen, was Du gut gemacht hast, und es Dir auf zählen können! Aber wenn sie Dir mit einem gewissen unsicheren Blick aus dem Wege gehen, der halb Respekt und halb Mißfallen bedeutet, wenn sie ihr endgiltiges Urtheil auf Jahre hinausschieben müssen, dann magst Du Hoffnung schöpfen."

Wir wollen uns nicht mit dem Fehler der Zeit, dem Hang zu Aeußerlichkeiten, aufhalten. Dazu giebts heute schon Biographien des Dichters. Sein Leben war einfach und einfach Mühe und Arbeit, gesegnete Mühe und Arbeit, Leistung. Nicht, was sie für ihn bedeutete, ist zu untersuchen, sondern, was sie uns war und sein wird.

Martin Greifs Kunst und Wesen knüpfen an Goethe und Schiller an, mehr an Goethe als an Schiller. Bedingung und Ziel des Schaffens ist ihm, wie dem Großen, jenes unfaßbare Etwas, dessen Begriff schwankt wie keiner, dessen Entbehrlichkeit man uns heute mit immer heftigeren Worten einzureden versucht: die Bildung, — das Wort in dem hohen Sinn der Klassikerzeit genommen. Jede Kunst- und Lebensthat erhält für ihn nur Sinn und Gewicht durch jenes Ziel, entspringt jenem Boden mit der wunderbaren Eigenschaft, daß ihn die Frucht nicht ärmer macht, sondern bereichert. Doch man denke nicht an einen großen Schulsack. Er verschließt sich eher dem mehr äußerlichen, auf dem Wissen um die Zeitideen beruhenden Zusammenhang mit den Vorgängern. Es ist mehr ein Zusammenklang als ein Berühren. Sehr rasch findet er schon in den ersten Anfängen seiner Kunst jenen Ton in der Symphonie der Vergangenheit heraus, der ihn vor Allen anspricht und den fortzuführen, er sich sogleich stark genug und berufen fühlt. Die Seele dieses Tons ist — Jugend. Er hat im Laufe der Jahre an Macht und Metall gewonnen, sein Wesen aber bewahrt. Es ist der Ton der Lyrik, der unverkennbare, den nur Naturen von blühendster Lebenskraft über den Mai des Lebens hinaus festhalten können. Aber auch nur solche

können eine Kunſtgattung wirklich weiterbringen. Nur in ihnen findet das ſpätere, gereiſte Urtheil noch ſo viel Wurzeltrieb, daß wirklich neue Blüthen entſtehen. Verlängerte Jugend iſt die Bedingung — wenn nicht aller geiſtigen Führerſchaft, ſo doch — in der Lyrik. Das plaſtiſche Vermögen entſcheidet Alles.

Das Weſen dieſer plaſtiſchen Kunſt beſteht in der Kraft, den Raum mit Form zu erfüllen. Sie iſt bei dem Lyriker am Größten, der im kleinſten Gedicht die größte Menge geſtalteter Vorſtellungen und Empfindungen zu einer Einheit der Form zuſammenzufaſſen vermag. Wie es verſchiedene Werke der Goldſchmiedekunſt giebt, vom Armband bis zur Krone und in allen Legirungen, ſo giebt es verſchiedene Arten lyriſcher Gedichte, vom Stimmungvierzeiler, der einen Sonnenſtrahl auf einen Augenblick feſthält, bis zur Elegie, in der ein Menſchenſchickſal mit einem unendlichen Naturgeſchehen zuſammenathmet.

Es iſt ſchon lange keine Frage mehr, welche dieſer Arten Greif am Meiſten verdankt. Der unwiderſtehliche Drang, alle Freude, jeden Schmerz in die Natur zu tragen, in Berührung mit ihr zu löſen und zu lindern, ſeeliſch aufzunehmen und zu verarbeiten, und die Möglichkeit hierzu, wie ſie dem modernen Menſchen unendlich geſteigert bereit liegt, führten ihn zu dem beſeelten Naturbild, jener Art Lyrik, in der er den Schätzern jenes Dranges noch heute ein unübertroffener Meiſter iſt, vielen Theilnehmern jener Möglichkeit ein zugängliches Vorbild ſchien und war. Doch allzu weit konnte ſich Niemand nähern. Dazu müſſen wirkliche Leiſtungen auch in dieſer Gattung zu feſt und wohlbegründet auf dem Boden aller Kunſt, auf der Perſönlichkeit, ruhen, deren Gewicht und Bedeutung auch hier die Abſtände mißt und unüberbrückbar macht. Unnahbarkeit iſt das erſte Merkmal der Sterne.

Daran wurde Greifs Kunſt ſchon in ihren erſten Anfängen erkannt. Kenner wie Julius Klaiber und Adolf Bayersdorfer begrüßten ihre erſten Gaben; und was ſie von dem Jüngling verſprochen, Das fühlt heute ein weiter Kreis von Verehrern und Bewunderern beſtätigt. Die Gunſt der Zeit freilich hat nicht viel beigetragen. Der Wirbel modernen Lebens, wie er in den ſechziger Jahren anhub und in raſendem Fluge die Geiſter bis zu Nietzſches Zweifel an allen Werthen forttrug, mußte ſeine Geſtalt dem Blick Vieler verhüllen. Und doch kämpfte auch er mit in dem großen Ringen, ungeſehen vielleicht um ſo wirkſamer, wie die Athene in der Wolke und auf der Seite der Griechen. In der That: wie Vielen hat er den guten alten Glauben gerettet, daß die Kunſt eine freie, ſtille Sache ſei, ein ſüßes Labſal, eine Götterhilfe. Mitten in dem Lärm ſchuf er eine Inſel der Stille, deren Daſein allein eine Menge ſchon als Beruhigung empfand. Der, den die leiſen Wellen ſeiner Geſänge wirklich erreichten, fand ſich raſch aufgenommen in jene Stille und vertauſchte ſie nicht leicht wieder gegen lautere Freuden. Wie Vielen wurde ſein Werk und Wirken zu dem Geiſter ſcheidenden

Prüfſtein, deſſen untrügliche Sicherheit um ſo mehr erfreute und ſtärkte, je verwirrender ſich die Bilder einer ſchäumenden und gährenden Kunſtübung vor dem rathloſen Blicke durcheinander ſchlangen. Daß dieſe Wirkung ihre Quelle und Kraft nicht in dem Neuen, ſondern in dem Alten, in dem Erbe und nicht in dem Erworbenen, hatte, machte ſie nicht fraglicher, ſondern eindruckvoller. Sie gab Unzähligen das Gefühl, nun das richtige Maß, das Maß überhaupt, in die Hand bekommen zu haben. Der Verkehr mit der Natur war unter den ungeſchlachten Vorſtellungen vom Kampf ums Daſein, von der Wuth und Grauſamkeit der Elemente, von der Schenßlichkeit der mikroſkopiſchen Ungeheuerwelt allgemach zu einer Pein, ſtatt zu einer Befreiung, geworden. Alle Köpfe fieberten von der Großſtadthitze, deren quälende Bilder draußen im Freien nicht vor dem zitternden Blick verſchwanden, ſondern eher beſtätigt und verſtärkt aus dem Spiegel der Natur zurückkamen. Das Alpenglühen wurde zum Wiederſchein eines Kaminbrandes und in dem Rauſchen des Meeres hörte man nicht viel mehr als das Getöſe des Straßenlärms. Alle Bilder der Natur waren beſeelt, — aber nicht mit Seelen, ſondern mit Geſpenſtern.

Da that ein ſtarkes Beiſpiel noth. Und wirklich: in der Fähigkeit, die eigene menſchliche Winzigkeit im Anblick der Natur zurückzulaſſen, hat Greif wenige Rivalen gefunden. Alle Dinge ſprechen ihn groß an, wie ſie ſind, und keinem fällt er ins Wort. Was er wiedererzählt, iſt aber auch dann aus erſter Hand, ſüß und nahrhaft wie Muttermilch. Das Leben, alle zuſammengefaßten zeugenden, nährenden, gebärenden Kräfte der Natur reden ihn an und reden in ihm. Kein ſtörender Winkel in ſeinem Weſen bricht das große Ja der Natur in ein krankes, kleines, menſchliches Verneinen und Verleugnen. Das ganze, reiche, unendliche Leben, das uns umfließt, iſt ihm eine ſegensvolle Wirklichkeit, eine Offenbarung und kein Schattenſpiel. Und Alles, was der kleinen, armen Kreatur in dem Strome dieſes Daſeins begegnen kann, muß ihr im letzten Grunde zum Heil gereichen. Dabei zittert ſein Herz nicht weniger als ein anderes in Schmerz und Mitleid. Nichts aber kann ſeine Zuverſicht erſchüttern. Sie ſtrömt aus ſeinen Gedichten in den Leſer als das Letzte und Feinſte, als der Lebensſaft ſeiner Betrachtung der Welt und des Daſeins, den Geber nicht weniger ſtärkend als den Beſchenkten.

„Wenn ſich der Bruder,
„Den Du getröſtet,
„Lang' ſchon erhoben,
„Folgt Dir, ſchimmernd nachgetragen
„Auf unſichtbaren Händen,
„Gold'ner Lohn in unendlicher Fülle."

Das Alles will nichts Anderes ſagen als: Weſen und Inhalt ſeiner

Kunſt wie jeder echten, iſt der Glaube an die Vernünftigkeit der Welt. Daß er dieſen Glauben in ſich hat und nährt: Das iſt ſein Weſen; daß er ihn erwecken kann: ſeine Kunſt. Wenn ſie uns heute noch in dem beſeelten Naturbild am Größten erſcheint, ſo mag Das daher rühren, daß heutzutage Jeder mehr als je mit ſich ſelbſt beſchäftigt, der Nachempfindung einer einfachen Beziehung eines Ichs zur unperſönlichen Natur noch am Leichteſten zugänglich iſt. Doch wird dieſer moderne Zug nicht entſcheiden, in welchem Licht, mit welcher Wirkung die Geſtalt des Dichters in vielleicht nicht entfernter Zukunft daſtehen wird. Immer ausſichtvoller und allgemeiner kommt man einem Geheimniß auf die Spur, dem Geheimniß der Perſönlichkeit. Wir fragen öfter und dringender, was ein Mann iſt, als, was er leiſtet. In ſeinem Sein ſehen wir deutlicher als ſonſt die für uns werthvollſte Leiſtung. Wir verlangen ſehnſuchtvoller von dem Dichter ein Vorbild für unſer Leben als ein Abbild des Lebens. Wir wollen wieder einmal deutlich ſehen, was er vor uns voraus hat, das Wenige und Große, ſtatt Deſſen, was er mit uns gemein hat, das Viele, Kleine. Und ſein Werk ſchätzen wir mehr, weil es uns ein ſtärkeres, reicheres, beſſeres Leben verräth als eine höhere Kunſt; oder vielmehr: wir ſehen die höhere Kunſt eher als die Blüthe eines höheren Lebens. Da werden dann aus ſeinem Lebenswerke jene Schöpfungen plaſtiſcher hervortreten, in denen ſich ſeine Art, den Mitmenſchen zu nehmen und ſich ihm zu geben, wie er liebt und haßt, verkörpert hat, die Lieder, die Stimmen und Geſtalten, die Balladen und Romanzen, die Dramen. Wir werden von dem Urgrund ſeiner Werke, von ſeinem höchſten Werke, von ſeinem Leben ergriffen ſein, von jenem Kunſtwerke, an dem Jeder auf Erden unabläſſig feilt und arbeitet, von ſeiner Perſönlichkeit. Sein Kämpfer- und Dulderleben, das heute nur den Nächſtſtehenden eine Stärkung und Mahnung, wird es Vielen ſein.

Wie verſchwinden dagegen faſt bedeutunglos alle Glückwünſche in dem Gefühle, die ſie in der Bruſt des Beſchenkten erregen! Der Mann, dem der Rückblick den eigenen Werth ſo feſt und untrüglich verſichert, braucht keine Herzſtärkung, der Zukunft entgegenzuſehen. Ohne alle äußere Beſtätigung lebt er in der beſeligenden Gewißheit, jede Kraft genutzt und jede Gabe erhöht und verſtärkt weitergegeben zu haben, und in der Erwartung, die nicht getäuſcht werden kann, daß die Zeit den ſcheuen Blick der Verkennung, der „halb Reſpekt, halb Mißfallen“ bedeutet, in den geraden der Liebe und Bewunderung verwandeln müſſe.

Das deutſche Volk iſt heute nicht ſehr reich an Kerngeſtalten des Weſens und Lebens. Man möchte beinahe fürchten für ſeine Zukunft bei dem Anblick all des Unerfreulichen, des Schwachen, Kränklichen, ja, Verweſenden, das ſich bald auf der Oberfläche, bald mehr in der Tiefe zeigt. Es verkündet nichts Gutes, wenn der äußere Erfolg zu Vielen ausſchließlich Maß und Richtſchnur

des Urtheils und des Handelns wird. Immer allgemeiner übertrumpft die äußere Leiſtung die innere, der Intellekt den Charakter, das Vergängliche das Dauernde.

In der Kunſt vor Allem, wo nur das Sein auch ſcheint, ſchön iſt, bedeutet Das Niedergang und Verarmung. Wenn der höchſte Maecen, das ſtarke, klare, reiche und tiefe Empfinden des Volkes leidet, muß der Schützling mitleiden. In ſolchen Zeiten hat der Dichter ein anderes Gewicht als ſonſt. Da iſt er mehr Behüter und Ueberlieferer als Schöpfer und Eroberer, er ſteht mehr neben dem Prieſter als neben dem König, er wirkt mehr durch ſein Weſen als durch ſeine That, ein Herkules im Dienſte eines Euryſtheus, ein arbeitender Held, von dem Jole ſagt: „Als ich Theſeus erblickte, da wünſchte ich, ihn zum Kampfe vortreten oder wenigſtens ſeine Roſſe beim Wagenrennen lenken zu ſehen; aber Herakles wartete nicht auf den Kampf, er ſiegte, ob er ſtand oder ging oder ſaß, oder was er ſonſt thun mochte.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Die ganze Philoſophie iſt keine Stunde Studiums werth“, ſagt Pascal. Er hat Recht für Den, der ein Wiſſen über das Unwißbare erwartet, und Unrecht für Alle, die wiſſen, daß alle Dinge der Welt belehren, alſo auch die Spiele der Kinder und die Syſteme der Philoſophen, und daß der Umfang der möglichen Belehrung nicht von dem Gegenſtande der Betrachtung, ſondern von dem Betrachter abhängt.

Die deutſche Philoſophie fängt an, ſich langſam aus der eiſernen Umklammerung der Encyklopädiſten und der Naturwiſſenſchaften loszuringen. Man kehrt um, — vorläufig zu Kant. Einer der erſten Verkünder und Bekenner dieſer Umkehr iſt Karl du Prel. Auch ſein Schaffen ging von der Aufklärung und den Naturwiſſenſchaften aus. Und doch war er ſchon ſeiner Zeit voraus, als er im Beginn ſeiner Laufbahn den Kampf ums Daſein am Himmel unter den Sternen, den größten für das Menſchenauge ſichtbaren Individualitäten, die Fechner mit heute erſt deutlicher vernehmbarem Beifall als beſeelte Organismen anzuſprechen wagte, wiederzufinden glaubte. Schon in jener Erſtlingsarbeit lag eigentlich die Abſage an das Dogma von Kraft und Stoff, die er dann, immer beſtimmter und ſchärfer formulirend, bis zur Wiederbelebung — wenn nicht Wiedererweckung — des Begriffes der Seele, bis zu Bekenntniß und Verkündigung eines individuellen Lebens des Menſchen nach dem Tode fortführte. Lange vor den Anderen war er auf Kant zurückgegangen, um mit Zöllner und Hellenbach in der Lehre von der Idealität von Raum und Zeit die einzige Brücke zu einem neuen Lande der Erkenntniß zu finden. Sie allein ſchien all die räthſelhaften Erſcheinungen der Nachtſeite des menſchlichen Seelenlebens, wie ſie in Traum und Schlaf, im Hypnotismus, Somnambulismus, im Animismus und Mediumismus in verwirrender Mannichfaltigkeit und mit ſcheinbar handgreiflicher Deutlich-

keit ſich dem Blicke aufdrängen, nicht nur zu beſtätigen und zu erklären, ſondern gradezu zu Beweiſen für eine andere thatſächliche Form des Daſeins zu machen. Ob jene Formel Das leiſten kann, ob ſie überhaupt richtig iſt, iſt hier nicht zu unterſuchen. Daß Kant ſelbſt ihr ſo Etwas wie eine Leiſtung zutraute, iſt bekannt. Und dem modernen Forſcher floß das Material in ganz anderen Maſſen zu. Die heutige Zugänglichkeit aller Quellen der Belehrung allein ermöglicht eine gegen früher unſchätzbar geſteigerte perſönliche Erfahrung, während die jetzige Form des Kulturlebens die Häufigkeit beſtimmter Erſcheinungen des Seelenlebens zu begünſtigen ſchien. Man braucht nur an das Auftreten Hanſens zu erinnern und an die literariſche Fluth über Hypnotismus und Suggeſtion, die es entfeſſelte. Welche Befürchtungen bei den Einen und welche Hoffnungen bei den Anderen knüpften ſich daran! Und doch war Das nur ein kleiner Ausſchnitt des ſchier unüberſehbaren Gebietes. Da mußten ſich denn die Vorſtellungen über die Aufſchlüſſe, die jene Erſcheinungen gewähren konnten, lebhafter färben, — um ſo mehr, je unbefangener und unberührter ein Forſcher aus dem Gedankenkreis der Naturwiſſenſchaften herkam.

Freilich: den unerſchütterlichen Glauben an Maß und Zahl, an das Experiment, pflegte auch ein ſolcher nicht zurückzulaſſen. So trennte ſich bald die Schaar. Der eine Theil beſchränkte ſich, die einfacheren, häufigen, normalen Erſcheinungen des Seelenlebens, meiſt ſich in Fechners Fußſtapfen haltend, experimentell zu verfolgen und auf weitere Ausblicke zu verzichten, der andere ſah in den ſeltenen, verwickelten, anormalen Aeußerungen der Pſyche den Schlüſſel zu dem Räthſel alles Menſchendaſeins. Die letzten Fragen, das Woher und Wohin, der Anfang und das Ende, Sinn und Inhalt des Menſchenlebens, ſchienen dieſer Forſchung mit dem phyſikaliſchen Verſuche nahbar. Sie glaubte ſich — wenn nicht am Ziel, ſo doch — auf dem Wege einer wirklich wiſſenſchaftlichen, einer naturwiſſenſchaftlichen Begründung der Welt des Geiſtes. Wie weit dieſer Glaube berechtigt iſt, ſoll hier nicht unterſucht werden. An der Spitze ſeiner Bekenner ſteht heute Karl du Prel und blickt auf eine ſtattliche Gefolgſchaft. Zwei Eigenſchaften haben ihn an dieſen Platz geſtellt: die Univerſalität, womit er das ganze, ungeheure Gebiet der Erſcheinungen und Berichte in Studium und Verwerthung umfaßte, und ſeine vollendete wiſſenſchaftliche Unerſchrockenheit. Die Vereinigung dieſer beiden Vorzüge machen ſeine Leiſtung zu einer einzigen, unnahbaren. Wenn Hellenbach, Zöllner, Wittig, Sellin, Sir William Crookes, Lord Raleigh, Oliver Lodge, Sidgwick, Podmore, Myers, W. Th. Stead, de Rochas, Lombroſo, Schiaparelli, Ermacora, Finzi und Andere, die Einen, ſich auf dieſe oder jene Gruppe von Erſcheinungen beſchränkend, reicheres ſpezifiſches Material herbeibrachten, die Anderen auch vor den auffallendſten Phänomenen den endgiltigen

Schluß noch vertagen wollten, Andere in der Propaganda mehr und theils Unübertreffliches leiſteten, — Keiner verfügte wie du Prel über eine ſo lückenloſe Kenntniß des Gebietes, über ſo gleichmäßige geiſtige Durchdringung des ungeheuren Stoffes, über eine ſo vollkommene innere Freiheit gegenüber jeder Einzelheit, jene Freiheit, die überall und gar auf ſo beſtrittenem Boden erſt ermöglicht, jedes Ding an ſeinen Platz zu ſtellen. Wer immer ſich in Zukunft über das Material ſelbſt orientiren will und darüber, welches Gewicht es für die Bildung einer Weltanſchauung haben kann, wird ſich an das Werk des münchener Denkers halten müſſen. Freilich: der Schlußſtein dieſes Werkes fehlt noch. Wie ein Baumeiſter, der auf unſicherem Grunde mit begreiflicher Sorge ſich um die Güte des Fundamentes bemüht, ſo ſcheint er noch immer Material herbeizuſchaffen, das, beſtimmt, in der Tiefe zu verſchwinden, nur den Boden feſtigen ſoll. Die hohe Tempelwölbung einer Ethik, in der ſich alle Feſtigkeit des Bodens und alle Freiheit des Himmeltraumes zuſammenſchließen, läßt er noch kaum ahnen. So werden wir immer begieriger auf ſein letztes Wort, das zündende, womit er unſeren Willen berühren wird. Mag ſein, daß er gern auf ein lauteres Echo ſeiner Stimme verzichtet und daß er jenes Wort nie ausſprechen wird. Im kleineren Kreiſe wird die Wirkung ſeines reinen Geiſtes vielleicht die größere bleiben. Hier wenigſtens wird der Eindruck ſeines Weſens jeden möglichen ſeines Wortes übertreffen.

Es iſt nicht ſchwer, zu erkennen, inwieſern dieſe Vermuthung wahrſcheinlich iſt. Der Begriff Wiſſenſchaft hat in unſeren Zeiten einen noch nie geſehenen Umfang angenommen. Immer deutlicher ſtellt ſich heraus, daß er dabei Elemente ſich einverleibt, die er auf die Dauer nicht feſthalten kann. Der Gedanke, als ob Kunſt und Wiſſenſchaft in Folge unſerer vorgeſchrittenen modernen Bildung drauf und dran wären, die Religion abzulöſen, klingt heute noch in allen Geiſtern, die früh ſich dem Einfluß Feuerbachs und David Friedrichs Strauß lebhaft hingaben, nach, ſo weit ſie auch der eigene Weg von dieſen Denkern abgeführt haben mag. Das Bischen „zu viel“ an Geiſt, das der Wiſſenſchaft auch in du Prels Denken zugebilligt wird, die kleine Ueberlaſt, die ſie nicht mehr tragen kann, ſcheinen den treuen Forſcher von jenem letzten Worte abzuhalten. Das macht ſein Wirken und Weſen nicht kleiner. Denn das Ideal macht den Märtyrer, den wirklichen und einzigen Sieger. Die nur, die ihre Sache zu groß nehmen, ſind die wirklichen Förderer der Menſchheit. Sie allein erleben die Tragik der Irrthümer nicht allein für ſich, ſondern für Alle. Neben ſolcher Frucht erſcheint Alles, was die Welt an Erfolg und Anerkennung zu geben hat, klein an Gewicht und Bedeutung. So ſtehen wir wieder vor der Perſönlichkeit, als der einzigen und köſtlichſten Gabe, die der Einzelne der Mitwelt darzubringen hat, nach der allein ſein Werth und Wirken gemeſſen wird.

Wie groß mag die Zahl Derer ſein, die du Prels Einfluß an ſich erfuhren! Wie Vielen hat er das erſte Licht gebracht, wie Vielen iſt er heute noch Führer und Erklärer, wie Viele bleiben ihm dankbar ergeben, wenn ſie längſt ſeine Pfade verlaſſen haben! An Allen hat er Samariterdienſte gethan. Dem gegenüber kommt es wenig in Betracht, was von ſeiner Leiſtung die Wiſſenſchaft der Zukunft behalten, was ſie erſt anerkennen, was ſie verwerfen wird. Ein Menſch iſt groß nur in ſeinem Weſen, von dem die Gedanken nur einen kleinen und minder wichtigen Theil ausmachen. Die Geiſtesheroen ſind eine moderne Erfindung und kein gutes Zeugniß für die Erfinder Die wahren Helden ſind Helden des Willens, ſeit der Bergpredigt des hilfreichen, des ſelbſtloſen, des guten Willens.

Martin Greif und Karl du Prel ſind Jugendfreunde. Nur ein paar Wochen im Alter verſchieden, feierten ſie zuſammen den ſechzigſten Geburtstag, nachdem ſie ein Menſchenalter zuſammen auf dem ſelben Boden geſtritten und gelitten hatten, der Eine für die himmliſchere, der Andere für die irdiſchere Göttin, der Eine für die Kunſt, der Andere für die Wiſſenſchaft. Jeder von ihnen hat ſeiner Erkorenen mit unerſchütterlicher Treue, mit vollkommener Hingabe, mit dem Aufgebot aller Kräfte gedient. Beide waren Offiziere, bevor ſie den leichteren Herrendienſt mit den ſchwereren Frauendienſt vertauſchten. Seitdem haben ſie ihre Pflicht mit ruhiger Entſchloſſenheit gethan. Keiner hat paktirt, Keiner iſt zurückgewichen. Jeder hat ſich behauptet, ohne ſich zu verſagen, bereit, jeden Eindruck aufzunehmen, und im Stande, ihn individualiſirt wieder zurückzugeben. Sie haben mitgeformt an dem Bilde der Welt, ein Jeder nach dem Maß ſeiner Kraft, und haben ſich formen laſſen, Jeder nach dem Maß ſeines Weſens. Mehr wird von den Größten nicht verlangt.

Das, was die Welt Erfolg nennt, Goldene Berge und den lauten Beifall der Menge, hat weder Greif noch du Prel errungen. Dagegen ſind ſie ſeit dem Beginn ihrer Laufbahn im Geiſtesleben der Zeit da, immer gegenwärtig, wenn auch ungeſehen und ungehört, immer mit einem beſtimmten, ſtarken Gewicht fühlbar, ſelbſt von den Unempfindlichen bemerkt und von den Unwilligen mit jenem verheißungvollen Blick, „der halb Reſpekt und halb Mißfallen bedeutet“, ausgezeichnet. Daneben fehlt eine zahlreiche Gemeinde nicht von Solchen, die, im Innerſten ergriffen von dem Weſen des Freundespaares, ihre dahinſchreitenden Geſtalten als Lehre und Vorbild des rechten Weges ſicher im Auge behalten. Ich möchte dieſe Gemeinde nicht tadeln, weil ich ſelbſt zu ihr gehöre.

Regensburg. Paul Garin.

Nachſchrift: Am fünften Auguſt in Heilig Kreuz bei Hall in Tirol iſt Karl du Prel geſtorben. Der Glückwunſch verwandelt ſich in einen Nachruf.

Dieſer erfordert noch ein innigeres Wort. Ihm fehlte keine einzige der Eigenſchaften, die den echten Charakter darſtellen, und ſie ſtanden alle in jenem Einklang, der erſt den echten Edelmann ausmacht. Wer ihm im Leben begegnet iſt, iſt geſtärkt von ihm gegangen. Einem Jeden ſchienen von da an Herzensgüte und bereitwillige Liebenswürdigkeit wie eine ſelbſtverſtändliche Folge aufrichtiger und ehrlicher Arbeit, wie ein Ziel, von dem Keiner ausgeſchloſſen iſt. Er war einem Jeden ein lebendiges Zeugniß Deſſen, daß die Wenigen, Auserleſenen, die Geiſter ſeines Schlages, das Salz der Erde ſind, von deren Gnaden allein alles mittlere und kleinere Daſein ſich friſtet. Ein Ritter ohne Furcht und Tadel hat er nun das dunkle Thor durchſchritten, um deſſen Geheimniß er ſich ein Menſchenalter bemüht hat.

Paul Garin.

Kautsky als Theoretiker.

Die wirthſchaftgeſchichtliche Auffaſſung Kautskys*) iſt die Grundlage ſeiner Wirthſchaftstheorie. Die entſcheidende Frage iſt:

Kann die der Induſtrie eigenthümliche „Tendenz" zum großkapitaliſtiſchen Betrieb nach Weſen und Bedingungen der landwirthſchaftlichen Urproduktion auch in der Landwirthſchaft Platz greifen?

Ich will auf jeden hiſtoriſchen und jeden ſtatiſtiſchen Einwand gegen das behauptete „Entwickelungsgeſetz" in der Induſtrie verzichten und unterſtellen, daß in der Induſtrie thatſächlich Akkumulation und Centraliſation des Kapitals auf der einen und Expropriation und Proletariſirung auf der anderen Seite unaufhaltſam fortſchreiten. Weiter kann man dem Gegner kaum entgegenkommen. Vermögen nun die ſelben ökonomiſchen Vorgänge in der Landwirthſchaft die ſelben Ergebniſſe herbeizuführen?

In der Induſtrie wird das aus der „urſprünglichen Akkumulation" herrührende Stammkapital zur Heranziehung „freier Arbeiter" verwendet; dieſe Arbeiter ſchaffen „Mehrwerth", der zum Theil konſumirt, zum Theil akkumulirt und zum Kapital geſchlagen wird, das als konſtantes Kapital der techniſchen Verbeſſerung der Arbeitmittel oder als variables Kapital der Heranziehung neuer freier Arbeiter dient. Auf beiderlei Art wächſt der Unternehmergewinn, wird weiter akkumulirt, — und ſo fort in infinitum. Hand in Hand damit geht die Centraliſation des Kapitals; denn mit der ſteigenden Arbeitstheilung und der Vervollkommnung der techniſchen Hilfsmittel ſinken die Produktionkoſten der Waareneinheit bedeutend. Folglich kann der kapitaliſtiſche Unternehmer den kleinen konkurrirenden „einfachen Waarenproduzenten" unterbieten und ſchließlich vom Markt verdrängen: der Expropriirte wird freier Arbeiter und iſt verurtheilt, ſeinem Beſieger von nun an gleichfalls Mehrwerth zu ſteuern. Als Hebel der Expropriation der Kleinen durch die Großen wirkt alſo in der Induſtrie die preiserniedrigende Wirkung der freien Konkurrenz. Iſt der Preis ſo tief herabgedrückt, daß der einfache Waarenproduzent außer ſeinen Selbſtkoſten trotz Ueberarbeit und

*) S. „Zukunft" vom 5. Auguſt 1899.

Unterkonsum seinen Lebensunterhalt nicht mehr findet, so muß er endgiltig den Kampf aufgeben, ist expropriirt und als selbständige wirthschaftliche Existenz ausgelöscht.

In der Landwirthschaft hat die „ursprüngliche Akkumulation" einer Anzahl von Privatpersonen das Eigenthum an größeren Bodenflächen verschafft und der größere Landbesitz wirft zweifellos auch „Mehrwerth" ab, sei es als Steuer höriger oder als Zins freier Pächter oder als Ueberschuß über den Lohn freier Arbeiter. Ein Theil dieses Mehrwerthes kann zweifellos ebenfalls akkumulirt und als konstantes oder variables Kapital produktiv angelegt, kapitalisirt werden: ebenfalls mit dem Erfolg, durch Verbesserung der Produktionmittel und Vermehrung der Arbeitkräfte die Produktivität der Acker- und Arbeiteinheit und so den Mehrwerth zu steigern. Aber resultirt daraus stets ein Preissturz? Werden die Preise für Korn und Fleisch etwa durch den Konkurrenzkampf zwischen Großgrundbesitzern und Bauern heruntergedrückt, bis der Bauer schließlich trotz Ueberarbeit und Unterkonsum seinen Lebensunterhalt nicht mehr finden kann?

Kautsky entwickelt, zwar scholastisch verschnörkelt, aber richtig, wie verschieden die Preisbildung für Industriewaaren und für Landwirthschaftprodukte vor sich geht. Er weiß auch sehr wohl, daß der Preis der Industriewaaren auf die Dauer durch die geringsten Reproduktionkosten bedingt ist, d. h. durch die Preisstellung der technisch am Höchsten ausgestatteten Betriebe; der Preis der Landwirthschaftprodukte dagegen durch die höchsten Produktionkosten, d. h. durch die Kosten, die Ankauf und Zufuhr desjenigen für die Versorgung des Marktes noch nöthigen, Getreides erfordern, das unter den ungünstigsten Verhältnissen gewachsen ist. Wer besseren Boden hat oder dem Markt näher ist oder mit mehr Kapital wirthschaftet, verkauft nicht billiger, sondern steckt einen höheren Gewinn ein: die Differentialgrundrente. Von einem Unterbieten kann also keine Rede sein, wenigstens nicht im Sinne der industriellen Konkurrenz. Das Bedürfniß, für das die Landwirthschaft zu sorgen hat, ist das stärkste Existenzbedürfniß der Menschheit, der Markt für ihre Erzeugnisse daher von einer ungeheuren, keinem Gewerbserzeugniß auch nur entfernt zukommenden Größe und von einer Elastizität, die kaum Grenzen hat. Keine noch so große Ernte ist denkbar, die nicht schließlich Abnehmer fände, und zwar aus dem einleuchtenden Grund, weil die Majorität der Menschheit nie ganz satt wird. Bei dieser Marktlage ist es ausgeschlossen, daß ein einzelner Betrieb, selbst wenn er das Undenkbare ausführte, nämlich, unter dem Marktpreise zu verkaufen, einen irgendwie bemerkenswerthen oder gar nachhaltigen Preisdruck ausüben könnte.

Bedingt schon Das einen großen Unterschied, so wird die Unähnlichkeit dadurch noch größer, daß fast jeder industrielle Betrieb die Möglichkeit und die Tendenz hat, seine Produktion so zu vergrößern, daß er den ganzen Absatz allein monopolisirt. Diese Absicht kann selbst dem Eigenthümer der größten Latifundien der Welt nicht im Traume einfallen; denn die gewaltigste und geschickteste Kapitalinvestirung kann seine Ernteerträge niemals in dem Maße steigern, daß er den Markt auch nur wesentlich stärker als zuvor beeinflussen könnte. Seine Produktionkraft bleibt im Verhältniß zur Weltproduktion unendlich klein, ob er auch seine Erträge verzehnfacht.

Bestimmt also in der Industrie die Preisfestsetzung des am Besten ausgestatteten Wettbewerbers den Preis, so entscheidet in der Landwirthschaft nur das Ver-

hältniß von Gesammtangebot zu Gesammtnachfrage über den jeweiligen Marktpreis, während der durchschnittliche Preis sich, jeder Einzelwillkür entzogen, nach Thünens Theorie automatisch bildet. Daher ist auch die psychologische Stellung der „Konkurrenten" in beiden Zweigen der Produktion toto coelo verschieden: dem Industriellen ist jeder Wettbewerber ein Gegner, den er vernichten muß, um nicht von ihm vernichtet zu werden; der Landmann sieht in seinem Nachbarn den Genossen in Freud und Leid, der mit ihm in Geduld hinzunehmen hat, was das Wetter und der Markt Gutes oder Böses bringen. Eine „Konkurrenz" nach Art der Industriellen besteht für die Landwirthschaft allenfalls zwischen Ländern, die unter verschiedenen Natur- und Arbeitverhältnissen produziren, aber niemals zwischen Einzelpersonen im selben Lande, also auch nicht zwischen dem Bauern und dem Großgrundbesitzer.

Mag man die gemeinsame Beschickung des selben Marktes also Konkurrenz nennen oder nicht: so viel ist jedenfalls sicher, daß derjenige Mechanismus der freien Konkurrenz in der Landwirthschaft nicht existirt, der durch billigere Reproduktionkosten den kleinen Unternehmer unterbietet und aus dem Markt wirft.

Das Alles scheint Kautsky nun gar nicht zu sehen. Er konstatirt erstaunt, daß die „Konkurrenz" auf dem Lande nicht gefürchtet wird. „Aber nicht überall sind größere Güter in der Nähe, die Gelegenheit zu Nebenverdienst geben. Oft werden solche Güter, weit entfernt, als Konkurrenten betrachtet zu werden, geradezu ersehnt." Doch muß ihm Das als Ausnahmefall erscheinen, denn an anderer Stelle sagt er, „daß die große Mehrheit der landwirthschaftlichen Bevölkerung auf dem Waarenmarkte nicht mehr als Verkäufer von Lebensmitteln, sondern als Verkäufer von Arbeitkraft und als Käufer von Lebensmitteln in Betracht kommt. Die Kleinbetriebe hören auf, als Konkurrenten des Großbetriebes aufzutreten" und: „Je schärfer die Konkurrenz des bäuerlichen Betriebes mit dem Großbetrieb (und mit überseeischem Betrieb), je mehr er den Konkurrenzkampf nur durch Ueberarbeit und Verzicht auf alle Bedürfnisse der Kultur, mitunter selbst auf nothwendige Lebensbedürfnisse, durch freiwillige Degradirung zur tiefsten Barbarei führen kann, desto mehr verliert auch die bäuerliche Scholle die Kraft, ihren Besitzer an den Boden zu fesseln." Ich glaube nicht, daß es möglich ist, diese Stellen anders zu verstehen als so, daß Kautsky thatsächlich das Bestehen einer Konkurrenz zwischen Groß- und Kleinbetrieb, wenigstens annähernd, im Sinne der Industrie für vorhanden hält. Aus der selben Wurzel heraus gewinnt für ihn die alte Streitfrage, ob Groß- oder Kleinbetrieb in der Landwirthschaft die überlegene Form sei, eine ganz neue Bedeutung. Die Agrarökonomie hat sich bisher mit dieser Frage weniger von dem Gesichtspunkt aus befaßt, welche der beiden Betriebsformen der anderen im wirthschaftlichen Wettkampf den Garaus machen werde, als von dem Gesichtspunkt des höchsten nationalwirthschaftlichen Reinertrages und allenfalls der politischen Stabilität. Der praktische Agrarpolitiker wollte wissen, ob die Versorgung des Gesammtvolkes besser durch Großbetriebe oder durch Kleinbetriebe oder durch eine Mischung Beider — und in welchem Verhältniß — gesichert sei; auch, ob vielleicht politische Nothwendigkeiten erforderten, selbst eine wirthschaftlich minderwerthige Klasse der Landbevölkerung zu erhalten oder zu vermehren. Kautsky aber glaubt, daß es sich um eine Frage der Konkurrenzfähigkeit handle. Und doch kann davon keine

Rede sein. Ein unverschuldeter Bauer auf ausreichendem Boden könnte inmitten der intensivsten Hackfruchtkultur ruhig Brandwirthschaft treiben, ohne die „Konkurrenz" zu spüren. Er würde nur weniger Korn verkaufen können und wäre ärmer, als er bei vernünftiger Wirthschaft sein könnte: aber seine Existenz wäre nicht bedroht.

Was die Frage der technischen Ueberlegenheit des Großbetriebes anlangt, die Kautsky natürlich bejaht, so hat er sich die überflüssige Mühe gegeben, zu beweisen, daß der Großbetrieb ceteris paribus dem Kleinbetrieb überlegen sei. Das hat seit Adam Smith und Arthur Young kaum Jemand mehr bezweifelt. Aber über die entscheidende Thatsache, daß jene „Gleichheit der übrigen Verhältnisse" nicht herstellbar ist, gleitet er leicht hinweg. Daß alle Nachtheile des Bauernbetriebes, der Mangel an Kapital, die Belastung mit Gebäudeunkosten, der Mangel an Fachbildung, durch die unendliche Ueberlegenheit der Arbeitleistung vielleicht aufgewogen, ja wahrscheinlich heute schon überwogen werden, daß der Bauer arbeitsam, sorgsam und sparsam, der Tagelöhner unfleißig, sorglos und unwirthschaftlich arbeitet, kann nicht durch die Behauptung aus der Welt geschafft werden, daß der Bauer durch „Ueberarbeit und Unterkonsum" zur „Barbarei" zurückgelangt ist. Mindestens hätte der Schüler Marxens, in dessen System die „Reservearmee" eine so entscheidende Rolle spielt, doch der Thatsache Gewicht beilegen müssen, daß auf dem Lande eine Reservearmee nicht existirt. Und daher kommt es ja gerade, daß der Tagelöhner so minderwerthige Arbeit leistet. Treibt ihn doch weder das Zuckerbrot des Vortheiles noch die Peitsche der Arbeitlosigkeit.

Die richtige Theorie kennt also weder in der Landwirthschaft „Konkurrenz" zwischen Klein- und Großbetrieb, noch besteht jener Mechanismus, der in dem Gewerbe die kleinen Betriebe durch Unterbietung, durch Verlust ihres Absatzmarktes an die großen Betriebe vernichtet. Aber Das stammt nicht von Marx und gilt daher für unseren Autor nicht. Ich will mich deshalb auf den Standpunkt stellen, daß die Theorie falsch ist, und nur direkt an die Thatsachen appelliren. Sollte sich da irgend Etwas von Akkumulation und Centralisation im landwirthschaftlichen Betrieb herausstellen, so will ich Theorie Theorie sein lassen und die Waffen strecken.

Kautsky kennt natürlich die Statistik. Er muß zugeben, daß sich die Klein- und Mittelbetriebe in Deutschland und England, den Ländern der kapitalistischen Wirthschaft κατ' ἐξοχήν, vermehren, während die Großbetriebe von 1882 bis 1895 in Deutschland nur sehr unbedeutend (um 70 Betriebe über 100 ha und um 45538 ha Areal) zugenommen, in England von 1885 bis 1895 sogar bedeutend abgenommen haben. Die Parzellenbetriebe (unter 2 ha) zeigen in Deutschland von 1882 bis 1895 eine Zunahme von 174536 Betrieben, allerdings bei einer Abnahme ihres Gesammtareals von ungefähr einem Zehntel Prozent; die Kleinbetriebe (2 bis 5 ha) wuchsen um 34911 Betriebe und ungefähr 96000 ha Areal, die Mittelbetriebe (5 bis 20 ha) um 72199 Betriebe und 563477 ha Areal; die Großbauernbetriebe (20 bis 100 ha) wuchsen an Zahl um 257, verloren aber 38333 ha an Areal. Diese Zahlen sprechen nicht gerade für „Akkumulation und Centralisation". Kautsky versucht deshalb, sie in seinem Sinne zu interpretiren. Er erklärt zunächst den Hypothekengläubiger für den eigentlichen Besitzer des Gutes und den Wirth für Dessen bloßen Verwalter. „Dem Hypothekengläubiger fällt thatsächlich die selbe Rolle zu, die im Pachtsystem der

Grundbesitzer spielt." Das ist eine verblüffende Behauptung! Kautsky hat jedenfalls einige bis über den — augenblicklich etwas zurückgegangenen — Gutswerth verschuldete Landwirthe im Auge, die thatsächlich ja nur die Verwalter ihrer Gläubiger sind. Aber diese Ausnahme darf doch nicht zur Regel gemacht werden. Es ist kein Unterschied zwischen der Hypothek auf einem Fabrikgrundstück und der Hypothek auf einem Rittergut. Kautsky selbst führt an, daß „der Zuwachs der Grundrente beim Pachtsystem dem Gutsbesitzer, beim Hypothekarsystem aber dem ‚thatsächlichen Unternehmer und nominellen Grundbesitzer' und nicht dem ‚eigentlichen Besitzer' (dem Hypothekarier) zufällt", — und Das ist schon keine quantité négligeable. Wenn Kautsky nicht durch Voreingenommenheit verhindert wäre, die Rolle des „unearned increment", des Rentenzuwachses, in der modernen Grundbesitzgeschichte als des Prius und der Hypothekarverschuldung als des Posterius richtig zu würdigen: er würde sich wohl besonnen haben, Hypothekengläubiger und Eigenthümer, Gutsbesitzer und Pächter für identisch zu erklären.

Aber er braucht eben seine Definition für die weitere Beweisführung. „Beim Hypothekarsystem ist der Prozeß der Konzentration des Grundbesitzes oder, wenn man genau sein will, der Grundrente deutlich sichtbar." Nun folgt eine summarische Aufzählung der Summen, die die genossenschaftlich organisirten, die staatlichen und provinziellen Bodenkreditinstitute, die Hypothekenaktienbanken (in Pfandbriefen) und die Sparkassen, Versicherungsgesellschaften, Stiftungen und Korporationen in Hypotheken angelegt haben. „Diese Zahlen zeigen schon eine enorme Konzentration der Grundrente in wenigen centralen Instituten an; die Konzentration nimmt aber noch rasch zu." Darauf folgen Zahlen auf Zahlen und endlich kommt der triumphirende Schluß: „Das sind Zahlen, die wohl deutlich darauf hinweisen, daß das marxistische Dogma für das Grundeigenthum nicht minder gilt als für das Kapital!" Hinc illae lacrimae! Also, um die „Konzentration des Grundeigenthumes" zu beweisen, mußte die Hypothek zum „eigentlichen Grundeigenthum" avanciren und der „Gutsbesitzer" zum „kapitalistischen Pächter" herabsinken! Man mag Kautsky noch so weit entgegenkommen: seine Zahlen beweisen nach der Seite der Betriebsart durchaus nichts Anderes als die unbestrittene Konzentration der Kapitalien im Bank- und Kreditgeschäft und natürlich auch eine Zunahme der Bodenverschuldung. Aber eine Konzentration des Grundbesitzes beweisen sie nicht einmal nach der Richtung der Betriebskonzentration, geschweige denn nach der der Eigenthumskonzentration. Auch besteht nebenbei ein großer Unterschied zwischen Aktienbanken und Hypothekarinstituten. Jene sind selbständige großkapitalistische Unternehmer, die mit ungeheuren Mitteln in den Konkurrenzkampf eintreten und wohl kleinere Kapitalisten vernichten können. Diese sind vertrauenswürdige Vermittler zwischen den hypothekenbedürftigen Wirthen und dem kapitalbesitzenden Publikum. Sie machen höchstens ein paar Dorfwucherer überflüssig und beziehen für sich die Provisionen, die früher kleinen Geldleuten zufielen. Auch dienen sie mit ihren Anlagewerthen den kleinen Sparern ganz so wie Sparkassen und Versicherungsgesellschaften.

In sozialdemokratischen Schriften wird überhaupt nicht selten ein bedenkliches logisches Spiel mit dem Worte „Konzentration" getrieben. Bald bedeutet es Betriebs- und bald Besitzkonzentration. Damit ist der quaternio terminorum Thür und Thor geöffnet. Wäre Betriebskonzentration auch immer Besitzkonzen

tration, so wäre damit immer die Nebenwirkung der Expropriirung und der Proletarisirung verbunden. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Im Mormonenstaate ist z. B. fast die gesammte Produktion und das gesammte Verkaufsgeschäft in Aktiengesellschaften organisirt: eine fast beispiellose Betriebskonzentration! Aber die Aktien sind sehr gleichmäßig unter fast alle Mitglieder der Gesellschaft vertheilt. Und die britischen Konsumvereine, die britischen Kreditgenossenschaften, die englisch-amerikanischen building societies stellen gewaltige Betriebskonzentrationen dar, ohne daß damit eine Besitzkonzentration verbunden wäre.

Besser begründet ist, wenn Kautsky gelegentlich feststellt, daß eine „Konzentration" in der Landwirthschaft auch ohne Vergrößerung der Bodenfläche stattfinden kann: nämlich durch Verwendung einer größeren Anzahl von Menschen- und Maschinenkräften, d. h. durch intensivere Kultur. Dagegen ist es nicht überzeugend, wenn er in Anlehnung an einzelne Wahrnehmungen Rudolfs Meyer behauptet, daß die Zahl der Güter in der Hand eines Besitzers im Wachsen sei. Das würde eine Konzentration des Eigenthumes nur dann darstellen, wenn nicht etwa Erbtheilung oder Dismembrirung anderswo entgegengesetzt wirkten. Da wir keine Besitzstatistik haben, so läßt sich darüber nicht weiter rechten.

Unbestritten soll freilich bleiben, daß Fideikommisse, Majorate und die dem freien Verkehr entzogenen Herrschaften des hohen Adels und der regirenden Häuser schnell wachsen. Das ist sicherlich eine Eigenthumskonzentration. Aber gerade hier zeigt sich der Unterschied gegenüber den Industrieverhältnissen im hellsten Licht. Der größere Industrielle verdrängt den kleineren, weil er an der Waareneinheit einen größeren Gewinn erzielt; der Großbesitzer kauft den Bauern oder kleineren Gutsbesitzer aus, obgleich er an der Bodeneinheit einen kleineren Gewinn erzielt. Der Landhunger der Magnaten ist nach Sering „lediglich ein Streben nach Erweiterung einer ohnehin schon übermäßigen Machtsphäre, ohne irgend welche volkswirthschaftliche oder technische Rechtfertigung".

Das Kapital in Industrie und Handel konzentrirt sich kraft ökonomischer Ueberlegenheit: das Grundeigenthum konzentrirt sich trotz ökonomischer Minderleistung, weil durch politische Verhältnisse die Grundbesitzer zu einem Reichthum gelangt sind, dessen Erträgnisse sie trotz hoher Lebenshaltung nicht zu verbrauchen im Stande sind, und weil die Großgrundbesitzer politische Gründe haben, ihre Ueberschüsse nicht den besser rentirenden Gewerbszweigen, sondern einer sehr niedrig verzinslichen Anlage zuzuführen. Wenn man sich vorstellt, daß irgendwo mit dem Besitz vieler Windmühlen großer politischer Einfluß verbunden wäre und daß gewisse Familien in Folge politischer Vorgänge sich im Eigenthum vieler solcher Mühlen befänden, so daß ihnen trotz den durch Dampfmühlen gedrückten Preisen jährlich ein Ueberschuß in der Hand bliebe, so würden diese Familien gewiß auch geneigt sein, Dampfmühlen zu erwerben und wieder in Windmühlen zu verwandeln: aber Niemand würde in dieser Entwickelung eine ökonomische Kraft und in dieser Handlungweise ökonomische Absichten vermuthen. Genau so handeln aber die großen Landmagnaten, — gewiß zum Theil in der richtigen Ueberzeugung, daß mit Besitzvergrößerungen auch ihr Einfluß auf die Gesetzgebung und damit ihre materiellen Einkünfte wachsen werden.

Um marxisch zu reden, so ist diese Konzentration des Grundeigenthumes nichts Anderes als eine unmittelbare Folge der „ursprünglichen Akkumulation",

ohne das Dazwischentreten irgend einer noch so kleinen ökonomischen Potenz, während in Industrie und Handel die ursprüngliche Akkumulation nur den winzigen Keim des späteren Vermögens gelegt hat und die weitere Entwickelung durch rein ökonomische Kräfte vor sich ging. Im Uebrigen ist diese Art der Konzentration relativ viel zu gering, als daß sie für die marxistische Doktrin als Beweis herangezogen werden könnte.

Besteht die „Konzentration des Grundbesitzes" auf der einen Seite, bewiesen durch die Anhäufung der Hypotheken bei einzelnen Großbankinstituten, so verlangt das marxistische Dogma auf der anderen Seite den Nachweis der „Expropriirung und Proletarisirung" des kleinen Betriebes durch den großen. Kautsky will auch diesen Beweis nicht schuldig bleiben. Zwar weicht der Bauer nicht von seiner Scholle, aber er wird, nach Kautsky, dennoch proletarisirt und mindestens insoweit auch expropriirt, als er Hypothekenzinsen aufgenommen hat. Er ist ja dann, wie wir wissen, nichts als „Pächter", und zwar ein proletarischer Pächter. Man könnte erwarten, daß Kautsky alle Kraft auf diesen Punkt gerichtet hätte. Dazu gehörte eine eingehende Schilderung des status a quo, d. h. des Zustandes, in dem der Bauer in die kapitalistische Aera eintrat, und der Nachweis, daß dieser Zustand sich vortheilhaft von dem status ad quem unterscheidet, den er jetzt erreicht hat. Ich erwartete genaue statistische Angaben, etwa eine Berechnung, um wie viel sich die bäuerliche Stelle durchschnittlich in dieser Zeit verkleinert hat, wie viel von den Hauptfrüchten auf den Morgen damals geerntet wurde und wie viel jetzt; die durchschnittlichen Preisunterschiede dieser Hauptfrüchte zwischen damals und jetzt; wie sich Steuern und andere öffentlichen Leistungen und Lasten von damals auf heute verändert haben u. s. w. Daraus hätte sich dann eine ungefähre Bilanz, eine Vergleichsmöglichkeit ergeben.

Nichts davon wird uns gezeigt. Wir hören zuerst, daß die Vermehrung der bäuerlichen Stellen wenig oder nichts beweise. Die Akkumulation und Konzentration in Handel und Gewerbe brauche auch nicht mit einer statistisch beweisbaren Verminderung der Betriebe zusammenzugehen. Die aus der eigentlichen Produktion geworfenen Elemente suchten im Kramhandel, in Flickarbeit und in Hilfgewerben ihre Zuflucht oder würden unter dem Anschein der Selbständigkeit Hausindustrielle, d. h. Lohnarbeiter ihrer Besieger. Das trifft für Handel und Gewerber gewiß zu und ich will es sogar für einen Theil der Parzellenbesitzer in der Landwirthschaft gelten lassen. Aber wie sich Kautsky die Zufluchtorte derjenigen ländlichen Klasse vorstellt, deren starke Zunahme gerade den statistischen Stein des Anstoßes bildet, der Klasse der Mittelbetriebe, Das ist mir ein Räthsel. Werden da Kramhandel und landwirthschaftliche Reparaturgewerbe getrieben oder geht man auf Lohnarbeit? Aber die Bauern sind durch die kapitalistische Entwickelung proletarisirt worden! „Diese Blüthe wurzelt im Sumpf, sie erwächst nicht aus dem Wohlstand der Bauerschaft, sondern aus der Bedrängniß der gesammten Landwirthschaft."

Als status a quo erhalten wir auf Seite 8 ein Stimmungidyll nach Sismondi mit Bezug auf schweizerische und oberitalienische Bauern im Zustande der Naturalwirthschaft. Dagegen entrollt uns Seite 25 das furchtbare Elend der französischen Bauern gegen Ende der Feudalzeit nach der bekannten Schilderung von Labruyère. Das Idyll ist wahrscheinlich als Ausgangspunkt zu nehmen, wenn die kapitalistischen Gräuel an den Schandpfahl gestellt werden sollen, das

Elend, wenn die Feudalzeit an die Reihe kommt. Jedenfalls bleibt der Zustand der Landbevölkerung zu Anfang der kapitalistischen Aera gänzlich unaufgeklärt und die Behauptung, der Kapitalismus habe die Bauern heruntergebracht, unkontrolirbar.

Erfährt man also nicht, ob die bäuerlichen Zustände sich verschlechtert haben, so auch nicht einmal, ob sie thatsächlich schlecht, Das heißt, proletarisch sind. Kautsky macht sich diesen Beweis sehr leicht, — zu leicht nach meiner Meinung. Er entnimmt den Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik einige Beispiele sehr niedriger Lebenshaltung von Bauern, fügt ein paar Beispiele aus England, Frankreich und Amerika hinzu und erklärt sich für befriedigt. Daß man solchen Beispielen hundert Beispiele des Gegentheiles entgegenstellen könnte, ist ihm gleichgiltig. Ich erinnere nur an die friesischen Marschbauern, an die Gartenbauern im Rheinland, die Milchproduzenten um Berlin, die Tabakbauern in der Hardt, die Hecht geschildert hat, an den unerhörten Wohlstand der kleinen Farmer in Riverside u. s. w. Diese Dinge sind ja statistisch schwer zu fassen. Aber, so viel ist doch unbestreitbar, daß gerade der Bauer heute durchschnittlich materiell und sozial auf ganz anderer Höhe steht als sein Vorfahr vor den Freiheitkriegen, — nicht nur im Osten, sondern auch im Westen Deutschlands; und ferner hat man doch den Eindruck, daß von einer eigentlich proletarischen Existenz bei der großen Mehrzahl unserer Bauern nicht wohl die Rede sein kann. Aber selbst wenn sie bestünde, wäre sie doch sicher nicht auf die Weise Kautskys zu erklären. Folgt man ihm, so hat nämlich die Geld- und Waarenwirthschaft in mehrfacher Beziehung höchst verderblich auf den Bauern eingewirkt. Zuerst dadurch, daß sie seine Naturalwirthschaft, seine Hausindustrie „ruinirte" und ihn für den Absatz seiner Produkte und den Einkauf seiner gewerblichen Bedürfnisse auf den Markt anwies. Er brauchte mehr Geld als vorher: und damit war seiner Auswucherung durch Geldgeber und Zwischenhändler, seiner dinglichen Verschuldung und Steuerüberlastung das Thor geöffnet. Nun ist es richtig, daß eine sich auch gewerblich selbst versorgende Bauernwirthschaft auf ausreichendem Boden eines groben Behagens sicher ist, so lange äußere Störungen fern bleiben. Aber solche äußeren Störungen warteten nicht erst auf die Geldwirthschaft, um in den geschlossenen Mikrokosmus der Naturalwirthschaft einzubrechen. Die Naturalabgabe, die der Grundholde der Karolingerzeit seinem Grundherrn zu entrichten hatte, entzog ihm gerade so sehr einen Theil seiner Ernte, als wenn er sie verkauft und das Geld an die Rentei abgeliefert hätte; und eben so stand es mit dem kirchlichen Zehnten, der vom Rohertrage geliefert werden mußte. Als die Geldwirthschaft sich aber durchsetzte und die Zinse und Zehnten in Geld fixirt waren, da sanken sie sogar absolut, weil eine ausgebreitete Falschmünzerei Schrot und Korn der Denare enorm verringert hatte; und auch im Verhältniß zum gesteigerten Ertrag der Hufe sanken sie auf eine lächerliche Abgabe, einen kleinen „Rekognitionzins" herab, der zwei Jahrhunderte lang trotz vordringender Geldwirthschaft und Waarenproduktion dann stabil verblieb. Die Hypotheken (Gülten) sind ebenfalls viel älter als die Geldwirthschaft. Getreidegülten haben sich bis tief in die Neuzeit hinein neben den Geldgülten erhalten. Endlich der Wucher! Daß alle diese Dinge in Deutschland zum Ruin des Bauernstandes ausschlugen, lange bevor die „kapitalistische Produktion" auch nur in ihren ersten Ansätzen vorhanden war, sei noch einmal kurz erwähnt.

Und nun die „Vernichtung der bäuerlichen Industrie"! Ich will nicht

urgiren, daß dieser Vorgang im Allgemeinen als volkswirthschaftliche Arbeitstheilung und damit als Ausdruck des Kulturfortschrittes betrachtet wird. Die fortwährende Abspaltung der einzelnen Thätigkeiten, die der Urhusner in seinem Lebenserwerb vereinigte, zu gesonderten Berufen hat ja erst den Zustand der Technik gestattet, den Jedermann für die materielle Grundlage der höheren Kultur ansieht. Aber Das ist kein Einwand gegen Marx-Kautsky, die ja die „kapitalistische Aera" als ökonomisch-nothwendigen Durchgangspunkt der Wirthschaft betrachten und ihre produktiv-technischen Glanzseiten nicht leugnen. Man muß aber fragen, wie denn die kapitalistische Waarenproduktion den bäuerlichen Hausfleiß für den Eigenverbrauch zu „ruiniren" vermochte, da doch diese verschiedenen Erzeugnisse gar nicht auf dem Markte zusammentrafen. Thatsache ist, daß der Bauer seine gewerbliche Eigenproduktion freiwillig aufgab, offenbar, weil er seine Zeit in der Landwirthschaft besser anwenden konnte als in gewerblicher Arbeit. Und daß er sich hierin nicht verrechnet hat, beweist das in allen Kulturländern mit Waarenproduktion unaufhörlich erfolgende und auch Kautsky bekannte Wachsthum der Ernteerträge im Verhältniß zur Ackereinheit, das höhere Schlachtgewicht und die höhere Milchergiebigkeit des Zuchtviehes. Es ist unmöglich, sich ein Bild davon zu machen, wie und warum diese fortschreitende Arbeitstheilung den Bauern materiell geschädigt haben sollte. Die Agrargeschichte des frühen Mittelalters lehrt, daß genau der selbe Vorgang der fortschreitenden Berufstheilung und Waarenproduktion den deutschen Bauern binnen zwei Jahrhunderten aus einem gehetzten, armseligen Sklaven zum wohlhabenden, sozial hochstehenden Manne gemacht hat.

Die überseeische Konkurrenz ist für Kautsky ein Ergebniß der kapitalistischen Wirthschaft mit ihren Eisenbahnen und Dampfschiffen. Ohne mit ihm darüber zu streiten, ob hierbei Ursache und Wirkung nicht verwechselt sind, begnüge ich mich damit, festzustellen, daß sie den Bauern nicht geschädigt hat. Denn die Preise der wichtigsten Bodenprodukte sind trotz dem Preissturz der siebenziger und achtziger Jahre noch jetzt wesentlich höher als am Anfang der kapitalistischen Aera in Preußen; und dabei sind doch die Ernteerträge im Verhältniß zur Flächeneinheit bedeutend gewachsen. Also auch die überseeische Konkurrenz kann nicht als Ursache der Proletarisirung der Bauern herangezogen werden.

Doch genug des grausamen Spieles! Kein Sachkenner leugnet, daß viele Bauern des westlichen Europas sich thatsächlich in übler, meinetwegen in „proletarischer" Lage befinden. Aber diese Nothlage hat nichts mit der kapitalistischen Entwickelung zu thun. Wo ein Nothstand besteht, der weder auf Selbstverschuldung noch auf Unglücksfälle zurückgeführt werden kann, ist fast immer das Erbrecht verantwortlich. Wo realiter getheilt wird, entstehen Zwergbesitzer, die nicht leben und nicht sterben können und dann entweder als Bauern dem Viehwucher oder als Hausindustrielle der Ausbeutung verfallen oder Wanderarbeiter oder Tagelöhner werden; und Erb- und Aussteuerverschuldung schaffen da, wo die Erbgüter ohne Anerbenprivilegien übernommen werden, Betriebe, die den Boden ausrauben, um nur Steuern und Zinsen zu erschwingen, und die so erst recht zu Grunde gehen. Auch hier giebt dann der Wucher nur den Genickfang. Wenn die überseeische Konkurrenz viele Mittelwirthe eben so ruiniren konnte wie die Großbesitzer, so war Das nur dadurch möglich, daß in den zwei Dezennien der ausnehmend hohen Produkten- und Bodenpreise auch die Bodenverschuldung entsprechend gestiegen

war. Wenn unsere Bauern nicht schon in weitem Umfang ein Zweikindersystem angenommen hätten, wäre die Nothlage gewiß noch viel verbreiteter: so aber zeigt die ländliche Verschuldungsstatistik, daß es durchschnittlich dem Kleinbesitz heute noch immer besser ergeht als dem Großbesitz, den eine viel höhere Verschuldung, die Kaufverschuldung, ganz vorwiegend bedrängt. Kautsky weist der unheilvollen Wirkung der Erbverschuldung nicht die entscheidende Rolle für die bäuerliche Nothlage an, die ihr zukommt. Er erklärt sie, wenn auch mit vorsichtiger Verklausulirung, aus der „kapitalistischen Produktion", und zwar mit Hilfe eines Fehlschlusses. Nämlich: erst die kapitalistische Produktion hat, indem sie die feudalen Fesseln sprengte, dem Bauern durch Ablösung aller dinglichen Lasten das „volle Eigenthum" an seiner Hufe gegeben. Das Erbrecht ist aber Ausfluß des vollen Eigenthumes, folglich ist die Erbverschuldung Folge der kapitalistischen Aera, — quod erat demonstrandum!

Aber das Eigenthumsrecht war schon lange vor der kapitalistischen Revolution so weit frei, daß wenigstens der west- und süddeutsche Bauer über sein Eigenthum von Todeswegen verfügen und es mit Grundschulden belasten konnte. Die freie Erbtheilung ist fast durchweg die Regel und wird vielfach von den Grundherren sogar begünstigt, weil sie dann Kurmede und Besthaupt vervielfacht erhalten. Im Nordwesten wird der bäuerlichen Bevölkerung das „Anerbenrecht" erst aufgezwungen. Wir haben schon im Anfang des dreizehnten Jahrhundertes weitgehende Besitzzersplitterung und Verschuldung im Westen. Also auch das „freie Eigenthum" ist älter als der Kapitalismus, eben so wie Geldwirthschaft, Steuerlast, Wucher, Hypothekarkredit und Arbeitstheilung.

Die letzte Wurzel der erdrückenden Erbverschuldung ist aber nicht das Erbrecht an sich, sondern das Erbrecht unter den bestimmten Verhältnissen sehr hohen Bodenpreises. Bauernland steht namentlich im Westen ja enorm hoch im Preis und muß daher im Erbgang so unwirthschaftlich hoch belastet werden, weil der deutsche Boden in ungeheurem Umfang durch den Großbesitz in Anspruch genommen ist. Wenn Gutsland, nachdem es parzellirt ist, drei- bis viermal so viel Menschen saßt, die von der Landwirthschaft leben, als vorher, Gutsland aber außerordentlich schwer aufgetheilt werden kann, weil es entweder rechtlich durch Fideikommisse und Aehnliches oder faktisch durch die „goldenen Klammern" unserer Hypothekengesetzgebung fast unangreifbar gemacht ist: dann ist es doch eben nur diese weitgehende Bindung und Aussperrung des Bodens, die den hohen Verkehrswerth von Bauernland und damit seine hohe Verschuldung verursacht. Diese Erscheinung gehört aber nicht der kapitalistischen Produktionsart, sondern der vorkapitalistischen „ursprünglichen Akkumulation" an.

* * *

Kautsky hatte sich die Aufgabe gestellt, zu „untersuchen, ob und wie das Kapital sich der Landwirthschaft bemächtigt, sie umwälzt, alte Produktions- und Eigenthumsformen unhaltbar macht und die Nothwendigkeit neuer hervorbringt."

Als er am Schluß seiner Untersuchungen angelangt war, glaubte er die gestellte Frage bejahen zu können: „Wo aber haben wir das bewegende Moment zu suchen, das jene Aenderung in der Produktionsweise nothwendig macht? Die Antwort kann nach dem Ausgeführten nicht schwer fallen. Die Industrie bildet die Triebkraft, nicht nur ihrer eigenen, sondern auch der landwirthschaftlichen Entwickelung. Wir haben

geſehen, daß es die ſtädtiſche Induſtrie war, die die Einheit von Induſtrie und Landwirthſchaft auf dem Lande zerſtörte, die den Landmann zum einſeitigen Landwirth machte, zum Waarenproduzenten, der von den Launen des Marktes abhängt, die die Möglichkeit ſeiner Proletariſirung ſchuf. Wir haben weiter gefunden, daß die Landwirthſchaft der Feudalzeit ſich in eine Sackgaſſe verrannte, aus der ſie durch eigene Kraft ſich nicht herausarbeiten konnte. Es war die ſtädtiſche Induſtrie, die die revolutionären Kräfte ſchuf, die gezwungen und im Stande waren, das feudale Regime niederzureißen und damit nicht nur der Induſtrie, ſondern auch der Landwirthſchaft neue Bahnen zu eröffnen. Es war die Induſtrie, die dann die techniſchen und wiſſenſchaftlichen Bedingungen der neuen rationellen Landwirthſchaft erzeugte, ſie durch Maſchinen und Kunſtdünger, durch das Mikroſkop und durch das chemiſche Laboratorium revolutionirte und dadurch die techniſche Ueberlegenheit des kapitaliſtiſchen Großbetriebes über den bürgerlichen Kleinbetrieb herbeiführte."

Kautsky rekapitulirt dann, daß der Parzellen- und zum Theil auch der Kleinbeſitzer ſich immer mehr dem induſtriellen Proletarier nähert, weil er auf Lohnarbeit und Hausinduſtrie angewieſen iſt, während der Mittel- und Großwirth als Waarenproduzent ſich immer mehr gezwungen ſieht, einen induſtriellen Nebenerwerb zu ergreifen. Auch die überſeeiſche Konkurrenz wälzt die beſtehenden Beſitz- und Produktionverhältniſſe gewaltig um und zwingt die nothleidenden Betriebe zu dem „rationellſten Mittel, der Vereinigung von Induſtrie und Landwirthſchaft."

„So kehrt die moderne Produktionweiſe . . . am Ende des dialektiſchen Prozeſſes wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück: zur Aufhebung der Scheidung von Induſtrie und Landwirthſchaft. Aber war im primitiven bäuerlichen Betriebe die Landwirthſchaft das ökonomiſch entſcheidende und führende Moment, ſo hat ſich jetzt das Verhältniß umgekehrt. Die kapitaliſtiſche Großinduſtrie herrſcht: und die Landwirthſchaft hat ihren Geboten Folge zu leiſten, ihren Bedürfniſſen ſich anzupaſſen. Die Richtung der induſtriellen Entwickelung wird maßgebend für die landwirthſchaftliche. Iſt die erſtere dem Sozialismus zugewandt, ſo muß auch die letztere ſich ihm zuwenden. . . Die reine Landwirthſchaft hört in der kapitaliſtiſchen Geſellſchaft auf, ein Element des Wohlſtandes zu ſein. Damit hört aber auch die Möglichkeit für die Bauernſchaft auf, wieder auf einen grünen Zweig zu kommen. Wie die landwirthſchaftliche Bevölkerung der Feudalzeit, gerathen auch dieſe Elemente in eine Sackgaſſe, aus der ſie ſich durch eigene Kraft nicht befreien können. . . Wie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wird es auch diesmal die revolutionäre Bevölkerung der Städte ſein müſſen, die ihnen die Erlöſung bringt und ihnen die Bahn öffnet zur weiteren Entwickelung. . ."

So wie dieſe abſchließenden und zuſammenfaſſenden Sätze, iſt das ganze Buch ein unhiſtoriſches und unorganiſches Gewebe von wahren, halbwahren und falſchen Behauptungen und Vorſtellungen. Unhiſtoriſch, weil die vermeintlich in der „kapitaliſtiſchen Wirthſchaft" entdeckten Entwickelungtendenzen ſo alt ſind wie die Wirthſchaft und namentlich die Tauſchwirthſchaft überhaupt; weil die vermeintlichen hiſtoriſchen Kategorien in Wahrheit immanente ökonomiſche Kategorien ſind, die nur veränderte Form und, entſprechend der höheren Integration und Differenzirung des ſozialen Lebens, höhere Intenſität angenommen haben. Es iſt natürlich richtig, daß ſich „das Kapital in dieſem Jahrhundert der Landwirthſchaft bemächtigt hat":

aber es ist falsch, die Behauptung so zu wenden, als sei Aehnliches nicht auch schon vorher, in der vorkapitalistischen Aera, erfolgt. Als der Eisenpflug den Holzpflug verdrängt hatte, da war ebenfalls, um mit Kautsky zu reden, ein Theil der „bäuerlichen Hausindustrie ruinirt" und der bisher sich selbst versorgende Landmann wurde vom städtischen Schmied oder wenigstens vom Eisenhändler „abhängig", wie dieser vom Bergmann. Und als Benediktiner und Cisterzienser die germanischen und slavischen Waldwüsten kolonisirten und landwirthschaftliche Musteranstalten schufen, da waren es auch Geldkapital und Wissenschaft der Städte, die die Landwirthschaft umwälzten und neue Produktionsformen erzeugten. Aber der Marxismus schneidet alle Fäden, die unsere hochentwickelte Wirthschaft mit ihren Vorstufen verbinden, ab und muthet uns zu, Alles, was sich seit dem Jahre 1500 an neuen Formen entwickelt oder auch nur eigenthümlich entwickelt hat, als spezifische Charakterzüge der kapitalistischen Wirthschaft anzusehen: die Eisenbahn und die Naturwissenschaft, den künstlichen Dünger und die Besiedelung Nordamerikas.

Unorganisch ist es im höchsten Grade, wenn eine verrannte Einseitigkeit immer nur die Impulse betrachtet, die von der Industrie der Landwirthschaft gegeben werden, nicht auch die, die von der Landwirthschaft aus die Industrie bewegen. Kautsky bekennt sich doch zu einer organischen Auffassung der Gesellschaft: jede organische Beziehung beruht aber auf Gegenseitigkeit.

Unorganisch und unhistorisch zu gleicher Zeit aber ist die Vernachlässigung der mächtigen Beziehungen zwischen Staatsform und Wirthschaftform. Die Unterwerfung einer Menschengruppe durch die andere, das Herrenrecht der Ungleichheit, hat alle Kulturstaaten der uns bekannten Geschichte begründet. Kautsky selbst nennt den Staat eine Herrschaftinstitution: aber die Wirthschaft beruht auf dem Recht der Gleichheit. Da diese beiden in der Wurzel verschiedenen Kräfte mit einander im Kampfe stehen, so lange ein Staatsleben existirt, hat sich immer als jeweilige Resultante der Kräfte die geltende Staats- und Wirthschaftordnung ergeben.

Gewiß soll und muß der Wirthschaftforscher von den Einwirkungen der Herrschaftinstitution abstrahiren: „Er muß die kapitalistische Produktionweise in ihrer Eigenart, in ihren klassischen Formen, gänzlich losgelöst von den sie umgebenden Resten und Keimen anderer Produktionsformen, erforschen." Aber eine solche Abstraktion, eine solche methodisch-nothwendige Isolirung der Wirthschaft aus ihrem politischen Milieu erreicht man nicht dadurch, daß man einfach dekretirt: Im Jahre 1500 beginnt die kapitalistische Wirthschaft! Mit ein paar ungeheuren Sammelbegriffen, wie „Feudalzeit" und „kapitalistische Aera", die nichts bedeuten, weil sie zu viel bedeuten sollen, ist eine so große Aufgabe nicht zu lösen, sondern nur durch eine sorgfältige und möglichst bis zum Augenblick der Staatenbildung zurückgehende Auseinanderlegung aller der verschlungenen politischen und ökonomischen Fäden, die Kette und Einschlag zu unserer Gegenwart gegeben haben.

Ich fasse mein Urtheil in einen Satz zusammen: Mit einem nicht gewöhnlichen Wissen, Fleiß und Scharfsinn ist hier der Versuch gemacht worden, die Landwirthschaft in Geschichte, Entwickelung, Technik und Statistik in die Schablone der marxistischen Doktrin zu pressen, und dieser Versuch ist mißlungen, ja, er ist gegen den Marxismus ausgeschlagen. Kautsky hat der wissenschaftlichen Nationalökonomie einen Dienst erwiesen, als er jene Doktrin auf die Mensur stellte. Das ist ihr verhängnißvoll geworden; aber es war muthig und ehrlich von ihm.

Dr. Franz Oppenheimer.

777.

„Der G'schriftenbauer muß heut' schwören vorm Amt in Calwe!!"

Die Nachricht machte das ganze Schwarzwalddörflein rebellisch. Denn fürs Erste wars noch im vorigen Jahrhundert. Betrügen und Betrogenwerden war noch nicht Zeitgeist, — und zudem baut man noch heutzutage dort auf Wort und Handschlag wie auf Felsen.

Der G'schriftenbauer war ein Oesterreichischer gewesen und hatte sich vor ein paar Jahren im Dorf angekauft. Ein kleines Männchen, mit schwarzgrauen, schieligen Augen und grauem, struppigem Bart. Er war aber biderb gegen Jedermann, den er gerade brauchte, aber erbärmlich, ja niederträchtig gemein gegen Den, den er verbraucht hatte. Zahlreiche Rechtshändel liefen ihm von einem Ort zum anderen nach, denn lange hielts ihn nirgends.

Sein Weib, die Drosselagnes, war eines Bauern Tochter vom Unterland und gab sich sehr hoffährtig, obwohl sie im Grunde ausgepicht dumm war. Sie wollte Bescheid wissen in allen Gekräutern, Schmierkuren, konnte sich aber ihr eigen Fett weder vom Leib noch vom Herzen herunterkuriren. Sie war unförmlich und zornig, was man selten zusammen antrifft, und wenn sie mit den Nasenflügeln wedelte, so war ein Gewitter im Anzug. Ihren Mann hatte sie wohl dressirt. Er fraß ihr aus der Hand.

„Beide taugen nicht viel", flüsterten die Weiber im Backhaus. „Sie haben zu viel mit G'schriften zu thun!"

* * *

An Martini des verflossenen Jahres hatte ein junger Eingesessener des Dorfes, der Michelesbauer am Bach, geheirathet und um zwanzig Morgen Wald und etlich Viertel fetten Boden gehandelt und der G'schriftenbauer war auch mit dabei gewesen, weil er auch Etwas ablassen mußte. Man wurde handelseins und der G'schriftenbauer erhielt noch 777 Gulden (1350 Mark) Aufgeld vom Michelesbauern.

An Lichtmeß verkaufte der Michelsbauer sechs Paar Ochsen aus der Wintermast an den „Amerikaner", einen „Schmußer" und Hammelhändler, der auch viel mit dem G'schriftenbauern „suggerte". Der verrechnete mit dem G'schriftenbauern die 777 Gulden rheinisch, was vom „Amerikaner" in einer „Schriften" mitgetheilt wurde, die beim Michelesbauern geschrieben und vom Großknecht dem G'schriftenbauern überbracht wurde. Damit war der Handel fertig.

Bald darauf rührte aber den „Amerikaner" der Schlag.

Der G'schriftenbauer aber hatte üble Angewöhnung, daß er nur „G'schriften", die für ihn selbst „gut und nützlich zu lesen" waren, fein säuberlich aufhob, diejenigen aber schleunig verlor, verräumte oder verbrannte, in denen etwas für seinen Nebenmenschen Ersprießliches, für ihn selbst aber weniger Vortheilhaftes zu finden gewesen wäre.

So kam es, daß er sich nur an die 777 Gulden erinnerte, die der Michelesbauer ihm schuldig geworden war, den Verrechnungbrief aber, den der Großknecht ihm gebracht hatte, verloren, verräumt oder verbrannt hatte.

Deshalb war er natürlich vollkommen im Recht, wenn er die 777 Gulden vom Michelesbauern wiederum haben wollte.

Die Drasselagnes vam Unterland giftete ihn noch auf; und so verklagte der G'schriftenbauer den Michel, weil er nicht gutwillig zweimal zahlen wollte.

* * *

So war es gekammen, daß der G'schriftenbauer schwören mußte. Es war unerhört; das ganze Dorf wurde rebellisch, weil es für Jedermann feststand, daß der G'schriftenbauer das Geld schan erhalten habe.

Der Gerichtssaal war gedrängt vall. Ernst erklangen die Mahnworte des Geistlichen und des Richters an das Ohr der Versammelten. Dumpfes Murmeln wandelte durch den Saal. Der G'schriftenbauer blieb eisig. Das Genick leicht eingezogen, mit bösem Blick die Schaar der Dörfler messend, erhob er die Rechte zum Schwur.

Wenn er ihn leistete, wurde dem Michelesbauern, der kaum zu „hausen" angefangen hatte, der Hof über dem Kopf verkauft und er selbst auf die Straße gejagt wie ein Hund.

Totenstille herrscht im Saal. Da stürzt Annemeile*), Michels junges Weib, eine derbe, stämmige Blandine, vor die Schranken. Ihre Augen sind starr und weit aufgerissen, die linke Hand krallt ins wirre Haar und die geballte Rechte dräut wider den G'schriftenbauern. Sie kreischt laut auf:

„Wenn Dus var unserm Herrgott Dir in den Rachen lügst, sa fall Dir die Zunge still stehn, Du ....."

Lange stand sie nach da: Starr lahten ihre Blicke wider den Gegner. Eisiger Schauer lag auf der Versammlung. Selbst der Richter wagte kein Wart. Endlich sank sie ahnmächtig zurück in Michels Arme, der trutzig dabei stand.

Die Drasselagnes „bebberte" var Wuth mit den Nasenflügeln und warf stolz wie eine Bäuerin van sechzig Ochsen den Blick nach dem „armen Geschmeiß" hinüber.

Der G'schriftenbauer hatte die Hand sinken lassen. Auf einen Blick seines Weibes erhob er sie wieder. Nochmals verwies der Richter auf die Heiligkeit des Eides und die zeitlichen und ewigen Strafen, die der Meineid nach sich zöge. Das borstige Nackenhaar des Sechzigers sträubte sich und zitterte nervös. Aber er blieb fest und .. schwur ..... „sa wahr mir Gott helfe!!"

Die Drosselagnes blickte stolz wie eine Königin um sich. Was kümmerten sie diese Leute?! Du mein Gott, man kann ja wegziehen aus dem Nest.

Doch was war Das?!

„Ah — a — a — a — a — aah!" Schrill und herzzerschneidend schwirrte es durch den Saal. Sie schaut auf. Der G'schriftenbauer glatzt ins Leere wie ein gestochener Back.

Hastig springt sie auf. ...

Er aber stürzt, den gräßlichen Laut monoton wiederholend, aus dem Saal ... fort!

Am Fuß des Burgthurmes van Liebenzell fand man ihn mit zerschmettertem Schädel. Die Drosselagnes band dem Toten die rechte Hand in den Sarg und steckte ihm eine dreifach geweihte Kerze mit drei eingeschnittenen Kreuzen zwischen die Finger, damit sie nicht aus dem Grab herauswüchsen. Dann verließ sie das Dorf.

Annemeile aber, als sie aus ihrer Ohnmacht erwacht war und das Vargefallene erfahren hatte, sagte mit Inbrunst: „777! Drei heilige Zahlen!" Und nach heute steht an dem Haus: „777" und der Urenkel, der das Haus jetzt bewohnt, zeigt die Zahlen gern.

Fritz Maser.

*) Annemeile = Anna Maria.

Die Beschäftigung der Nervenkranken.

Früher meinte man, der Arzt habe für das Wohl des Leibes zu sorgen. Die Seele überwies man den Theologen und den Philosophen. Das war z. B. die Auffassung Kants. In ihrer ganzen Schroffheit konnte sie sich nicht erhalten, aber verschleiert hat sie geherrscht und herrscht zum Theil noch heute. Freilich nöthigt die Macht der Verhältnisse, die sogenannten Geisteskranken den Aerzten zu überlassen. Indessen überall da, wo „die Vernunft" erhalten war, trat die Theilung wieder ein und bei Allen, die nicht ausgesprochen geisteskrank waren, hatte der Arzt sich nur um die Behandlung des Körpers zu kümmern. Für Jeden, der die Absurdität des alten Dualismus einsieht, der weiß, daß der Körper nur die von außen gesehene Seele und die Seele nur der von innen gesehene Körper ist, muß von vorn herein die Beschränkung des Arztes auf den Körper als ein Unsinn gelten. Diese höhere Anschauung war und ist aber das Theil Weniger. Für die Meisten mußte die bessere Einsicht erst a posteriori gewonnen werden; die Erfahrung mußte zeigen, daß man den Menschen nicht in zwei Stücke zerreißen kann und daß Geistiges und Körperliches einander immer bedingen. Aber die Erfahrung ist stets das Aschenbrödel gewesen. Dem alten Dualismus wurde nicht sie entgegengestellt, sondern ein anderes Gespenst, der Materialismus. Dieser beherrschte, auch wo er nicht ausdrücklich bekannt wurde, die Aerzte und bewirkte, daß gerade sie sich dem Fortschritt in den Weg stellten, indem er sie nur das Körperliche des Menschen erblicken ließ. Für die „naturwissenschaftlich Denkenden" wurde der Mensch zu einer Summe von Atomen, deren Mechanik zu erkennen war. Je glänzender die Eroberungen der Naturwissenschaft und der naturwissenschaftlichen Medizin waren, um so mehr neigte man sich zur absoluten Physik. Diese Einseitigkeit, die Begeisterung für das Mechanische, hat, wie es scheint, vor einigen Jahrzehnten ihren Höhepunkt überschritten. Seitdem ist ein neuer Geist erwacht, aber er breitet sich nur langsam aus und noch regirt der Geist des Mechanismus weite Kreise. Die Erkenntniß, daß es nicht genüge, den Menschen wie ein chemisches Präparat mit Reagentien zu behandeln, ihn zu elektrisiren wie einen Froschschenkel, ihn in die Luft zu setzen oder mit Wasser zu begießen, daß vielmehr recht vielen scheinbar körperlichen Störungen nur mit geistigen Einwirkungen beizukommen sei, weil sie durch solche entstanden sind: diese Einsicht wurde zuerst durch die Erscheinungen, die man früher als thierischen Magnetismus bezeichnete, angeregt. Jetzt kennt man sie als die Vorgänge der Suggestion. Bemerkenswerth ist, daß die Reform nicht etwa von der sogenannten Naturheilkunde ausging, die vielmehr tief im Materialismus steckt und nichts ist als eine geistlose Verherrlichung der physikalischen Heilmethoden und gewisser Diätvorschriften. Auf

das Einzelne kann ich an dieſer Stelle nicht eingehen; auch iſt es ſchwer, über dieſe Dinge in Kürze zu reden, weil wir uns noch mitten in der Entwickelung befinden. Das aber darf man wohl ſagen, daß heute Niemand mehr den Namen eines wiſſenſchaftlichen Arztes für ſich beanſpruchen kann, der nur die Krankheit, nicht den kranken Menſchen als ſeinen Gegenſtand erfaßt. Der Arzt ſoll wiſſen, daß das ſogenannte körperliche Leben nicht nur die geiſtigen Vorgänge auf das Ernſtlichſte beeinflußt, ſondern eben ſo von ihnen beeinflußt wird; eine ärztliche Behandlung, die keine Rückſicht auf die „Seele“ nimmt, iſt Pfuſcherarbeit. Nur nebenbei ſei daran erinnert, daß hier natürlich unter „Seele“ nicht das Ens der alten rationalen Pſychologie verſtanden wird, ſondern die der inneren Erfahrung zugänglichen Vorgänge, die Gehirnveränderungen, die uns nur als Gefühle und Gedanken faßbar ſind. Es iſt ja richtig, daß die Seele nicht für alle Gebiete der Medizin die gleiche Bedeutung hat, daß z. B. der Chirurg weniger mit ihr zu thun hat als der Neurolog; trotzdem aber gilt das Geſagte für alle Aerzte. Denn auch der Chirurg hat einen fühlenden und denkenden Menſchen vor ſich; er iſt erſt dann Arzt, nicht nur Operateur, wenn er darauf ſtets die gebührende Rückſicht nimmt. Die Gynäkologen haben früher Allerlei gethan, was ſie beſſer unterlaſſen hätten, und ſie hätten es unterlaſſen, wenn ſie außer mit der Anatomie und Phyſiologie des Weibes auch mit ſeiner Pſychologie vertraut geweſen wären. Der Hausarzt gar bedarf der Pſychologie täglich und ſtündlich. Von hundert angeblichen Magenkatarrhen (um ein anſchauliches Beiſpiel zu wählen) ſind neunzig überhaupt keine Katarrhe, ſondern die Reaktion auf Gemüthsbewegungen. Mit Recht hat ein hervorragender Kollege geſagt, wohl die Hälfte aller krankhaften Zuſtände ſei pſychogener Natur. Natürlich iſt dabei nicht an die „großen“ Krankheiten gedacht, ſondern an die Zuſtände, mit denen der Hausarzt fortwährend zu thun hat. Man ſollte nun meinen, daß die Irrenärzte recht eigentlich Seelenärzte wären. Sie ſind es inſofern, als ſie mit Seelenkranken zu thun haben, hingegen nicht inſofern, als die Geiſteskrankheiten in der Regel nicht pſychogen ſind und bei ihrer Behandlung die ſeeliſche Behandlung im eigentlichen Sinne des Wortes zurücktritt. Es iſt ein populärer Aberglaube, daß die Leidenſchaften und die ſeeliſchen Strapazen überhaupt die Leute verrückt machen. Die Leidenſchaften ſind vielmehr gewöhnlich ein Zeichen, daß der Geiſt ſchon erkrankt iſt, und durch Gemüthsbewegungen, Ueberanſtrengungen u. ſ. w. werden eben nur Die verrückt, die die Bedingungen der Geiſteskrankheit bereits in ſich tragen. In der Irrenbehandlung iſt das Negative, Abhaltung aller Schädlichkeiten (des Verkehrs mit Freunden und Verwandten, des Berufes, laſterhafter Gewohnheiten u. ſ. w.), Pflege und Schonung, die Hauptſache. Erſt ſpäter, wenn die eigentliche Krankheit nicht mehr beſteht, iſt ein poſitives Eingreifen möglich,

— vorausgesetzt, daß es überhaupt möglich ist. Das eigentliche Objekt der positiven seelischen Behandlung sind die sogenannten Nervenkranken. Wenn wir im gewöhnlichen Leben von Nervenkrankheiten schlechtweg sprechen, so meinen wir nicht Erkrankungen der Nervenstränge, sondern krankhafte Zustände des Gemüthes und von Gemüthszuständen abhängige körperliche Störungen. Wir denken an das weite Gebiet der Nervosität, der Nervenschwäche, der Hysterie und ähnlicher Leiden. Man kann sagen, diese Leiden seien auch Geisteskrankheiten: nur leichte und solche, in denen die „Vernunft" nicht wesentlich gelitten hat. Das ist ganz richtig: es giebt keine scharfe Grenze zwischen den Nervenkrankheiten und den Geisteskrankheiten; aber trotzdem hat die Trennung ihren guten Sinn. Unrichtig ist, daß die Zustände der Nervosität u. s. w. in Geisteskrankheit „übergehen" könnten; sie sind zwar, wie diese, in der Hauptsache Veränderungen des Bewußtseinzustandes, aber sie sind von den schwereren Formen vollkommen verschieden. Wer weder durch seine Geburt noch durch gewisse Vergiftungen zur Geisteskrankheit disponirt ist, Der kann so nervenkrank sein, wie er will: er wird nicht geisteskrank werden. Jedoch nicht nur Ursachen und Verlauf machen die Nervenkrankheiten selbständig, sondern vor Allem die Thatsache, daß die meisten ihrer Symptome psychogen sind, d. h. Störungen, die theils den Wirkungen der Gemüthsbewegungen überhaupt analog sind (wie Zittern nach Schreck), theils Hemmungen der Funktion durch unbewußte Gedanken (wie die Unfähigkeit, zu gehen in Folge der Vorstellung, nicht gehen zu können). Weil es sich so verhält, ist bei den Nervenkranken der Seelenarzt am Meisten nöthig. Ihnen ist nur durch Einwirkung auf das Geistige zu helfen. Freilich sind da sehr verschiedene Wege möglich. Hilfe kommt entweder durch den Glauben oder durch die Werke. Der Glaube oder die Suggestion ist von je her das Hauptheilmittel gewesen. Die aber, die die Suggestion vermittelten, waren sich entweder ihres Zieles bewußt oder handelten Dessen unbewußt. Alle Wunderthäter, alle Kurpfuscher und die meisten Aerzte haben zu jeder Zeit durch den Glauben kurirt, ohne es zu wissen, d. h. sie riethen Kranken irgend Etwas an, das sie selbst für heilkräftig hielten, und wenn es half, so schrieben sie Das ihren Mitteln zu, während in Wirklichkeit die Suggestion geholfen hatte. Bei dieser Methode ist der Kurpfuscher gegenüber dem Arzt entschieden im Vortheil, denn der Arzt muß als Rationalist auftreten, während der Kurpfuscher den Zauberstab schwingt, ohne sich zu schämen. Die bewußte Suggestionirung kann auf zweierlei Art verfahren. Entweder sie bedient sich des — bereits vorhandenen oder zu erweckenden — Glaubens des Kranken an ein Mittel oder eine Heilmethode (larvirte Suggestion) oder sie verläßt sich auf das Wort allein. In diesem Falle giebt der Arzt die bestimmte Erklärung ab, das Leiden sei vorübergehender Natur

und werde bald verschwinden. Ist das Geschick oder die Autorität des Arztes hinreichend, ist die Empfänglichkeit des Kranken, seine Neigung, zu glauben, zu vertrauen, groß, so wird schon diese direkte Wachsuggestion (wie man es nennen kann) oft zum Ziele führen. Weil Das aber nicht immer gelingt, hat man die Empfänglichkeit des Kranken zu steigern versucht und ihn in einen Zustand versetzt, in dem er der Versicherung zugänglicher ist, ihn in eine Art von Schlaf gebracht, in dem seine Kritik und seine Bedenklichkeiten schweigen: ihn hypnotisirt. Die larvirte Suggestion ist zwar, wie die Dinge jetzt liegen, unentbehrlich, aber sie verliert an Kraft in dem Grade, wie die Urtheilskraft des Publikums wächst, und sie ist für den ehrlichen Arzt immerhin ein peinliches Opfer, weil auch ein frommer Betrüger doch ein Betrüger bleibt. Daß die direkte Wachsuggestion in vielen Fällen nicht ausreicht, ist ohne Weiteres klar. Aber auch die hypnotische Suggestion ist nicht bei allen Menschen anwendbar, sie ist weder jedes Patienten noch jedes Arztes Sache und ihr Erfolg ist von bestimmten Voraussetzungen auf beiden Seiten abhängig. Nach Alledem genügt die Suggestion allein nicht. Zum Glauben müssen Werke hinzutreten. Wie der Mensch, der etwas Böses gethan hat, seine Gewissensangst durch gute Thaten, so weit es möglich ist, überwindet, eben so muß der krankhafte Mensch durch die rechte Thätigkeit auf den rechten Weg geführt werden, so weit Das eben möglich ist. Seinem Leben muß ein brauchbarer Inhalt gegeben werden, er muß befriedigt werden. Befriedigung, Frieden, Ruhe aber erlangt der Mensch nur durch eigenes Thun, er kann sie nicht aus der Luft greifen und kein Anderer kann sie ihm schenken. Der Andere kann nur rathen und darauf hinweisen, wie die Sache anzugreifen sei. Allerdings ist Das aber gerade sehr nöthig, denn an Thätigkeit fehlt es ja nicht, nur an der rechten Thätigkeit. Die Kranken sind wie Leute, die sich vorwärts bewegen möchten, aber, statt zu gehen, mit Händen und Füßen strampeln. In nutzloser oder schädlicher Weise wird die Kraft verthan, in überhasteter Arbeit, in zwecklosen Gemüthswallungen, in allerhand Albernheiten, die als Vergnügungen bezeichnet werden. Da ist die Aufgabe des Arztes, zu sagen: So und so mußt Du leben, wenn Du gesünder werden willst. Diese Anleitung ist für den Nervenkranken das Wichtigste. Bei leicht Kranken genügen Rathschläge, den schwerer Kranken aber muß der Arzt selbst an der Hand nehmen und ihn selbst auf den rechten Weg führen; und dazu muß der Kranke aus seinen bisherigen Umgebungen herausgenommen und in ein neues Leben, das der Arzt regelt, hineingestellt werden. Mit anderen Worten: der Kranke braucht eine Heilanstalt. In den meisten der bestehenden Nervenheilanstalten werden die Patienten gebadet, massirt, elektrisirt; im Uebrigen faullenzen sie und führen das selbe nichtsnutzige Leben, das „die Welt“ führt. Ich will die Leiter dieser An-

ſtalten nicht anklagen, ich ſchätze viele von ihnen perſönlich hoch und weiß, daß ſie den beſten Willen haben. Aber ſie können gegen den herrſchenden Geiſt nicht aufkommen und ſind auf Geldverdienſt angewieſen. Wir brauchen einen neuen Geiſt und Anſtalten, in denen dieſer Geiſt herrſcht, in denen den Patienten gezeigt wird, wie ſie leben müſſen. In den Nervenheilſtätten ſollen die Kranken nicht nur ein einfaches, vernünftiges Leben führen — ein Leben ohne Mammonismus, ohne Trinkunſitten und die Verkehrtheiten der gewöhnlichen Geſelligkeit —: ſie ſollen auch arbeiten lernen. Die Heilſtätten müſſen daher Beſchäftigunganſtalten ſein. Das aber iſt eine ſchwere Sache und es wird Mühe koſten, ehe das Ziel erreicht worden iſt. Nun: ein erſter praktiſcher Verſuch dazu iſt bereits gemacht, nicht von einem Arzt, ſondern von einem ſchweizer Ingenieur, Herrn Grohmann in Zürich. Er hat uns neuerdings über ſeine Erfahrungen berichtet*) und ſeine Schrift ſei Jedermann recht warm empfohlen. Er hat ſeit einigen Jahren Nervenkranke bei ſich beſchäftigt. Er hat ſie Gärtnerei, Tiſchlerei und einige andere Arbeiten treiben laſſen, hat ihnen ſeine Zeit gewidmet, iſt ihnen Vorarbeiter, Lehrer und Freund geweſen. Was er mit ihnen und an ihnen erlebt hat, Das ſchildert er anſchaulich. Er verhehlt ſich die Schwierigkeiten der Sache nicht, ja, ſeine Ausführungen tragen manchmal eine etwas elegiſche Färbung. Das iſt begreiflich, denn aller Anfang iſt ſchwer und Grohmann hat es beſonders ſchwer gehabt. Er war auf geringe Mittel angewieſen, hatte keinen kaufmänniſchen Geiſt und große Abneigung vor aller Reklame. Die Unterſtützung, die er fand, reichte nur eben hin, die Sache über Waſſer zu halten. Unter ſeinen Patienten waren auffallend viele Schwerkranke, was ſich wohl aus Grohmanns Beziehungen zu den züricher Irrenärzten erklärt. Wenn aber einmal die erſte ſchwere Zeit überwunden iſt, wenn unſere Sache die gebührende Aufmerkſamkeit findet, dann wird man mit beſſerem Muth reden können. Die Hauptſchwierigkeit wird freilich immer bleiben, Männer, wie Grohmann, zu finden, die techniſche Fähigkeiten, Verſtändniß und uneigennützige Liebe zur Sache vereinen, aber auch ſie wird überwunden werden, denn ſchließlich haben ſich die rechten Männer noch immer gefunden. Jetzt heißt es: ſchreien, damit unſere Stimme die der Geſchäftemacher übertöne und zu den rechten Ohren dringe. Es giebt ja viele Reiche, die gern helfen möchten. Sie müſſen nur gefunden werden.

Grohmann macht einige Vorſchläge für die Zukunft. Er meint erſtens, man könne die ſtaatlichen Irrenanſtalten durch Anfügung geeigneter Abtheilungen zu Nervenheilanſtalten erweitern. Das hat auch die ſächſiſche Regirung bereits in Erwägung gezogen, den Plan vorläufig aber wieder fallen laſſen. Durch die ſtaatlichen

*) „Techniſches und Pſychologiſches in der Beſchäftigung von Nervenkranken“ von A. Grohmann. Stuttgart, F. Enke. 1899. gr. 8°. XI und 78 S.

Nervenabtheilungen würde einem Theil des vorhandenen Bedürfnisses entsprochen werden können, — aber doch nur einem Theil. Für viele Nervenkranke würde diese Art der Unterbringung nichts taugen. Dann wünscht Grohmann Anstalten, die durch Genossenschaften auf dem Lande in geeigneter Gegend errichtet würden. Sie sollen nach seinem Vorschlag eine Art weltlicher Klöster werden, Gemeinwesen, in dem die Genossen unter dem sachverständigen Arzt als Oberhaupt sich strenger Ordnung unterwerfen und ein einfaches, arbeitsames Leben führen. Das ist ungefähr das Selbe, was auch ich schon verlangt habe. Der Klostergedanke ist tief in der menschlichen Natur begründet und die Reformation hätte besser daran gethan, die Klöster zu verbessern, als sie aufzuheben. Auch wir brauchen Stätten, in die sich der Mensch aus dem weltlichen Treiben zurückziehen kann. Dem Bedürfniß des Mittelalters entsprachen die Einrichtungen der Kirche, heute müßte natürlich das Allgemein-Menschliche die Grundlage bilden und an die Stelle der dauernden Gelübde die Möglichkeit freien Eintrittes und Austrittes treten. Auch die buddhistischen Klöster gewährten die Möglichkeit des Rücktrittes. Viele, die in der Friedensstätte ein angenehmeres und nützlicheres Leben als ihr früheres kennen gelernt hätten, würden gern für immer bleiben, Andere aber, die rüstiger und enger mit dem äußeren Leben verknüpft sind, würden nach kürzerer oder längerer Zeit wieder gehen. Wir reden ja immer von Stätten der Erholung, von Sommerfrischen u. s. w. Aber aus Alledem wird doch nichts Rechtes, weil es auf Gelderwerb angelegt ist.

In einer späteren Schrift will Grohmann zeigen, wie er sich die Verwirklichung seines Planes im Einzelnen denkt. Hoffentlich werden ihm Hörer und Bethätiger des Wortes nicht fehlen.

Leipig. Dr. Paul Julius Möbius.

Spaniens Armee.

Ich hatte im Frühjahr dieses und des vorigen Jahres Gelegenheit, in Spanien einen näheren Einblick in die militärischen Verhältnisse des Landes zu gewinnen. Spanien hat den Verlust seines Kolonialbesitzes der Unzulänglichkeit seiner Flotte und dem Mangel genügenden fortifikatorischen und artilleristischen Schutzes seiner Küsten zuzuschreiben, der es hilflos einem Angriff der amerikanischen Flotte preisgab. Um eine angemessene politische Machtstellung wiederzuerlangen, bedarf es also einer gründlichen Reform seiner Wehrmacht; aber die entscheidenden Verhältnisse in Spanien liegen doch anders als in Preußen nach 1806, in Oesterreich nach 1866 oder

Digitized by Google

in Frankreich nach 1870, denn die ſpaniſchen Finanzen ſind gänzlich zerrüttet. Von etwa einer Milliarde Peſetas jährlicher Staatseinnahmen iſt ungefähr die Hälfte auf die Zinſen der Staatsſchuld zu verwenden, 146 Millionen erfordert das Kriegs-, 25 Millionen das Marinebudget, für alle übrigen Zweige des Staatslebens bleiben daher nur 329 Millionen verfügbar. Was hilft da der Hinweis, daß Deutſchland, England, Frankreich, Rußland und ſelbſt die Vereinigten Staaten ihre Heeresrüſtungen verſtärken und deshalb Erſparniſſe im Kriegsbudget, wenn Spanien im Auslande geachtet daſtehen ſolle, unmöglich ſeien? Mit einer dauernden Erhöhung des Kriegsbudgets um 28 Millionen meinte freilich General Polavieja, die Armee reorganiſiren, das veraltete Kriegsmaterial durch neues, namentlich Schnellfeuergeſchütze erſetzen und die wichtigen Küſtenplätze befeſtigen zu können. Die Präſenzſtärke des Heeres wünſcht er auf 180000, nach anderen Angaben auf 190000 Mann und die Landwehr auf 364 Bataillone zu bringen, ſo daß ſich die Stärke des geſammten Heeres auf 250000 bis 300000 Mann beziffern würde. Zu dieſem Zweck ſoll die allgemeine Wehrpflicht in der Form eingeführt werden, daß von den jährlich 90000, ausſchließlich 20000 wegen häuslicher Verhältniſſe vom Dienſt befreiten dienſtfähig werdenden jungen Leuten 60000 jährlich auf zwanzig Monate in das ſtehende Heer und 30000 als Erſatzreſerviſten eingeſtellt werden. Jedoch erklärt ſich der Kriegsminiſter mit einer vorläufigen Herabſetzung ſeiner Forderung um 28000 Mann aus Rückſicht auf die Finanzlage einverſtanden.

Nach dem Anuario Militar für 1899 waren die militariſchen Streitkräfte Spaniens im Anfang dieſes Jahres: I. Stehendes Heer: 56 Linien-Infanterie-Regimenter, 4 Regional-Regimenter, das Disziplinarbataillon in Melilla, 2 Regional-Regimenter der Kanariſchen Inſeln, 28 Kavallerie-Regimenter nebſt je einer Eskadron auf den Balearen und in Melilla und einem Detachement auf den Kanariſchen Inſeln, 14 fahrende Artillerie-Regimenter, 3 Gebirgsartillerie-Regimenter, 11 Feſtungartillerie-Bataillone und eine gemiſchte Batterie in Melilla, 3 Sappeur- (Mineur)-Regimenter, ein Pontonier-Regiment, ein Eiſenbahnbataillon, ein Telegraphenbataillon, je eine Sappeur-Compagnie auf den Balearen und in Melilla, eine Luftſchiffer-Compagnie und die Truppen der Militärverwaltung, Sanitätverwaltung und Landesvermeſſung. Endlich gehören zur Armee die Hellebardiere, die Königliche Schul-Eskadron, die Guarda civil (Gendarmen), die Carabiniers, die Lokalmilizen und die Seecompagnien von Ceuta und Melilla. Nach dem ſelben Anuario haben dieſe Cadres folgende Effektivſtärke: die Infanterie 111409 Mann, die Kavallerie 15903 Mann, die Artillerie 15484, die Genietruppen 7204, die Militärverwaltung 1886, das Militär-Sanitätweſen 1260, die Vermeſſungbrigade 1260 Mann, die Freiwilligen-Miliz von Ceuta

119, die Seecompagnien 156, die Hellebardiere 225, die Königliche Schul-Eskadron 150, die Guarda civil 18140, die Carabiniers 14156, die Invaliden 441 Mann: im Ganzen 187029 Mann, von denen 153917 Kombattanten sind. Das Heer wird befehligt von 5 Generalkapitänen, 44 Generallieutenants, 72 Divisionären und 128 Brigadegeneralen. Der Generalstab zählt 250, die Infanterie 7513, die Kavallerie 1755, die Artillerie 1156, die Genietruppen zählen 530, die Hellebardiere 40, die Karabiniers 623, die Guarda civil zählt 1075, der Festungsgeneralstab 50 Offiziere, die Militärverwaltung 971 Beamte, das Militär-Sanitätpersonal 638 Aerzte und 144 Apotheker. Dazu kommen 10 Militär-Justizbeamte, 378 Feldgeistliche, 231 Veterinärbeamte, 79 Remontirungbeamte, 373 Militärbureaubeamte, 119 Fortifikationaufseher, bei der Vermessungbrigade 14, bei der Sanitätbrigade 44 Beamte.

II. Reservearmee: 56 Reserve-Infanterieregimenter, 2 Reserve-Infanterieregimenter der Balearen und 6 balearische Reserve-Bataillone, 14 Reserve-Kavallerieregimenter und je 8 Depots der Reserve-Artillerie und Reserve-Ingenieure. Das Personal an Generalen besteht aus 9 Generallieutenants, 46 Divisionären, 142 Brigadegeneralen, an Offizieren und Beamten bei der Infanterie 5538, der Kavallerie 913, der Artillerie 263, der Genietruppen 125, der Guarda civil 328, der Karabiniers 143, der Militär-Verwaltung 54, des Sanitätwesens 9, der Sanitätbrigade 7, des Justizcorps 6, der Territorialtruppen der Kanarischen Inseln 83.

Sonach ergiebt sich eine Totalziffer von 500 Generalen, 25056 Offizieren und Beamten. Kombattanten bei den Fahnen sind 187029, die erste Reserve zählt 55000, die zweite Reserve 122000 Mann. Doch steht diese zweite Reserve z. Z. nur auf dem Papier. Für die geplante Reform des Heereswesens ist der Umstand wichtig, daß die Heeresverwaltung eine sehr beträchtliche Anzahl der Offiziere, die in den Kolonien dienten und die nur zum Theil anderweitig versorgt oder verabschiedet werden können, im Heer wieder unterzubringen hat. Von der allgemeinen Wehrpflicht erwarten viele Spanier eine allgemeine Erstarkung der Nation und besonders auch eine Verbesserung der Lage der ärmeren Klasse der Bevölkerung, die bisher bei dem System des Loskaufes die Hauptlast des Heeresdienstes trug. Die Loskaufsumme von 1500 Pesetas auf den Kopf liefert dem spanischen Staatsschatz aber eine sehr beträchtliche Einnahme und deshalb soll eine Wehrsteuer für die Bemittelten eingeführt werden.

Im Prinzip besteht die allgemeine Wehrpflicht in Spanien schon seit dem Wehrgesetz von 1882 und das Recht des Loskaufes gilt nur im Frieden, nicht für Kriegszeiten. Wer es aber irgend bestreiten kann, kauft sich vom Dienst los. Auf Cuba und den Philippinen diente nur der ärmste Theil der jungen Heerespflichtigen. Das Offiziersgehalt beginnt in Spanien mit

100 Peſetas monatlich. Das genügt natürlich nicht, um in der Geſellſchaft Figur zu machen; trotzdem iſt das Ausſehen der Offiziere auf der Straße — wenigſtens in Madrid — in der Regel tadellos und ihre Haltung iſt militäriſcher als die der franzöſiſchen Offiziere, an die ſie im Uebrigen durch die Aehnlichkeit der Uniform erinnern. Das Mannſchaftenmaterial der ſpaniſchen Armee iſt gut, zum Theil ſogar vortrefflich, nach unſeren Begriffen aber zu jung, um größere Strapazen auszuhalten. An die äußere Haltung der Mannſchaften kann man in Anbetracht des ſüdlichen Klimas keine beſonderen Anforderungen ſtellen. Sie iſt auch in Madrid — ſelbſt beim Aufziehen der Wachen im Königlichen Schloß, das ich einige Male mitanſah — ſchlaff und verdroſſen; in den Provinzen natürlich noch ſchlechter. Die Wachtpoſten ſtehen mit Gewehr bei Fuß und dem Wachtdienſt fehlt die Akkurateſſe. Ueberhaupt wird der Dienſt nachläſſig und ohne Intereſſe betrieben. Ich ſah z. B. in Tarragona ein Scheibenſchießen, bei dem man es nicht einmal der Mühe für werth gehalten hatte, einen Kugelfang einzurichten, und die Geſchoſſe einfach ihren Weg ins Meer nehmen ließ.

Die ſpaniſche Inlandsarmee iſt in 8 Armeecorps mit 15 Infanterie-Diviſionen, 2 Kavallerie-Diviſionen und 4 Kavallerie-Brigaden eingetheilt. Das I. Armeecorps (Madrid) beſteht aus 3 Infanterie-Diviſionen zu je 2 Brigaden, 1 Artillerie- und 1 Kavallerie-Diviſion; das II. Armeecorps (Sevilla) aus 2 Infanterie-Diviſionen mit 4 Brigaden und 1 Kavallerie-Brigade; das III. Armeecorps (Valencia) aus 2 Infanterie-Diviſionen mit 2 Brigaden; das IV. Armeecorps (Barcelona) aus 2 Infanterie-Diviſionen mit 4 Brigaden und 1 Kavallerie Brigade; das V. Armeecorps (Saragoſſa) aus 1 Infanterie-Diviſion zu 2 Brigaden (1 Reſervediviſion wird im Bedarfsfall aus Reſervetruppen gebildet) und 1 Kavallerie-Brigade; das VI. Armeecorps (Burgos) aus 3 Infanterie-Diviſionen mit 6 Brigaden; das VII. Armeecorps (Valladolid) aus 1 Infanterie-Diviſion mit 2 Brigaden und 1 Kavallerie-Brigade; das VIII. Armeecorps (Coruña) aus 1 Infanterie-Diviſion. Die Etatsſtärke der Infanterie-Bataillone beträgt im Frieden 22 Offiziere, 326 Mann, im Kriege 27 Offiziere, 1000 Mann; die der Jägerbataillone 27 Offiziere, 716 Mann oder 23 Offiziere, 1000 Mann; die der Batterien 4 Offiziere, 71 bis 98 Mann und die der Feſtungartillerie-Compagnien 4 Offiziere, 88 Mann. Dieſe Friedensetats ſind, namentlich die der Infanterie, viel zu ſchwach.

Die etatsmäßigen Geſammtſtärken der ſpaniſchen Armee betragen nach dem Geſetz vom neunten Juli 1898 im Frieden: An Infanterie 63 991 Mann, an Kavallerie 14 386 Mann, an Artillerie 12 063 Mann, an Genie 5539 Mann, an Verwaltungtruppen 1500 Mann, an Krankenträgern 901 Mann, an Königlicher Eskorte 1291 Mann, an Gendarmerie 14 697 Mann, an Zollwacht 14 186 Mann, im Ganzen alſo 128 599 Mann. In Kriegsſtärke

erhöhen sich diese Ziffern bei der Infanterie auf 132000 Mann, Kavallerie 17156 Mann, Artillerie 12166 Mann, Genie 11027 Mann, Verwaltung 11140 Mann, Sanitätwesen 483 Mann: in Summa 183972 Mann (außer den Offizieren, deren Ziffer unbekannt ist) mit 590 Geschützen. Die Effektiv-Friedensstärke betrug jedoch bisher aus Sparsamkeitrücksichten nicht mehr als durchschnittlich 100000 Mann. Das wehrpflichtige Alter erreichen jährlich in Spanien 180000 junge Leute, von denen aber 70000 nicht dienstfähig sind und 20000 — eine sehr hohe Ziffer — mit Rücksicht auf häusliche Verhältnisse vom Dienst befreit werden. Demnach bleibt ein Heeresersatz von 90000 Mann verfügbar und damit könnte Spanien bei dreijähriger Dienstzeit sehr wohl eine Armee von 300000 Mann und darüber aufstellen. Aber die Finanzlage schließt eine solche Heeresstärke gebieterisch aus und läßt selbst bei nur zweijähriger Dienstzeit die Einstellung des gesammten Jahreskontingentes nicht zu. Man will daher einen Mittelweg einschlagen und plant eine zwanzigmonatige Dienstzeit, jährliche Einstellung von 60000 Mann und Ausbildung der übrigen 30000 Mann als Ersatz-Reserve. Das würde bei einer Gesammtdauer der Dienstzeit von zwölf Jahren (drei Jahre in der aktiven Armee, drei Jahre in der ersten Reserve und sechs Jahre in der zweiten Reserve) 600 bis 700000 Mann ausgebildete Mannschaften und 300000 Mann einigermaßen geschulte Ersatzreserven ergeben.

Breslau. Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.

Ludwig von Hofmann.

In keiner Kunst läßt man die gestaltende Individualität so wenig gelten wie in der Malerei. Der Dichter ist Dramatiker, Epiker oder Lyriker, auch in der Musik ist eine Klassifizirung im Sinn dieser Dreitheilung ganz eingebürgert, nur in der bildenden Kunst will man davon nichts hören. Der Maler ist nach der Meinung des Publikums nur ein Abschilderer der Natur: man glaubt „Objektivität" von ihm fordern zu dürfen, und läßt seine Berufung auf den inneren Zwang des Künstlertemperamentes höchstens als mildernden Umstand zu. Kein hervorragender Maler ist jemals in dem Maße populär geworden wie die genialen Dichter. Volksthümlich werden nur die gewissenhaften Maler bekannter Gegenständlichkeiten: die großen Menzel und die kleinen Anton von Werner. Der poetisch veranlagte Maler begegnet nie einem breiteren Verständniß und muß nicht selten hören, die Erzeugnisse seiner schöpferischen Phantasie seien willkürliche Ausgeburten

und Verzerrungen der Natur. Daß wir Das nicht noch häufiger erleben, kommt nur daher, daß die Malerei in der That, mehr als die anderen Künste, am Stoffe klebt. Der Umweg über die reichgeschmückte Natur ist so lang und auch so verführerisch, daß die schwächeren Begabungen über dem Wege das Ziel verfehlen und auf irgend einer mit klingendem Namen versehenen Etappenstation liegen bleiben. Nur Wenige überwinden die Natur so weit, daß sie reinen Kunstabsichten dienstbar wird. Aus den Werken dieser Auserwählten aber fällt ein zündender Funke in die Seelen. Ihre „Verzerrungen" sind wahre Kunst, die Schilderein der Anderen Illustratorenarbeit.

Ein schlagendes Beispiel selbstgefälliger Verständnißlosigkeit, der also der Malerpoet begegnet, ist das Schicksal Ludwigs von Hofmann. Jahre lang wurde er auf allen Ausstellungen vom Kunstpöbel verlacht und gehöhnt. Selbst die Kollegen wußten nichts mit ihm anzufangen, denn er gehörte keiner Fraktion oder Clique an. Erst als die moderne dekoratioe Bewegung einsetzte, vermeinte man, ihn registriren zu können; und froh, ein Wort für seine „Richtung" gefunden zu haben, nannte man ihn „dekorativ". Die Bezeichnung könnte gelten, wenn sie ausdrücken will, daß seine Bilder schmücken, — ein der deutschen Malerei beinahe verloren gegangenes Etwas, obgleich es die vornehmste Aufgabe aller bildenden Kunst sein sollte. Aber Das meinte man gar nicht. Man wollte damit eine gewisse Geistlosigkeit, einen Mangel an psychologischer Tiefe — Das heißt: an anekdotischem Inhalt — charakterisiren. Dieses Mißverständniß ist um so beschämender, als Hofmann in einer Zeit, in der die bildenden Künste die nationalen Schranken fast allgemein durchbrachen, ganz deutsch geblieben war. Nicht absichtlich und bewußt, sondern, weil seine Empfindung sich unwandelbar in den Grenzen bewegte, die die deutsche Eigenart umschließen. Es bedeutet noch nicht viel — besonders nicht viel für die Kunst —, ein Lyriker, ein Märchendichter und Liedermaler zu sein; aber es bedeutet viel, diese Innerlichkeit mit den Mitteln der Malerei, Farbe und Form, vollendet zum Ausdruck zu bringen. Ein deutscher Maler, dessen gesunde poetische Empfindung vollkommen Malerei ist und neben den Werken der besten französischen Koloristen bestehen kann: Das will viel sagen.

Hofmann hat sich in Frankreich vielleicht erst selbst entdeckt. Die Bilder seiner Phantasie konnten nicht lebendig werden, bevor seiner Naturanschauung ein Stil gereift war: in Paris lernte er seine eminent koloristische Begabung frei benutzen. Dort fand er den Muth, seinen Augen zu trauen. Sie offenbarten ihm Dinge, die vor ihm Niemand gesehen hatte, und er lernte, sie mit Pinsel, Farbe und Pastellstiften als wundervolles malerisches Gleichniß darstellen. Er sieht die Dinge etwa so, wie der Bewohner eines anderen Planeten, der über Nacht auf unsere Erde gefallen wäre, sie sehen müßte: mit dem Erstaunen des ganz Unbeeinflußten. Am Besten gelingt ihm das kleine Pastell, weniger glücklich ist er oft in seinen Oelbildern größeren Umfanges. Seine Malerei macht dort den Eindruck der unorganischen Vergrößerung eines Originales, das man vorziehen würde. Diese Kunst, die ganz von der malerisch poetischen Idee getragen ist, wird konventionell, wenn sie in zu weitem Faltenwurf auftritt; nicht konventionell im gewöhnlichen Sinn, aber doch so, daß dem Künstler da sein eigener festgefügter Stil zur Fessel wird.

Die Farbe allein genügt ihm nicht. Er will ja nicht koloristisch malen,

wie etwa Monet, der die Gegenstände durch die wechselnden Farbengläser der Wetterstimmung betrachtet, oder wie Liebermann, der in passiver Empfänglichkeit, ohne Absicht, in die Natur schaut, dann sich plötzlich zum Bewußtsein aufrafft und mit wenigen Pinselhieben die Impression auf die Leinwand bringt. Hofmann will seine visionäre Sehnsucht gestalten. Dazu braucht er, neben der den konkreten Dingen entlehnten Farbe, noch die abstrakte Form, den rhythmischen Nachdruck der Linie, den Reimklang und das metrische Maß des Ornamentes. Er muß die Natur des Alltages zu einer Festtagsnatur umbilden, die seine Träume beherbergen und seine Menschen hervorbringen kann und uns eine zärtliche Erinnerung an die jugendfrühe Welt unserer kindlichen Gesichte weckt. Und Das gelingt ihm. Er beherrscht Linien und Ornamente mit seltener Meisterschaft. Was viele Andere unsicher suchten, was aus den Bildern der englischen Praeraffaeliten und der jungen Holländer hinaus zum reinen Ornamente drängte, das lineare Element, zwingt Hofmann in den Dienst seiner Idee und weist ihm den rechten Platz. Im Mittelpunkt seiner Bilder, da, wo die innerste Stimmung lebt, ist Alles Farbe und Komplex; gegen den Rand hin werden jedoch die Menschen und ihre Gewänder, die Bäume und Felsen, die Wolken und Wellen immer mehr linear, so daß gewissermaßen der Rahmen schon im Bilde beginnt. Dadurch wird die Stimmung in den Mittelpunkt gebannt und kein Gedanke irrt neugierig über die Peripherie hinaus. Den wirklichen Rahmen bemalt oder schnitzt er in einer Ornamentik, die in formalem und gedanklichem Zusammenhang zum Bilde steht, und häufig läßt er das lehrhafte Moment, das auf die ausgesprochene Empfindung hinweist, als leise Note in der ornamentalen Umrahmung anklingen. Bis zur Allegorie verirrt sich diese Neigung bei ihm nie; dennoch lenkt sie manchmal vom Genuß des Ganzen ab. Je reiner das Ornament im Rahmen auftritt, je weniger es sich auf Formen der Natur bezieht, desto besser schließt es die Stimmung ab und zeigt uns, daß Hofmann seine Bilder ganz abgerundet, ganz als Schmuckstücke empfindet, also — wenn man es denn so nennen will — wirklich dekorativ.

Seine Menschen handeln nicht. Sie leben in der „schönen Trägheit der Blumen"; ihre Stellungen sind gefällig, die Gesichter still. Es sind nicht selbständige Geschöpfe, deren Thun uns interessirt, sondern Gestaltungen eines mit plastischen Bildern spielenden Sinnens. Die badenden Frauen wecken in uns die Lust, im kühlen Waldwasser unterzutauchen, die Schatten der Bäume laden zum Ausruhen in der farbigen Kühle ein. Wir empfinden vor seinen Bildern die ahnenden Schauer des Unendlichen, das drohend Phantastische der Welt und die Tanzfreude sorgloser Glückseligkeit, aber am Häufigsten doch das Glück eines von engen Schranken umstellten Daseins, zwischen Gebüsch und Wasser, an sicheren, stillen Plätzen, aus dem Schatten in flimmerndes Sonnenlicht blickend, mit der Welt verbunden nur durch den grenzenlosen Himmel. Wie eine fortlaufende Gedankenreihe, die sich in Gestalten bewegt, spricht es aus der Gesammtheit seiner Werke. Er malt die Bilder, wie sie der geisterreiche Drang eines Faust sieht, den die Künste Mephistos mit süßen Traumgestalten im Schlaf versenkt haben.

Die Arbeit der Künstler, zu denen Hofmann zählt, wird von der Tendenz beherrscht, die im Kampf gegen den unbefriedigenden Naturalismus steht. Das Verhältniß dieser Künstler zur Natur ist symptomatisch für das ganze geistige Leben unserer Zeit. Den großen Impressionisten, zu deren herber Resignation

die Natur nur von Weitem ſprach, denen die Erde nichts war als die mit niederem Geſträuch bewachſene Kruſte einer Feuerkugel, die nur das Licht malten, das die Gegenſtände mit Oberflächenfarben, mit Reflexen und Gegenreflexen belebt, traten die Koloriſten entgegen, die nicht minder ſcharf ſehen, die aber, poetiſcher Eingebung folgend, die Erde wieder zu einem Tummelplatz menſchlichen Lebens machen, deren Kunſt den Dingen Eigenleben verleiht und denen die Natur auf den Anruf ihrer Empfindung mit harmoniſchen Klängen antwortet. Jene Kunſt war groß, aber kalt; und ſie wirkte auf die Dauer monoton. Der Himmel ſpiegelt ſich im Thautropfen ſo gut wieder wie im See und die ſcheinbar enge Kunſt der Koloriſten erweitert ſich Dem, der ſich liebevoll darin verſenkt, zu einem unerſchöpflich tiefen Weltbild. Künſtler wie Ludwig von Hofmann gehören der Romantik an, die in der deutſchen Kunſt von je her heimiſch war, deren weſentliches Merkmal eine zwieſpältige Sehnſucht iſt. Südlich-helleniſche Träume von plaſtiſcher Schönheit und nordiſch-chriſtliche Vergeiſtigung der Wirklichkeit ſtehen in ihr unvermittelt einander gegenüber: die Sehnſucht nach Aphroditen und nach der Madonna zugleich. Höchſte Senſitivität entſpringt dieſem Zwieſpalt, das Tiefſte und Geheimſte wird angedeutet und ertönt wie eine entfernte, halb verwehte Muſik, aus der Jeder andere, eigene Melodien formt. Die klaſſiſche Klarheit eines Goethe oder Boecklin mag ſich mit dieſer Romantik nicht befaſſen. Aber in Hölderlins Gedichten, in Schumanns Liedern und in den Bildern eines Schwind, Thoma und Hofmann lebt ſie klar und rein. Sie iſt gar nicht weltumſpannend, ſondern deutſch; und am Deutſcheſten dann, wenn ſie lyriſch iſt. In ihrem Gebiet wird am Angeſtrengteſten nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten gerungen, weil ihre Aufgaben ſo nah dem letzten Ziel aller Kunſt liegen. Hofmann hat, viel mehr noch als Thoma, der ſich zuweilen in nationalen Archaismus verirrt, dieſe Aufgabe bewältigt und ganz neue Empfindungformen geboren, die die Grenzen der modernen Malerei erweitern. Sie faſſen die Farbenſtudien der letzten Jahrzehnte glänzend zuſammen und verbinden ſie organiſch mit dem bedeutſamen Linienbrang der Zeit.

Schon einmal gab es einen Maler, der, ähnlich wie Hofmann, Farbe und Form zu ſymboliſirender Einheit zu verſchmelzen trachtete: Otto Philipp Runge, deſſen Bilder in der hamburger Galerie einen Ehrenplatz einnehmen, ſeit endlich ein kunſtſinniger Geiſt dort ſeinen Einzug hielt. Als Runge lebte, kannte die bildende Kunſt nur tote Regeln und klaſſiſch-akademiſchen Faltenwurf, weder Farbe noch Licht. Er betrat als Einzelner taſtend den Weg, auf dem unſere heutige Malerei ſtolz und ſicher einherſchreitet. Goethe nannte ſeine Bilder „ein Labyrinth dunkler Beziehungen“. Sie enthalten im Keim alle Elemente Deſſen, was das moderne Formgefühl und der entwickelte Farbenſinn als ſchön empfinden. Das Ziel, das ihm als Entdecker vorſchwebte, iſt durch Hofmann jetzt, nach neunzig Jahren, erreicht worden. Und ſchon verwandelt dieſes Ziel ſich in einen neuen Anfang und eine neue Zeit kündet ſich an, in der die Malerei eln noch innigeres Verhältniß zur Natur ſuchen und mit dem reichen, ſchon zugerichteten Material zum Bau ſchreiten wird.

Karl Scheffler.

Selbſtanzeigen.

Das Künſtlerbuch. Eine ausgewählte kleine Reihe illuſtrirter Künſtler-Monographien, Band III: Franz Stuck, mit 28 Bildern. Verlag von Schuſter & Loeffler, Berlin.

Der vielgenannte münchener Meiſter zeigt eine ganz ungewöhnliche Künſtlerlaufbahn inſofern, als ſeine erſten zehn Lehr- und Schaffensjahre ausſchließlich dem Griffel und der kunſtgewerblichen Darſtellung gewidmet waren. Plötzlich ſchien er dann ein ganz Anderer geworden zu ſein. Seit 1889 entwickelte er ſich vom geiſtreichen Farbenpoeten antik-romantiſcher Stoffe in kurzer Zeit zu einem monumentalen Darſteller allegoriſcher Ideen. Dieſes ſprunghafte und erſtaunliche Wachsthum Stucks aus ſeinen natürlichen Quellen zu erklären und den logiſchen Zuſammenhang der ſcheinbaren Willkürlichkeit ſeiner künſtleriſchen Produktion nachzuweiſen, war die Abſicht dieſes Buches, dem Nachbildungen der ſchönſten Werke Stucks beigegeben ſind. Franz Hermann Meißner.

Studien und Skizzen aus Naturwiſſenſchaft und Philoſophie. Verlag von Gebrüder Borntraeger, Berlin.

Dieſe Sammlung von gemeinverſtändlichen wiſſenſchaftlichen Aufſätzen, die in zwanglos erſcheinenden, ſelbſtändigen Bändchen von durchſchnittlich je vier Bogen Umfang geplant iſt, verfolgt in erſter Linie den Zweck, bei durchaus freier Behandlung des beſonderen Themas in weiteren gebildeten Kreiſen Sinn und Verſtändniß für grundlegende und intereſſante Probleme der Naturwiſſenſchaft und Philoſophie zu wecken und zu erhalten, vor Allem aber auch zu eigenem Nachdenken über die erörterten Fragen anzuregen. Speziell dieſe letzte Aufgabe, Anregung zu eigener Geiſtesarbeit, ſoll leitender Geſichtspunkt ſein; und deshalb überwiegen Vergleichungen, Erörterungen und kritiſche Betrachtungen weſentlich gegenüber der Darſtellung poſitiven Thatſachenmateriales. Die „Studien und Skizzen" wollen alſo weniger der Vermehrung poſitiven Wiſſens als der Förderung wiſſenſchaftlichen Denkens dienen und unterſcheiden ſich dadurch von den vielen populärwiſſenſchaftlichen Schriften, die theoretiſche und prinzipielle Fragen häufig gar nicht oder nur unzureichend berühren und meiſt nur zu einer der wirklichen Förderung wiſſenſchaftlicher Erkenntniß hinderlichen Verbreitung und Befeſtigung der einſeitigen Prinzipien des naturwiſſenſchaftlichen Materialismus führen. Bisher ſind erſchienen: I. „Ueber wiſſenſchaftliches Denken und über populäre Wiſſenſchaft". In dieſer Studie werden leitende Prinzipien für ein freies wiſſenſchaftliches Denken und für die allgemeine Darſtellung tieferer wiſſenſchaftlicher Probleme geſucht. II. „Zum Problem der Willensfreiheit." Dieſe

zweite Studie unterſucht hauptſächlich die Gründe, denen es zuzuſchreiben ſein mag, daß bezüglich dieſes Problemes ſo ſchroffe Gegenſätze entſtanden ſind und ſich dauernd behauptet haben.

München. Dr. Adolf Wagner.

❦

Nach Damaskus. Von Auguſt Strindberg. Deutſche Originalausgabe, unter Mitwirkung von Elsbeth und Emil Schering vom Verfaſſer ſelbſt veranſtaltet. Dresden und Leipzig, E. Pierſons Verlag. 1899.

In der Anzeige der deutſchen Ausgabe von Strindbergs „Legenden" habe ich ſchon darauf hingewieſen, daß Strindberg nach ſeiner letzten — von ihm in „Inferna" und „Legenden" geſchilderten — Kriſis ſich in ſeinem Dichten und Trachten nur nach Gott und den letzten Dingen gegenüber ſah. Wenn ſeine nächſte Arbeit, ein Doppeldrama, den Titel „Nach Damaskus" trug, ſo war der beabſichtigte Hinweis auf den Apoſtel Paulus deutlich genug. Der erſte Theil ſchließt damit, daß der „Unbekannte" der „Dame" in eine Kirche mit den Worten folgt: „Nun ja! ich kann ja immer hindurch gehen; aber bleiben werde ich nicht!" und der zweite Theil damit, daß der „Unbekannte" dem „Konfeſſor" ins Kloſter mit den Worten folgt: „Komm, Prieſter, ehe ich meinen Sinn ändere!" Das läßt die Führung der Handlung ahnen, die auf ein Weiteres hinweiſt. Ein Theil dieſes Weiteren ſind zwei Dramen, die Strindberg während des letzten Winters in ſeiner Einſiedelei in Lund mit der ihm bei der Arbeit eigenen Konzentration geſchaffen hat. Sie führen den gemeinſamen Titel „Vor höherer Inſtanz". Die deutſche Ausgabe beider Dramen wird im gleichen Verlag wie „Legenden" und „Nach Damaskus" erſcheinen und ich hoffe, ſie in nächſter Zeit hier anzeigen zu können. Emil Schering.

❦

Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirthſchaft, herausgegeben von der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft. Schriftleitung: A. Seidel, Sekretär der Geſellſchaft und Schriftleiter der Deutſchen Kolonialzeitung. Verlag von O. Kuſſerow, Berlin. Jahrgang I., 1899, Heft 1.

Die Deutſche Kolonialgeſellſchaft hat es in Gemäßheit ihrer Satzungen von je her als ihren vornehmſten Zweck betrachtet, die nationale Arbeit der deutſchen Koloniſation zuzuwenden und die Erkenntniß ihrer Nothwendigkeit in immer weitere Kreiſe zu tragen. Dieſer Aufgabe hat ſie in literariſcher Hinſicht bisher durch die Herausgabe der Deutſchen Kolonialzeitung genügt. In dem Rahmen einer Wochenſchrift verbot ſich aber naturgemäß eine eingehende Behandlung einzelner Fragen, ſelbſt ſolcher von der größten Wichtigkeit. Eben ſo mußten alle Aufſätze, die einen mehr wiſſenſchaftlichen oder techniſchen Charakter trugen und daher ihrer Natur nach nur für einen Theil der 32000 Leſer der Deutſchen Kolonialzeitung intereſſant ſein konnten, ausgeſchloſſen bleiben. Da aber die Geſellſchaft im Intereſſe ihres Anſehens auf die Anregung und Veröffentlichung ſolcher Arbeiten nicht verzichten kann, hat ſie ſich zur Be-

gründung der „Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirthschaft" entschlossen. Jährlich erscheinen zwanzig Hefte im Umfange von je zweiunddreißig Seiten mit Illustrationen und Karten in vornehmer Ausstattung. Die einzelnen Hefte werden unregelmäßig, aber in angemessener Vertheilung auf den Zeitraum eines Jahres, veröffentlicht. Sie sollen ein Sammelbecken für die literarischen Erzeugnisse der Kolonial- und Wirthschaftpolitiker wie der wissenschaftlichen Erforscher unserer Schutzgebiete sein. Das vorliegende erste Heft bringt einen Vortrag des Geheimen Kommerzienrathes Dr. Wilhelm Oechelhäuser über die im Anschluß an die Bestrebungen von Cecil Rhodes neuerdings so brennend gewordene Frage der deutsch-ostafrikanischen Centralbahn. Dann folgt ein Aufsatz über die Samoa-Frage aus der Feder des früheren preußischen Gesandten bei den Hansestädten, des Wirklichen Geheimen Rathes von Kusserow, der unter Bismarcks Leitung gearbeit und dadurch Gelegenheit gehabt hat, die Ansichten des Schöpfers unserer Einheit über diese Frage kennen zu lernen. Das Heft enthält dann noch ein Referat über die Verhandlungen des Reichstages in der Samoa- und Karolinen-Frage. Ein Artikel über unsere schwarzbraunen Landsleute in Neu Guinea vom Dr. Schnee bildet den Schluß. Möge das erste Heft — und eben so die folgenden — bei Allen, die Deutschlands überseeische Interessen zu fördern bestrebt sind, eine freundliche Aufnahme finden. A. Seidel.

*

Halbthier! Roman. F. Fontane & Co., Berlin.

„Was will sie? Mit was für Leuten muß sie verkehren? Wo giebts solche Leute?" So höre ich fragen.

Darauf antworte ich: „Ich denke, daß ich die selben Leute kenne wie Ihr. Den Ordentlichen Professor A. und den Freiherrn von B. und den Kommerzienrath C. und den Doktor D."

„Desto schlimmer," sagt man, „damit beweisen Sie Ihre Talentlosigkeit und Böswilligkeit, — weiter nichts."

„Erlauben Sie, welche Nummer hat Ihre Brille? Wie stehts mit Ihren Augen?"

„Leider nicht besonders."

„Und mit Ihren Ohren?"

„Bitte, man hört völlig genug für den Hausgebrauch, wie es einem Kulturmenschen geziemt. Man sieht auch schließlich genug."

„Da bin ich noch nicht so weit vorgeschritten. Ich sehe leider noch wie ein Wilder und höre wie ein Wilder und kann dazu auch mit den Ohren wackeln, ein Ueberbleibsel aus der Zeit, wo ich bei Gefahren die Ohren noch spitzte. Mich täuscht der ganz ordentliche Professor nicht so leicht und die freiherrliche Familie imponirt mir nicht. Ich sehe da Allerlei . . . mehr, als mir lieb ist."

O, ich kenne manchen Doktor Frey und manchen Herrn Mengersen, kenne sie in allen Abstufungen. Ihr kennt sie auch. Weil sie aber so prächtige Leute sind, berühmt und angesehen, tadellos gekleidet, jovial, vielleicht gar Apostel oder Propheten irgend einer Idee, die die Menschheit beglücken soll, sei Ihr von ihnen und der Ehre, mit ihnen zu verkehren, wie berauscht, — und da denke ich in meiner Bescheidenheit, Ihr seht den Wald vor lauter Bäumen nicht. Fragt

einmal vielleicht in der Familie nach, bei den Frauen jener mächtigen Gewächse, die so köstlich und reichlich gedüngt, im Bewußtsein ihrer Würde und ihres Intellekts, sich ausbreiten, wie Riesenpilze, die von außen gesund und zum Genuß einladend anzusehen, mit glatter Haut und großem Umfang, innen aber zerwuchert und bös durchritten sind. Fragt einmal an, wie es sich neben ihnen lebt?

Ihnen gleicht mein lieber Doktor Frey, der seine Menschenkraft ganz nach aaßen hin geleitet hat. Der liebenswürdige, joviale Streber, der er ist: wie kommt er daheim so ausgegeben und öde angestolpert, wie sackt er da in seinen herrlichen Eigenschaften zusammen! Was haben die Seinen an ihm? Einen zerwucherten, durchrittenen Riesenpilz, zu nichts zu gebrauchen, einen drückenden, mürrischen, giftigen Gesellen.

Und Mengersen, der große Künstler! Welche Stirn, welche stahlfesten Augen, die Gestalt elegant, jede Muskel wie von scharfem und doch sensiblem Intellekt durchdrungen! Die Art, sich zu kleiden, hebt ihn über das Gewöhnliche, wirkt auf gewisse Naturen verblüffend. Was ein armer tapferer Kerl mit schlecht sitzendem Rock und mit an den Knien ausgearbeiteten Beinkeidern mit Aufbietung aller Kräfte schwer erkämpft, fällt ihm zu. Er braucht, um es zu erreichen, nur etwas mehr Zeit und Geld zu seiner Toilette.

Für Frauen ist er unwiderstehlich. Diese jungen, naiven deutschen Frauen langweilen ihn schon seit Jahren. Sein Empfinden als Mensch ist vortrefflich geschieden von seinem Künstlerempfinden. Als Künstler kann er leidenschaftlich werden und groß sein. Er ist sich Dessen auch vollkommen bewußt. Er hat sehr viel über sich nachgedacht, beurtheilt und behandelt sich selbst gewissermaßen wie ein Kunstwerk. Er hat sich zur Kunst trainirt, wie Andere sich zu einem Sport trainiren, — eben so kühl rechnend. Er ist müde und gelangweilt vom Weibe. Entsetzlich, denkt er, das Weibliche in der Natur. Diese blinde Wuth, sich ins Elend zu stürzen. Das Gedankenlose, nie die Folgen Ueberschauende. Egoistisch wie der Mann; aber so unsäglich dumpf, so instinktiv. Wie unangenehm großgezogen ist dies langweilige aufdringliche Sich-Opfern-Wollen! Wie sie sich hindrängen wie eine dumpfe Heerde, — ekelhaft!

Ihm ist das menschliche geistige Weib, das nicht nur Geschlechtswesen ist, eine Unmöglichkeit, eine verächtliche Heuchelei des Halbthieres; und deshalb mißachtet und beleidigt er die junge Isolde, die, hingerissen von seiner Kunst, ihre Schönheit ihm offenbart, in reinstem Empfinden ekstatisch fortgerissen. Isolde liegt mit Schmach beladen, von Schmach erdrückt in dunkler Nacht, einsam, mit beschimpfter Seele und denkt über sich, denkt über das Weib nach.

Eine brennend heiße Angst steigt in ihr auf. Was war denn Das? Alles, was je gedacht, war vom Manne gedacht, Alles, was je gethan, war vom Manne gethan. Wie war ihr Das klar geworden? Ganz neu starrte es sie jetzt an: das Weib und das Thier haben nichts gethan und nichts gedacht, wovon man weiß! Bis in den innersten Grund ihrer Seele erschrak sie.

Da lag sie, wie gebrandmarkt. Hatte er nicht Recht? Lächerlich war es ihm, wenn sie von Kunst zu ihm sprach. Was hatte sie damit zu thun? Was ging sie Kunst an? Da fühlte sie die ganze Verachtung, die auf dem Weibe liegt. Da lag sie zertreten, beschimpft, vereinsamt und gehörte zu der dumpfen, gedankenlosen Hälfte der Menschheit, die nicht das Recht hat, sich im vollsten

Sinne Menſch zu nennen. Thränen löſten ſich aus ihren Augen, brennende, ſchmerzhafte Thränen, die wie Blutstropfen aus einer Wunde floſſen.

Henry Mengerſen heirathet Iſaldens Schweſter, das Weib, das für ihn bequem iſt; da braucht er ſich nicht zu geniren. Er iſt ſich ſelbſt genug. Er braucht den weiblichen Abklatſch ſeines Selbſt nicht. Er hält ſeine Frau kurz, er weiſt ihr ihre Stellung an und duldet nicht, daß ſie in ſeine Angelegenheiten hineinredet. Und nach Jahren ſagt die verſtummte Frau: Wie ein grauer Regentag iſt dieſe ewige Mißachtung; dabei ſtirbt die Seele. Und als er ihr Weſen erdrückt hatte, langweilte ſie ihn. Da verliebte er ſich nun in die Schweſter Iſalde, die er einſt wegen ihres lebendigeren Geiſtes als unbequem bei Seite geſchaben hatte.

„Was ſind dieſe Hühner um mich her, verglichen mit Dir? Du Däman, Du kühler, brennender Däman!“ ruft er ſinnlos. Und Iſalde durchſchaut ballkammen dieſe teufliſche Unlagik.

Wer wird Iſalde verſtehen? Die nur, die es ſelbſt an ſich erfahren haben, deren Seelen aus der tiefen Dumpfheit des Weibes auftauchen wollten, die den Drang der Menſchwerdung ſelbſt in ſich ſpürten, die große Seelenqual und Seelenwanne, die zur Erkenntniß treibt.

O, ich höre, wie man ſagen wird: Iſalde will in die Rechte und in das geiſtige Weſen des Mannes hineinwachſen. Man wird nicht verſtehen, daß ſie Menſch werden will. Das liegt ſo fern fürs Weib. Sie will Weib ſein und Menſch, nicht nur Geſchlechtsweſen. Sie will ihren Antheil an Erkenntniß. Sie will ſich nicht mit einem verkrüppelten, lallenden, künſtlich gezagenen Zwergengeiſt begnügen. Sie fühlt, daß ihr die ſchöne Unbewußtheit, die man dem Weibe anerzag, aufgezwungen iſt. Sie fühlt, daß ausſchließlich „Weib ſein“ heißt: „nicht Menſch ſein“, fühlt es als eine Schmach. Ihre Seele ruft in Todesnoth: Und habt Ihr eine Welt auf mich geworfen, — ich breche durch! Und habt Ihr mich verſchüttet mit dem Schutt van Jahrtauſenden, — ich breche durch!

Wer wird verſtehen, daß die junge Iſalde, als ſie dem großen Künſtler Mengerſen ihre nackte Schönheit in wunderwaller Ekſtaſe offenbarte, ſeiner van ihr angebeteten Kunſt ein Weihegeſchenk brachte, wie es eine Künſtlerſeele der anderen bringen darf, ein reiner großer Menſch dem anderen?

Ja, ſie hatte ihn geliebt! Ja, ſie hatte ihm das Schönſte gegeben, das Einzige, ihre Schönheit, die ſie ſelbſt liebte, die ſie kannte und die ſie ſelig und froh gemacht hatte. Seiner heiligen großen Kunſt hatte ſie ſie geben wollen, — als Menſch und als Weib.

Die Männer haben ſich als ſchlechte Künſtler bewieſen, als ſie den Begriff „Weib“ ſchufen, — undifferenzirt und ungegliedert. Und in dieſen Begriff iſt das Weib hineingewachſen wie in eine Zwangsjacke. Das Weib iſt des Mannes ſchlechteſtes Kunſtwerk. Hin und wieder ſteigt eine Natur aus den Maſſen auf, die größer als der künſtliche, armſälige, unvollkammen geſchaffene Begriff „Weib“ iſt. Und dieſe Naturen ſind fremd auf Erden, ſind umgeben van Geſchöpfen, denen ſie nicht gleichen. Es ſind die Weibmenſchen, wie die Natur ſie gewollt, die von der engen Zwangsjacke des unnatürlichen Begriffes Weib gepeinigt ſind, die mit Entſetzen fühlen, was dem Weibthum dieſer Welt angethan wurde. Sie wollen in ihren Menſchengeiſt hineinwachſen, in die Erkenntniß hineinwachſen, die den Menſchen als Ziel geſteckt iſt. Sie wehren ſich gegen

das Schicksal geistiger Verkümmerung Sie fühlen ihr Menschenthum, — und auf Schritt und Tritt empfinden sie Mißachtung und Mißdeutung ihrer Einfachheit.

. . . Ja, wie kam ich auf diesen Roman? Ein Einfall wars wahrlich nicht, aber eine lange Kette von Erschautem und Empfundenem, ein heißer Drang, zu sagen, was ich sah.

Bei einem Diner wars. Ich war ein junges Ding voll Kraft und Leben und hielt meine Jugend für etwas Köstliches und fühlte Kräfte in mir, ein wundervolles Leben zu führen. Liebenswürdige Frauen saßen um den Tisch und Männer in hoher Stellung. Es wurde geplaudert und Anekdoten wurden erzählt und ich dachte: wenn diese Männer doch etwas Lebendiges sagen wollten. Alle diese Witze sind nicht besonders. Es dauerte nicht lange. Einer begann, sprach über etwas nicht Alltägliches mit seinem Gegenüber. Bald betheiligten sie sich Alle. Uns Frauen hatten sie völlig vergessen. Wir saßen stumm, schauten auf die Teller und lächelten einander zu. Plötzlich machte der Eine, der begonnen hatte, ein süßes Gesicht und sagte: „Die Damen werden entschuldigen, solche ernste Gespräche gehören sich eigentlich nicht u. s. w."

Wie kam es, daß ich tief erröthete?

Eine der Frauen sagte: „Ach bitte."

Da erröthete ich wieder. Heiß stieg es mir bis in die Augen und mir war, als hätte ich einen Schlag ins Gesicht bekommen.

Hier, an diesem vornehmen Tisch, in diesem jungen Kopf begann der Roman „Halbthier" zu spuken. Von da an verging kein Tag, an dem ich nicht spürte, daß die Weiber immer eine Heerde sind, die möglichst von der Tränke ferngehalten wird.

Die Heerde ist nicht übermäßig durstig, denn sie hat sich voll gefressen auf saftiger Waide. Es ist zu ertragen.

Ein Theil der Heerde hat aber auf dürrem Boden gegrast: diese Thiere sind gehörig durstig geworden. Sie drängen und stoßen und beunruhigen die zufriedene Heerde. Sie wollen zur Tränke. Mit der Peitsche muß nach ihnen geschlagen werden. Die Wächter der Tränke und die zufriedene Heerde mit dem schlafenden Durst wehren sich gegen die durstigen Thiere. Auf beiden Seiten ist man ärgerlich über die Unruhigen. Wollt Ihr wohl Ruhe halten!

Dieser Roman ist kein besonnener Roman. Ein durstiges Thier scheint darin sich offenbart zu haben. Es ist zu viel der Leidenschaft für die Satten, zu viel für die Wächter. Aber die Durstigen stimmen mit ein. Anders philosophirt das Pferd über die Peitsche als der Fuhrmann.

Die Wächter werden sagen: Wir sind nicht so roh. Wir sind wohlbestallte Wächter der Tränke. Das durstige Thier aber sieht nur Wächter wehren; gütig oder roh: ihm gilts gleich. Seht die Dinge vom Standpunkt Dessen, der leidet. Das ist der Standpunkt, von dem aus die Offenbarungen strömen.

Abgewogene Gerechtigkeit, hier wie dort vertheilt, ist göttlich; aber nur ein Leidloser ist im Stande, weise abwägend zu urtheilen. Die Euch ihren Theil der Welt kennen lehren, Das sind die Leidvollen, die ihr Leid offenbaren, die es mit sich tragen, die es Euch hinhalten. Der Leidvolle in seiner Einseitigkeit ist aber lebendiger als der Gerechte in seiner Gerechtigkeit.

München. Helene Böhlau (Frau al Raschid Bey).

Notizbuch.

Die ſchönen Tage der haager Friedenskonferenz ſind nun zu Ende. Zeitungſchreiber und Zeitungleſer weiſen, mitſpöttiſch gerümpfter Naſe, auf den geringen Ertrag des gewaltigen Aufwandes, verkünden kichernd, die Ausdehnung des durch die Genfer Konvention geſchaffenen Rechtszuſtandes auf den Seekrieg ſei das einzige poſitive Ergebniß des langen Geredes, das im Uebrigen nur den zwiſchen den Völkern gehäuften Zündſtoff vermehrt habe, und rühmen ſich ihrer Prophetenkunſt, der über dieſen Ausgang der Sache nie ein Zweifel entſtanden ſei. Die Geſchichte iſt ja kläglich genug verlaufen; zu etwas ernſteren Betrachtungen aber könnte ſie ernſthafte Leute doch ſtimmen. Denn erſtens hat ſie gelehrt, wie wenig ſelbſt der ſcheinbar mächtigſte Mann heutzutage zu leiſten vermag, wenn ihn nicht das Intereſſe ſtarker Volksſchichten ſtützt. Den Plan des Zaren hat weder der ruſſiſche Tſchin noch die europäiſche Bourgeoiſie mit Begeiſterung begrüßt; den Tſchinowniks brachte er Unbequemlichkeiten und neues Schreibwerk, der militairiſchen Bureaukratie obendrein noch eine Minderung ihres Anſehens, — und daß unter Europens Induſtriekapitänen vielfach die Hoffnung auf einen Krieg gehegt, ein Krieg als einzige Rettung vor dem nach der pariſer Weltausſtellung zu erwartenden Krach angeſehen wird, iſt längſt kein Geheimniß mehr. So blieb Nikolais Majeſtät vereinſamt; und der junge Reußenherrſcher müßte ſchon eine ungewöhnlich lebhafte Phantaſie beſitzen, um ſich einzubilden, er habe Etwas „erreicht". Doch die geſcheiterte Aktion bietet uns noch eine zweite Lehre. Die Leute, die über die Unthätigkeit der in den „Buſch" und nach Scheveningen verbannten Diplomaten Witze machen, bedenken gar nicht, daß dieſe excellenten Herren an keinem Ort des Erdballes beträchtlichere Leiſtungen vollbringen. Sie haben weislich die haager Protokolle der Mitwelt verborgen; aber ſie tagten zum Theil diesmal doch wenigſtens im berühmten „Licht der Oeffentlichkeit", — und nun haben die annoch Titelgläubigen geſehen, was von ſolchen Vertretern eines rückſtändigen Syſtems gewirkt und geſchaffen wird. Ein preußiſcher Oberſt und Herr Léon Bourgeois, die Beide nie im diplomatiſchen Dienſt unthätig waren, ragten wie Geiſtesrieſen über die Greiſenperücken empor. Kein Wunder: eine Zunft, in der Fürſt Chlodwig zu Hohenlohe den Ruhm eines Staatsmannes erwerben und Herr Bernhard von Bülow wie ein ſchöpferiſcher Genius angeſtaunt werden konnte, überſtrahlt leicht auch der leidlich begabte Dilettant. Und dieſe Geſellſchaft, die höchſtens die für die Eintagsarbeit nöthige Geſchäftsroutine aufzubringen vermag, ſollte einer Lebensfrage der geſitteten Menſchheit die Antwort ſuchen und finden! Wenn die Völker endlich einſähen, daß die müſſigen Herren, die man Botſchafter, Geſandte, Legationräthe und Attachés nennt, nicht das Geringſte leiſten, daß die für ihren Luxustrain aufgewandten Millionen einfach vergeudet ſind, und daß, ſeit Eiſenbahnen, Telegraphen- und Telephonleitungen erfunden ſind, dieſes ganze Zopfzeitſyſtem jede Exiſtenzberechtigung verloren hat, dann hätte die haager Rednerei einen großen Erfolg gebracht. Und wenn man die adeligen Pfründner höflich zwänge, künftig daheim ihren Kohl zu bauen, ſtatt aus Monarchenſchlafſtuben

und Miniſtervorzimmern den Klatſch aufzuleſen und in Denkſchriften zu verpacken, dann hätte man zur Dauerbarkeit des Friedens mehr beigetragen, als es durch Konventionen, Paragraphen und Schiedsgerichte je möglich wäre.

* * *

Der Beſuch, den der Kaiſer dem franzöſiſchen Schulſchiff Iphigénie im Hafen von Bergen abſtattete, wurde in unſerer Preſſe als ein weltgeſchichtliches Ereigniß dargeſtellt, als der Sieg eines liebenswürdigen Bezauberers über galliſchen Chauvinismus, als der Beginn einer neuen Epoche mitteleuropäiſchen Friedens. Jetzt wird in Deutſchland über den Vorgang nicht gern mehr geſprochen. Schade. Denn in franzöſiſchen Blättern werden über den Tag von Bergen ſehr merkwürdige Dinge erzählt. Im Figaro, deſſen leitende Redakteure ein gutes Verhältniß zu Deutſchland wünſchen, konnte man leſen, der Kaiſer habe bei der Einfahrt in den Hafen auf allen Schiffen ſeines Geſchwaders die franzöſiſche Flagge hiſſen laſſen, ce qui était contraire à tous les règlements. Auch das Motiv dieſer auffälligen Ehrung wird mitgetheilt: L'Empereur avait admirablement compris que notre amour-propre national était soumis à une épreuve suffisamment rude. Danach iſt alſo das franzöſiſche Nationalgefühl auf eine ſehr harte Probe geſtellt, wenn der Deutſche Kaiſer den Fuß auf ein franzöſiſches Schiff ſetzt, und der Kaiſer muß ganz beſondere, den internationalen Regeln widerſprechende Ehrenbezeugungen aufwenden, um dieſe Probe erträglich zu machen. Außerdem wird berichtet, Wilhelm der Zweite habe geſagt, er beneide die franzöſiſche Marine um ihr Menſchenmaterial, dem er nichts Gleichwerthiges an die Seite zu ſtellen habe, und hinzugefügt: „Die Seeleute, die Sie nachher auf meinem Schiff ſehen werden, ſind noch das Beſte, was ich zu bieten vermag, — aber Die habe ich auch ſelbſt ausgebildet!“ Der Kaiſer habe ſich plus que courtois gezeigt, doch ſei es ihm nicht gelungen, die eiſige Höflichkeit der franzöſiſchen Mannſchaft auf einen wärmeren Ton zu ſtimmen. Das meldet ein nüchterner Bericht; die in kleineren Blättern verbreiteten Mären können im Bereich der deutſchen Preßfreiheit nicht einmal angedeutet werden... So ſieht die Bilanz des „weltgeſchichtlichen Tages“ in der gemeinen Wirklichkeit aus. Ob man uns nicht endlich mit einer offiziöſen Darſtellung des betrübenden Ereigniſſes tröſten wird? Vielleicht. Und ob man nicht aufhören wird, privates Handeln hoher Herren als politiſch und hiſtoriſch bedeutſam auszubrüllen? Gewiß nicht. Eben hat der „Meteor“, die Yacht des Kaiſers, in Cowes einen Preis gewonnen. An dieſem Erfolg ſeines gut gebauten Schiffes wird der Monarch ſich nicht mehr Verdienſt zuſchreiben als irgend ein Baron Rothſchild oder Ephruſſi an dem Sieg ſeines Rennpferdes. In der deutſchen Preſſe aber giebt es Hundeſeelen, die den Kaiſer als Triumphator auf dem Gebiete des Waſſerſportes feiern und der aufhorchenden Menſchheit zurufen, nun, ſeit dem denkwürdigen Tage von Cowes, ſei das Band der Freundſchaft zwiſchen Briten und Deutſchen feſter als jemals vorher geknüpft. Und dieſe Meteor-Politik wird wahrſcheinlich währen, bis dem deutſchen Anſehen einſt das letzte Geſtirn erloſchen iſt.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. August 1899.

Der Kaiſer-Kanal.

Ueberwältigend ſchön nannte, in einem an den Oberpräſidenten der Rheinprovinz gerichteten Telegramm, der Deutſche Kaiſer den ihm von den Städten Remſcheid und Solingen und vom bergiſchen Landvolk bereiteten Empfang. „Ueberwältigend, großartig, herzlich und ungekünſtelt“ hatte er vorher im dortmunder Rathhauſe den Empfang genannt, den die Bürgerſchaft der Rußſtadt dem zur Einweihung des Dortmund-Ems-Kanals herbeigeeilten Monarchen bereitet habe. Und überwältigend ſcheint auf die im dortmunder Hafen Verſammelten auch die Rede gewirkt zu haben, die der Kaiſer ihnen hielt. Im Deutſchen Reich war es bisher nicht üblich, dem höchſten Vertreter der Nation, wenn er öffentlich ſprach, mit Kundgebungen irgend welcher Art ins Wort zu fallen; die Hörer pflegten das Ende ſolcher Reden abzuwarten und dann erſt ihrem Empfinden den Ausdruck zu ſuchen. In Dortmund war es anders: der Kaiſer wurde durch Bravorufe, durch „ſtürmiſchen“, „ſehr ſtürmiſchen“ Beifall und „erneutes Bravo“ unterbrochen. Dieſe neue, ſeltſame Sitte wird ſich hoffentlich nicht einbürgern; ſonſt könnten wir eines Tages das widrige und beſchämende Schauſpiel erleben, daß Deutſche, die mit dem von ihrem Kaiſer Geſagten unzufrieden ſind, ſeine Rede mit Aeußerungen des Unwillens, mit Murren oder gar mit Ziſchen begleiten. In Dortmund war durch den aufgewandten Empfangsapparat die Stimmung wohl ins Hundstägige geſteigert worden: ganze Schwärme von Brieftauben durchſchwirrten die ſommerlich leuchtende Luft, Fahnen und Laubwerk ſchmückten die Straßen, das Bier aus den Kellern der Union- und Löwenbrauerei floß gewiß nicht allzu ſpärlich in die dürſtenden Kehlen und die drei-

hundert Posaunenbläser, die, wie gemeldet wurde, den Kaiser begrüßten, mögen mit ihrem Gedröhn die Nerven mächtig gerüttelt haben. Es wäre interessant, einmal festzustellen, wer solche dem germanischen Wesen sonst fremde „Huldigungen" ersinnt; daran, daß sie auf den Sinn des Monarchen irgendwie tiefer wirken könnten, darf man natürlich nicht denken; aber sie entstellen für kurze Stunden leicht die Grundstimmung einer Bürgerschaft, die unter dem Eindruck des Schaugepränges steht. Das ließe sich ertragen, wenn, wie auf den Zwiebelduft die Thräne, auf den Rausch nicht der Katzenjammer folgen müßte. Welchen Begriff soll der Kaiser von der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit seiner Landsleute bekommen, wenn Dortmund, Remscheid, Solingen, wenn die bergisch-westfälischen Grenzbezirke, wo die „jubelnde Begrüßung der Bevölkerung" ihn „erkennen ließ, wie treu die Herzen ihm entgegenschlagen", wieder sozialdemokratische Abgeordnete in den Reichstag schicken? Wird der Empfang beim Kanalfest ihm dann noch „ungekünstelt" scheinen? Oder wird es unverantwortlichen Rathgebern gelingen, den verhängnißvollen Glauben zu nähren, die treue, dem König begeistert zujauchzende Bevölkerung sei durch einen Hetzerhaufen verleitet, dem man, um den Bürgerfrieden und die Rechtsordnung zu sichern, nur mit des strafenden Schwertes Schärfe an den Leib zu rücken brauche?

Nun sollte man glauben, die „öffentliche Meinung", von deren Weisheit wir immer so viel hören und deren wichtigstes Organ ja wohl die Presse sein soll, werde den Ueberschwang einer Stunde des Rausches sänftigen, Irrthümer korrigiren und den Glanz festlicher Freudenfeuer dämpfen. Den Dortmundern sind siebenzig Millionen Mark für den Bau einer Wasserstraße bewilligt worden, von der sie einen gewaltigen Aufschwung ihres wirthschaftlichen Lebens, eine beträchtliche Mehrung ihres Geschäftsprofites erhoffen; da ists kein Wunder, daß sie, bei Orgelton und Glockenklang, bei Böllerschüssen und Posaunengedröhn, die gewohnte Nüchternheit verlieren, von billigem Bier und noch billigerer Feiertagsbegeisterung sich das Hirn umnebeln lassen und den Himmel, zu dem ihr Blick dem Brieftaubenschwarm folgt, wie man trivial sagt, „voller Geigen sehen". Für die anderen Deutschen aber, die nicht in Dortmund, Remscheid, Solingen oder an einem anderen Ort des bergischen Landes wohnen, sollte die Eröffnung einer neuen Wasserstraße die nüchternste Sache von der Welt sein, eine Sache, bei der man sich nur zu fragen hat, ob sie nützlich wirken und kaufmännisch rentabel sein wird. Daß in solchen Dingen die Hoffnung recht häufig trügt, lehrt die Geschichte des Nord-Ostsee-Kanals. Als er vor vier Jahren in Hochsommerhitze er-

öffnet wurde, hieß es, ein weltgeschichtliches Werk von unschätzbarem Werth sei vollbracht, Jubelchöre durchhallten die Luft und dem froh lauschenden Volk ward verkündet, es dürfe auf einen Jahresverkehr von mindestens elf Millionen Registertons in dem neuen Kanal mit Sicherheit zählen. Drei Jahre später umfaßte der Verkehr noch nicht viel mehr als $2^1/_2$ Millionen Registertons. Doch diese enttäuschende Erfahrung ist längst schon wieder vergessen. Jetzt wird von dem Mittellandkanal das Heil Deutschlands erhofft und von anderen Projekten, deren Durchführung des Monarchen weithin schallende Stimme verheißen hat: der Lauf der Oder soll regulirt, die nordpreußischen Provinzen und Schlesien sollen dem Meer verbunden, die Landwirthe des Ostens durch „große Wasserarbeiten" in ihrer heute schlecht rentirenden Thätigkeit gefördert werden. Sehr schön; und welchen unerschöpflichen Quellen entfließt das zu solchem Aufwand nöthige Geld? Danach wird nicht erst lange ängstlich gefragt. Die selben Politiker, die sonst die ärgste Pfennigfuchserei treiben und deren Ruhm sich auf ihre kalkulatorische Sparmeisterschaft gründet, scheinen jetzt gar nicht daran zu denken, ob der Finanzwirthschaft des armen preußischen Staates zugemuthet werden darf, so ungeheure Summen in die Wasserstraßen zu werfen. Sie sind von dem Wonnejauchzen aus dem bergisch-westfälischen Land offenbar auch „überwältigt". Und ihre Organe rufen durch alle Gassen, eine Kanalfrage gebe es nicht mehr, denn der Kaiser und König habe gesprochen und seinem Wort müsse jeder gute Bürger, müsse insbesondere der seinem König angeblich bis in den Tod treue Agrarier sich willig fügen.

Der Kaiser und König hat gesprochen. Sachlich und wirksam. Er ist überzeugt, daß „der Ausbau unserer großen Wasserstraßen segensreich sein wird", ist „fest und unerschütterlich entschlossen", ihn ins Werk zu setzen, und hofft, der Landtag werde noch in diesem Jahr die dazu erforderlichen Mittel bewilligen. Freilich fürchtet er auch, es werde „schwierig sein, solche neuen, großen Gesichtspunkte schnell in die Bevölkerung hineinzubringen und das Verständniß dafür zu erwecken". Wer diese Sätze unbefangen liest, wird zu der Ansicht kommen, daß der König geneigt ist, der Volksvertretung die zum Entschluß nöthige Zeit zu gönnen und die Entscheidung über das Kanalprojekt vielleicht um ein paar Monate zu vertagen. Liberale Lakaien erläutern den Sinn der dortmunder Rede anders; der Kaiser, sagen sie, heischt sofortige Entscheidung und wird Jeden zerschmettern, der seinem Wunsch widerstrebt. Die armen Narren, die wüthiger Haß gegen die Agrarier in die Irre lockt, ahnen nicht, wie bald ihre sonderbare Auffassung konstitutioneller Zustände gegen

ſie ſelbſt geltend gemacht werden kann. Ihr Jubel umheult eine Rede, in der von „Unterthanen" geſprochen wird — obgleich der Begriff der Unterthänigkeit mit der Feudalzeit verſchollen iſt —, in der Wilhelm der Erſte wieder einmal der Schöpfer des Reiches heißt — obgleich die Geſchichtſchreibung längſt feſtgeſtellt hat, daß der liebenswürdige, beſcheidene und arbeitſame alte Herr nur widerwillig der als höher erkannten Intelligenz auf den Weg zur Einheit der deutſchen Stämme folgte —, und an deren Schluß der befremdende Satz ſteht, das Deutſche Reich „gehorche einem Willen", — das Reich, dem die Verfaſſung keine monarchiſche Spitze gab und in deſſen Gefüge der Wille des Kaiſers ſich mit dem Willen der übrigen im Bundesrath vertretenen Bundesfürſten und der Wille des Bundesrathes ſich mit dem Willen des Reichstages abzufinden hat. Das weiß der Kaiſer, wenn ers in flüchtiger Redewendung auch zu vergeſſen ſcheint, und er hat oft ſchon bewieſen, daß dieſe Beſchränkung ſeiner Macht ihn nicht unerträglich dünkt. Den Leuten aber, die als ihr allerheiligſtes Gut ſtets die Verfaſſung preiſen, für die ſie, ſie ganz allein, mannhaft und „unentwegt" geſtritten haben, und die ſtolzen Antlitzes auf die ſtattliche Schaar der Freiheitkämpen in ihren Reihen deuten, dieſen heruntergekommenen Profitfechtern drängt ſich beim Hören ſolcher Rede kein Wörtchen des Widerſpruches auf die Lippe. Blut iſt gefloſſen, auf daß dem Volk die Mündigkeit und das Recht freier Selbſtbeſtimmung werde; dem Genius wurde, weil ſein Walten die königliche Macht ſtärkte, das politiſche Leben erſchwert und verbittert; Jahrzehnte hindurch tobte um die Verfaſſung und um die Art, wie ſie von den verſchiedenen Machtfaktoren ausgelegt wurde, ein heißer, die Volkskraft lähmender, die deutſche Zukunft Preußens gefährdender Kampf. Und nun? ... Nun ſieht wohl jeder nicht durch die Parteibrille getäuſchte Blick, daß es ein Kampf für ein Klaſſenintereſſe war, nicht, wie es dem Betrachter der Oberfläche ſcheinen mochte, der Kampf für ein Ideal. Vor einem Halbjahrhundert ſprach Bruno Bauer, der auf dem von Hegel zu Marx führenden Wege ſozialkritiſche Umſchau hielt, das Prophetenwort: „Jene Bürgerklaſſe, die für die neuere Geſchichte ein ſo furchtbares Gewicht erhalten ſollte, iſt keiner aufopfernden Handlung, keiner Begeiſterung für eine Idee, keiner Erhebung fähig; ſie giebt ſich für nichts hin als für das Intereſſe ihrer Mittelmäßigkeit und ſiegt endlich nur durch ihre Maſſenhaftigkeit, mit welcher ſie die Anſtrengungen der Leidenſchaft, der Begeiſterung, der Konſequenz zu ermüden wußte. Sie hat die revolutionären Ideen, für welche nicht ſie, ſondern uneigennützige

oder leidenſchaftliche Männer ſich aufopferten, ſich allein zu Gute kommen laſſen, den Geiſt in Geld verwandelt. Freilich, nachdem ſie jenen Ideen die Spitze, die Konſequenz, den zerſtörenden und gegen allen Egoismus fanatiſchen Ernſt genommen hatte." Das klang ehedem paradox: aber jetzt beſtätigt es die Zeit. Denn jetzt würde die Bourgeoiſie, der Bauer Herz und Nieren prüfte, gern ſich ſogar mit dem hüllenloſen Abſolutismus abfinden, wenn er ihre Geſchäfte beſorgte.

Sie wird ſich ihres Kanals freuen dürfen; die ernſte wirthſchaftliche Frage wird, wie es die Parlamentarierſitte will, zum Gegenſtande der Schachermachei erniedert und ihr wird auf dem Wege des Feilſchens und Bietens die Antwort gefunden werden, mag der Bieter nun Miquel, Rheinbaben oder Jenke heißen. Im politiſchen Katechismus der Völker aber lautet ein Satz: Du ſollſt den Namen Deines höchſten Repräſentanten nicht mißbrauchen, nicht unnützlich führen. Daß der Kaiſer an die Segen ſpendende Wirkſamkeit ſeiner Waſſerbaupläne glaubt, wiſſen wir, eben ſo aber auch, daß ſeine Meinung, „der Austauſch der Maſſengüter im Binnenlande laſſe ſich nur auf dem Waſſer bewerkſtelligen", von Sachverſtändigen mit nachdrücklicher Entſchiedenheit beſtritten wird und daß die Verkehrspolitik einer Zeit, die über den Dampf und die Elektrizität, über den ganzen Bereich der in Akkumulatoren aufzuſpeichernden Energien verfügt, von den dem Enkel heiligen Errungenſchaften der Kurfürſtentage nicht viel mehr zu lernen hat. Soll eine ſolche Zeit eine halbe Milliarde Projekten opfern, die bald vielleicht von der techniſchen Entwickelung überholt und rückſtändig ſcheinen werden? Soll ein Volk, deſſen jungem Empfinden ein ganz, ganz anderes Ideal vorſchwebte, nun das Ziel ſeiner Sehnſucht in Belgien ſuchen, in der Rolle des billigſten Fabrikanten und Händlers die Befriedigung ſeines Ehrgeizes finden und jubelnd das ſchnelle Fortſchreiten der Induſtrialiſirung und Proletariſirung begrüßen? Giebt es in einem Lande, deſſen Oſtmark dem nationalen Beſitz kaum noch zu erhalten iſt, für dreihundert Millionen nicht eine beſſere, dringendere Verwendung, als es die für einen Kanal wäre, der das Uebergewicht des induſtriellen, auf Koſten der Volkskraft bereicherten Weſtens ins ſchwer Erträgliche ſteigern müßte? . . . Es wäre ruchlos, wollte man den Monarchen mit der Verantwortlichkeit belaſten, die der Komplex ſolcher Fragen den zu ihrer Beantwortung Berufenen aufbürden wird. Der Kaiſer ſoll ſich im Privatgeſpräch neulich darüber beklagt haben, daß er allzu oft genöthigt ſei, ſeine Miniſter zu decken, die ihm doch Deckung gewähren ſollten, und daß ſo, ſehr wider ſeinen Willen, der Schein entſtehe, er miſche ſich in alle Angelegen-

heiten. Dieſe Klage iſt vom Herausgeber der „Zukunft“ ſeit ſieben Jahren ſehr häufig, nicht ſelten faſt mit den ſelben Worten, ausgeſtöhnt worden; weil er ihr nach ſeiner beſten Einſicht den verſtändlichſten Ausdruck ſuchte, ſitzt er ſeit dem zehnten Maitage hinter Wall und Graben. Das liberale Bürgerthum in Stadt und Land aber bläſt die Bäckchen auf und tutet die Botſchaft ins Land, dem Wort des Kaiſers, der ſich ſelbſt doch nicht für den in Verkehrsfragen Sachverſtändigſten hält, müſſe ſich Jeder männiglich fügen. Dreihundert Poſaunen dröhnen uns dieſe Weisheit ins Ohr, ein dichter Brieftaubenſchwarm flattert, mit bedruckten Blättern im Schnabel, empor, Böller donnern und Glocken läuten. Iſt der Anblick nicht „überwältigend ſchön“?

Ellen Key und die Frauenfrage.

Die Frauenbewegung krankt an zwei Uebeln: das eine beſteht darin, daß ſie faſt ausſchließlich von Frauen und, was noch ſchlimmer iſt, von Frauenvereinen getragen wird; das zweite beruht auf der Thatſache, daß ſie zwar die „Löſung“ der Frauenfrage zum ausgeſprochenen Ziel hat, der Begriff der Frauenfrage ſelbſt aber nicht nur bei ihren Gegnern und ihren Anhängern, ſondern auch bei den Anhängern ihrer verſchiedenen Richtungen ein durchaus verſchiedener iſt. Gegen das erſte Uebel mit ſeinen Folgeerſcheinungen — Einſeitigkeit, Härte, Unnatur — wandten ſich Frauen wie Laura Marholm und Lou Andreas-Salomé, ohne dabei ſelbſt die Klippe einſeitiger Uebertreibung zu vermeiden. Dem Zukunftideal radikaler Frauenrechtlerinnen — dem Weibe, das, wie der Mann, in Amt und Würden ſteht, wie er denkt und ſchafft und deſſen Geſchlechtsleben zu untergeordneter Bedeutung herabſinkt — ſtellten ſie ihr Ideal gegenüber: die Frau mit der unverfälſchten „Weibnatur“, das „Weibthier“, das nur liebt, gebärt und ſäugt. Die Anhängerinnen der Frauenbewegung ſehen daher in ihnen ihre ſchlimmſten Gegnerinnen und ſind blind für das Stück geſunder Natur, das ſich hinter ihren Deklamationen verbirgt und von dem eine ungeahnte Heilkraft ausgehen könnte. Neuerdings wird auch Ellen Key zu ihnen gerechnet, denn auch ſie betont die Verſchiedenheit des männlichen und des weiblichen Weſens, auch ſie ſtellt die Liebe und die Mutterſchaft wieder in den Mittelpunkt des Lebens der Frau und wendet ſich energiſch gegen jede öde Gleichmacherei. Was ſie aber vor den beiden anderen Frauen auszeichnet und ihren Ideen Bedeutung verleiht, ſo daß nur

Zeloten im Stande sein können, sich ihrer Wirkung zu entziehen, ist der Umstand, daß sie nicht als Gegnerin, sondern als überzeugte Anhängerin der Frauenbewegung auftritt. Sie versucht nicht, den ganzen Baum auszureißen, weil seine Zweige erkrankten: sie führt ihm nur kräftige Nahrung zu. Sie sieht aber auch nicht nur das eine Uebel. Eine Bewegung, die sich die Aufgabe stellt, auf eine Frage, ohne sich über ihren Inhalt klar zu sein, die Antwort zu suchen, kann nicht zum Ziele führen; ihre innere Zerfahrenheit wird sie daran hindern. Die Frauenbewegung, die oft den Eindruck eines an beiden Seiten bespannten Wagens hervorruft, liefert dafür den deutlichsten Beweis. Nach Eduard von Hartmann ist die Frauenfrage eine Jungfernfrage; der rechte Flügel der Frauenbewegung sieht in ihr hauptsächlich eine Erwerbsfrage; Andere rücken sie wieder in das Licht einseitiger sittlicher oder religiöser Betrachtungweise; die Radikalen bezeichnen sie kurzweg als eine soziale Frage. Durch das Alles werden aber entweder nur einzelne Seiten von ihr erklärt oder es sind Erklärungen, die selbst wieder der Erklärung bedürfen. Vor Allem aber bezeichnet keine von ihnen den eigentlichen Inhalt der Frauenfrage. Weder durch die Gewährung der vollen Erwerbsfreiheit noch durch die rechtliche und politische Gleichstellung der Frau mit dem Mann kann sie „gelöst" werden — eben so wenig, wie die Arbeiterfrage mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechtes „gelöst" worden ist —: ihr Problem bleibt bestehen, ja, es vertieft und verschärft sich sogar. Von diesem Standpunkt aus, der die radikalsten Forderungen der Frauenbewegung als selbstverständlich ansieht und ihre gesetzliche Anerkennung sicher voraussetzt, versucht Ellen Key in ihrer geistvollen Schrift „Mißbrauchte Frauenkraft"*) zu einem einheitlichen Begriff der Frauenfrage zu gelangen. Ohne auf die historische Entwickelung der Frauenbewegung näher einzugehen, unterwirft sie ihren heutigen Standpunkt, der im Wesentlichen darauf beruht, die Gleichstellung der Frau mit dem Manne auf Grund der vorausgesetzten Gleichheit der geistigen Begabung beider Geschlechter, zu verlangen, einer scharfen Kritik.

Auf der falschen Voraussetzung, die Gleichwerthigkeit mit Gleichheit verwechselte, beruht thatsächlich das Unheil, das die Frauenbewegung vielfach anrichtete und noch anrichtet. Hätte Ellen Key an der Hand der Geschichte ihre Spuren bis zu den ersten Anfängen verfolgt, sie würde schlagende Beweise dafür gefunden haben. Die weiblichen Gelehrten der Renaissance sahen ihren höchsten Ruhm darin, um ihres männlichen Geistes willen gepriesen zu werden; sie entsagten der Liebe und der Mutterschaft und entäußerten sich dadurch ihrer spezifisch weiblichen Natur, um nur der Wissen-

*) Mißbrauchte Frauenkraft. Ein Essay von Ellen Key. Autorisirte Uebersetzung von Therese Krüger. München, 1898.

ſchaft zu leben. Das „gelehrte Frauenzimmer“ des deutſchen Humanismus ſtand auf dem ſelben Standpunkt. Deshalb weiß die Geſchichte jener Zeit zwar von manchen bedeutenden Frauen zu berichten, die, was ihr Wiſſen und ihre Leiſtungfähigkeit betrifft, Gelehrten zweiten Ranges etwa gleichſtanden aber von keinem einzigen weiblichen Genie, das mit den erſten Leuchten der Wiſſenſchaft in eine Linie geſtellt werden könnte. So kam es auch, daß tiefer veranlagte Naturen, wie z. B. Anna Maria von Schurmann, Eliſabeth von der Pfalz, Chriſtine von Schweden, in dem Konflikt zwiſchen ihrer niedergedrückten weiblichen Natur und ihrem künſtlich erzeugten „männlichen Geiſt“ ſchließlich in das entgegengeſetzte Extrem verfielen und allen „Wiſſenskram“ von ſich warfen, um in religiöſen Schwärmereien ihr Gemüthsleben zu befriedigen.

Aus der an ſich richtigen Thatſache, die ſich noch durch zahlreiche Beiſpiele beweiſen ließe, daß die Frau bisher, auch da, wo keinerlei äußere Schranken ihr hinderlich waren, in der ſelbſtändigen geiſtigen Produktion hinter dem Mann zurückſtand und, ſobald ſie ihm an Begabung ebenbürtig war, an inneren Konflikten zu Grunde ging, kommt Ellen Key jedoch zu Schlußfolgerungen, die nur theilweiſe richtig ſind. Sie ſpricht der Frau im Allgemeinen jede geiſtige Produktionkraft ab und behauptet, daß ihre Begabung nur auf dem Gebiete der Reproduktion, der Aſſimilirung, des Mitfühlens und Mitleidens liege. Ihre Anſicht ſucht ſie durch die Behauptung zu begründen, daß die Mutterſchaft den Einſatz der ganzen produktiven Frauenkräfte fordere, nur ſehr bedeutende Frauen ein geniales Werk daneben zu ſchaffen im Stande ſeien, die geiſtigen Produktionen der meiſten Frauen jedoch nur geringwerthig ſein würden. Sie vergleicht dabei den Mann, der einen neuen Gedanken, eine neue Kunſtſchöpfung, eine neue Erfindung hervorbringt, mit dem Weibe, das der Menſchheit neues Leben ſchenkt.

So lächerlich nun auch die Anſicht fanatiſcher Frauenrechtlerinnen iſt — meiſt ſolcher, die ſelbſt nie ein Kind gehabt haben —, daß der Einfluß der weiblichen Geſchlechtsfunktionen auf das Leben der Frau eben ſo untergeordnet iſt wie der der männlichen auf das Leben des Mannes, ſo läßt ſich doch auch ihr extremer Gegenſatz, Ellen Keys Behauptung, nicht aufrecht erhalten. Wir wollen einmal von der Thatſache völlig abſehen, daß es unzählige alleinſtehende, kinderloſe Frauen giebt, die alſo unverbrauchte Kräfte zur Verfügung haben; wir wollen auch den Umſtand nicht näher erörtern, daß geniale Produktion auch bei den Männern zu den ſeltenen Ausnahmen gehört und jedenfalls viel ſeltener vorkommt als bei den Frauen das Gebären: wir wollen nur unterſuchen, ob die Mutterſchaft die geiſtige Produktionkraft bei den Frauen ausſchließt. Das iſt aber nicht nur eine Frage der Begabung, ſondern auch eine der äußeren Lebensverhältniſſe. Hat eine Frau

eine Schaar Kinder und ist sie gezwungen, ihre Wirthschaft allein zu führen, so kann ihre geistige Produktionkraft nicht zur Bethätigung gelangen, eben so wie sie der Mann verkümmern lassen muß, der etwa den täglichen Kampf ums Dasein hinter dem Ladentisch, in der Fabrik oder im Bergwerk durchkämpft. Nur außerordentlich geniale Menschen, einerlei, ob Mann, ob Weib, werden sich unter solchen Umständen schließlich doch noch durchzusetzen vermögen. Nehmen wir dagegen eine Frau in guter bürgerlicher Vermögenslage, so stellt sich die Sache sofort ganz anders dar. Zunächst sind drei prinzipielle Fragen zu entscheiden: Ist die mechanische Arbeit der Frau im Hause — Kochen, Stopfen, Nähen u. s. w. — unter allen Umständen werthvoller als ihre geistig-produktive Thätigkeit? Ist jede Frau nur dadurch, daß sie Mutter ist, die beste Pflegerin und Erzieherin ihrer Kinder? Kann sie in all diesen Arbeitzweigen durch kein anderes Wesen ersetzt werden?

Meiner Ansicht nach schädigt eine Frau, deren ganzes Wesen nach geistiger Bethätigung verlangt — und nur eine solche wird, die vergnügungsüchtigen Frauen abgerechnet, den lebhaften Wunsch haben, ihre häusliche Arbeit einzuschränken —, sich selbst, ihren Gatten und ihre Kinder aufs Aeußerste, wenn sie mit bewußtem Opfermuth Arbeiten verrichtet, durch die sie überdies noch Denen Konkurrenz macht, deren Existenz auf ihnen beruht. Das Selbe gilt auch für die Kinderpflege und Erziehung. Gewiß soll die Frau im Hause und besonders in der Kinderstube die Oberaufsicht führen, gewiß soll sie sich viel und eingehend mit ihren Kindern beschäftigen. Aber den schädlichsten Einfluß auf ihre Kinder üben Mütter aus, die in Folge ihrer eigenen Unthätigkeit von früh bis spät mit ihnen spielen und tändeln oder ihre geistige Entwickelung in der Treibhausluft dauernden Zusammenseins unnatürlich fördern. Daraus entstehen jene unselbständigen, altklugen Geschöpfe, die einen blasirten, gelangweilten Eindruck machen, weil sie niemals daran gewöhnt wurden, sich selbst zu beschäftigen, und jene Muttersöhnchen, die in der Schule schon die Zielscheibe des Spottes ihrer Kameraden werden, jene kleinen Haustyrannen, denen sich Alles beugen muß. Es klingt gewiß ergreifend, wenn Ellen Key das Loos der Frau schildert, die sich täglich „von kleinen Kinderhänden, die sie festhalten, losreißen muß", und doch kommt es gerade diesen Kindern zu Gute, wenn sie ihnen und sich diesen Schmerz zufügt, wenn sie sie gewöhnt, einige Stunden des Tages selbständig oder unter anderer Aufsicht als der mütterlichen zu spielen, wenn sie sie früh die Arbeit respektiren lehrt und wenn sie bedenkt, daß sie nicht nur die Mutter der Kleinen, sondern auch die Mutter der Großen und Erwachsenen sein soll. Hat sie ihre Körper- und Geisteskräfte den Kleinen vollständig hingeopfert, dann kann sie dem Jüngling und dem Mann, der Jungfrau und dem Weibe keine Freundin und Helferin mehr sein, dann ist

ſie für ſie nichts als das „Mütterchen“, dem man in Erinnerung an die Kindheit mitleidig zärtliche Liebe weiht, mit der man aber keinerlei Intereſſen mehr theilt. Aber auch zwiſchen Mann und Frau tritt eine Entfremdung ein, wenn ſie in ihrer ſogenannten „Pflichterfüllung“ aufgeht. Er nahm ſich in ihr ein geiſtig reges Weib, ſie theilte ſeine Intereſſen, ſie wurde ſeine Geliebte und ſeine Freundin. Aber das Haus und die Kinder nehmen bald all ihre Gedanken in Anſpruch und ſchließlich lebt Jeder von ihnen in ſeiner eigenen Welt. Dabei iſt ſie unzufrieden und unfroh, wie jeder Menſch, der nicht zur Entfaltung kommt, und vermag auch kein Glück zu verbreiten. Und die Liebe vergeht, die nur mit der häuslichen Proſa genährt wird. Zahllos ſind dieſe Frauen mit den früh gealterten Geſichtern und den müden Augen, dieſe Armen, die ſich ſelbſt geopfert haben. Auch Das iſt mißbrauchte Frauenkraft!

Aber Ellen Key meint nicht nur, daß die äußeren Folgen der Mutterſchaft die Produktivität auf geiſtigem Gebiet unmöglich machen, ſie behauptet auch — und Das iſt die wichtigere Seite der Frage —, daß die Mutterſchaft an ſich die Möglichkeit geiſtiger Produktion ausſchließt. Sie beruft ſich dabei auf das Naturgeſetz, wonach man eine große Summe Lebenskraft nicht zu einem Zweck verbrauchen und doch zu einem anderen noch übrig haben kann, und ſucht es durch Beiſpiele zu illuſtriren: die Muskeln des Athleten entziehen ſeinem Gehirn Kraft; das Gehirn des Gelehrten entkräftet ſeine Muskeln; die Tüchtigkeit des Geſchäftsmannes wird auf Koſten ſeiner kontemplativen Tiefe gewonnen; die Phantaſie des Künſtlers hindert ihn, auf ſeinen Vortheil im täglichen Leben bedacht zu ſein. Laſſen wir das letzte Beiſpiel bei Seite, das vollſtändig hinkt, da unſere modernen Künſtler im Allgemeinen recht gut ihre Kunſt in Gold umzuſetzen verſtehen, ſo ſcheinen mir die übrigen nichts weiter zu beweiſen, als daß der wüſte Konkurrenzkampf um Erwerb, Stellung und Anſehen die harmoniſche Ausbildung des ganzen Menſchen verhindert und ihn zum Berufs- und Lohnſklaven macht. Kein Naturgeſetz verhindert den Gelehrten, ſeine Körperkräfte auszubilden: es würde vielmehr ſeinen Geiſteskräften zu Gute kommen, thäte er es; kein Naturgeſetz verbietet dem Kaufmann, philoſophiſche Gedankenarbeit zu verrichten, aber die äußeren Verhältniſſe machen es ihm meiſt unmöglich. Wenn das Naturgeſetz den Sinn hätte, daß die für einen Zweck verausgabte Lebenskraft ſich nicht erneuern kann, ja, daß die ſelbe Lebenskraft durch geiſtige und körperliche Arbeit abſorbirt wird, ſo wäre die Konſequenz, daß der Menſch in ſeinem Leben nur einer großen Leiſtung fähig iſt und daß körperliche und geiſtige Arbeit einander unter allen Umſtänden ausſchließen müſſen. Ungefähr das Gegentheil jedoch iſt der Fall: eine gelungene Leiſtung iſt zugleich die Geburtſtunde der Lebenskraft für eine andere, die Abwechſelung zwiſchen geiſtiger und körperlicher Arbeit — ja, auch die Abwechſelung zwiſchen geiſtiger Arbeit verſchiedener

Art — ist die Voraussetzung erhöhter Leistungfähigkeit auf beiden Gebieten. Ellen Key ist uns den Beweis dafür schuldig geblieben, daß die geschlechtlichen Funktionen der Frau ihre geistige Produktionfähigkeit aufheben. Sie kann durch die Verhältnisse unterdrückt werden, eben so wie die Fähigkeiten der Männer durch sie unterdrückt werden können; sie ist bisher nur selten zu originaler Bethätigung gelangt, weil die unrichtige Voraussetzung von der geistigen Gleichheit der Geschlechter und der durch die wirthschaftlichen Zustände der Frau aufgezwungene Konkurrenzkampf mit dem Mann sie in falsche Bahnen lenkte und es ihr fast unmöglich machte, eigene Wege zu gehen; aber sie ist unzweifelhaft vorhanden. Die Mutterschaft ist gerade der Zauberschlüssel, der sie aus den Ketten männlicher Herrschaft befreit. Erst das Weib als Mutter ist das vollendete Weib. Ihr geht eine neue Welt der Erkenntniß auf, in ihr entwickelt sich jene Tiefe und jener Reichthum des Gefühles, der befruchtend auf ihr Geistesleben wirkt und der die — von der männlichen durchaus verschiedene — Art ihrer geistigen Produktion bestimmt. Auch die Art, wie sie produzirt, wie sie ihre Kräfte im Dienst der Allgemeinheit verwerthet, wird sich von der des Mannes unterscheiden müssen. Geschieht Das nicht, so gelangen wir zu jenem Mißbrauch der Frauenkraft, den Ellen Key mit Recht nicht nur als eine Gefahr für das weibliche Geschlecht, sondern auch als eine Gefahr für die Menschheit bezeichnet.

Jede Frau, die heute einen männlichen Beruf ergreift, muß sich zu diesem Zweck den selben Bedingungen unterwerfen wie der Mann: sie muß die selbe einseitige, verblödende Schulbildung durchmachen, das selbe trockene Wissen aufspeichern und die selbe übermäßige Berufsarbeit auf sich nehmen. Wenn schon die geistige Frische des Mannes darunter leidet und die harmonische Ausbildung seiner ganzen Persönlichkeit dadurch unmöglich gemacht wird: um wie viel mehr leidet das Weib, um wie viel größer ist ihr Opfer an individueller Entwickelung, da sich das Berufsleben, wie es heute ist, mit der Mutterschaft nicht vereinigen läßt, sie also auf das Eine oder das Andere verzichten muß! Man hört zwar öfters aus dem gelobten Lande der Frauenemanzipation, aus Amerika, daß eine Advokatin oder eine Aerztin neben ihrer ausgedehnten Praxis eine Schaar Kinder hat, die sie glänzend erzieht, und einen Haushalt, den sie eben so leitet; man kann wohl ohne Scheu ein großes Fragezeichen hinter solche Erzählungen setzen.

Trotzdem darf man das Streben der Frauenbewegung nach der Zulassung des weiblichen Geschlechtes zu den höheren Berufen nicht in Bausch und Bogen verwerfen. Denn leider giebt es eine große Zahl alleinstehender Frauen, die nicht nur Erwerb suchen, sondern auch nach Bethätigung ihrer ungenutzten Kräfte verlangen. Vor Allem aber wird der Sieg der Frauenbewegung auf diesem Gebiet ein mächtiger Hebel des Fortschrittes selbst sein. Der Zwie-

ſpalt, in den die Frauen durch den Eintritt in die männlichen Berufe nothwendig gerathen, wird ſie nicht nur über das Gleichheitphantom, dem ſie nachjagten, gründlich aufklären, er wird ihnen auch für die wirthſchaftlichen Verhältniſſe die Augen öffnen und ihnen zeigen, daß der unſinnig geſteigerte Konkurrenzkampf mit ſeinem Gefolge von Haſt, Einſeitigkeit und Ueberbürdung nicht nur das Weib und den Menſchen in ihm, ſondern auch den Menſchen im Mann langſam zu Grunde richtet. Sie werden gerade durch ſolche Erfahrungen zu Vorkämpferinnen neuer ſozialer Verhältniſſe heranreifen, die beiden Geſchlechtern die Möglichkeit gewähren, ſich zu voller Individualität zu entfalten.

Das iſt nicht eine leere Hoffnung. Die Gegenwart liefert uns den Beweis dafür; denn während die Frauen des Bürgerſtandes noch um ihre Zulaſſung zu den männlichen Arbeitgebieten kämpfen, hat ſich dieſer Prozeß unter den Frauen des Proletariates längſt vollzogen. Sie arbeiten Schulter an Schulter mit dem Mann, ſie ſind den ſelben Bedingungen unterworfen wie er, — und die Folge iſt, daß ſie mehr und mehr das Widernatürliche ihres eigenen Zuſtandes, das Menſchenunwürdige der Lage ihrer männlichen Arbeitgenoſſen einſehen und eine ſoziale Umwandlung nach beſten Kräften herbeiführen helfen.

Ellen Key hat dieſes Gebiet der Frauenfrage, das gerade für die Beleuchtung ihrer Grundgedanken ſo wichtig iſt, ganz überſehen. Auch ſie gehört zu jenen Menſchen, die trotz all ihrer Hochherzigkeit, trotz all ihrem Scharfblick über die Grenzen der eigenen Klaſſe, die ihnen die Welt bedeutet, nicht hinauszuſchauen vermögen. Sie ſpricht von mißbrauchter Frauenkraft und denkt dabei an die verhältnißmäßig kleine Zahl weiblicher Gelehrten, nicht aber an die Millionen Frauen, deren Kraft in den Fabriken und Werkſtätten nicht nur mißbraucht, ſondern vollſtändig aufgebraucht wird. Sie polemiſirt gegen die Gefahr des Dogmas von der intellektuellen Gleichheit und überſieht dabei die weit größere Gefahr des vom Kapitalismus verkündeten Dogmas der phyſiſchen Gleichheit, das die zarte Jungfrau, die werdende Mutter, die Hüterin der Kinder in den Konkurrenzkampf mit dem Mann zwingt. Das iſt mißbrauchte Frauenkraft, iſt ein Verbrechen wider die Natur, wie es ſchrecklicher, folgenſchwerer nicht gedacht werden kann, und illuſtrirt das Problem der Frauenfrage draſtiſcher als alle aus den Kämpfen und Leiden der Frauen der Bourgeoiſie geholten Bilder.

Wenn Ellen Key am Schluß ihrer Abhandlung für die Frauen das „Recht zu den ſelben Möglichkeiten einer individuellen Entwickelung“ verlangt, wie der Mann es beſitzt, wenn ſie das nämliche Recht für ſie fordert, an der Abfaſſung der Geſetze theilzunehmen, ſo ſcheint ſie mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu gerathen. Thatſächlich jedoch berührt ſie dadurch den eigentlichen Inhalt der Frauenfrage. Es handelt ſich bei ihr nicht mehr darum,

ob den Frauen dieſe und jene Berufe geöffnet werden ſollen, ob ihnen die rechtliche und politiſche Gleichberechtigung zugeſtanden werden ſoll oder nicht — die Entwickelung führt mit Nothwendigkeit überall früher oder ſpäter dazu —, ſondern es handelt ſich darum, wie das natürliche phyſiſche und pſychiſche Leben der Frau mit den neuen Anforderungen, die die wirthſchaftliche Entwickelung und die Geſellſchaft an ſie ſtellt, in Einklang zu bringen iſt, ob und welche alten Ideale der Weiblichkeit wir preisgeben, welche neuen wir aufſtellen müſſen.

Wenige Frauen haben die ernſte Bedeutung dieſer Probleme ſo tief erfaßt wie Ellen Key; und noch ſeltener iſt der Muth, ihre äußerſten Konſequenzen zu ziehen und auszuſprechen. Denn die veränderten Lebensbedingungen fordern nicht nur eine Umwandlung des äußeren Lebens und Schaffens der Frau, ſie wirken auch revolutionirend auf Alles, was noch für unerſchütterlich feſtſtehend angeſehen wird: auf die Form der Ehe, auf den Moralkodex der Geſellſchaft, auf die Sittlichkeit im Allgemeinen. Den neuen Sittlichkeitbegriff, von dem Ellen Key in ihrer Abhandlung: „Weibliche Sittlichkeit“*) zunächſt ſpricht, formulirt ſie in dem einfachen Satz: „Die Liebe iſt ſittlich auch ohne geſetzliche Ehe, aber dieſe iſt unſittlich ohne Liebe.“ Die logiſche Folge daraus iſt, daß ſie die geſetzliche Form der Ehe, wie ſie heute, lediglich als ein äußeres Zwangsmittel, beſteht, bekämpft. Sie vergißt dabei aber, zu berückſichtigen, daß die geſetzliche Ehe eine aus den wirthſchaftlichen Verhältniſſen entſtandene, mit ihnen nothwendig zuſammenhängende Einrichtung iſt, ohne die das weibliche Geſchlecht noch unterdrückter, noch ſchutzloſer geweſen wäre. So lange die Frau nicht ökonomiſch unabhängig vom Manne iſt, ſo lange die Sorgen für den Unterhalt und die Erziehung der Kinder ihr nicht von der Geſellſchaft abgenommen oder mindeſtens erleichtert werden, iſt das geſetzliche Band der Ehe eine — wenn auch häufig ſehr harte — Nothwendigkeit für ſie. Erſt auf der Baſis der wirthſchaftlichen Unabhängigkeit der Geſchlechter von einander wird die Abſchaffung der geſetzlichen Form der Ehe auch für die Maſſen der Frauen eine Befreiung, der Schlüſſel zu höherem Glück und höherer Sittlichkeit werden.

Unter den Motiven, die zur Auflöſung der heutigen Form der Ehe treiben, deutet Ellen Key eins der wichtigſten nur an, das in der individuellen Entwickelung der Frau als Menſch liegt. Je mehr ſie fortſchreitet, je mehr an die Stelle des bloßen Geſchlechtsweſens die Perſönlichkeit tritt, deſto weniger ſind die ſogenannten glücklichen Ehen aufrechtzuerhalten, die auf der voll-

*) Ellen Key, Eſſays. Autoriſirte Ueberſetzung von Francis Maro. Berlin, 1899. — Der vorliegende Band enthält eine Reihe verſchiedener Abhandlungen. Hier kommen nur diejenigen in Betracht, die die Frauenfrage direkt oder indirekt behandeln.

kommenen Unterordnung des weiblichen Theiles unter den männlichen beruhten, deſto häufiger werden Eheſcheidungen nothwendig ſein und deſto härter wird der äußere Zwang empfunden werden. Glück und Unglück ſind nicht abſolute Zuſtände, wie Hunger und Sättigung; wo die geiſtig und ſeeliſch verkümmerte Hausmutter noch eheliches Glück empfindet, da fühlt der klare Geiſt und das verfeinerte und vertieſte Gemüth der modernen Frau das ſchmerzlichſte Unglück. Das Aequivalent für dieſe auf den erſten Blick Schrecken erregende Folge höherer Kultur iſt aber auch eine Vertiefung der Glücksempfindung, eine wundervolle Vergrößerung des Glückes ſelbſt, gegen das alles Eheglück der Vergangenheit zum Schattenbilde wird. Das Gefühlsleben der Frau iſt durch die konventionelle Erziehung und die aſketiſche Religion um alle ſeine Naturkraft gebracht worden: alle Sinnlichkeit iſt Sünde, Abtötung ſtarker Gefühle gilt für Tugend und Reinheit und „die Folge der chriſtlichen Lebensauffaſſung wurde", wie Ellen Key ſagt, „daß das Geſchlechtsverhältniß an und für ſich als unheilig betrachtet wurde, das Menſchliche an und für ſich als ſündig und verderbt, die Selbſtſucht an und für ſich als böſe und die irdiſche Glücksforderung als die größte Selbſtſucht." Die moderne Frau beginnt aber, die Panzer, die man ihr um Herz und Sinne ſchmiedete, zu empfinden; ſie wird ſie abwerfen; ſie wird wieder den Muth haben, zu lieben, den Muth, glücklich zu ſein und glücklich zu machen, ſie wird die „ſchöne Kunſt verſtehen, immer Geliebte zu ſein", und nur als Geliebte Mutter werden. Nichts wird ſie mehr beleidigen als eine Ehe ohne Liebe. Sie wird dem Geliebten unendlich mehr zu geben haben, weil ſie ſelbſt unendlich mehr beſitzt als das Weib der Vergangenheit; aber ſie wird auch mehr fordern, — und ſo wird ſie durch ihr eigene Erhebung auch auf die Erhebung des Mannes wirken.

Den Fanatikern der konventionellen Sittlichkeit, die Ellen Key ſehr richtig charakteriſirt, wenn ſie von ihnen ſagt, daß ſie alle Farbengluth weiß tünchen, alle Nacktheit in Literatur und Kunſt verhüllen möchten, erſcheint die Abſchaffung der geſetzlichen Eheform gleichbedeutend mit der Einführung der „freien Liebe", d. h. mit dem regelloſen, zuchtloſen Geſchlechtsverkehr. Zunächſt vergeſſen ſie dabei, daß ſie gerade heute, trotz und auch wegen der geſetzlichen Ehe, im weiteſten Umfange bereits beſteht, dann überſehen ſie die pſychologiſchen Bedingungen: das freie, ſtarke Weib, das ſich ſeines Werthes eben ſo voll bewußt iſt wie der Verantwortlichkeit gegenüber ihren ungeborenen Kindern, wird ihre Liebe nicht mehr leichtfertig verſchenken und ihre Gefühle verzetteln, ſie wird nicht mehr lieben können wie die auf Heirath dreſſirte, männertolle höhere Tochter, die jedem Mitgiftjäger beſinnunglos ins Garn läuft. Sie wird ihren Reichthum nicht in Pfennigen ausgeben, aber ſie wird auch das große, ganze, goldene Lebensglück nicht in Kupfermünzen empfangen wollen.

Sie wird „eine ſtark ausgeprägte menſchliche Individualität und eine volle Offenbarung des tiefſt Weiblichen“ ſein, ſagt Ellen Key von ihr da, wo ſie das Weib der Zukunft ſchildert; aber ſie wird, ſo fährt ſie an anderer Stelle fort, nicht nur viel gelernt, ſondern auch viel vergeſſen haben, vor Allem „von den ſowohl femininen wie antifemininen Thorheiten der Gegenwart“. Der „Feminismus“ — ein abſcheuliches, kraftloſes Wort übrigens, das man ſich hüten ſollte, in unſere deutſche Sprache aufzunehmen — iſt für ſie ein rothes Tuch, das ſie überall blind angreift. Das iſt eine Schwäche, die man ihr kaum zum Vorwurf machen darf. Ihr klarer Blick erkennt zu deutlich die lächerlich traurigen Verwirrungen der Frauenbewegung, ihr wahres, warmes Gefühl wird von den Verzerrungen der Weiblichkeit, die ſich vielfach in den Vordergrund des Kampfes drängen, zu ſehr abgeſtoßen. Das ſind jene Frauen, die ſich in den Mantel ihrer Tugend hüllen und ſtolz ihre Keuſchheit zur Schau tragen, wie ein Ehrenkleid, die mit rohen Händen die tiefſten Probleme des Frauenlebens zu löſen verſuchen, während ſie doch nur arme Schüler ſind, für die das heilige Weisheitbuch des Weibes — Liebe und Mutterſchaft — ein Buch mit ſieben Siegeln blieb. Die Wiſſenden ſollten für ſie nur ein Lächeln des Mitleids haben und ſich wohl hüten, ſie mit Denen in einem Athem zu nennen, deren heißer Kampf im Dienſt ihres Geſchlechtes die Folge eines viel heißeren Kampfes iſt, den ſie in ſich ſelbſt durchmachten, und die, wenn ſie um einzelne Rechte ringen, als hinge an jedem die Seligkeit ſelbſt, in ihnen nichts ſehen als Mittel zum Zweck. Ellen Key preiſt in ihrer prachtvollen Abhandlung „Individualität“ den Muth und die Freiheit der Perſönlichkeit: Menſchen, die es wagten, auf eigene Fauſt zu leben, zu denken, zu handeln, ſind ſtets die Führer der Menſchheit geweſen und glücklich ſind nur Die, die es auf eigene Weiſe geworden ſind. Sie hat Recht. Aber wie das kräftigſte Kind verkommt, wenn es ohne geſunde Nahrung, ohne Luft und Licht aufwächſt, und wie die Muskeln erſchlaffen, wenn ſie nicht geübt werden, ſo bedarf Geiſt und Gemüth der Nahrung, der Luft, des Lichtes und der Uebung. Und nichts weiter fordert die Frauenbewegung. Damit das farbloſe Gattungweſen Weib zur Individualität ſich entwickeln, damit es ein lebendiger Faktor im Kulturfortſchritt werden könne, die Summe des Glücks auf Erden vergrößere und ſeinen Inhalt vertiefe: darum will die Frauenbewegung freie Bahn für ſie ſchaffen. Nur die wiſſentlich oder unwiſſentlich Kurzſichtigen glauben, daß mit der Eröffnung der Univerſitäten und der Parlamente die Frauenfrage ſelbſt „gelöſt“ ſein wird. Ihr Problem wird dann erſt ſcharf umriſſen und Allen erkennbar hervortreten. Erſt die Befreiung des weiblichen Geſchlechtes vom Druck wirthſchaftlicher Abhängigkeit, erſt die Verwandlung des wüſten Kampfes ums tägliche Brot, der für die Frau um ſo härter ſich geſtaltet, als er zu-

gleich ein Konkurrenzkampf gegen den Mann ist, in eine ruhige Arbeit Aller für Alle, die der Erholung und dem Genuß reichlichen Raum gewährt, wird seine Lösung anbahnen helfen. Auch Ellen Key giebt zu, daß erst ein menschenwürdiges Dasein eine wirkliche Individualisirung ermöglicht, daß „eine neue Gesellschaftordnung, die Allen Entwickelungmöglichkeiten gäbe und die Arbeitbedingungen erleichterte, ohne Zweifel ein bedeutungvolles Mittel für das Wachsthum der Persönlichkeit sein würde"; aber sie fürchtet doch, zu Gunsten der vielen Schwachen würden die wenigen Starken unterdrückt werden. Das ist der alte Konflikt zwischen Indioidualismus und Sozialismus, den man so ungern eingestehen will und dem man so gern aus dem Wege geht, weil Beide, der ausgeprägte Individualist und der Sozialist, die unbestimmte Furcht hegen, bei näherem Zuschauen könnten ihre Grundsätze ins Wanken gerathen. Und doch kann erst eine Durchdringung beider Weltanschauungen zu einem Resultat führen, das der Gesammtheit wie dem Einzelnen wahrhaft nützt. Ein auf die Spitze getriebener Individualismus würde schließlich die Welt und die Menschheit einzelnen „Raubthiernaturen" zum Fraß vorwerfen; und ein Sozialismus, der jeden Kopf niederschlagen wollte, der über das Durchschnittsmaß herausreicht, hätte sich selbst gerichtet, denn er hätte die Welt jeder Fortschrittsmöglichkeit beraubt. Sind doch die starken, freien Persönlichkeiten, auch nach Ellen Keys Meinung, die Führer und Lehrer der Menschheit; und der Sozialismus wird nur konsequent handeln, wenn er sie fördert und ihnen alles Hemmende aus dem Wege räumt; denn er handelt, wenn er im Interesse des Einzelnen handelt, gerade im Interesse der Massen.

Ellen Keys Individualismus ist stärker als ihre sozialistischen Neigungen. Er ist für sie die allein selig machende Religion. Und gerade Das bestimmt sie zu einer reorganisirenden Kraft für die Frauenbewegung, deren Vertiefung mit ihrer Ausdehnung nicht gleichen Schritt gehalten hat, die immer mehr in den Fehler des Generalisirens verfällt und Dogmengläubige heranzieht, statt selbständig denkender, fühlender und wollender Persönlichkeiten. Eine solche Persönlichkeit ist Ellen Key; man wird sich ihrem Einfluß nicht entziehen können, denn sie wirkt unmittelbar, weil sich in jeder ihrer Schriften ihr ganzes Wesen ausdrückt. Vielleicht beruht darauf die Eigenart weiblicher Schriftstellerei überhaupt: die Frau schreibt subjektiv, — und um so subjektiver, je besser sie schreibt.

Lily Braun.

Leo XIII. und sein Nachfolger.

Seit der letzten Krankheit Leos des Dreizehnten hat man sich viel mit der Frage beschäftigt, welcher Nationalität sein Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhl angehören wird. Die Zusammensetzung des Kardinalkollegiums ist seit dem Zusammenbruch der „weltlichen Herrschaft" eine wesentlich andere geworden. So lange die Päpste weltliche Herrscher waren, hatten sie bei Ernennung der Kardinäle die einflußreichsten Familien Italiens und besonders Roms zu berücksichtigen. Gregor XVI. ernannte während seines Pontifikates fünfundsiebenzig Kardinäle — darunter aber nur acht Ausländer —, um eines Italieners als Nachfolgers sicher zu sein, und seine Vorgänger hatten es ähnlich gemacht. Unter vierundzwanzig Kardinälen, die Clemens V. im Jahr 1304 in Avignon ernannte, waren nicht weniger als zweiundzwanzig Franzosen: sein Nachfolger wurde daher ein Franzose, Johannes XXII. Franzosen waren auch Benedikt XII., Clemens VI. und Innocenz VI. Mit Urban dem Sechsten beginnt eine neue Reihe italienischer Päpste und er machte, um den Einfluß der Ausländer zu beseitigen, fünfundzwanzig Neapolitaner zu Kardinälen. Von den 263 Päpsten, die die Kirche zählt, waren 110 Römer, 101 aus dem übrigen Italien, 52 Ausländer verschiedener Nationalität.

Heute zählt das Sacro Collegio sechsunddreißig italienische und dreißig ausländische Kardinäle. Daraus ergiebt sich die Möglichkeit, daß ein nicht in Italien geborener Prälat Papst würde, und davon hängt es wieder ab, ob der Kampf um die Wiedererlangung der weltlichen Herrschaft fortdauern wird. Erhält ein Italiener nach dem Ableben Leos des Dreizehnten die Tiara, so werden auch weiterhin alle Kräfte des Vatikans dahin angespannt werden, eine Versöhnung zwischen der Kirche und dem Staat unmöglich zu machen. Wird ein Ausländer Papst, so wird er sich nicht als entthronten weltlichen Fürsten, sondern einzig und allein als geistliches Oberhaupt der Christenheit betrachten. Jeder Italiener sollte deshalb die Wahl eines ausländischen Kardinales zum Papst wünschen und unterstützen.

Daß ein Ausländer den päpstlichen Sitz in ein anderes Land verlegen werde, ist nicht anzunehmen. Rom kann durch keine andere Stadt ersetzt werden. Und wie im Jahr 1878 alle Regirungen, theils stillschweigend, theils ausdrücklich, zu verstehen gaben, daß sie das Konklave nicht in ihren Ländern abgehalten zu sehen wünschten, so wird auch das nächste Konklave zweifellos in Rom stattfinden. Die intransigente Partei im Vatikan freilich glaubt — oder giebt sich wenigstens den Anschein, zu glauben —, daß die Kirche in Gefahr sei, wenn ein Anderer als ein Italiener Papst würde. Sie befürchtet haupt-

ſächlich wohl, einen Ausländer nur wenig beeinfluſſen zu können. Bei Alledem iſt es einigermaßen ſicher, daß der nächſte Papſt, gleichviel, welcher Nationalität er angehören ſollte, die von Leo dem Dreizehnten eingeſchlagenen Wege nicht verlaſſen wird. Die Organiſation des Katholizismus iſt dank den unabläſſigen Aufmunterungen des Vatikans in beſtändiger Ausdehnung begriffen. Ueberall blühen Pfarrei- und Diözeſanvereine, katholiſche Konſum-Vereine, katholiſche Kaſſen, Banken u. ſ. w. Wenn einſt die Jeſuiten ſich die Welt durch die Kraft ihres Glaubens und ihrer Beredſamkeit, durch das Prieſteramt und durch päpſtliche Bullen unterwarfen, ſo ſind an die Stelle dieſer Mittel heutzutage wirthſchaftliche und politiſche Verbände, Kongreſſe und Pilgerwanderungen getreten. Ganz beſondere Berückſichtigung erfährt die arbeitende Klaſſe, der man den chriſtlichen Sozialismus in der Form der chriſtlichen Demokratie mundgerecht zu machen verſucht. Die ſoziale Frage ſoll nach den Inſtruktionen des Vatikans und durch die Geiſtlichkeit als Mittlerin gelöſt werden. Sämmtliche Allokutionen an die Führer der Pilgerzüge athmen den Geiſt der neuen Demokratie und der Papſt wird nicht müde, die Doktrinen des chriſtlichen Sozialismus hervorzuheben und die Geiſtlichkeit aufzufordern, ſich an die Spitze der ſozialen Bewegung zu ſtellen.

Die Kirche ſtrebt alſo danach, die Volksmaſſen zu gewinnen, — freilich wohl nur, um ſie dann ſicher gängeln zu können. Gewiſſe Empfangsfeierlichkeiten, mit denen die Arbeiterpilger beehrt wurden, wirkten beinahe parodiſtiſch, ſo z. B. wenn die Kardinäle an den Mahlzeiten der Pilger theilnahmen und wenn der Papſt unter die von Léon Harmel geführten Schaaren franzöſiſcher Arbeiter ſeinen beſten Marſalawein austheilen ließ. Das Alles ſoll aber der arbeitenden Klaſſe beweiſen, wie ſehr ſich der Vatikan für ſie intereſſirt und wie ſehr der Papſt die Leiden ſeiner arbeitenden Söhne zu lindern und ihre wirthſchaftlichen Emanzipationbeſtrebungen zu unterſtützen beſtrebt iſt, — natürlich nur, wenn ſie der katholiſchen Kirche und ihren Einrichtungen treu bleiben.

Dem ſelben Geiſt, der den Vatikan ſeit Leo dem Dreizehnten beſeelt, entſprang auch die Encyklika Militantis Ecclesiae bei der dreihundertjährigen Todesfeier des Beatus Petrus Caniſius, in der die deutſchen, öſterreichiſch-ungariſchen und ſchweizer Epiſkopate ermahnt wurden, Hand in Hand zu gehen, ſich der weltlichen Erziehung zu widerſetzen und den Schulunterricht, der die katholiſchen Doktrinen auch für die Wiſſenſchaft als maßgeblich anerkennt, nach Möglichkeit zu fördern.

So erklärt ſich das Eingreifen der Geiſtlichkeit in die Angelegenheiten der Schule, Familie und Werkſtätte. Die katholiſche Kirche hat alle neuen Formen des weltlichen Sozialismus nachgeahmt und betheiligt ſich an dem großen Kampf, der die Signatur des neunzehnten Jahrhundert bildet, mit den

zahlreichen und mächtigen ihr zu Gebote stehenden Mitteln des Geldes, der internationalen Organisation, der Propaganda und des Kadavergehorsams.

Die Encyklika Rerum novarum Leos des Dreizehnten kann man geradezu als eine Abhandlung über Arbeitergesetzgebung bezeichnen. Nirgends ist der Einbruch in die politisch-ökonomischen Angelegenheiten der Völker und das Bestreben, hierbei jeden neuen Gedankengang den Bedürfnissen der katholischen Kirche zu assimiliren, stärker hervorgetreten. Es ist klar, daß die Entwickelung und die Erfolge der deutschen Centrumspartei nicht ohne Einwirkung auf den Vatikan geblieben sind, und daher liegt es auch keineswegs außerhalb jeder Möglichkeit, daß ein Deutscher den Stuhl Petri bestiege. Die katholischen Parteien sind im Allgemeinen konservativ, weil der Katholizismus zwar dem sozialen Fortschritt folgen, ihm aber weder vorauseilen noch ihn antreiben will. Auch die katholische Partei in Deutschland ist eine Partei der herrschenden Klassen und als solche wesentlich konservativ. Deutschland bietet aber doch daneben seit Kettelers Zeiten das sonderbare Schauspiel eines radikalen Katholizismus, der seinen Schwerpunkt in den Rheinlanden hat, und der linke Flügel der Partei ist weder engherzig noch schüchtern. War es doch die Kölnische Volkszeitung, die sich zu dem Satz bekannte: „Die katholisch-sozialistische Partei repräsentirt die Erfüllung eines Naturgesetzes".

Im geschichtlichen Auftreten des Christenthumes und im Auftreten des modernen Sozialismus sind keinerlei äußere Aehnlichkeiten zu finden, wohl aber die identischen Postulate einer sozialen Heilslehre, die die allgemeine Erlösung der Menschheit und die Apotheose der Menschenliebe verspricht.

Das hat Leo der Dreizehnte ganz begriffen. „Wie viele Männer", fragte eines Tages Renan, „giebt es wohl in Europa, die wirklich dem neunzehnten Jahrhundert angehören?" Der lebende Papst gehört zu diesen Männern; und die Furchen, die er gezogen hat, sind so tief, daß zweifellos auch sein Nachfolger sie nicht verwischen wird. Die Kontinuität der päpstlichen Politik wird um so leichter zu erhalten sein, als es — im Gegensatz zu Pius dem Neunten — der diplomatischen Geschicklichkeit Leos des Dreizehnten gelungen ist, sich mit allen Regirungen auf freundschaftlichen Fuß zu stellen, ohne von irgend einer abhängig zu sein. Pius der Neunte war in der Politik kurzsichtig; er ahnte ja auch den Advent der katholischen Demokratie nicht.

Und nachdem ich nun einmal diese beiden Männer einander gegenübergestellt habe, sei es mir gestattet, an dieser Stelle die Charakterparallele wiederzugeben, die mir kürzlich ein gelehrter Prälat entwarf:

„Beide, von ausgezeichneten Geistesfähigkeiten, haben als Redner nichts gemeinsam. Pius der Neunte sprach fesselnd, meistens improvisirt. Leicht — um nicht zu sogen: leichtherzig — ging er von einem Gegenstand zum anderen über und verdeckte den Mangel der Uebergänge gern durch ein charakteristisches

Lächeln, das ‚eine leichte und wohlwollende Art, die Dinge zu nehmen' schien. Wenn er die Disposition einer Rede im Voraus ausarbeitete, so machte er kaum einige flüchtige Notizen über die wichtigsten Leitgedanken, — alles Andere sprach er dann aus dem Stegreif. Dabei konnte er aber doch überzeugen und hinreißen. Er unterschied — vielleicht unbewußt — zwischen Beweisen und Ueberzeugen. Zweck des Weltweisen ist: eine Wahrheit klar darzuthun, Zweck des Redners: den Hörer geneigt zu machen und dahin zu bringen, daß er der empfangenen Suggestion folgt. In dieser Kunst war Pius der Neunte Meister. Dank seiner sympathischen Persönlichkeit gelang es ihm, eigene Gedanken und Absichten, eigene Vorstellungen und Pläne in einer überraschenden Weise auf Andere zu übertragen. Besonders verstand er, sich jeder Art von Zuhörern anzupassen. Vor Vertretern verschiedener Nationen oder verschiedener Gesellschaftklassen fand er für jede einzelne Gruppe die passendsten Gedanken und das passendste Wort. Dagegen sind die Reden Leos des Dreizehnten die Frucht langer Arbeit und ihre geläuterte Sprache ist das Resultat angestrengten Studiums. Er spricht energisch, ernst und abgemessen, vielleicht ein Wenig kalt, aber doch eindringlich; er kämpft mit dem Gegner wie ein besonnener Fechter und begegnet den Einwänden, die er voraussieht, durch wohlüberlegte Paraden. Alles Das schließt Regungen eines gewissen Künstlertemperamentes nicht aus und seinen lateinischen Reimen hat selbst Carducci die Anerkennung nicht versagt."

So weit mein Gewährsmann. Seinen Worten möchte ich noch den Theil eines Briefes anschließen, den der berühmte Laboulaye am sechzehnten April 1878 von Paris aus einem meiner Freunde in Italien schrieb:

„L'élection du nouveau Pape a été un triomphe pour la sagesse italienne. Grâce à l'esprit de modération dont votre peuple politique ne s'est jamais départi, il est prouvé maintenant que le Pape a toute sécurité à Rome et que les consciences catholiques n'ont point à s'effrayer. Continuez dans cette voie de liberté, le temps achèvera l'apaisement des esprits ... Il me semble que le nouveau Pape est un homme sage et modéré. Il peut donner au monde catholique la paix réligieuse. C'est l'oeuvre la plus grande que puisse entreprendre un souverain pontife ..." Und auf Frankreich kommend, fügte er hinzu: „S'il peut débarrasser la France de quelques esprits outrés, qui mêlent la réligion à la politique, nous marcherons tranquillement dans la voie libérale où nous sommes rentrés et la République, qui ne demande à persécuter personne, deviendra le gouvernement définitif de la France."

Mailand. Dr. Augusto Setti.

In Memoriam.

8*).

So ſoll ich nie mehr legen
Mein Haupt auf Deine Knie,
Den ſtillen Zauberſegen
Der Hände fühlen nie.

Die kahlen Zweige hangen
In graue Winterluft
Und all mein Troſtverlangen
Irrt um die kalte Gruft.

Wie heiß die Thränen fließen:
Drei Stufen und ein Stein,—
Das muß zu Deinen Füßen
Nun meine Stätte ſein.

9.

Du ſchreiteſt ſchwebend vor mir her
Und leiſe die Gewänder wehen.
Es wallt das bleiche Nebelmeer,
Schon kann ich Dich nicht deutlich ſehen.

Mir iſt, als hauchteſt Du ein Wort,
Daß Du mich nie, nie mehr verlaſſen...
Da trägt der Wind Dich wieder fort
Und Deine Züge ... ſie verblaſſen.

Da wendeſt Du Dich raſch zurück
Und Deine Augen ſeh ich leuchten;
Iſt es der alte ſüße Blick —
Ach! — oder will er friſch ſich feuchten?

Ich weiß es wohl: es iſt ein Traum,
Doch wird er auch bei Tag nicht ſchwinden;
Kann ich im dunklen Erdenraum
Doch ohne Dich den Weg nicht finden.

10.

Leuchtend kommt der Frühlingstag
Durch die grüne Au geſchritten.
Flieder duft und Amſelſchlag —
Durch den jungen Buchenhag
Iſt ſein Strahl wie Gold geglitten.

Auch dem Friedhof gilt ſein Gang;
Und, umwölkt von ſüßen Düften,
Unter Blumenglockenklang
Kniet er ſegnend ſtill und lang
An den ſteinern ſtummen Grüften.

Blüthen von den Zweigen wehn —
Welkes Glück vergangner Tage!
Und der Wind verweht das Flehn:
Könnteſt Du nur einmal ſehn,
Wie ich ſteh' und um Dich klage.

11.

Glühend iſt der Sonnenball
Hinter dem Gebirg verſunken
Und die grelle Tagesqual
Hat die Dämmrung aufgetrunken.

Nun, mit leiſem Flügelſchlag,
Kommt die Nacht herangezogen;
Lebensmüh' und Tagesplag'
Sind ihr raſch ans Herz geflogen.

*) S. „Zukunft" vom 15. April 1899.

Und die Wellen träumend ziehn
Und verrinnen und verſchwimmen —
Wie von Klagemelodien
Tönen ſtille, ferne Stimmen.

Und nun kommen deutlich ſie,
Von der Fluth dahergetragen,
Und verhallen ... kann doch nie
Mir ihr Klang mehr Etwas ſagen.

12.

Tief in den Bäumen rauſcht die Nacht.
Ich will nun endlich ſchlafen gehn;
Vielleicht fügt es die ſtille Nacht,
Dich einmal noch im Traum zu ſehn.

Und heimlich ſehnt das müde Hirn:
Du ſitzſt an meinem Lagerrand
Und kühlſt die thränenheiße Stirn,
Wie einſt, mit Deiner weichen Hand.

13.

Märchenaugen, Märchentraum,
Märchenwort und Märchenlieder:
Alſo ſtiegſt aus lichtem Raum
Du zur dunklen Erde nieder.

Und die Liebe heimlich ſtieg
Aus dem ſüßen Wunderbronnen
Und mein Herz erſchrocken ſchwieg,
Ueberſtrömt von fremden Wonnen.

Und Du ſprachſt: da floß das Wort
Silbern wie die Zauberquelle
Und die Welle rauſchte fort
Frühlingstag und Sonnenhelle.

Wer gekoſtet dieſen Trank,
Wird verzehrt von Qual und Bangen;
Sag, wo weileſt Du ſo lang?
Sag, warum biſt Du gegangen?

14.

Das kann ich nun nie mehr erleben,
Daß, wenn die Nacht herniederſinkt,
All meine Sorgen ſacht entſchweben
Im Kuß, den meine Seele trinkt.

An Deinen Lippen konnt' ich hangen,
Von Deinen Armen reich umblüht, —
Und aller Traum und alles Bangen
In ſüßer Seligkeit verglüht.

Es wehn und winken in einander
Die Blüthen nun vom ſtillen Baum...
Die Hände ſinken in einander
Dann kommt der Schlaf — und dann — der Traum.

15

In tiefer Nacht, wenn Alles ruht,
Wie wird die Welt ſo weit!
Dann geb' ich mich in Deine Hut,
Du meine Einſamkeit.

Und träum' ich ſehnend mich zurück
In meine goldne Zeit,
Kühlt Deine Hand, Dein Mund, Dein Blick
Im Traum mir alles Leid.

Ich hab' für Euch geſchafft, gedacht
Den ganzen langen Tag;
Nun laßt mir auch die ſtille Nacht,
Darin ich träumen mag.

Die Nacht iſt kurz, der Tag iſt lang,
Das Leben bitter ſchwer...
Ich finde ſonſt für meinen Gang
Die letzte Kraft nicht mehr.

Hamburg. Theodor Suſe.

Ungarn am Scheidewege.

Eins der neuesten Geschichtwerke über Ungarn berichtet, daß Kaiser Heinrich von Deutschland, der den Usurpator Peter Urseolo im Jahre 1042 auf den ungarischen Thron setzen wollte, die Ungarn an der Gran besiegte und bereits den ganzen Westen des Landes eingenommen hatte, dennoch aber nicht wagte, sein Vorhaben auszuführen, weil die Großen des Landes ihm kund und zu wissen thaten, daß sie in Folge des Blutvertrages mit dem Königshause der Arpad nur einen Prinzen dieses Stammes als Herrscher anerkennen würden. Zwei Jahre darauf wurden die Ungarn abermals vom Kaiser geschlagen und Peter bestieg den Thron; die Großen des Landes und mit ihnen das Volk erhoben sich aber, entthronten ihn und beriefen den Arpad Andreas auf den Thron.

Dieser Königstreue der ungarischen Nation stand von je ein eben so ausgeprägter Drang nach Unabhängigkeit zur Seite. „Ende des zehnten Jahrhunderts war die Zeit gekommen, da die Ungarn sich entscheiden mußten, ob sie zur morgenländischen oder zur abendländischen christlichen Kirche gehören wollten. König Stefan, später der Heilige genannt, wandte sich aber nicht an die Vermittelung des verwandten deutschen Kaiserhauses, sondern an den damals noch in seiner Macht so beschränkten Papst, damit nicht zu befürchten sei, es könnte die Unabhängigkeit Ungarns dadurch leiden." So berichtet Eugen Csudaj, Dozent an der budapester Universität und Chorherr des Prämonstratenser Ordens, also ein Mitglied der streitbaren römisch-katholischen Kirche. Gleich diesem Gelehrten aus geistlichem Stande tritt fast die ganze ungarische Geistlichkeit für die Freiheitbestrebungen der Nation ein und unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von dem deutschen Klerus in Oesterreich, der, um von der Regirung freie Hand in Schul- und Wahlsachen zu erlangen, die Verdrängung der Deutschen unterstützt. Der königstreue und zugleich freiheitliche Sinn ist ein Hauptmoment ihrer nationalen Kraft. Dadurch erklärt sich auch, da die selben Männer, die im Jahre 1849, vor die Wahl zwischen Dynastie und Freiheit gestellt, sich für die Freiheit entschieden, dann, nachdem der König die verbrieften Rechte der Nation anerkannt hatte, mit dem Pakt van 1867 die feste Stütze seines Thrones wurden. Damals war Deak der Retter in der Noth und bald darauf trat Andrassy dem Föderalismus, der heute so mächtig sein Haupt erhebt, muthig entgegen, als er das Ministerium Hohenwart zu Fall brachte. An diesem Bollwerk brach sich damals die slavische Fluth.

Wie ganz anders stehen die Dinge aber heute! Seit Deaks Ableben ist der Grundgedanke des Ausgleiches vom Jahre 1867 in Vergessenheit gerathen. Koloman von Szell, der alle Gemäßigten unter sein Banner rief und als Nachfolger Deaks begrüßt wurde, stellte ein Programm auf, das den Verband der beiden Reichshälften nur bis zum Jahre 1907 sichert, — kurz, Ungarn verzichtet darauf, den mit Macht über Oesterreich hereinbrechenden Panslavismus im Verein mit den österreichischen Deutschen zu bekämpfen.

Als vor Jahresfrist das Haupt der jetzt zur Regirungpartei übergetretenen gemäßigten Opposition, Graf Albert Apponyi, in feierlicher Rede erklärte, er könne keiner wirthschaftlichen Theilung das Wort reden, weil auf die wirthschaftliche Trennung die politische Trennung und die bloße Personalunion zwischen Oesterreich und Ungarn folgen würde, da mochte man immer noch hoffen, Ungarn werde Alles aufbieten, um dem Zersetzungprozeß Einhalt zu thun.

Digitized by Google

Heute steuert Ungarn unter dem Druck der radikalen Opposition geradezu auf die Personalunion los, — zunächst freilich nur auf einen unerbittlichen wirthschaftlichen Kampf, der aber nur mit der völligen staatlichen Trennung endigen kann. Die Personalunion ist auf die Dauer unmöglich. Sie würde ihr parlamentarisches Dasein vielleicht so lange fristen, wie der Dynastie eine starke reichstreue Armee mit selbständiger militärischer Tradition zu Gebot stünde. Sobald aber dieser Geist des Heeres durch die nationale Absonderung erschüttert wäre, würde die gänzliche staatliche Trennung nur noch eine Frage der Zeit sein.

„Nun, so weit sind wir doch noch nicht und so weit wir des auch niemals kommen!" rufen hoffnungsfreudige Politiker diesseits und jenseits der Leitha; denn der ungarische Ministerpräsident habe erklärt, das selbständige Zollgebiet sei nur für den Fall in Aussicht genommen, daß bis zum Jahre 1907 kein regelmäßiges Handelsbündniß abgeschlossen werden sollte.

Aber worauf stützt man sich denn bei der Annahme, daß im Laufe der nächsten Jahre eine Wendung zum Bessern eintreten und das Zollbündniß zu Stande kommen werde? Die Gegensätze verschärfen sich täglich, der slavische Ansturm durchbricht bereits in allen Theilen der Monarchie die Schranken. Das Zugeständniß der Sprachenverordnung ist längst durch neue Zugeständnisse an Czechen und Slovenen überholt: und so wird das Jahr 1907, in dem die Entscheidung fallen soll, unter den selben Sturmzeichen stehen wie die Gegenwart. Allerdings scheinen die ungarischen Staatsmänner ein Auskunftmittel in petto zu haben. Sagte doch Herr von Szell im Reichstage: „Wir können die Zollgemeinschaft und die daraus sich ergebenden Zustände, wenn auch nicht in Form eines Bündnisses, dennoch auch ferner aufrecht erhalten." Ins Gemeinverständliche übertragen, bedeutet Das: offene Zollschranken auf Grund gegenseitiger Reziprozität. Ungarn würde also im Jahre 1907 Zollschranken gegen Oesterreich aufrichten, sie aber offen lassen, so lange es sich auf Grund der Gegenseitigkeit befriedigt fände. Leider ist nur der Begriff der Reziprozität sehr dehnbar, denn außer den Zollangelegenheiten giebt es noch viele andere Fragen, die zu Kampfobjekten werden könnten: das Geld- und Verkehrswesen, Handel und Schiffahrt, insbesondere aber die zu endlosen Plackereien benutzbare Seuchenfrage. Welchen Standpunkt Ungarn überhaupt in solchen Fragen einnimmt, erhellt aus Szells Worten in der selben Rede: „Es ist ganz gut denkbar, daß bei getrenntem Zollgebiet eine gemeinsame Bank bestehen könnte, da von 1803 bis 1848 die österreichische Nationalbank in Ungarn ihre Wirksamkeit übte, obgleich Oesterreich durch Zollschranken von Ungarn getrennnt war." Auch nach dem Jahre 1907 wird Oesterreich die Zollgemeinschaft haben können, jedoch nur um den Preis von Zugeständnissen an Ungarn, die zur Ausgestaltung des föderaliftischen Systemes dienen werden.

So fördert das konstitutionelle Ungarn, das seinen Traditionen untreu geworden ist und mit dem temporären Absolutismus paktirt hat, die Zerreißung des Bestehenden und die Umwandlung der Monarchie in einen Staatenbund. Die Verantwortlichkeit dafür trifft weniger die ungarische Nation in ihrer Gesammtheit als die leitenden Männer, von denen keiner, seit dem Ableben Deaks und Andrassys, die furchtbare Tragweite einer deutschfeindlichen Politik zu ermessen vermocht hat.

Kindberg in Obersteiermark, im Juli 1899. Richard Graf Sermage.

Der Kolker.

Das Rekruten-Exerziren iſt zu Ende. Das Compagnie-Exerziren hat begonnen. Nur Thoren können behaupten, daß darin abſolut kein Unterſchied zu finden und Beides gleich langweilig ſei; es giebt bekanntlich auf der ganzen Welt nicht zwei Dinge, die einander ganz gleich ſind, folglich können auch die beiden Exerzirperioden nicht gleich langweilig ſein: eine muß nothwendig langweiliger ſein als die andere; oder mit anderen Worten: die andere iſt geiſtreicher als die eine. Leider ſchwört, wer die „eine“ kennen gelernt hat, immer auf die „andere“, — und umgekehrt.

Kein Menſch iſt mit ſeinem Schickſal zufrieden, alſo auch kein Soldat.

Das Compagnie-Exerziren hat begonnen, noch nicht en gros, ſondern nur en détail. Man exerzirt in Rotten, dann in Sektionen, in Halbzügen und in Zügen; und erſt, wenn Das klappt, nimmt der Herr Hauptmann perſönlich die Sache in die Hand, um ſeinen Leuten einmal zu zeigen, was eine Harke iſt.

Vorläufig aber iſt es noch nicht ſo weit — daß es in Paſewalk auch noch nicht ſo weit iſt, verſteht ſich von ſelbſt —, vorläufig kommt der Hauptmann nur zum Dienſt, um ſich anzuſehen, was ſeine Lieutenants machen.

Selbſtverſtändlich, nach ſeiner Meinung, nichts als Unfug. Was ſollte auch aus der preußiſchen Armee werden, wenn ein Lieutenant oder überhaupt ein Untergebener einmal Etwas richtig machte? Dann brauchte man ja gar keine Vorgeſetzten mehr.

Na, und ohne Vorgeſetzten geht es nicht, Das muß ſelbſt ein Stummer ſagen.

Auf dem Kaſernenhof wird exerzirt und der Herr Lieutenant hat die Sektionen vertrauensvoll den Unteroffizieren in die Hand gelegt, die zuſehen mögen, wie ſie ſelig werden und wie ſie den Leuten die Geheimniſſe des Reglements beibringen.

Er ſelbſt kümmert ſich nicht um ſeine „Kerls“, ihm hängt die Sache zum Hals heraus. Er thut nun ſchon ſieben Jahre Frontdienſte: da kann ihm der Anblick der exerzirenden Leute wenig oder gar nichts Neues bieten. Na, und immer das Selbe zu ſehen, wird auf die Dauer langweilig; und wenn er danach hinſähe, würde er ſich doch nur ärgern und ärgern will er ſich nicht. Ihm geht es ſo wie ſo heute ſchlecht genug. Er fühlt ſich gar nicht ſo recht extra. Und Das hat ſeinen guten Grund.

Er hat vergeſſen, von geſtern auf heute zu Bett zu gehen.

Wie kann man aber auch ſo vergeßlich ſein? Er begreift es ſelbſt nicht.

Er hat einen Jammer, der nicht von ſchlechten Eltern iſt, und keinen ſehnlicheren Wunſch als den nach einer Salzgurke und einem kleinen Glas Pilſener Bier. Es könnten aber auch zwei große ſein.

Im Geiſt labt er ſich an dem Anblick dieſer beiden Pilſener. Er ſchließt die Augen, damit die grauſame Wirklichkeit ihm das Bild nicht zerſtöre; dabei ſtützt er die Hände auf den Säbel und hängt ganz ſeinen Träumen nach.

„Hoppla.“ Mit einem Mal fährt er in die Höhe... Er war im Stehen eingeſchlafen und langſam hatte ſich ſein Körper nach vorn geneigt, bis er mit der Naſenſpitze die Bruſt ſeines vor ihm ſtehenden Hauptmannes berührte.

Erſchreckt taumelt er zurück, — es iſt die alte Geſchichte: die Vorgeſetzten ſind immer gerade dann da, wenn man ſie am Wenigſten brauchen kann. Braucht man ſie, ſo ſind ſie ſchon deshalb nie da, weil man ſie nie braucht.

„Herr Lieutenant,“ donnert der Hauptmann, „wie können Sie es wagen, im Königlichen Dienſt zu ſchlafen?“

Auf jede direkte Frage gehört eine Antwort. Weiß man beim Militär aber nicht, was man ſagen ſoll, dann ſagt man „Zu Befehl!“. Das paßt unter tauſend Fällen tauſend- und einmal. Und für einen Augenblick denkt der Lieutenant denn auch daran, die Neugier des Vorgeſetzten mit den beiden Zauberworten zu befriedigen.

Aber in der letzten Sekunde gelangt er zu der Ueberzeugung, daß eine andere Antwort vielleicht richtiger ſei, und ſo ſagt er: „Ich weiß es nicht, Herr Hauptmann.“

Eine ſolche Entgegnung iſt unmilitäriſch, denn der Untergebene muß im Stande ſein, jedem Vorgeſetzten auf jede Frage eine befriedigende Auskunft zu geben.

Die Worte: „Ich weiß es nicht“ giebts nicht. Das wäre noch ſchöner!

Eine Sekunde muſtert der Hauptmann ſeinen Lieutenant mit einem vernichtenden Blick; dann ſagt er: „Ich will mir die Leute Ihres Zuges anſehen ... wenn Sie ſich nicht um die Leute kümmern, muß ich es ja thun.“

„Dieſer Nachſatz iſt erſtens ungenau und zweitens überflüſſig,“ denkt der Lieutenant. „Deine Pflicht bleibt es immer, Dich um Deine Leute zu kümmern, auch dann, wenn ich es nicht thue, folglich“ ...

Und laut ſagt er diesmal wirklich: „Zu Befehl!“

Das hört der Hauptmann mit Freuden, denn dieſe Worte bedeuten die Unterordnung des eigenen Willens unter den des Vorgeſetzten. Auf Deutſch heißt Das: Subordination, und zwar verſteht man darunter bekanntlich das Beſtreben, ſtets dümmer zu erſcheinen, als der Vorgeſetzte wirklich iſt.

Der Lieutenant beeilt ſich, die nöthigen Anordnungen und Befehle zu geben ... Lieber wäre es ihm, wenn der Hauptmann jetzt die Leute nicht beſichtigen wollte. Bei einer Beſichtigung kommt ſelten etwas Gutes heraus, — daß jetzt ſogar etwas ſehr Schlechtes herauskommen wird, davon iſt der Lieutenant felſenfeſt überzeugt. Ihm ſchwant nichts Gutes und wehmüthig ſeufzt er: „Iſt denn kein Stuhl da für meine Hulda?“

„Miſerabel!“ knurrt der Hauptmann plötzlich.

Der Lieutenant hat keine Ahnung, was der Vorgeſetzte meint, ob das ſchlechte Wetter, ſeine eigene Stimmung, die Leiſtung irgend eines Mannes oder das Fallen irgend eines exotiſchen Staatspapieres.

„Hundsmiſerabel!“ knurrt da der Hauptmann.

„Na, na, nur ſacht“, denkt der Lieutenant, „ſo ſchlimm wird es wohl nicht ſein.“ Laut aber ſagt er: „Zu Befehl!“

Die Armee müßte dem Mann, der dieſe beiden Wörter erfand, aus den Mitteln Aller, die nicht Soldaten werden, ein Denkmal ſetzen.

Der Hauptmann läßt inzwiſchen ſeine Blicke von dem rechten Flügel-

mann auf den zweiten Mann im Gliede ſchweifen. Der Flügelmann iſt mit dem Wort „Hundsmiſerabel“ genügend kritiſirt; nun kommt der zweite Mann.

Der Häuptling beſieht ſich den Jüngling eine ganze Zeit, dann ſagt er zu ſeinem Offizier: „Herr Lieutenant, fällt Ihnen an dem Manne nichts auf?“

Der Lieutenant ſieht ſich nun auch den Jüngling an. Der ſteht da, wie das Geſetz es befiehlt: die Fußſpitzen gleichmäßig ſo weit auseinandergenommen, daß ſie nicht ganz einen rechten Winkel bilden, Hacken zuſammen, Knie leicht nach hinten durchgedrückt, Bauch herein, Bruſt heraus, Schultern zurück, Kopf in die Höhe, Naſe gerade über der Knopfreihe, die beiden Ohren in gleicher Höhe, — Alles iſt in ſchönſter Ordnung. Dabei iſt der Kerl gewachſen wie ein junger Gott ... Es iſt eine wahre Freude, dieſen Vaterlandsvertheidiger anzuſehen.

„Fällt Ihnen an dem Manne nichts auf?“ wiederholt der Vorgeſetzte.

„Nein, Herr Hauptmann,“ lautet die Antwort.

„Ihr Blick ſcheint durch das viele Schlafen in und außer Dienſt getrübt zu ſein“, klingt es zurück ... und nach einer kurzen Pauſe: „Der Mann iſt vollſtändig ſchief und krumm.“

„Das iſt nun ganz gewiß übertrieben“, denkt der Lieutenant. Und nun Sonne, ſteh ſtill im Thale Gideon! Und nun Hulda, ſetz Dich auf den Stuhl, den ich Dir bringe! Die Welt geht unter —: der Lieutenant ſagt, was er denkt, obgleich er der Untergebene iſt.

Er öffnet den Mund und beginnt ſeine Rede: „Verzeihen der Herr Hauptmann, daß ich widerſpreche, nach meiner Meinung ...“

Aber weiter kommt er nicht, ein unheiliges Donnerwetter entlädt ſich über ſeinem Haupt: „Herr Lieutenant, wo nehmen Sie den Muth her, mir zu widerſprechen, und wie kommen Sie dazu, eine Meinung zu haben? Die habe ich, dafür bin ich Ihr Hauptmann und vor allen Dingen Ihr Vorgeſetzter. Wäre es umgekehrt, Herr Lieutenant, dann wäre es umgekehrt; aber es iſt nicht umgekehrt. Das merken Sie ſich, bitte, und ſchreiben Sie es ſich gefälligſt hinter die Ohren.“

In vorſchriftmäßiger Haltung, Hacken zuſammen, Bruſt heraus, Kopf in die Höhe, Hand an der Mütze, läßt der Lieutenant die Rede über ſich ergehen; aber als ſie gar zu grob wird, als die ungerechten Vorwürfe ſich häufen, da fällt er dem Vorgeſetzten mit einem erneuten: „Verzeihen der Herr Hauptmann“ mitten in die ſchönſte Satzkonſtruktion.

Dem armen Lieutenant wäre beſſer geweſen, er wäre nicht geboren, — denn Alles kann ein Vorgeſetzter ſchließlich verzeihen, nur nicht, daß man ihn in ſeiner Rede unterbricht.

Lebte Jupiter tonans noch, ſo hätte er alle Urſache, auf den Hauptmann als auf ſeinen gefährlichſten Konkurrenten eiferſüchtig zu werden.

„Herr Lieutenant“, tobt der Königliche Hauptmann und Compagnie-Chef, „Herr, die einfachſte Form der Höflichkeit ſchon verlangt, die Subordination befiehlt es ſogar, den höher Geſtellten ruhig ausſprechen zu laſſen. Wie kommen Sie dazu, mich zu unterbrechen, mir ins Wort zu fallen, in meine Rede hineinzukolken?“

Der Lieutenant ſteht in tiefes Nachdenken verſunken und innerlich ſpricht er: „Mein ſehr verehrter Herr Hauptmann! Was Sie da ſagen, iſt ja Alles ganz gut und ganz ſchön, ich will ſogar liebenswürdig und höflich ſein und

ſagen: ‚Es iſt Alles ſehr gut und ſehr ſchön.‘ Mehr können Sie doch nicht von mir verlangen, nicht wahr? Na alſo, ſagt Olga. Nun erlauben Sie mir aber, bitte, auch einmal einen Ton. Ihre Rede unterbrechen darf ich nicht; mich vertheidigen, wenn Sie geſprochen haben, darf ich auch nicht; ich darf weiter nichts, als jeden Tadel ruhig hinnehmen; denn beweiſen, daß Sie Unrecht haben, darf ich auch nicht. Ich darf nicht, was ich will, und was ich darf, Das will ich nicht, und darum, mein ſehr verehrter Herr Hauptmann, geſtatten Sie mir, daß ich meine eigene Anſicht vertheidige, oder daß ich, wie es nun einmal in der Soldatenſprache heißt, daß ich weiterkolke.“

Und wieder fällt er mit einer nach Anſicht des Vorgeſetzten „ganz ungehörigen Bemerkung“ dem Hauptmann in einen wunderſchönen Satzbau hinein.

Es iſt nur gut, daß der Hauptmann als leidenſchaftlicher Radfahrer ſtets eine Luftpumpe bei ſich trägt: ihr allein verdankt er, daß ihm vor Entſetzen über den Widerſpruchsgeiſt ſeines Untergebenen nicht die Luft ausgeht.

„Herr Lieutenant, ich verbitte mir, verſtehen Sie mich, ich verbiiiiii—tte mir Ihr Gekolke.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann“, klingt es zurück, aber ſchlechte Eigenſchaften laſſen ſich eben ſo wenig wie ſchlechtes Skatſpiel mit einem Male „auf Befehl“ abgewöhnen; und ſo kolkt denn der Lieutenant weiter: erſtens, weil er ein Kolker iſt, und zweitens, weil er im Recht zu ſein glaubt.

Ich ſage abſichtlich: „weil er im Recht zu ſein glaubt“; denn daß er ſich irrt und daß er nicht Recht hat und daß er einem Vorgeſetzten gegenüber ſtets Unrecht hat, iſt ja ganz klar.

„Kolken“ gehört zu jenen Beſchäftigungen, die, wie man zu ſagen pflegt, nur das Geſchäft aufhalten und wenig oder gar keinen praktiſchen Werth haben.

Manche behaupten ſogar, kolken ſei entſetzlich unpraktiſch, es komme nie Etwas dabei heraus.

Daß die Leute, die ſo ſprechen, Unſinn reden, muß der Lieutenant an ſeinem eigenen Leibe erfahren.

Der Hauptmann weiß nicht mehr, was er mit ſeinem Untergebenen anfangen ſoll. Am Liebſten möchte er ihn ermorden, aber Das geht doch nicht ſo ohne Weiteres; denn erſtens weiß man nicht, ob der Lieutenant ganz ſtillhalten würde, und zweitens denkt der Hauptmann mit Entſetzen an die endloſen Schreibereien, die entſtehen würden, wenn er ſeine Blutgier befriedigte. Außerdem iſt erſt kürzlich wieder ein Befehl über die Vereinfachung des Schriftverfahrens gekommen; dagegen darf er nicht verſtoßen: er darf keine Schreibereien verurſachen, die vermieden werden können.

Mit dem Morden iſt es alſo nichts. Schade!

Wenn die Noth am Größten, iſt der Geldpoſtbote leider nicht immer am Nächſten, — ſelbſt dann nicht, wenn man neben der Poſt wohnt.

Der Hauptmann hat aber einen koloſſalen Duſel: als er ſich nicht mehr zu helfen weiß, erſcheint der Herr Major.

Der hält noch ſeinen Winterſchlaf und es giebt jetzt noch nicht viel für ihn zu thun. Seine Thätigkeit beginnt erſt mit dem Bataillonexerziren: dann wird er den Leuten einmal zeigen, was eine Harke iſt.

Je weniger der Menſch zu thun hat, deſto mehr ärgert er ſich darüber,

daß er nicht „gar nichts“ zu thun hat; Das iſt eine alte Geſchichte. Und ſo iſt denn auch der Herr Major ſchlechter Laune darüber, daß er doch ab und zu auf das Bureau gehen muß, um ſeinen Namen einige Male zu unterſchreiben.

Der Hauptmann eilt dem Major entgegen, um ihm zu melden, — dann aber auch, um den Lieutenant zu verklagen.

Der Lieutenant ſieht, wie die beiden Herrn ſich eifrigſt mit einander unterhalten, und ihm ahnt nichts Gutes.

Aber mit einem Male wird ihm ſchwach, denn der Herr Oberſt erſcheint auf dem Kaſernenhof.

„Na, nun gute Nacht“, denkt der Lieutenant, „Der hat mir gerade noch gefehlt! Hätte ich jetzt Etwas zu ſagen, ſo würde ich den Kommandeur ſofort verabſchieden.“

Aber leider hat ein Lieutenant gar nichts zu ſagen.

Der Oberſt müßte nicht Oberſt ſein, wenn er nicht ſofort errathen wollte, daß nicht nur im Staate Dänemark Etwas faul iſt, ſondern daß auch auf dem Kaſernenhof ſich nicht Alles in jener tadelloſen Verfaſſung befindet, die er, der Herr Oberſt, ſtets und überall anzutreffen wünſcht.

Der Herr Oberſt, der Herr Major und der Herr Hauptmann ſtehen in eifrigem Geſpräch bei einander.

Der Kommandeur läßt ſich den nach Meinung der anderen Herren ſehr verwickelten Fall vortragen und giebt dann eine glänzende Probe ſeines ſcharfen, durchdringenden Verſtandes, indem er gelaſſen das große Wort ſpricht: „Meine Herren, die Sache iſt mehr als einfach, — ich ſperre den Lieutenant drei Tage ein.“

Bums, da ſitzt er.

„Sind Sie nun zufrieden, Herr Lieutenant?“ fragt der Oberſt, nachdem er den Offizier zu ſich herangewinkt und ihm die Strafe, die er ihm zudiktirt hat, mitgetheilt hat. „Sind Sie nun zufrieden?“

„Das kann ich nun eigentlich nicht gerade behaupten“, denkt der Lieutenant, „zufrieden bin ich nicht, obgleich ich ja mehr bekommen habe, als mir zuſteht, und vor allen Dingen viel mehr, als ich erwartete. Ich habe mehr als genug. Würde ich ſagen: ‚Nein, Herr Oberſt, ich bin nicht zufrieden‘, ſo würde er ſagen: ‚Dem Manne kann geholfen werden!‘ Und die Hilfe würde darin beſtehen, daß er mich nicht auf drei, ſondern auf fünf, wenn nicht gar auf ſieben Tage einſperrte. Und dafür danke ich. Komma, Punktum, Gedankenſtrich.“

„Zu Befehl, Herr Oberſt“, giebt er zur Antwort.

„Na, Das freut mich“, erwidert der Kommandeur und er freut ſich wirklich; denn wer da zufrieden iſt, Der widerſpricht nicht, Der kolkt nicht.

Gekolkt darf nicht werden, aber die Kolkerei beſteht doch und ſie wird erſt aufhören, wenn der letzte Vorgeſetzte begraben ſein wird.

Darauf aber kann man noch lange warten.

Freiherr von Schlicht.

Thalia in Amerika.

Wie jung Amerika noch immer ist, beweist seine Kunst. Apollo, der göttliche Weltbürger, hat sich zwar auch bei uns angesiedelt, aber nach Art aller vorsichtigen Einwanderer hat er seine Familie von neun Musen nicht auf einmal mitgebracht, sondern nach und nach herüber kommen lassen. Thalia, die Muse des Theaters, ist zuletzt gekommen und augenscheinlich noch wenig heimisch geworden. Schon oft haben sich die klügsten Leute über diese betrübliche Erscheinung die Köpfe zerbrochen und die Frage aufgestellt, woher es komme, daß die amerikanische Bühne in ihrer Entwickelung so zurückgeblieben sei. Und doch sind die Gründe hierfür „as plenty as blackberries", wie Falstaff sagen würde. Ein Volk, das Jahrzehnte lang vor allen Dingen mit der Entwickelung und dem Ausbau seines Landes zu thun hatte, mußte seine Aufmerksamkeit in erster Linie der praktischen Seite des Lebens, dem Geschäft, widmen und die ideale Seite, besonders die Kunst, stiefmütterlich behandeln. Die Folge war, daß der Geschäftssinn auf Kosten aller feineren Neigungen unnatürlich entwickelt wurde. Die Zeit nach dem Revolutionkrieg gegen England trieb noch ideale Blüthen und schuf hervorragende Dichter. Aber bald versank die Bevölkerung in die öde Geldmacherei um jeden Preis, die ertötend auf die Dichtkunst wirkte. Es ist heute kein hoffnungvoller Nachwuchs von amerikanischen Dichtern vorhanden, — und die Bühne mußte natürlich mit darunter leiden. Während die Kulturländer der alten Welt, die der Amerikaner so gern als in jeder Beziehung ausgemergelt bezeichnet, immer neue Talente hervorbringen, ist Amerika eine dramatische Sahara. Nur wenige Zwergtalentchen wachsen hier. Freilich: es geschieht bei uns auch nichts, um Talente zu züchten und zu pflegen. Die Bühnenverhältnisse sind der Züchtung von Talenten geradezu feindlich. Vor allen Dingen haben wir kein stehendes noch auch städtisch oder staatlich unterstütztes Theater in streng europäischem Sinn des Wortes; nicht einmal in New-York, das trotz dem blaustrümpflerischen Boston, der literarischen Hochburg Amerikas, in Theatersachen den Ton angiebt, weil New York eben die Hauptstadt des Landes ist. Alle Neuheiten der Bühne erscheinen zuerst in New-York. Hat ein Stück einen entschiedenen Erfolg davongetragen, so bildet der glückliche Direktor mehrere Truppen und schickt sie und die Haupttruppe nach den größeren Städten des Landes, wo sie eine oder mehrere Wochen in einem vorher gemietheten Theater den jüngsten Erfolg dem Publikum vorführen. Nach ihnen kommt sofort die Truppe eines anderen Direktors mit einem anderen Stück, — und so gehts fort bis zum Schluß der Spielzeit. Diese Reisen gehen gewöhnlich südwärts bis nach San Francisko und dann nördlich zurück oder umgekehrt. Auch kleinere Städte werden manchmal „mitgenommen", doch spielt die Truppe da selten länger als einen einzigen Abend. Es giebt Direktoren, wie z. B. die deutschen Gebrüder Frohmann, die ein Dutzend solcher Reisetruppen von New-York aus leiten.

Aber wie sehen unsere Bühnenerfolge aus? Es sind selten die Erfolge einheimischer Verfasser. Der amerikanische Theaterdirektor ist zuerst Geschäftsmann. Die Kunst und deren Förderung ist ihm völlig gleichgiltig. Am Gleichgiltigsten ist ihm jedoch der heimische Bühnendichter. Das Stück eines knospenden heimischen Dramatikers aufzuführen, erscheint ihm als ein eben so gefährliches

wie leichtsinniges Wagniß, bei dem er Geld, viel Geld verlieren kann. Und das gerade Gegentheil ist sein Bestreben. Also hält er wachsam Umschau in Berlin, Paris und London, ob da ein neues Stück Erfolg hat. Kaum ist Das der Fall, so kauft er es dem beneidenswerthen Dichter noch warm unter den Händen weg, um es in New-York aufzuführen. Da hat er die Aussicht, viel Geld zu verdienen. Gegen die Konkurrenz der Sardou, Rostand, Blumenthal, Kadelburg, Pinero kann der amerikanischen Dichter natürlich nicht ankämpfen. Sein bescheidener Pegasus wird von dem fremden Vollblut um mindestens eine Pferdelänge geschlagen. Er kann nur blutige Thränen vergießen und bedauern, daß er in der Wahl seines Vaters nicht vorsichtiger war und sich nicht in Europa zur Welt bringen ließ. Ab und zu schleicht der Eine oder Andere von ihnen zum Tyrannen vom Theater, das Manuskript im Gewande. Ab und zu ist der Tyrann gnädig gesinnt und nimmt das Manuskript wirklich entgegen. Doch dann liegt es im riesigen Kassenspind des Direktors begraben und feiert erst seine Auferstehung, wenn der verzweifelte Dichter mit dem kläglich gerissenen Geduldsfaden erscheint und sein Manuskript zurückholt.

Die wenigen dramatischen Dichter von neuzeitlichem Empfinden, die wir besitzen, haben es einmal mit der „Freien Bühne" nach europäischem Muster versucht, um sich vors Publikum zu bringen und die Direktoren auf sich aufmerksam zu machen. Doch auch dieser Versuch scheiterte kläglich, weil unser Publikum für realistische dramatische Dichtungen keinerlei Verständniß hat. Die vom englischen Verwandten geerbten Moralbegriffe und die daraus entstehende Heuchelei und Pruderie machen es für den Anglo-Amerikaner unmöglich, moralische Wahrheiten selbst auf der Bühne zu vertragen. Hauptmanns „Hannele" rief Entrüstung hervor, wegen des darin vorkommenden Heilandes, und die realistische Atmosphäre stieß die Leute ab. Des Amerikaners Geschmack in Theatersachen — wie in der Kunst überhaupt — ist ein kleinstädtischer. Er will von der Bühne nicht an das Elend seiner Mitmenschen erinnert oder auf ihre Verworfenheit aufmerksam gemacht sein. Sein Standpunkt ist: „Give me a clean play"! Rein muß das Stück vor Allem sein. Auf der Bühne müssen die Menschen nicht sein, wie sie sind, sondern, wie sie sein sollten. Wird das Laster wirklich vorgeführt, so muß es ein möglichst anständiges Laster sein und unter allen Umständen zum Schluß der lichten Tugend unterliegen. Sein Ideal bleibt das Theater, von dem er weiß: es geht darin so harmlos zu, daß Familien daselbst Kaffee kochen könnten. Im Uebrigen zieht er die heiteren Stücke, die ihm nichts zu denken geben, allen anderen vor. Er hat den Tag über auf echt amerikanische Weise der nervenzerrüttenden Jagd nach dem Dollar obgelegen. Da ist ihm am Abend der seichteste Schwank gerade recht, um ihm zu ermöglichen, über heitere Situationen und Witze zu lachen. Das thut ihm auch als Dyspeptiker gut. Dabei verdaut er noch einmal so bequem.

Ein kluger und braver Dichter beherzigt diese kindlich bescheidenen Ansprüche des Publikums. Alles muß zweifelsohne sein und hochanständig und um Gottes Willen nicht dekolletirt. Jeder Vater muß seine Frau und Tochter mitbringen können, ohne gezwungen zu sein, sie in gewissen Szenen in der Garderobe abzugeben, und jede Sonntagsschullehrerin muß erbaut nach Hause gehen können. Noch Eins jedoch muß der brave Dichter beherzigen: den „Star"! Der „Star"

ist das schlimmste Unkraut, das auf der amerikanischen Bühne wuchert. Er ist der Despot des Theaters, vor dem selbst der Direktor zittert. Bald ist er weiblichen, bald männlichen Geschlechtes; aber ohne ihn ist eine Truppe undenkbar. Das weiß der brave Dichter und so schreibt er sein Stück von vorn herein dem „Star" auf den Leib. Er wird also zum ganz gewöhnlichen dramatischen Schneider. Natürlich: auch der dramatische Schneider verschneidet oder vernäht sich. Bei der Anprobe paßt Manches nicht und Manches, was paßt, will der anspruchsvolle „Star" geändert haben. Da geht unerbittlich der letzte Rest aller dichterischen Feinheit zum Teufel, denn nicht das leidenschaftlich pulsirende Dichterherz diktirt, sondern der launische, immer nur nach Effekten schielende Star, und statt eines fein ersonnenen und fein aufgebauten Kunstwerkes wird daraus eine steife, nüchterne Schneiderarbeit. Solcher dramatischen Schneider haben wir denn auch verschiedene wie z. B. Bronson Howard, Paul Potter, Gustav Thomas, Stephen Fiske u. A. im ernsteren Drama oder Charles Hoyt in der Posse. Hoyt ist noch einer der eigenartigsten, denn er besitzt ein starkes satirisches Talent, mit dem er die Schwächen seiner Landsleute lächerlich macht. Kein Anderer könnte Das wagen, denn der Dünkel des durchschnittlichen Amerikaners verträgt zwar in Scheffeln die fadeste Schmeichelei, aber nicht ein einziges Körnchen bitterer Wahrheit. Neben Hoyt sorgen noch mehrere Possendichter für das Unterhaltungbedürfniß der großen Menge, von der Posse abwärts bis zum Gipfel alles Sinnlosen, der „Ueber-Posse" oder „Extravaganza", wie sie hier genannt wird. Der Mangel an Inhalt wird da zum Verdienst, wie jener Possendichter beweist, der im Programm ein Faß Aepfel Dem versprach, der irgend einen Sinn in seinem Stück entdecken würde. Aber die Krone der amerikanischen Bühnenliteratur bleibt doch das mehr mit der Axt zugehauene als mit der Feder geschriebene Melodrama, das fast ganz heimisches Fabrikat ist. Sein vornehmster Zweck ist die Rührung, die mit den gewaltsamsten Mitteln erreicht wird, und die grobe Sensation. Es ist das Drama der großen Masse; der Inhalt ist immer der selbe. Der harthändige Mann des Volkes erfährt da die Würdigung, die ihm im gewöhnlichen Leben versagt wird. Er rettet das Kind des reichen, aber um so lasterhafteren Arbeitgebers aus einem brennenden Stall oder dem wüthenden Ozean oder wird selbst in dem Augenblick gerettet, wo ihn der Bösewicht von einer Dampfsäge durchschneiden oder einer Lokomotive überfahren lassen will. Und noch trocknet sich das Publikum die nassen Augen, — da wird die Handlung unterbrochen und auf den erschütternden Ernst folgt die groteske Lustigkeit in Gestalt von Spezialitäten-Künstlern wie dem zerlumpten Strolch, der sich an der unrasirten Backe seines Kameraden ein Streichholz ansteckt und auf der brennenden Cigarre „Heil Columbia" spielt. Auf die Thränen der Rührung folgen ohne irgend welchen Uebergang Lachthränen. . .

Vielen Autoren ist aber selbst diese Art von Schaffen noch zu gefährlich und besonders zu mühsälig. Bei dem kommerziellen Geist, der selbst dem himmelblausten amerikanischen Lyriker innewohnt und ihm die erhabensten Gefühle werthlos erscheinen läßt, wenn er sie nicht in Dollarbills umsetzen kann, ist jedem Autor der Gedanke ein Abscheu, er könnte arbeiten, ohne sofort hundert Prozent dabei zu verdienen. Wer bei uns für die Bühne schreiben und dabei Geld „machen" will, schreibt nicht Stücke, sondern schreibt sie ab. Er stiehlt sie anderen Leuten,

nur nennt er es mit echt amerikaniſch-angelſächſiſcher Schönfärbung alles Unrechten nicht ſtehlen, ſondern „to adapt“. So „adaptirt“ er Ludwig Fuldas „Verlorenes Paradies“ oder „Haaſemanns Töchter“ von L'Arronge oder „Penſion Schöller“ von Laufs oder „Mademoiſelle Nitouche“, überträgt die Handlung nach England oder Amerika, „verbeſſert“ das Stück „unendlich“, wie er glaubt, durch allerlei eigene dilettantiſche Ungeheuerlichkeiten, — und eines Tages iſt es „ſein Stück“ und erſcheint unter ſeinem Namen. Das klaſſiſchſte Beiſpiel dieſer fröhlichen Art von Bühnenſchriftſtellerei bleibt für mich immer ein Stück, das früher im Weſten unter folgender Ankündigung aufgeführt wurde: Henry Fauſt, großes Liebesdrama in fünf Akten von L. F. Henderſon. (Nach einer Idee des wohlbekannten Dichters Goethe). Selten beſitzt der Verfaſſer Anſtand genug, die Herkunft des adaptirten Muſenkindes anzugeben. Die dramatiſchen Abſchriftſteller, die auf dieſe eben ſo bequeme wie nützliche Art dichten, ſind unſere eigentlichen Dramatiker. Ihrer giebt es eine ſchwere Menge, Männlein und Weiblein. Dieſe Manier, zu dichten, behagt dem Amerikaner außerordentlich, denn ſie unterſcheidet ſich nicht von irgend einem anderen Geſchäft. Nur iſt eine ſolche Theaterſtück-Fabrik doch noch immer nobler als z. B. eine lumpige Schuhnägel-Fabrik. Den dramatiſchen Fabrikbeſitzer umgiebt ſogar ein ganz beſonderer Heiligenſchein und Namen wie William Gillette, Sidney Roſenfeld oder Martha Morton ſind hochgeachtet. Der Durchſchnittsmenſch weiß dieſe Geſchäftsdichter nicht vom echten Dichter zu unterſcheiden. Noch weniger weiß er, daß ſie mit fremden Kälbern pflügen.

New-York. Henry F. Urban.

Selbſtanzeigen.

Der Egoismus. Unter Mitwirkung von Frau Dr. Lou Andreas-Salomé, Dr. Wilhelm Bölſche, Dr. Walther Borgius, Hans Brennert, Profeſſor Dr. A. Döring, Dr. Paul Ernſt, Profeſſor Dr. Albert Haas, Julius Hart, Dr. Kurt Jahn, Fräulein Marie Mellien, Hjalmar Schacht und Dr. R. Steiner herausgegeben von Arthur Dix. Verlag von Freund & Wittig in Leipzig. 26 Bg. gr. 8°. Preis 8,60 Mark.

Je mehr wir uns dem Jahre 1900 nähern, um ſo zahlreicher werden die Werke, die einen Rückblick auf das ſcheidende Jahrhundert werfen. Auch unſer Werk hat Etwas von einer ſolchen Rückſchau. Der eine Beobachter läßt ſein prüfendes Auge über die Naturwiſſenſchaften gleiten, der Andere über die Philoſophie; Dieſer über Kunſt und Literatur, Jener über Religion und Politik;

hier wird das Rechts- und Wirthſchaftleben unterſucht, dort der ſoziale Organismus, die Familie, die Nation. Ueberall aber iſt der Geſichtspunkt der ſelbe, nämlich der des Egoismus. Das neunzehnte Jahrhundert, in dem Stirner und Nietzſche im Gegenſatz zu Comte den Egoismus als rückſichtloſen und abſoluten Alleinherrſcher einzuſetzen unternahmen, dieſes Jahrhundert, eingeleitet durch den elementaren Ausbruch des Maſſenegoismus in der großen Revolution, dieſes Jahrhundert, in dem Herrenrecht auf Herrenrecht dem gleichen Recht für Alle gewichen iſt, dieſes Jahrhundert, deſſen Jugend einen Bonaparte ſah und deſſen Reife einen Bismarck erlebte, der den nationalen Egoismus, einen Karl Marx, der den Klaſſenegoismus des Proletariates zu ungeahnter Flamme entfachte, dieſes Jahrhundert, in dem das weibliche Geſchlecht einen neuen Egoismus entwickelte und zum Kampf der Geſchlechter die Fahne entrollte —: dieſes ſturmdurchtobte Jahrhundert des ungeheuren Streites der Einzelnen und der Maſſen, der Klaſſen, Stände und Geſchlechter, der wirthſchaftlichen und nationalen Verbände fordert für ſeine Betrachtung gebieteriſch den Geſichtspunkt des Egoismus. Die großen Konflikte ſpielen ſich nicht zwiſchen Egoismus und Altruismus, ſondern im weiten Bereich des Egoismus ſelbſt zwiſchen den Einzelnen, zwiſchen dem individuellen und dem kollektiven Egoismus und zwiſchen dem Egoismus der Gruppen ab. Unſer Werk beſteht aus fünfzehn Abſchnitten. Der erſte, den Wilhelm Bölſche verfaßt hat, unterſucht das „Ego“ der Weſenseinheit nach den Leitſätzen unſerer heutigen naturwiſſenſchaftlichen Einſichten. Die naturwiſſenſchaftliche Zergliederung der Einzelweſen läßt ſchon das Individuum ſelbſt als „verkappten Sozialverband“ erkennen und ſtützt und erleichtert dadurch die Vorſtellung vom Egoismus der Weſensvielheiten. Die Abhandlung des Herausgebers über den Egoismus der ſozialen Gruppe baut dann auf dieſer Grundlage weiter, zeigt den Gruppen- und Maſſenegoismus in ſeinen verſchiedenen Formen und den Antagonismus zwiſchen Individuum und Gruppe. Unter Anderem wird der vielgeſchmähte Standes-Egoismus erörtert und unterſucht, wie die ſoziale Geſetzgebung der modernen Kulturſtaaten im Widerſtreit der verſchiedenſten Gruppenintereſſen entſtanden iſt.

Dem ſchließt ſich die Behandlung ſpezieller Gruppen an: der Familie durch Hjalmar Schacht, der Nation durch Dr. Kurt Jahn. Den Egoismus der Geſchlechter, der die Frauenfrage in ſich ſchließt, bepricht Marie Mellien, den Egoismus in der Politik Dr. Paul Ernſt, den Egoismus im Rechtsleben Dr. Walter Borgius, den Gruppenegoismus in der Geſchichte Profeſſor Albert Haas (Pennſylvania), den Egoismus in der Wirthſchaft der Herausgeber, den Egoismus in der Erziehung Profeſſor A. Döring, den Egoismus in der Liebe Hans Brennert. Endlich treten wir in die reinen Geiſtesgebiete: Philoſophie Dr. Steiner, Kunſt Dr. Jahn, Literatur Julius Hart und Religion Lou Andreas-Salomé. Schon dieſe Stichworte und die Namen der Autoren lehren, daß der Inhalt des Geſammtwerkes zu vielgeſtaltig iſt, als daß es möglich wäre, ſeinen ganzen Inhalt unter eine trockene Formel zu bringen oder eine Quinteſſenz des Buches in wenigen Zeilen zu geben. Wenn ich perſönlich eine „Tendenz“ bekennen darf, die auch in anderen Theilen des Werkes, nicht nur in Dem, was ich ſelbſt geſchrieben habe, zum Ausdruck kommt, ſo neige ich zu einer beſonders hohen Einſchätzung des nationalen Egoismus; denn er ſcheint mir mehr als irgend ein anderer Gruppenegoismus die Ein- und Unterordnung des Individuums zu for-

dern, dafür aber überreich als Lohn zurückzugeben, was er nimmt. Die wahre Förderung der „Menschheit“ ist nicht von der Verfolgung eines schemenhaften Menschheitideals, sondern von der wetteifernden Arbeit der tüchtigsten Nationen zu erwarten, die herrschen, weil sie werth sind, zu herrschen. Dieser zum Weltmachtegoismus aufsteigende nationale Egoismus, an dem es den Deutschen am Längsten von allen zur Herrschaft berufenen Nationen gebrach, ist das Zeichen, in dem wir kämpfen müssen und hoffentlich siegen werden. Und deshalb ist das Buch „Den Manen Bismarcks — allen treuen deutschen Dienern — allen starken Vollnaturen“ gewidmet.

Arthur Dix.

Zur Arbeiterwohnungfrage. Kölner Verlags-Anstalt.

Dieser Schrift liegt der Gedanke zu Grunde, die entbehrlichen Geldmittel und zersplitterten Ersparnisse der Arbeiter zu kleinen Vermögen zu sammeln und zum Bau von Arbeiterwohnungen anzulegen. Das soll erreicht werden durch eine Staats-Lotterie, in der alle Einsätze zur Vertheilung gelangen. Die Gewinne — alle gleich hoch — werden erst ausbezahlt, nachdem sich der Gewinner auf preußischem Gebiet ein Haus gebaut hat, das den Charakter einer Arbeiterwohnung zeigt. Durch die Einrichtung von Reihenloosen wird bei regelmäßigem Spiel der Einsatz dadurch in eine Spareinlage verwandelt, daß dem Spieler, nach einer gewissen Anzahl von Jahren erfolgloſen Spielens, alle Einsätze unter verhältnißmäßig geringem Verlust zurückerstattet werden. Dem Arbeiterstand sollen auf diese Weise die vielen Millionen, die er jährlich im Lotteriespiel verliert, erhalten bleiben, er selbst soll den Vortheil, den die Hauseigner aus Arbeiterwohnungen ziehen, genießen und vor Allem soll er menschenwürdige Wohnstätten erhalten, — alles Das nicht durch fremde Hilfe, sondern aus eigener Kraft.

Köln. Emil Bau.

Ein Tag in Lebensheim. Zweite illustrirte Auflage. Verlag des Lebensheimer Erziehungvereins, in Kommission der Baedeckerschen Buchhandlung. Elberfeld, Preis 50 Pfennige.

Vor hundert Jahren begann der Naturalismus mit einem Erzieher, Rousseau. Der „Sturm und Drang“ war erst der Donner, der auf den pädagogischen Blitzschlag folgte. Unser heutiger Naturalismus sandte die Freilichtmaler voraus, ließ das Gros der Künste nachrücken und sparte die modernen Natur-Erzieher als Schlußeffekt auf. Das deutsche, besonders das preußische Schulwesen, hoch wie niedrig, ist in ein solches Prokrustesbrett von Verfügungen eingezwängt, daß die Flucht aus dem dumpfen Schul-„Atelier“ zur Freilicht-Erziehung nicht leicht war.

Elberfeld. Peter Johannes Thiel.

Fürſtenſpiegel.

Mit einer merkwürdigen Beharrlichkeit kehrt unſere hiſtoriſch-politiſche Literatur immer wieder zur Betrachtung des Lebens und der Werke Niccolos Machiavelli zurück, um in weiterer Folge die verſchiedenen Probleme zu erörtern, die im Laufe von vier Jahrhunderten an den Namen des Florentiners geknüpft worden ſind. Viel Geiſtreiches und Zutreffendes iſt vorgebracht worden. Bei Alledem läßt ſich indeſſen der Zweifel nicht abweiſen, ob zur Aufhellung der Grundgedanken, auf denen unſere moderne Auffaſſung des ſtaatlichen Lebens und der verfaſſungmäßigen Monarchie insbeſondere beruht, es wirklich zweckdienlich erſcheinen kann, als Ausgangspunkt der Erörterung die Schriften eines Diplomaten der Renaiſſance zu wählen. Um was handelt es ſich in der Politik? Um der Menſchheit große Gegenſtände, wie der Dichter ſagt, um Herrſchaft und Freiheit. Allen ſtaatlichen Gebilden alter und neuer Zeit verleiht ihre Signatur die beſondere Art der Geſtaltung des äußeren und inneren Verhältniſſes von Regirenden und Regirten, Herrſchenden und Beherrſchten. So weit nicht ein revolutionärer Drang auf eine radikale Umgeſtaltung der Regirungform hinzielt, müßte naturgemäß das gemeinſame Streben aller am Kulturſtaat Mitbetheiligten dahin gehen, dieſes Verhältniß für beide Theile dauernd zu einem innerlich befriedigenden zu machen. Der Regirende ſoll ſich glücklich fühlen im Vertrauen und der Zuneigung des Volkes, das Volk ſoll freudig und ſtolz zu ſeinem Oberhaupt emporblicken dürfen als dem Führer zu jeglichem Gedeihen und jeglicher Gerechtigkeit. Ein ſolches Verhältniß kann, ſo viel leuchtet unmittelbar ein, nicht von vorn herein durch allgemeine, das Maß des Befehlens und des Gehorchens regelnde Geſetze, und wären ſie noch ſo klug erſonnen, gegründet und befeſtigt werden. Es kann ſich nur allmählich ausbilden durch ein Miteinander- und Füreinanderleben in der Geſchichte. Die natürlichen Anlagen und der ſittliche Charakter des Volkes werden es aber vornehmlich ſein, die in Verbindung mit den beſonderen äußeren Bedingungen, unter denen das Gemeinweſen ſich entwickelt, die ſtaatliche Organiſation zu einer lebensvoll eigenartigen machen und die Perſönlichkeit des Staates bedingen. Die in mancher Hinſicht ſo bewundernswerthe Renaiſſancekultur war im Grunde doch weſentlich ein künſtliches Erzeugniß, eine treibhausartig entfaltete Nachblüthe des antiken, insbeſondere des helleniſchen Geiſtes. Machiavelli blieb den wunderbarſten Schöpfungen der zeitgenöſſiſchen Kunſt gegenüber gleichgiltig, ſeine Seele war aber tief ergriffen von der Erinnerung an die Macht und die virtus der alten Römer. Die Idee, die von dem Verfaſſer des Principe in die hiſtoriſche Geſtalt des Ceſare Borgia hineingebildet iſt und dieſe zur typiſchen erhöht, iſt daher als ein Produkt der

Abſtraktion zu betrachten, und zwar der Wahnvorſtellung, daß die Größe Roms vor Allem der ſkrupelloſen Brutalität ſeiner Staatskunſt zu danken ſei.

Seit unſere Literatur ſich in Leſſing zur Selbſtändigkeit ermannte, weiſt ſie eine eigenthümliche Vorliebe für hiſtoriſche „Rettungen“ auf. Dieſe Neigung ſtammt aus einem tiefen Gefühl der Gerechtigkeit, das in der deutſchen Seele ſchlummert, ferner aber auch aus einer lebhaften Empfindung für den Beruf des deutſchen Gedankens, eingewurzelte Irrthümer und Vorurtheile zu zerſtören. So iſt es denn unſer Herder, der vornehmſte Vertreter der Humanität und der Rechte des Volksgemüthes, als Solcher ein Antipode des Machiavelli, der zur Rettung des ſeit Jahrhunderten von den verſchiedenſten Seiten her verdammten und verläſterten Mannes die Formel findet, die ſeitdem als eine vollkommen ausreichende Rechtfertigung des Buches vom „Fürſten“ gegolten hat. „Dieſes Buch“, ſagt Herder im achtundfünfzigſten ſeiner Briefe zur Beförderung der Humanität, „iſt ein rein politiſches Meiſterwerk für italieniſche Fürſten damaliger Zeit, in ihrem Geſchmack, nach ihren Grundſätzen. Wenn, ſagt Machiavelli gleichſam, das Ringen um die Macht Euer Lebensberuf, Euer Handwerk iſt, ſo lernt es recht, daß Ihr nicht ſo unſelige Pfuſcher bleibt, als ich Euch zeige, daß Ihr ſeid und waret.“ Die ruchloſen Rathſchläge des Principe ſollen alſo gerechtfertigt ſein durch den hypothetiſchen Charakter des Werkes. Beſonders grell tritt dieſe Anſicht in der Wendung hervor, die Arthur Schopenhauer dem herderſchen Gedanken giebt. „Machiavellis Problem“, erklärt der frankfurter Philoſoph, „war die Auflöſung der Frage, wie ſich der Fürſt unbedingt auf dem Thron erhalten könne, trotz inneren und äußeren Feinden. Sein Problem war alſo keineswegs das ethiſche, ob ein Fürſt als Menſch Dergleichen wollen ſolle oder nicht, ſondern das rein politiſche, wie er, wenn er es will, es ausführen könne. Dem Machiavelli die Immoralität ſeiner Schrift vorwerfen, iſt eben ſo angebracht, als es wäre, einem Fechtmeiſter vorzuwerfen, daß er nicht ſeinen Unterricht mit einer moraliſchen Vorleſung gegen Mord und Todſchlag eröffnet.“ Das Argument mag plauſibel klingen; aber der durch die Predigt Luthers und Calvins geſchärfte moraliſche Inſtinkt der germaniſch empfindenden Welt hatte ſicheren Blickes die Thatſache erkannt, durch die Schopenhauers Urtheil entkräftet wird. Wer Anweiſungen giebt, wie ein Volk zu beherrſchen, alſo — wofern nicht die brutale Vergewaltigung zum oberſten Prinzip erhoben werden ſoll — ſittlich zu leiten ſei, darf von der ethiſchen Frage nicht abſehen. Der Fechtmeiſter darf ſeine Schüler alle Kunſtgriffe zur Tötung eines Menſchen lehren, — aber doch nur unter der Vorausſetzung, daß er einen legitimen Gebrauch der gelehrten Geſchicklichkeit im Auge hat; er wird zum Mitſchuldigen, wenn er mit Bewußtſein Banditen abrichtet. Ceſare Borgia aber war ein Bandit; und kaum etwas Beſſeres

als Banditen waren faſt alle die Capitani und päpſtlichen Nepoten, die, nicht ohne Thatkraft und Gewandtheit, aber mit den ruchloſeſten Mitteln zur Befriedigung perſönlicher Habgier und Herrſchſucht die Macht zu erraffen ſuchten. Machiavellis „Fürſt“ iſt in erſter Linie eine Legitimirung des Banditenthumes. Da er aber dem künſtleriſch zurechtgefälſchten Bilde des Borgia in der abſtrakt und einſeitig erfaßten Idee altrömiſcher Größe eine für die romaniſche Welt damaliger Zeit außerordentlich wirkſame Folie zu geben wußte, hat ſein Buch einen politiſchen Einfluß geübt wie wohl kaum ein zweites in der Weltgeſchichte. Karl V. zählte es zu ſeinen Lieblingsbüchern, Katharina Medici nahm es als Vademecum und Schatzkäſtlein der Regirungskunſt mit nach Frankreich und ihr Sohn Heinrich III. bewahrte es unter dem Kopfkiſſen, wie der makedoniſche Alexander die Gedichte des Homer. Die von Machiavelli geförderte Ueberſpannung des Herrſcherrechtes, das Emporſchrauben des monarchiſchen Selbſtgefühles zu der dynaſtiſchen Selbſtvergötterung der Bourbonenkönige, die Loslöſung des Königthumes von jeder Rückſicht auf die natürliche Moral und auf die legitimen Intereſſen und Anſprüche des arbeitenden Volkes hat vielleicht dazu beigetragen, Frankreich ſo raſch jene Höhe der Macht und des Glanzes erſteigen zu laſſen, auf der es dann die Bewunderung der Welt auf ſich zog. Eben hierin iſt aber auch die Haupturſache jener revolutionären Raſerei zu erblicken, die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die hiſtoriſchen Grundlagen des Staates von Grund aus zerſtörte. Und wenn heute die franzöſiſche Republik auf den Wogen großſtädtiſcher Parteileidenſchaft ſteuerlos dahintreibt und ängſtlich, aber vergebens, nach einem Ankergrund der Gerechtigkeit ausſchaut, ſo ſind in nicht geringem Maße dafür die verderblichen Grundſätze verantwortlich, die Frankreichs Könige dem Buch des Machiavelli allzu bereitwillig entnommen haben.

Für uns Deutſche iſt der Machiavellismus, jene Grundlehre des Principe, ſtaatliche Herrſchaft könne durch rückſichtloſe Gewaltthat begründet werden, ein für allemal abgethan durch Friedrich den Großen. Nicht ſowohl durch die gegen Machiavelli gerichtete polemiſche Jugendſchrift als vielmehr durch ſeine Thaten, ſeine ganze königliche Perſönlichkeit. Indeſſen muß hier auch das Büchelchen, das er als Kronprinz ſchrieb, erwähnt werden. Als Voltaire den Antimachiavel geleſen hatte, ſchrieb er: „Gnädigſter Prinz, ich glaube, der erſte Rath, den Machiavelli einem Jünger gegeben haben würde, wäre geweſen, eine Widerlegung ſeines Buches zu ſchreiben.“ Das war ein guter Witz, aber eine ganz unzutreffende Kritik. Die Erſtlingsſchrift des großen Königs iſt ganz ehrlich. Wenn auch der Verfaſſer, wie aus ſeinem Briefwechſel mit Voltaire hervorgeht, das Buch vom Fürſten nur in einer franzöſiſchen Ueberſetzung zur Hand gehabt und ſchwerlich ganz durchgeleſen hat, ſo traf ſeine Polemik doch das Weſen

des Machiavellismus im Kern. In ſchwachen Händen war die rein dynaſtiſche Staatskunſt, die im Roi-Soleil ſich mit blendendem Glanz umgeben hatte, zu jener verächtlichen Staatskünſtelei herabgeſunken, die ihr Genügen fand in ruheloſen Hofkabalen, in einem tändelnden Spiel mit den Staatsintereſſen — le roi s'amuse —, in frivol unternommenen Kabinetskriegen, in jener ganzen Lakaien- und Maitreſſenwirthſchaft, wodurch die Regirung Ludwigs des Fünfzehnten gekennzeichnet iſt. Dieſer Politik der Entartung ſtellte Friedrich ſeine eigene gegenüber, die Politik ſeines auf der Grundlage eines ſittlich geſunden Volkslebens ruhenden Staates und einer Regirung, die nur das eine Beſtreben kannte, den vitalen Intereſſen dieſes Staatsweſens gerecht zu werden. Kein Zweifel, daß Friedrich in ſeiner auswärtigen Politik vielfach zu Maßnahmen griff, die nicht als allgemeine, für jeden Privatmann giltige Lebensregeln empfohlen werden können. Aber er, der größte Staatsmann und Feldherr ſeines Jahrhunderts, wußte lange vor Clauſewitz aus ſeiner Erfahrung, daß, wie der Krieg eine Fortſetzung der Politik iſt mit gewaltſamen Mitteln, ſo der internationale Friedensſtand im Grunde eine Fortführung des Krieges in den Formen des Rechtes. Und à la guerre comme à la guerre. Die Kriegführung iſt ſeit der Zeit des Siebenjährigen Krieges, entſprechend den von Friedrich weſentlich geförderten allgemeinen Fortſchritten der Civiliſation, menſchlicher geworden und hoffentlich wird es gelingen, den Rechten der Humanität mit der Zeit noch ein größeres Gebiet zu erobern; aber der Krieg wird bleiben und mit ihm der Staat, die Organiſation, worin die Völker ihren Kampf ums Daſein führen. Die hohe Sittlichkeit der fridericianiſchen Regirung beruht auf der vollkommenen Identifizirung des Fürſten mit dem Staat. Der große König ging mit ſeiner Perſönlichkeit ganz in der des Staates auf; er fühlte, dachte, wollte nur als Staatsoberhaupt, als Homme-Etat.

Aus der Ueberlegenheit ſeines Geiſtes und ſeiner politiſchen Einſicht über den — in ſtaatlichen Dingen — thatſächlich beſchränkteren Verſtand ſeiner Unterthanen und aus dem raſtlos unermüdlichen Fleiß, mit dem er die Intereſſen ſeines Volkes wahrzunehmen bemüht war, konnte Friedrich die ſittliche Berechtigung herleiten, die Regelung aller, auch der geringfügigſten Angelegenheiten der verſchiedenen Volkskreiſe in den Bereich ſeiner Herrſchaftbefugniß zu ziehen. Durch eine wunderbare Fügung des Schickſals war dafür geſorgt, daß dieſer wohlgemeinte und auf einer beſtimmten Stufe ſtaatlicher Entwickelung wohlthätig wirkende Deſpotismus nicht allzu früh in drückende, den Fortſchritt hemmende Tyrannei ausartete. Als reiner Rationaliſt, in einer ſehr wenig religiös geſtimmten Zeit lebend, ermangelte der König des Verſtändniſſes für die Bedeutung des religiöſen Gefühles im Völkerleben. Er betrachtete die „Vorſtellungen der Unterthanen von Gott und göttlichen Dingen“ als eine Angelegenheit, die den Staat gar nicht berührte, dem Staat gleichgiltig

sein konnte. Aus dieser Anschauungweise heraus, nicht etwa aus Toleranz im Sinn des Liberalismus, gewährte er ohne Bedenken eine bis dahin in der Weltgeschichte nicht gekannte Religionfreiheit. Vielleicht noch bedeutsamer — und ein unberechenbares Glück für Preußen und Deutschland — war der Umstand, daß der König kein Deutsch verstand. So konnte der ihm ebenbürtige Herrscher im Reich des freien Geistes, Wolfgang Goethe, obwohl sein ganzes Wesen dem Geschmack des Königs zuwider sein mußte, unbehelligt, weil unbeachtet, seine Bahn des Ruhmes wandeln und die deutsche Muse, das schüchtern-zarte Mädchen, mochte nach Herzenslust singen, ohne Scheu vor preußischer Censur oder einer — unter Umständen nicht minder bedenklichen — preußischen Staatsbegünstigung.

Trotz allen diesen die Königsherrschaft mildernden und einschränkenden Umständen herrschte beim Tode Friedrichs das Gefühl allgemein, daß der Absolutismus über das Maß innerer Berechtigung hinaus die Staatsgewalt an sich gerissen habe. Die Einsicht dämmerte auf, daß nur durch Mitarbeit des Volkes an den staatlichen Angelegenheiten eine den allgemeinen Interessen entsprechende Verwaltung des Staates gesichert werden könne. Sehr unklar waren und blieben noch lange die Ansichten über die Mittel und Wege, wie die neue Fundamentirung des Staates ins Werk zu setzen sei. Das Aufathmen der gebildeten Klassen beim Tode des großen Fürsten und der Freudentaumel, der seinen schwachen Nachfolger als den Vielgeliebten begrüßte, war aber ein hinlänglicher Beweis dafür, daß die rein persönliche Königsherrschaft den Freiheitbedürfnissen einer fortgeschrittenen Kultur nicht mehr entsprach.

Seit einem halben Jahrhundert haben wir eine preußische Verfassung, seit einem Menschenalter eine deutsche. Dadurch ist in beiden über einander geschichteten und in einander geschobenen Staatswesen ein Kondominium zwischen Fürst und Volksvertretung geschaffen. Niemand wird sagen können, daß die der Regirung zustehenden Staatsgeschäfte dadurch vereinfacht und für den Einzelnen leichter übersehbar geworden wären. Dazu kommt eine Entwickelung der mannichfachsten wirthschaftlichen Kräfte und sozialen Assoziationen zu einer Selbständigkeit, die sich nur widerstrebend, nur durch behutsamste und sachkundigste Behandlung, der Gesetzmäßigkeit des staatlichen Ganzen einfügen läßt. Der Fürst des Machiavelli weiß von sozialen Voraussetzungen und Bedingungen des Staatslebens nichts. Für einen Räuber und Banditen lautet ja die soziele Frage sehr einfach: Ist Beute zu holen oder nicht?

Nur bei einem durch „Literatur" so verbildeten Volk, wie es die heutigen Deutschen sind, ist die Verkehrtheit erklärlich, aus dem Verfahren eines Borgia Analogien abzuleiten. Der historisirende politische Dilettantismus, wie er leider üblich ist, wirkt aber in einem Maße korrumpirend auf das öffentliche Urtheil, daß ein Protest dagegen zur Pflicht für jeden Freund des Vaterlandes wird, der nicht bereits im Taumel einer eingebildeten Weltherrschaft die wahren Grundlagen staatlicher Größe ganz und gar vergessen hat. Karl Trost.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: Jn Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. August 1899.

Sturm im Kanal.

Recht oft wird, besonders häufig im Herbst und im Winter, dem Zeitungleser gemeldet, die englische Post sei auf dem Kontinent nicht oder doch mit dem Anschluß hindernder Verspätung eingetroffen; „Grund: Sturm im Kanal." Den Binnenländer überläuft bei solcher Botschaft leicht ein Beben. Wie furchtbar gefährlich, denkt er, muß die Lage der Schiffsinsassen gewesen sein, während der Sturm heulte und das schwanke Fahrzeug in seinen Fugen krachen ließ; und angstvoll, aber auch ein Bischen lüstern nach einer aufrüttelnden Sensation, greift er am nächsten Morgen wieder nach seiner Zeitung und durchspäht den Depeschentheil. Nichts; kein Schiffbruch, kein Futter für die langenden Nerven. Der Sturm hat ausgetobt, das ein Weilchen derb geschüttelte Schiff hat den Hafen, die englische Post die Orte ihrer Bestimmung erreicht. Wer die Aermelkanalfahrt kennt, weiß, daß dabei nicht der Sturm, sondern der Nebel zu fürchten ist. Den Sturm übersteht jedes tüchtige, vorsichtig gelenkte Fahrzeug; er mindert höchstens die Zahl der stündlich zurückgelegten Meilen, mehrt die Ziffer der Seekranken und reißt, was nicht ganz niet- und nagelfest ist, von Bord. Im Nebel aber, wenn das Wasser flau, die Luft dick ist, wenn von allen Seiten die warnenden Sirenen seufzen, die Maschine mit Viertelkraft arbeitet und in kurzen Abständen ganz gestoppt werden muß, während die Schnelldampfer, die ihren Record halten wollen, in rasender Eile das Dunkel durchschießen: da wird, in dem engen Fahrwasser, die Sache gefährlich. Dann weicht der Kapitän nicht von der Kommandobrücke, die Ausguckwache wird verdoppelt und die Passagiere kriechen erschreckt aus den Kabinen, wo das Sirenengeheul und

die Unstetheit des Maschinengestampfes sie nicht schlafen läßt. Zerstörende Zusammenstöße sind dann leicht möglich; und wer einen Verwandten, einen lieben Freund auf der Fahrt von England nach dem Kanal weiß, Der mag bang die Nachtstunden zählen, wenn er abends unter den Telegrammen die Nachricht fand: „Nebel im Kanal".

So lange über dem Mittellandkanal und seinen Theilstrecken dichter Nebel lag, war die in der Presse widerhallende Unruhe der p. t. öffentlichen Meinung allenfalls noch erklärlich. Zwar handelte es sich nicht um eine dringende Lebensfrage für den preußischen Staat oder gar für das deutsche Volk; zwar konnte es Allen, die nicht im Ruhrkohlenrevier wohnen, gleichgiltig sein, ob die Entscheidung über eine Wasserstraße, deren Bau lange Jahre in Anspruch nehmen wird, ein paar Monate früher oder später fallen würde. Immerhin aber konnte man der Antwort auf eine wirthschaftlich wichtige Frage mit einiger Spannung entgegensehen; und Mancher mochte wohl meinen, diese Antwort werde eine über den einzelnen Fall hinausreichende prinzipielle Tragweite haben. Wird auf dem Wege der Industrialisirung rastlos fortgeschritten, gelangt das große und intelligente Unternehmerthum des Westens völlig zur Oberherrschaft, dann muß das alte Preußen, das nach Osten gravitirte, in den Grundmauern wanken und einem neuen Staatskörper muß ein modernes Piedestal geschaffen werden. Das würde bedeuten: Einschränkung der Landwirthschaft, Zurückdrängung der altpreußischen Adelsfamilien, die dem Heer und dem Beamtenstand bis jetzt fast ausschließlich die Führer lieferten, und, als unvermeidliche Folge, eine radikale Verschiebung der politischen Machtverhältnisse, auf die seit Jahrhunderten die königliche Gewalt gegründet war. Kein Verständiger konnte zweifeln, daß die in den konservativen Parteien politisch organisirten Vertreter der bisher privilegirten und nun bedrohten Schichten sich gegen die ihre Klassenvorrechte gefährdende Entwickelung kräftig zur Wehr setzen würden. Ganz spurlos ist die agrarische Bewegung ja über die Ostfluren Preußens nicht hingegangen; sie hat — wer nicht ganz blind sein will, sah es längst — den Geist der Landbevölkerung demokratisirt und zu eigener Sorge für ihren Interessenkreis aufgestachelt. Der von den Städtern „Junker" gescholtene Gutsbesitzer ist nicht mehr der unumschränkte, unkritisirte Herr seiner Leute, der sich die Befriedigung jeder Laune gestatten, jedem Trieb eines Taschenformatneros folgen darf. Die „Junker" wären von ihren Wählern geschmäht und als Verräther an der agrarischen Sache gesteinigt worden, wenn sie für das Dreihundertmillionenprojekt des

Mittellandkanals gestimmt hätten, von dessen Ausführung der ostelbische Bauer ungünstige Wirkungen befürchtet: die Erleichterung der billigen Einfuhr fremden Getreides, die durch große Ausgaben und durch die Erniedrigung der Frachttarife bedingte Steigerung der direkten Steuerlast und die Zunahme der Landflucht nach dem begünstigten Westen. Der Kanalbau, so glaubt der Landmann, würde die Leute herbeilocken und den Mangel an brauchbaren Landarbeitern im Osten noch fühlbarer machen; auch sei es besser, der Gesundheit des Staatsorganismus vortheilhafter, die für Meliorationen verfügbaren Millionenfonds den armen, national und wirthschaftlich gefährdeten Ostprovinzen zuzuwenden als einem den rasch bereicherten Westen abermals fördernden Geschäfte, dessen Rentabilität doch mindestens zweifelhaft sei. Diese Anschauung mag beschränkt, mag geradezu falsch genannt werden; daß der zur Mitwirkung an den Staatsgeschäften berufene Bürger sie hegen und mit legitimen Mitteln vertreten darf, kann im Ernst Keiner leugnen. Und es war schon ein schönes Schauspiel, als Leute, die sich noch immer liberal zu nennen wagen, die hochwohllöbliche Regirung anwinselten, sie möge durch harte Bedrohung der Abgeordneten die Stimmung der Wähler fälschen; die Minister, so hieß es, brauchen nur die in den Landtag geschickten Verwaltungbeamten anzuweisen, gegen ihre Ueberzeugung zu stimmen, sie brauchen nur zu drohen, die dem Kanalplan widerstrebenden Konservativen würden unerbittlich aus den Aemtern gejagt, wirthschaftlich geschädigt und gesellschaftlich boykottirt werden, — dann sei das gewaltige Kulturwerk gesichert und die schnöden Agrarier müßten zu Kreuze kriechen. Also sprachen Wochen lang an jedem Morgen und Abend die Mannen, die für Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit und Alfred Dreyfus kämpfen.

Es sollte noch besser kommen. Das preußische Abgeordnetenhaus hat mit großer Mehrheit alle Kanalpläne der Regirung abgelehnt; beträchtliche Theile des Centrums haben sich den konservativen Fraktionen zu dieser Ablehnung verbunden, die nur durch einen schmählichen Interessenverrath, durch eine fast unerhörte Gesinnungslosigkeit der Grundbesitzerparteien zu vermeiden gewesen wäre. Die Minister haben, um dem ihrem König lieben Kanal das Bett zu graben, kein legitimes Mittel gespart; sogar die deutsche Wehrhaftigkeit haben sie ins Treffen geführt, für die doch der Reichstag, nicht Preußens Rumpfparlament, die nöthigen Gelder zu bewilligen hätte. Und wenn es wahr ist, daß der Fürst zu Hohenlohe, den man von der Pflicht zu öffentlichen Reden nachgerade entbürden sollte, den Agrariern unzweideutig gedroht hat, sie würden für ihren Widerstand gegen den Kanal mit

Handelsverträgen gestraft werden, die ihre Interessen noch mehr preisgäben, dann hätte man sich nicht auf die bisher als legitim betrachteten Mittel beschränkt und es bliebe nur zu bedauern, daß kein Gesetz die Möglichkeit bietet, einen Solches aussprechenden Minister zur Verantwortung vor einem Staatsgerichtshof zu zwingen. Einerlei: die Konservativen blieben fest, weil sie fest bleiben mußten, weil sie nicht selbst ihre Macht und ihr Ansehen bis auf den letzten Rest vernichten konnten ... Seit so der Nebel vom Kanal gewichen ist, muß der ruhige Leser liberaler Zeitungen glauben, diese Blätter würden von Irren für Irre geschrieben. Ungeheures ist geschehen, Ungeheureres wird sicherlich folgen. Konservative Politiker haben sich erfrecht, einem Wunsch des Monarchen die Erfüllung zu weigern; sie haben ihrer Ueberzeugung gehorcht, trotzdem der Kaiser und König eben erst eine andere Ueberzeugung bekannt hat. Unaussprechbar Fürchterliches steht ihnen bevor. „Sie zittern dem Zorn ihres Königs entgegen." „Ein Imperatorenblitz wird niederfahren und die Undankbaren zerschmettern." Das sind ein paar Stilproben, die leicht verhundertfacht werden könnten. Den Grundton giebt immer und überall ein von mindestens dreihundert Posaunenbläsern in die Lüfte gedröhntes „Wehe!" Und mit den Konservativen wird die Regirung zermalmt werden, deren Ungeschicklichkeit und — mit deutlichem Hinweis auf Herrn von Miquel — Unwahrhaftigkeit die Sache verdorben habe. Die Minister werden wie Schuljungen geschildert, die mit schlotternden Knien erwarten, was der gestrenge Herr Lehrer mit den Faulpelzen, den Tagedieben, den Schwänzern und Lügnern nun wohl machen werde. Uebermorgen, vielleicht schon morgen, kommt der Kaiser von der Reise zurück. Dann! Es wird schrecklich tagen. Miquel sieht schon ganz gebrochen aus, Hammersteins Sprudelrede, deren ehrliche Wärme wahrscheinlich nur der Freiherr von Wangenheim, sein alter Bekannter aus vorexellenter Zeit, richtig zu schätzen vermag, klingt beinahe elegisch, Recke streichelt mit zitterndem Finger den Mannesbart und Hohenlohes welkes Haupt hängt, wie ein überreifer Kürbiß auf das verbrannte Spalier, auf das kurze, morsche Körpergestell herab. Nur Herr Thielen, der Eisenbahnboykottminister, findet, weil sein Herz brüderlich dem Ruhrkohlenrevier und sein mächtiger Geist schwägerlich dem großen rheinisch westfälischen Interessenkreis gehört, Gnade vor den sonst düster drohenden Augen. Doch auch er, der den schon arg strapazirten Großen Kurfürsten wieder einmal aus der Gruft beschwor, auch er, hören wir, wittert, daß seines Ministerlebens Stunden gezählt sind. Mit den Ungerechten muß in furchtbaren Krisen eben auch der Gerechte leiden. Und es ist eine furchtbare

Kriſis. Das ganze Verhältniß der Konſervativen zum König, dem ſie frech den Fehdehandſchuh hingeworfen haben, wird ſich ändern. Schon färbt das Morgenroth der liberalen Aera das Himmelszelt. Ehe es aber tagt, wird der Imperatorenblitz niederfahren und die Häupter der Sünder von ſündigen Rümpfen trennen: Keine konſervativen Oberpräſidenten, Regirungspräſidenten, Landräthe und Domherren mehr. Kein Kanalgegner bei Hofbällen und Galadiners. Keines Kanalgegners Sohn, Neffe, Enkel oder Tochtermann bringts fürder noch zum Stabsoffizier. Das liberale Bürgerthum zieht in die Botſchaften, die Provinzbehörden, die Armeekommandoſtellen ein. Was ſonſt noch? Man weiß es nicht recht; aber es wird für die gräßliche „Fronde" etwas unahnbar Grauenhaftes ſein. Schneebleich ſtecken die verängſteten Bürger die Köpfe zuſammen, wie vor dem Gewitter, und wiſpern die Frage nach: „Was wird geſchehen?"

Ja, was? Werden Strafanträge gegen die Leute geſtellt werden, die uns preußiſche Miniſter als jedes Vertrauens unwürdige, treuloſe, wortbrüchige Wichte ſchildern und von dem Monarchen behaupten, er könne gegen eine Partei, die ſich ſeiner Anſicht nicht beuge, Rache brüten, könne ihr und ihren Mandanten die Lebensmöglichkeit ſchmälern und ſeine politiſchen Entſchlüſſe von Grollgefühlen, nicht von ſachlichen, nationalen Erwägungen, abhängig machen? Hoffentlich nicht, — obwohl ſchon auf ſehr viel ſchwächeren Grundlagen Prozeſſe wegen Beleidigung des Kaiſers und der Miniſter angeſträngt worden ſind. Was alſo? ... Aber vielleicht iſt es beſſer, zunächſt einmal die Frage zu ſtellen, was denn eigentlich geſchehen iſt. Ein Geſetzentwurf der Regirung iſt vom Parlament abgelehnt worden. Das iſt ſchon manchmal vorgekommen, ſogar zu einer Zeit, wo ein Miniſter von unbeſtrittener Genialität und Sachkenntniß ſolche Entwürfe einbrachte und vertrat. Die Regirung hat erklärt, ihr Entwurf gelte einem Werk von äußerſter, dringlichſter Wichtigkeit. Das erklären Regirungen den Parlamenten faſt immer. Für den Plan hat der Monarch ſich perſönlich mit ſtärkſtem Nachdruck eingeſetzt. Auch Das iſt im Deutſchen Reich keine neue Erſcheinung: für etliche Umſturzgeſetze hat der Kaiſer ſich eben ſo entſchieden engagirt und ſie ſind trotzdem abgelehnt worden; die daraus abzuleitende Lehre kann nur lauten, es ſei für das Anſehen der monarchiſchen Inſtitutionen nützlicher, über ſchwebende politiſche Fragen die perſönliche Anſicht des regirenden Herrn nicht bekannt werden zu laſſen und ſo den Schein ſelbſt zu meiden, als könne dem unverantwortlichen Träger der Krone von Parlament oder Preſſe jemals, wie man jetzt

ſagt, eine „Niederlage“ bereitet werden. Neu iſt alſo nichts als die in liberalen Blättern gedruckte ruchloſe Verleumdung, der Kaiſer werde, weil eine ihm werthvoll ſcheinende Vorlage abgelehnt worden iſt — die übrigens nicht etwa nur von pechſchwarzen Agrariern, ſondern auch von den Handelsemporien der alten Hanſa heftig bekämpft wurde —, an dem preußiſchen Landadel grimmige Rache nehmen. Der Kaiſer hat als König von Preußen eine ziemlich weit reichende Gewalt; er kann nach freier Wahl neue Miniſter berufen — den alten wird kein Vernünftiger eine Thräne nachweinen —, kann, wenn er die Unterſchrift dieſer neuen Rathgeber dafür gewinnt, den Beſtand des Beamtenperſonals ändern und, wenn er die Stimmung der Wähler durch die Abgeordneten nicht richtig interpretirt glaubt, die zur Wahl Berechtigten den Gang an die Urnen antreten laſſen. Das kann er; doch auch ſeine Königsmacht iſt ſeit fünfzig Jahren begrenzt. Und wenn in der Voſſiſchen Zeitung ſechsmal mindeſtens in jeder Woche gefragt wird, wer in Preußen regire, der König oder die „Junker“, ſo iſt den Redakteuren der königlich privilegirten Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen darauf zu erwidern, daß ſogar Preußen nicht „einem Willen gehorcht“, ſondern daß der Wille des Königs auch hier die Beſchlüſſe der Volksvertretung nicht umſtoßen kann. Das mag im Sinn der ſich heute liberal nennenden Herren, deren Geſchäfte der Abſolutismus vielleicht beſſer beſorgen würde, bedauerlich ſein; ſo lange wir uns aber den koſtſpieligen Luxus der Parlamente gönnen, wird man ihren Mehrheiten auch gütig geſtatten müſſen, der ernſtgeprüften Ueberzeugung zu folgen und Millionenprojekte abzulehnen, deren Preis ſie zu hoch, deren Nutzen ſie zu gering dünkt. Als der junge Liberalismus die Mittel zur Reorganiſation des preußiſchen Heeres verweigerte, für die Bismarck focht und deren Durchführung der alte Wilhelm zur Bedingung ſeines Verharrens auf dem Thron machte, da fiel es keinem verſtändigen Konſervativen ein, über Landesverrath und antimonarchiſchen Treubruch zu zetern. Und damals handelte es ſich um eine politiſche, die deutſche Zukunft entſcheidende Lebensfrage, während jetzt ein geſchäftlicher Kalkul rein kaufmänniſch nüchtern nachzurechnen war und ſtarke Intereſſentenſchichten ruhig geſagt haben: Nein, das Geſchäft ſcheint uns nicht lohnend, deshalb laſſen wir uns nicht darauf ein. Sind dieſe Schichten ſtark genug, dann werden ſie im Rahmen der Verfaſſung ihren Willen durchſetzen; ſind ſie ſchwächlich, dann werden Stärkere ſiegen und die alten Privilegien werden auf die Sprößlinge der nouvelles couches übergehen. Sollte es bei uns aber Sitte werden, daß die Widerſpenſtigkeit der Abgeordneten mit der Sperre des Brotkorbes, die politiſche Abſtimmung mit wirth-

schaftlicher Aechtung bestraft wird, dann würden wir uns dem Zustande der Simonie nähern und könnten die ritterlichen Söhne Arpads und die früheren Unterthanen Milans bald um die Reinlichkeit ihres staatlichen Lebens beneiden.

Bismarck würde sich, wenn er noch aufrecht wäre, des Ermannens seiner alten Parteifreunde freuen und dem Monarchen gratuliren, dessen Mahnung: „Wenn unser Volk sich doch ermannte!“ auf so guten Boden fiel. Auch der Liberale, der sozialistische Demokrat müßte froh sein, zu sehen, daß es eine starke und tapfere konservative Partei giebt, gegen die es zu kämpfen lohnt und die nicht vor jedem Windhauch aus der Höhe in hündischer Demuth erstirbt. Es ist immer ein Glück, wenn die Nebel, die den Blick und die Hand lähmen, endlich zerflattern. Mit Sturmwarnungen mag die ruppige Gesellschaft, die von Purpurstufen gern ein Profitchen leckt, in der Kinderstube die Kleinen, die noch der Schwarze Mann schreckt, in Angstanfälle scheuchen. Erwachsene Menschen wissen, daß ein tüchtiges, vorsichtig gelenktes Fahrzeug dem schlimmsten Unwetter trotzt und daß sie nicht, schwankem Binsenrohre gleich, zu erbeben brauchen, weil in der Zeitung steht: „Sturm im Kanal“.

Goethe.

Der Tag, der ihn hat einst der Welt geboren,
Er gilt dem Erdenrunde für geweiht,
Doch, schätzt ihn jedes Volk auch als erkoren,
Der ein Verkünder reiner Menschlichkeit,
In liebender Bewunderung verloren,
Schaun wir den Genien dort ihn angereiht,
Und, lauschend seinen ewigen Akkorden,
Empfinden wir, was wir durch Ihn geworden.

Fügen am Ziller. Martin Greif.

Der Schnitter.

Im Schweigen geht
Er durch die Welt,
Er ſichelt und mäht,
Was Ihm gefällt.

Die Blumen, die blauen,
Das Gras ſo grün:
Er runzelt die Brauen —
Da welken ſie hin.

Am Heckenrand
Die Roſe glüht;
Er hebt die Hand —
Und ſie verblüht.

Und ſüß und jung
Die Lilie ſteht;
Ein Senſenſchwung —
Sie iſt gemäht.

Es wogen die Fluren,
Die Wieſe dampft —
In Seinen Spuren
Iſt Alles zerſtampft.

Er ſchreitet in Licht,
In Tagespracht —
Doch nach Ihm bricht
Herein die Nacht.

Er hört kein Flehen,
Sein Ohr iſt taub —
Nur Herbſteswehen,
Nur raſchelndes Laub.

Er ſieht nicht zur Seite,
Er ſchaut ſich nicht um;
Sein Blick ſtarrt ins Weite,
Sein Mund iſt ſtumm ...

So ſchreitet in Schweigen
Durch das Feld,
Dem Alles zu eigen:
Der Herr der Welt.

Hamburg. Theodor Suſe.

Maleriſche Erfindung.

Vor einem Jahre waren in Berlin Hermann Prells nordiſche Kompoſitionen für den Palazzo Caffarelli in Rom ausgeſtellt. Sie ſind im Auftrag des Kaiſers gearbeitet und ſchmücken das deutſche Geſandtſchaftshaus in der Ewigen Stadt. Eine von den Kompoſitionen betitelt ſich: „Schwanenjungfrauen fordern Baldur, der von Skirnir begleitet iſt, auf, die gefeſſelte Gerda zu befreien.“ Das Bild trägt den Namen „Frühling“; und im Katalog erfährt man, die Befreiung der gefeſſelten Gerda durch Baldur bedeute das Frühlingserwachen der Erde aus dem Banne des Winters. Im Bilde ſelbſt waren dieſe Betitelungen lediglich dadurch ausgemalt, daß man jenſeits eines Weihers drei nackte Mädchen ſitzen und ſtehen ſah, die Eine mit der Geberde Jemandes, der laut über das Waſſer herüber ſpricht. Eine Andere netzt den Fuß im Weiher und blickt hinein; ſie ſitzt auf ihren abgelegten Schwanenflügeln, die die anderen Mädchen mit einem leinenen Bande über die Bruſt feſtgebunden tragen. Walter Crane hat auf einem Bilde ſolcher Schwanenjungfrauen ihnen wenigſtens richtige Hemden aus Schwanenfedern angezogen, eine Art Schwanenpelz, bei dem die am Arme feſtgebundenen Flügel die Aermel vorſtellen. Das iſt für das Auge zwar abſurd, entſpricht aber doch wenigſtens der Märchenvorſtellung von den Schwanenhemden. Bei Prell ſind es nur Engelsflügel von Schwan, die man vorn unter der Bruſt noch mit einem beſonderen Bändchen feſtgemacht hat. Kein Wunder, daß jedem Beſchauer unwillkürlich die Frage nach dem Damenſchneider kommt, der ſolche Toiletten fertigt. Auf der anderen Seite des Weihers, im Vordergrund, ſieht man die profilirte Geſtalt eines nackten Jünglings, den hinter ſeinem Kopfe eine goldene Scheibe begleitet. Ein weißes Roß, auf deſſen Rücken er ſeinen Arm legt, hält Kopf und Naſe witternd über die Oberfläche des Weihers. Hinter dem Jüngling mit der goldenen Scheibe ſieht man auf braunem Roß einen anderen Jüngling ſitzen, der ſich ſeitlings ein Wenig herabbeugt, als beobachte er irgend Etwas im Waſſer. Im Uebrigen erkennt man an junggrünenden Birken und einem blühenden Pfirſichzweig, daß die Handlung im Frühling vor ſich geht.

Als ich vor das Bild trat, ſah ich zunächſt nicht in den Katalog, ſondern ſuchte aus Dem, was der Maler gegeben hat, zu erkennen, was die ganze Sache vorſtellte. Wozu konnte die eine Schwanenjungfrau ihre Flügel abgelegt haben und ihren Fuß ins Waſſer ſetzen, zumal ſie nackt war? Augenſcheinlich, um zu baden. Ich dachte ſogleich an das Bad der Schwanenjungfrauen. Das eine Mädchen aber macht eine Geberde mit aufgehobener

Hand und scheint laut zu rufen. Der Jüngling mit seinem Roß steht am Weiher. Das Pferd hat schon die Nüstern darüber. Augenscheinlich will auch er baden. Fordern ihn die Mädchen nun auf, daß er mit ihnen baden soll, oder wollen sie ihn vor dem Mitbaden warnen? Ich entschied mich für die Warnung. Das Pferd wittert augenscheinlich, aber es will nicht saufen. Es scheint auch zu prüfen, ob es rathsam sei, ins Wasser zu gehen. Man hat diese Geberde auf dem Bilde oft an Pferden gesehen, die man in die Schwemme treibt. Weil ich aber nach den Geberden der Mädchen doch nicht genau sagen konnte, ob sie zum Baden einladen oder davor warnen, schaute ich endlich in den Katalog, da mir kein Mythos, kein Märchen einfallen wollte, wo Aehnliches vorkommt. Welche Enttäuschung, welche Ueberraschung! Meine Phantasie war völlig auf dem Irrwege. Die Mädchen laden den Jüngling ein, „die gefesselte Gerda" zu befreien.

Natürlich suchte ich nun die Gerda. Vielleicht drunten im Weiher? Nein. Endlich entdeckte ich, völlig unbeachtet von allen Figuren im Bilde, rechts hinten in der Höhle eine weißbläuliche, verhüllte Frauengestalt, mehr eine Statue als eine malerische Figur. Das sollte also die Gerda sein, die befreit werden soll. Aber sie ist weder gefesselt noch sonst irgendwie gekennzeichnet. Das Bild selbst, seine Geberden, seine Situation, erzählen kein Wort von ihrer Befreiung. Ja, sie erzählen sogar eine ganz andere Geschichte.

Das Bild Prells ist nicht das einzige dieser Art am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts. Wir dürfen alle Künstler ganz bescheidentlich daran erinnern, daß ein Bild nicht nur gemalt, sondern auch erfunden sein will. Und zwar gut erfunden. So erfunden, daß man entweder aus seinen Gegenständen, Figuren und Geberden erkennt, was es ist, oder daß man doch wenigstens Das darin findet, was die Erklärung besagt. Prell giebt uns Keins von Beiden.

Es handelt sich hier nicht darum, Prells unstreitige malerische Verdienste zu schmälern. Es soll nur an einem Beispiel gezeigt werden, wie sehr unseren Künstlern der Sinn für das Wesentliche der Darstellung schwindet. Daß ein Künstler Figuren hinstellt, die lediglich von Etwas sprechen, das wir gar nicht hören, geschweige sehen können, ist jedenfalls der äußerste Gipfel gelehrter Allegorie. Und war es denn unmöglich, die Szene so darzustellen, daß sie aus sich selbst verständlich wurde? Oder daß auch Der sogar, der nichts von nordischer Mythologie weiß, mindestens zu dem Allgemeinschluß geführt wird, es müsse sich auf dem Bilde um irgend einen Mythos, ein Märchen, einen Vorgang handeln, in dem das Frühlingserwachen der Mutter Erde geschildert ist? Konnte man z. B. nicht die Gestalt der Gerda so geben, daß sie im Grunde des Bildes gefesselt liegt, in einer plastischen Verkürzung? Konnte sie nicht zwischen dürren Hecken, vom Schnee bedeckt, ruhen, sehnsüchtig ihre Erlösung erwartend? Und wenn

auf der anderen Seite des Bildes Baldur, der Frühlingsgott, erſchien: konnte ein phantaſievoller Maler nicht die landſchaftlichen Motive ſo vertheilen, daß hinter dem Gott, in ſeiner Umgebung, Bäume und Sträucher jungen Knospenanſatz zeigten, daß unter dem Hufe des Roſſes, der den letzten Schneereſt betritt, Frühlingsblumen aus der Erde keimen? Und nun die Schwanenjungfrauen am Weiher, der halb aufgethaut iſt, an der Seite des Frühlingsgottes, konnten ſie nicht, mußten ſie nicht hinunter zur gefeſſelten Göttin deuten, die etwa in einem Gletſcherſchrunde oder ſonſtigen Abgrund ruhen konnte? Dann würde Jeder aus den Pantomimen der Schwanenmädchen geſchloſſen haben, daß ſie wirklich von der Gefeſſelten, vom Winterſchnee Umgebenen ſprechen. Subjekt und Objekt der Rede wären veranſchaulicht geweſen; wir hätten vom Sichtbaren auf Unſichtbares geſchloſſen. Wir hätten ſofort erkannt, der Jüngling, um den Alles blüht, unter deſſen Füßen Blumen in verſchiedenen Stadien aufſprießen, müſſe der Frühling ſein. Ob er außerdem den Namen Baldur trägt: Das hätte dann gar nichts mehr ausgemacht. Sicher wäre es ein Frühlingsgott aus irgend einem Märchen, um den die Primeln und andere für den Frühling charakteriſtiſche Blumen erblühen. Und wer konnte die gefeſſelte, halb von Schnee und Gletſchereis umdrängte Geſtalt ſein? Es wäre wahrhaftig kein Kunſtſtück, die Mutter Erde ſelbſt oder die Natur ſo märchenhaft zu perſonifiziren, daß ſie noch lange keine allegoriſche Geſtalt wie die Abundantia ſein müßte, ſondern ein Märchenweſen, wie Dornröschen ſelbſt, das der Prinz mit ſeinem Kuß weckt. Jedenfalls hätten wir dann ein Bild des Hereinbrechens des Fühlings, das in verſtändlichen Menſchengeſtalten durch die lebendige Durchgeſtaltung des Märchengedankens, durch den inneren Bezug der Figuren zu einander geſprochen hätte. Wie drücken wir den Gedanken mimiſch aus: Baldur ſoll Gerda von der Feſſel befreien? Nun, da wir über genügend viele Schwanenjungfrauen verfügen: warum kann nicht Eine unten bei Gerda im Froſte weilen und die Kette erheben, vielleicht mit einer Geberde, die ihr Mitgefühl des Zwanges ausdrückt? Und die Kette, die nicht allegoriſch, ſondern märchenhaft ſinnlich den Winter bedeuten ſoll: könnte ſie nicht aus Eiskriſtallen geſchmiedet ſein? Steht aber unten eine Jungfrau, die bittend auf die Kette zeigt, und weiſt im Vordergrunde eine andere Junnfrau einladend darauf hin, — nun, dann iſt auch jene Telegraphie der Geberde und des Wechſelbezuges gewonnen, die uns mit Nothwendigkeit zwingt, zu ſchließen, der junge Frühlingsgott werde aufgefordert, dieſe Kette zu löſen. Ein Fehlſchluß iſt dann ſo wenig möglich wie auf irgend einem Genrebilde Defreggers, wo ein Kind am Tiſche ſitzt, den Löffel voll Suppe halbwegs vor dem Munde. Wir ſchließen mit unbedingter Sicherheit, daß es dieſen Löffel nicht auf die Diele ausgießen, ſondern in den Mund ſchieben wird.

Eine ſolche Sicherheit des Schluſſes zu erzeugen, zu veranlaſſen, iſt nicht minder die Aufgabe des Hiſtorienmalers, des Monumentalkünſtlers. Will er nicht, daß ſein Bild zur Hieroglyphe werde und nur der Ausdruck faber Gelehrtthuerei ſei, ſo wird er, einerlei, ob er durch eine Sage, einen Mythos, ein Märchen zu uns ſpricht, einerlei, ob durch einen geſchichtlichen Vorgang oder durch Allegorie, vor Allem jene Selbſterzählung des Bildes aus nothwendigen Schlüſſen vom Subjekt aufs Objekt zu geſtalten, zu erfinden haben. Das iſt das Einmaleins aller maleriſchen Erfindung. Zahlreiche Künſtler, leider beſonders Monumentalkünſtler, aber erfinden nicht ſo, als wäre einmal eins gleich eins, ſondern gleich zwei. Vorgänge, die nur durchs Auge wahrgenommen werden, um durch Schlüſſe des Gehirns zu einem logiſch zuſammenhängenden geiſtigen Ganzen, einer Handlung verbunden zu werden, können nicht den Hauptbegriff hinter die Szene verlegen. Dieſer logiſche Satz gilt eben ſo von der Bühne. Die Situation eines Dramas, in der ſein ſittliches Problem, ſein ſittlicher Grundgedanke zum Austrag kommt, muß uns vorgeſpielt werden, ſein Höhepunkt kann nicht hinter die Szene fallen. Der Maler aber vollends hat überhaupt kein „hinter der Szene", er hat nicht einmal einen Raum, er hat nur eine Fläche, auf der das Weſentliche geſchieht.

Jeder Maler wird daher immer richtig verfahren, wenn er den kulminirenden Punkt für die Vorgänge ſucht, die er darſtellen will. Nur muß man unter dem kulminirenden Punkt nicht etwa die Kataſtrophe einer Geſchichte oder ihren Erzählunghöhepunkt verſtehen. Der würde im beſprochenen Falle etwa die wirkliche Befreiung Gerdas durch Baldur ſein. Aber zu malen, wie Baldur etwa die Ketten Gerdas ſprengt, würde gewiß am Wenigſten eine ſinnvolle Märchendarſtellung der Ankunft des Frühlings ſein. Alle jene Momente des Hervorſprießens der Blumen würden für die anſchauende Einbildungskraft verloren gehen. Sondern unter Kulminationpunkt verſtehe ich — ganz einerlei, welche Situation der Künſtler ſich auswählt — den Augenblick der Situation ſelbſt, die Pantomime, Geberde, Stellung, die am Unmittelbarſten den Schluß über Das nahelegt, was geſchehen wird, warum es geſchieht und was die Folge ſolchen Geſchehens ſein wird.

Einen ſolchen Moment, der am Allermeiſten auch für das bloße Auge deutlich macht, was ein Vorgang mit ſeinen Prämiſſen und Konſequenzen bedeutet, findet man aber in der Geberdenfolge faſt jeder Handlung der Menſchen oder jedes Vorganges der Natur. Und wenn ich auch nur ein hereinbrechendes oder abziehendes Gewitter male: Jedermann weiß, daß das hereinbrechende Gewitter eine Summe von Symptomen zeigt, nach denen wir es ſofort von jeder anderen Phaſe eines Gewittervorganges unterſcheiden. Aufwirbeln des Staubes unter den aſchfarbigen Wolkenfetzen, die vibrirende Richtung alles

Laubes an den Bäumen, das unſtete Hin- und Herflackern der Blätter, der jäher bemeſſene Flug aller Vögel nach ihrem Schutzort: hundert charakteriſtiſche Symptome, die immer in ihrer Summe ein Kulminiren der Selbſtcharakteriſtik der Natur ausmachen und deshalb das bloße Auge ſchon zum richtigen Schluß drängen — ganz abgeſehen von allen anderen Sinnen —, liefert die Natur. Und ſo hat auch alles Menſchliche ſeine Phaſen in Geberden, Mienen, Symptomen, in der Gruppirung auf einander folgender Momente; und innerhalb dieſer Phaſen wird auch ſtets ein Augenblick ſein, der am Meiſten die Spuren des Vorangegangenen in Pantomimen, Reſten der Geberdung von früher zeigt im Verein mit ausſchlaggebenden Thätigkeiten und Beziehungen der Gegenwart, die in unzweideutiger Weiſe auch bereits die Schlußfolgerung auf das Kommende enthalten.

Hier alſo wird die künſtleriſche Erfindungskraft ſtets ſo einſetzen können, daß ſie geſchichtliche, religiöſe, mythiſche Gegenſtände aus ſich ſelbſt erklärt. Der Schlüſſel zum Bilde liegt im Bilde ſelbſt. Sind wir über alle Technik und äußere Betrachtung hinaus, ſo liegt der Hauptgenuß eines Bildes denn doch vor Allem im Erkennen des ethiſchen Verhältniſſes der Figuren zu einander. Findet der Künſtler aber jenen Kulminationpunkt, weiß er aus eigener Phantaſie ihn zu erſchaffen, kennt er das Geſetz der inneren Telegraphie der Geberde, wie es zum Beiſpiel Raffael Sanzio auf ſeinen großen Kompoſitionen ſo geiſtreich und unerſchöpflich beherrſcht, dann wird ſich herausſtellen, daß dieſer kulminirende Augenblick, richtig erfaßt, auch ſtets die größte Summe von rein maleriſchen, kompoſitionell-architektoniſchen Momenten enthält und dem Maler aufdrängt. Wie geſagt: die eigentliche Kataſtrophe enthält durchaus nicht immer dieſe größte Summe an plaſtiſchen, mimiſch ſprechenden Reizen, die bei kraftvollen Komponiſten, die die Geberdenſprache der Verkürzungen und Ueberſchneidungen kennen, ſich im Kulminiren einer Situation ſelbſt ausſpricht. Man nennt jenes ſich ergänzende Zuſammenſpiel der Kräfte und Geberden in einem hiſtoriſchen Bilde wohl auch das Dramatiſche der Auffaſſung. Und die Forderung, daß ein ſolches Bild einen geiſtigen Mittelpunkt, eine Einheit ideeller Natur habe, ergiebt ſich eben daraus, daß eine ſolche Einheit, auf die ſich Alles bezieht, von der es gleichmäßig beſtimmt iſt, in Mienen, Stellungen und ſonſtigem Thun, die wechſelſeitige Erläuterung ermöglicht, auf deren Grund unſer Schlußvermögen Sinn und Bedeutung einer maleriſchen Handlung erfaßt.

Es iſt oft geſagt worden, der Gegenſtand müſſe dem Maler und dem Publikum vorher bekannt ſein; ohne dieſen Umſtand ſei überhaupt kein Verſtändniß irgend eines Bildes aus ſich ſelbſt heraus denkbar. Wer nie in der Bibel geleſen habe, könne unmöglich wiſſen, was es bedeute, wenn da ein nackter Mann mit einem Kranze von Dornen um den Kopf ſitze. Er

müſſe von außerhalb des Bildes ſchon wiſſen, Das ſei Chriſtus und es handle ſich um die Dornenkrone. Der Vortheil der bibliſchen Geſchichte für die Maler aller chriſtlichen Epochen ſei es, daß jeder Beſchauer ſchon von vorn herein die Kenntniß des gemalten Motivs und ſeiner religiöſen Bedeutung mit ſich bringe. Das Selbe ſei im Alterthum der Vortheil der Künſtler beim römiſchen und griechiſchen Götterglauben geweſen. Jedermann habe eben gewußt, daß der nackte Mann mit dem Dreizack Neptun ſei, und ſo müſſe man natürlich von Gerda, Wotan und den Reifriefen, von Baldur und Skirnir wiſſen, wenn man ein Bild aus nordiſcher Mythologie verſtehen wolle.

Dieſe Sätze ſind in Wahrheit nur ganz bedingt richtig. Sie treffen thatſächlich nur die — ich möchte ſagen — grammatiſche Benennung des Bildes. Des Künſtlers erfindende Kraft beginnt erſt in dem Augenblick, wo der Mann mit dem Dornenkranz, ſei es durch die Haltung ſeines Kopfes, durch den Ausdruck ſeines Antlitzes, durch das Thun und die Haltung ſeiner Umgebung uns verräth: erſtens, daß er leide, zweitens, daß er unſchuldig leide. Und erſt dann wird dieſer Leidende wirklich zum Chriſtus, wenn des Künſtlers darſtellende Kraft ſo groß iſt, daß er den mimiſchen Moment des Leidens auszuwählen weiß, der unſer eigenes Mitgefühl erweckt. Einerlei, ob wir wiſſen, daß dieſer Mann auch nebenbei Chriſtus hieß: das Bild erfüllt ſeinen Kunſtzweck erſt in dem Augenblick, wo es zugleich ſeine ethiſche Miſſion erfüllt, nämlich, uns zu rühren durch den Anblick unſchuldigen Leidens.

Die großen Künſtler aller Zeiten haben es verſtanden, die bibliſchen Motive ſo zu geſtalten, daß all ihre Erfindungskraft darauf ausging, den Schlüſſel der Sache ins Bild ſelbſt zu verlegen. Dieſe Aufſchließung des Dargeſtellten in wechſelſeitiger Beleuchtung von Geberden, Thun und Handlung iſt identiſch mit der Umwandlung des ganzen Gegenſtandes in ein allgemein menſchliches Motiv. Sobald ich aus der Handlung ſchließen kann, was ſie bedeutet, und zwar ſo ſchließen, daß mein ſittliches Intereſſe, ſei es Rührung, Bewunderung, leidenſchaftliche Mitfreude, ſympathetiſches Mitempfinden, in irgend einem Sinne unwillkürlich dabei betheiligt iſt, ſo iſt auch ſicher durch den Künſtler der hiſtoriſche oder ſonſtige Vorgang auf ein allgemein menſchliches Motiv gebracht. Und dieſes als ſolches enthält das künſtleriſche Intereſſe zum Unterſchied vom hiſtoriſchen. Der Vorwurf allgemein menſchlicher Art, der ſich dem Künſtler aus der individuellen Geſchichte ergiebt, muß uns packen; und es iſt dann einerlei, ob es die Krönung Karls des Großen oder König Wilhelms in Königsberg iſt. Die hiſtoriſche Benennung iſt die Nebenſache; künſtleriſch intereſſant wird ſie erſt, wenn der Vorgang einer Krönung überhaupt in all ſeinen mimiſchen Reflexen, Wiederſpiegelungen in Geberden und Minen der Zuſchauer maleriſch exponirt und durcherfunden iſt. Erkenne ich dann am Portrait, daß der König die Züge Wilhelms des Erſten trägt,

nun, ſo iſt der allgemeine menſchliche Vorgang lokaliſirt und damit gewiß ſein ethiſcher künſtleriſcher Reiz erhöht. Aber dieſe Benennung und Lokaliſirung kann und ſoll nicht der Ausgangspunkt der künſtleriſchen Wirkung, ſondern nur eine Zugabe ſein. Eben ſo iſt das maleriſche Intereſſe des hiſtoriſchen und ſonſtigen Koſtüms Zugabe. Jedes Genrebild lehrt uns, daß der normale Menſch die Fähigkeit hat, ein Bild aus ſich ſelbſt zu verſtehen, ohne gelehrte Beigabe. Der Genremaler benennt ſeine Figuren nicht. Trotzdem er am Stärkſten individualiſirt: keine einzige von den Dorfſchönen Vautiers in der Tanzſtunde, keine einzige von Defreggers Sennerinnen trägt einen Namen, der irgend Etwas zur Sache bedeute. Und doch, ja gerade deshalb verſtehen wir Sinn und Erfindung all dieſer Bilder ſofort, ohne jeden Kommentar. Das Leben erklärt ſich in ihnen durch das Leben ſelbſt.

Es gilt auch für die hiſtoriſche Kunſt, daß ſie die Geſchichte, Religion und Sage durch das Leben erklären müſſe. Alles Andere mögen Hiſtoriker, Mythologen und Religionforſcher auf ihre Weiſe thun; dem Künſtler wie dem Dichter aber ward die Aufgabe, das hiſtoriſch oder mythiſch Benannte zu einem Unbenannten zu machen, das uns bekannt iſt. Es wird uns bekannt dadurch, daß wir es auf das Leben überhaupt beziehen können, und zwar unmittelbar, nicht durch Zwiſchengedanken, Geſtaltumdeutungen, Allegorien. Die Mutter Maria mit dem Kinde iſt uns in dieſem Sinne durch große Künſtler im Lauf der Jahrhunderte eine gute Bekannte geworden, nicht, weil ſie Maria heißt und ihr Kind den Namen Jeſus trägt, ſondern, weil wir Hunderte von Müttern in Wirklichkeit ſehen, die ihr Kind ähnlich an die Wange ſchmiegten, ſo daß das religiöſe Bild der Ausdruck des allgemeinen menſchlichen Mutterglückes und Mutterleides geworden iſt, der ſich überall aus ſich ſelbſt erklärt und keiner Erläuterung von außen bedarf. Und wenn der Künſtler ſein Beſtes gethan hat als religiöſer Mann: ſein Beſtes konnte er auch dann nur darin thun, daß er eine Mutter mit dem Ausdruck weihevoller Stimmung gab, und ſeine Maria wird auch nur das geweihte Weib ſein, wie es im wirklichen Leben ſich ſelbſt weiht und adelt.

In dieſem Sinn ergiebt ſich, daß die Kenntniß des künſtleriſchen Motivs keineswegs mit dem Verſtändniß eines Bildes etwas Ernſtliches zu thun hat oder zu thun haben darf. Der Künſtler, der Kunſtgenuß bedient ſich nur eines Sinnes, um auf das Schlußvermögen des Gehirnes zu wirken. Sein Bild iſt nur ein vorübergehender Moment; und doch liegt das Verſtändniß bei allen figurenreicheren Kompoſitionen nicht in Dem, was das Auge ſieht, ſondern in Dem, was der Geiſt aus Allem ſchließt, was ſich zwiſchen den ſichtbaren Symptomen ereignet. Es iſt wie mit den Intervallen der Muſik. Wir hören ſie nicht, denn ſie ſind gerade das Unhörbare, die Differenz zweier wirklich vernommenen Töne, Akkorde. Aber gerade in

dieſem ungehörten Zwiſchenraum, in dieſem Intervall liegt der geiſtige Ausdruck der Muſik. So iſt der geiſtige Ausdruck bildender Kunſt ſtets auf Das geſtellt, was ich die Intervalle des Geſichtes nennen möchte, zum Unterſchied von den Intervallen des Gehöres. Und wenn der Maler als techniſcher Künſtler und Neugeſtalter der Natur all ſeine maleriſche Freude an wirklich geſehenen Farben und Geſtalten hat und erweckt, ſo wird ſeine erfindende und damit erklärende Phantaſie gerade immer an die an ſich nicht ſichtbaren Intervalle des Augenſch[illegible]es anknüpfen, um Sichtbares durch Unſichtbares zu ergreifendem Mithandeln unſeres Gemüthes zu veranlaſſen. Die Wirkung einer perſpektiviſchen Verkürzung mit all den Ausdrucksmitteln der Gewalt und Anmuth, die darin liegen, gleicht ganz der eines Intervalls in der Muſik.

Ein Werk wie Lionardos „Abendmahl“ iſt ſo wunderbar ausdrucksvoll, weil der Künſtler mit ſeiner mimiſchen und ſonſtigen Erfindung getrachtet hat, ganz aus Mitteln des Bildes ſelbſt zu wirken. Wir können allerdings nicht wiſſen, ohne Bibelkenntniß, daß der Mann in der Mitte Jeſus heißt und ein Anderer Judas. Aber aus dem Bilde ſelbſt erkennen wir, daß hier ein edler Lehrer und Weiſer, umgeben von ſeinen Anhängern, beim Mahle ſitzt, daß er irgend eine Aeußerung thut, er ſei ein verlorener Mann, mit dem es zu Ende geht, daß die Urſache davon unter den Anhängern ſelbſt ſein müſſe. Jede Geberde lehrt in verſchiedenen Abſtufungen dieſe Thatſachen. Die Geberde des Jeſus zeigt deutlich einen Mann, der ſich ſelbſt aufgiebt. Die Geberden der Jünger verrathen die Frage nach dem Schuldigen. Ja, ſogar, daß es ſich um einen Verrath durch Einen unter ihnen handeln müſſe, lehren die Geberden ſelbſt, lehrt das Benehmen des Schuldigen, der Seitenblick des Helden im Mittelpunkt. Das Alles würde ein lebhafter Geiſt lediglich aus den Stellungen und Mienen der Figuren im Bilde ſchließen können, auch wenn er aus den einſamſten Winkeln Indiens käme und nie Etwas von Jeſus und ſeinen Jüngern gehört hätte.

Kaulbachs geniale Kompoſitionen zur Sintfluth reden aus ſich ſelbſt die ſelbe Sprache eines gewaltigen Ereigniſſes. Wir brauchen nie Etwas von der bibliſchen Sintfluth gehört zu haben: wir erkennen an den Bildern, daß es ſich um das Elementarereigniß einer allgemeinen Hochfluth handelt, wir ſehen es an den Beſtien und den zuſammengetriebenen Menſchen. Kultur und Natur aus allen Tiefen und Höhen ſehen wir zuſammen vor den Waſſerwogen nach Rettung ſtreben, verzweifeln, im Untergange noch nach Fortpflanzung trachten: ein Schauergemälde, das gar keiner Erklärung bedarf, ſondern Alles erzählt, was das Weſen einer Alles erſäufenden allgemeinen Hochfluth ausmacht. Wir kennen eine andere Kompoſition der Sintfluth, wo man nichts ſieht als ein weites Meer, auf dem einſam ein Kaſten ſchwimmt. Kein Menſch könnte auf eine Sintfluth dabei rathen,

Digitized by Google

d. h. auf Das, was dieſe Fluth war; der Künſtler hat eine vielleicht ſtimmungvolle Zeichnung gemacht, aber er ſetzt Kenntniſſe voraus in beſonderem Sinne, er illuſtrirt nur, ſtatt zu komponiren. Man muß wiſſen: Das, was da ſchwimmt, ſoll die Arche Noah ſein. Ein Künſtler aber, der uns ſchildern wollte, was dieſe Arche wirklich war, brauchte nur zu all den Bildern des Entſetzens die Arche ſo zu malen, daß wir ſie ſammt all ihren Paaren von reißenden Thieren, Vögeln und Menſchen ſehen. Aus dem Kontraſt zwiſchen den in Verzweiflung Untergehenden gegen die Geberden der auf der Arche Befindlichen würden wir ſchließen: Das ſind die Geretteten, die Fortpflanzer der Geſchlechter nach dem allgemeinen Untergange. Und damit hätte der Künſtler die ganze Geſchichte von der Sintfluth ihrem weſentlichen Kern, ihrem Sinn, ihrer Bedeutung nach uns vollſtändig erzählt, ohne daß uns jemals der Name Noahs vorgekommen zu ſein brauchte. Auch hier aber wird man erkennen, daß der Maler Kulminationpunkte des geſammten Geſchehens auswählen würde, die ihm zugleich die größten rein maleriſchen Vortheile ſichern. Schon die großen Kontraſte ſelbſt ſind ja immer auch das für das maleriſche Auge Wirkſamſte, Dankbarſte. Wir ſtoßen hier auf ein geheimnißvolles Geſetz des Zuſammenhanges unſerer rein künſtleriſchen Augenempfindung mit der Logik des Anſchauens. Große Kontraſte erregen unſer Schlußvermögen am Leichteſten; aus der Durchbildung der ſachlichen Kontraſte, der Erfindungskontraſte, rathen wir am Schnellſten auf den Sinn der Geberden und Stellungen. Und ſiehe da: indem der Künſtler ſeine Phantaſie rein ſachlich in dieſem Sinne walten läßt, der Alles im Bilde aus ſich ſelbſt aufſchließt unter Mithilfe der Kontraſte, gewinnt er auch alle Möglichkeit zur vollkommenſten maleriſchen oder plaſtiſchen Wirkung mit Gegenſätzen. So trägt Eins das Andere. Ein wohl aufgeſpürter „Vortheil“ enthält in ſich eine unendliche Reihe weiterer „Vortheile“.

Dieſe Grundſätze über das Weſen der maleriſchen Erfindung ſollen nur den ganz allgemeinen ſachlichen Entwurf betreffen. Ein richtiger Geberdenſinn wird dabei oft mit größter Leichtigkeit das Sachverſtändniß ſchaffen, wo ein verdorbener Geberdenſinn weite Umwege machen muß. Auf die feinen Geſetze der Geberdung ſelbſt und ihre Ausdrucksmittel, auf die Sprache der Ueberſchneidungen, auf perſpektiviſch geſehene Geberden und ihre natürliche Symbolik der Kräfte ſoll hier das ergänzende Nachdenken des Leſers nur hingewieſen werden.

Steglitz. Wolfgang Kirchbach.

Todesangst.

„Es war halt was Schreckliches, ja, ganz schrecklich wars, diese Angst von dem Kind vorm Sterben", erzählte mir die alte Bäuerin. „Mein Gott! leicht wirds ja Keinem, wann er einmal weiß, daß 's Ernst wird: aber so wie das Kind sich g'furchten hat, Das hab' ich noch nie d'erlebt. Freilich: wenn man erst siebenzehn Jahr' alt ist und die Welt ist Einem noch so neu und so schön und man meint, was Alles noch kommen wird und wie schön Das sein wird und wie gut, — dann ists ja auch kei' leichte Sach', von Allem fortzugehen, noch eh' man was davon g'habt hat. Und das Kind war akkurat so wie mei' Tochter selig: so voll Lebensdurst und voller Hoffnung. Und so ists an dem armsäligen Leben g'hangen, wie Unsereiner, was alt ist und müd' und mehr g'weint hat als g'lacht auf der Welt, an sein' Glauben hängt und an sein' Gott. Die Mutter, mei' arme Tochter, und der Vatter sein ihr wegstorben g'wesen. Nur mich hats g'habt, das Hascherl, nur die alte Großmutter. Daß ich schwach war gegen mei' einzig's Enkelkind und daß ichs verzogen hab' und verhätschelt, wird wohl kei' Sünd' g'wesen sein. Hab' ja nix mehr g'habt auf der Welt als das Menscherl! Und a fein's Ding ists g'wesen, hübsch und aufg'weckt, hat gut g'lernt in der Schul', und nähen hats können und sticken, daß man schon sei' Freud' hat d'ran haben können. Blonde Zöpf' hats g'habt, lang und schwer, und auf die hat sie sich oft g'setzt und hat g'lacht dazu. Und so ein feines G'sichterl, wissen's, hats g'habt, gar nicht so, wies die Madeln auf'm Land sonst haben: nein, fein und schmal und blaß und zwei großmächtige Augen d'rin, blaue Augen, und die haben Einen so treuherzig ang'schaut und so unschuldig...

A rein's Kind ists noch g'wesen, die Toni. Keine Spur von einer Liebschaft, nicht einmal noch einen Gedanken d'ran. Aber die Buam haben schon Augen g'habt auf sie. Hübsch wars ja und blutjung. Und auch sonst war Alles in Ordnung bei ihr. Ihr Häusel hats g'habt und an Acker dazu und a große Wiesen und a paar Küh'; und in der Sparkassa ist Geld g'legen für sie: an die zweitausend Gulden. Damit hab' ichs aussteuern wollen, daß Gott erbarm'! Und sie sein' auch schon herumg'schlichen um sie, die Freier ... Für ein so feines Vögerl findet sich immer eine Katz', die's einfangen will. Mehr als eine! Aber sie? Ja, lachen, lustig sein, Spasetteln machen, da war sie schon dabei; aber schon Ernst machen? Nein! Daran hat sie noch nicht denkt.

An einzigs Mal hats tanzt. Sie hat nicht dürfen. Auf der Brust wärs schwach, hat der Doktor g'sagt. Das hätts von ihrem Vattern selig g'erbt. Ich möchts nicht zu früh tanzen lassen. Also ein einzig's Mal hats die Freud' g'habt. Wies herum g'flogen ist die ganze Nacht! Und wies glücklich war! Hofirt ist sie worden und Jeder hats haben wollen zum Tanz. Rein aufsässig waren ihr die Madeln, ... die noch oft g'nug haben tanzen können, wie sie schon in der Erd' g'legen ist. War nicht nöthig, ihr neidisch zu sein, dem Hascherl! ... No, und dann hats halt ang'fangen, zu husten und zu husten und hat halt nimmer wieder aufg'hört ...

Zwei Doktoren hab' ich g'habt, einen vom Ort und einen von der Stadt. In Badeln hab' ichs g'schleppt und Milch hats trinken müssen, daß' schon ein' wahren Grausen 'kriegt hat vor der vielen Milch ... und essen hats

müssen und Pulver schlucken, und Alles hats gethan, um nur wieder g'sund zu werden. Fromm war's g'rad nicht sonderlich: so ein junger Mensch hängt noch zu viel an der Welt, als daß ihm viel übrig bleiben könnt' für den Herrgott. Und seit's krank g'worden war, wars noch weniger fromm. Sie hat eine förmliche Scheu g'habt vor der Kirchen, hat immer g'froren drinnen, und wenn auf der Kanzel was vom Tod ist g'sprochen worden, hat sie sich erschreckt. Sie hat nicht d'ran erinnert werden wollen; und wenn ihr schlechter war, hats ang'hoben, zu weinen und zu zittern: Großmutter, gelt, ich muß sterben? Natürlich haben wir ihr Das ausg'redt. Ein' alten Menschen oder Einem, der Ordnung machen muß vor sein' End', kann man ja die Wahrheit sagen. Aber so' ein jung's Ding, Das derbarmt Einem halt. Beichten hats auch nicht wollen, hat immer gleich auf die Sterbesakramente denkt, ... und wies einmal so schwach war, daß in die Kirchen nicht mehr hat gehen können, hab' ich halt vom Beichten nix mehr g'red't. Zu was denn Einen zwingen zu so was? Und wenn gar Eins a solche Angst hat davor!

Aber die Weiberleut', wie sie nun einmal schon sein, und die alten Betbrüder, die dem Herrgott die Ohren vollraunzen und sich einbilden, daß ihm Das g'fallt, die haben keine Ruh' net geben. Versündigen thät' ich mich! Und das Kind käm' in die Höll', wenns ohne die letzten Sakrament' versterben thät'. Ganz krank haben's mich g'macht mit ihren Reden... Aber wenn ich das Kind ang'schaut hab' und seine Angst g'sehen hab' vor'm Tod, hab' ichs halt immer wieder verschoben und hab' nix zu ihr g'sagt. Ja, wenn wir noch unseren alten Herrn Pfarrer g'habt hätten, der die gute Stund' selber g'wesen ist! Aber Der war fort; und sein Nachfolger, der Herr Kaplan, der ihn vertreten hat, wie er krank war und in ein Badel hat g'schickt werden müssen, der Herr Kaplan, Das war so Einer, der viel in seine Bücher 'guckt hat und noch wenig in die Herzen. Seine erste Seelsorge wars; und die Herren, wenn sie so frisch aus dem Seminar kommen und noch so jung sind und so unerfahren, dann hab'ns halt gewöhnlich gar zu viel Eifer und meinen, daß' streng sein müssen, die jungen Herren. Er war halt auch so viel streng, unser Herr Kaplan, und g'zittert hab'n's, die Madeln, wenn er 'predigt hat oder wann's zu ihm sein beichten 'gangen. Ich hab' auch g'zittert vor ihm: er hats ja g'wußt, wie schlecht es steht mit meiner Enkelin. Und so bin ich ihm immer ausg'wichen, ... aus lauter Angst, daß er mich anreden könnt' und mich fragen, warum ich ihn denn nicht rufen laß' zu dem Kind.

Ostern ist früh g'fallen in dem Jahr. Recht kalt wars in der heiligen Wochen, und das Kind hat die rauhen Märzwind' g'spürt. Frei, nicht aufg'hört hats mit dem Husten und Husten und hat den Schleim heraufwürgen wollen und nicht können. Und ich bin bei ihr g'sessen und hab' dem Jammer zug'schaut... Vorbereiten sollt' ichs aufs nahe Sterben: damit sein's mir halt Tag und Nacht in die Ohren g'legen. Und den Kaplan sollt' ich holen lassen, eh's zu spät ist. Sie hat ihn ja gar nicht 'kennt, den Herrn Kaplan. Wie er kommen ist ins Ort, wars ja schon krank. Beichten war sie nicht bei ihm g'wesen und g'sprochen g'habt mit ihm hat's kein einzig's Mal. A paarmal hats ihn predigen g'hört. Aber da hat er g'rad vom Sterben g'red't und da hats nimmer gehen wollen zu seine Predigten. Ich hätt' mir gar nicht 'traut, von ihm zu reden. G'furchten hat sie sich vor ihm... Und am Leben is' noch immer g'hängt wie Einer, der

verhungert, an ein' Stück Brot. Aber grauslich war mir schon, wann ich nachdenkt hab', daß' sterben könnt' ohne Sakrament.

Wie ich so am Gründonnerstag, nach die Ceremonien in der Kirchen, in der Kuchel steh' und was koch' für das Kind, seh' ich den Kaplan daherkommen: akkurat auf unser Häusel zu. Ich mein', mich rührt der Schlag... Und richtig: er kommt herein, zu mir, in die Kuchel. Herrgott im Himmel! Jetzt ist es da, das Unglück, denk' ich und laß' was fallen in meiner Todesangst ... Küss' d' Hand, Hochwürden, sag' ich. — Gelobt sei Jesus Christus, sagt er. — In Ewigkeit, Amen, sag' ich. Und dann lach' ich in meiner Noth, ganz dumm lach' ich und sag': Kalt ist's heut', Hochwürden ... Er lacht nicht, schaut mich streng an und sagt, daß er 'kommen ist, um meine Enkelin zu sehen. Eine schlechte Christin müßt' ich sein, sagt er, daß ich ihn nicht längst schon hätt' holen lassen. Der Herr Doktor hätt' ihm g'sagt, daß es bald aus sein wird mit dem Madel... Da hat's mir ein' Ruck 'geben, so wie ein' Stoß aufs Herz...: Sie quält sich halt so, hab' ich g'sagt. Gar so viel quält sie sich, Hochwürden, und will doch nicht sterben. Ein' schrecklichen Grausen hats vor'm Tod, wie Alle, die nicht fortgehen wollen... Da könnt' nur der Glauben helfen, hat er g'meint. Wer Gott liebt, fürchtet den Tod nicht. — Ich hab' nix z' sagen g'wußt darauf... Aber wie er hinein hat wollen zu ihr, hab' ich mich ihm in den Weg g'worfen. Hochwürden! hab' ich g'sagt und die Stimm' hat mir so 'zittert, daß ich die Wort' frei nicht heraus 'bracht hab', Hochwürden, sie weiß nicht, daß' so krank ist. G'sund möchts wieder werden, und darauf hoffts und darum betets... Da hat er mich wegg'schoben mit der Hand. — Ich thu' ihr ja nix, hat er g'sagt und hat mich streng aug'schaut. Aber wie eine Heidin darf man sie doch nicht versterben lassen. — Dann ist er hinein zu ihr und ich bin ihm nachg'schlichen...

Wies ihn g'sehen hat in sein' schwarzen Kleid, is so weiß worden wie das Tüchel, das' in der Hand g'halten und in das' immer 'neing'spuckt hat, wann's den Schleim hat herausbringen können; und hat mich aug'schaut mit ihre großen, blauen Augen und 's Wasser ist ihr in die Augen g'schossen ... und ganz stad, ganz stad, als ob's mich was Schreckliches fragen wollt', hat's g'sagt: Großmutter!? Nur: Großmutter?! Sonst nix. Aber die ganze Angst, der ganze Grausen ist heraus 'kommen in dem ein' Wörtel... Und mir ist so heiß g'worden, als wenn mich Einer bei die Haar' in die Höh' ziehen thät'... Herrgott! wenn ich in der Stund' hätt' krank sein dürfen für das Kind, sterben für das Kind: tausend Jahr' Fegfeuer hätt' ich gern auf mich genommen und 'dankt hätt' ich ihm noch dafür, dem Herrgott, auf den Knieen hätt' ich ihm 'dankt....

Der Herr Kaplan ist hin'gangen zu ihrem Bett und hat ihr die Hand 'geben. Und sie hat ihr schmal's Handerl hineing'legt in sein' Hand und hat aufg'schaut zu ihm, so voller Angst, daß' ein' Stein hätt' derbarmen können, und hat g'sagt: Es geht mir wohl recht schlecht, weil's zu mir kommen? Und so jung hat's ausg'schaut in ihrem Betterl und so unschuldig, g'rad' so wie ein Kind. Abg'magert wars, durch die Handerln hätt' die Sunn' scheinen können, und die blonden Haar' sind ihr ums Köpferl g'legen wie eine Kron' oder wie ein Heiligenschein. Kei' Sünd' auf der Seel', nicht einmal ein' unreinen Gedanken; nur anschau'n hat mans brauchen, um zu wissen, daß Die rein war. Blos von ihrem jungen Leben hats nicht lassen wollen und Das war ihre einzige

Sünd'. Das Herz hat mir g'klopft zum Zerſpringen bei ihrer Frag'. Herr Jeſus! Was wird er ihr d'rauf ſagen!

Er hat ſich b'ſonnen. Nicht lang. Gar nicht lang. Hats ang'ſchaut dabei und hat die Hand auf ihr blond's Köpferl g'legt. Und alle Streng' war fort aus ſein' jungen G'ſicht; mitleidig und gut hat ers ang'ſchaut und hat g'ſagt zu ihr: Nein, nein, es geht nicht ſchlecht. Gar nicht ſchlecht gehts ...

Es war eine Lug'. Und ich glaub': in ſein' ganzen Leben hat er nie nicht g'logen g'habt. Aber ich mein' auch: für die Lug' wird ihn der Herrgott nicht ſtrafen.

Und dann hat er ſich g'ſetzt zu ihr und hat mit ihr 'plauſcht: ſo wie ein g'ſcheiter älterer Bruder mit ſein' klein' Schweſterl. Er hätt' doch einmal kommen müſſen zu ihr, hat er g'ſagt, weil ſie nicht zu ihm 'kommen iſt. Und weil er g'rad' am Häuſel vorüber 'gangen wär', hätt' er ihr halt einen Beſuch gemacht. Und ſie möcht' ſich nicht fürchten vor dem lieben Gott, hat er fortg'fahren. Beten ſolls, recht andächtig beten und recht, recht viel Vertrauen zum Herrgott haben. Geduldig ſolls ſein und nicht murren, weils krank iſt und leiden muß, und Angſt darfs ſchon gar nicht haben. Wenns keine Angſt hat und Geduld hat und Vertrauen zum Herrgott, wirds wieder aufſtehen können und g'ſund werden. So hat er g'ſprochen mit ihr. Und ganz unvermerkt hat ers dahin 'bracht, daß von ſelber hat beichten und das heilige Sakrament empfangen wollen. Während's 'beicht' hat, bin ich hinaus in die Kuchel und hab' da 'betet und hab' g'weint. Und wie er wieder fort iſt, hätt' ich ihm gern die Händ' 'küſſt und ſein heilig's Kleid. Aber er hats nicht leiden wollen.

Ganz luſtig wars nach ſeinem Beſuch und rothe Wangerln hat's g'habt. Und mit der Angſt wars vorbei. Und 'beten hats ihn, er möcht' wieder kommen zu ihr. Und er iſt auch 'kommen: jeden Tag. Hat ihr vorg'leſen aus ſchönen Büchern und hats aufg'ſetzt, wanns hat huſten müſſen, und hat's immer getröſtet und auch bedauert wegen ihrer Leiden. Ordentlich fromm iſts mir g'worden, das Menſcherl, und hat ſo andächtig 'betet wie nie in ihrem jungen Leben. Und er hat's beſtärkt in ihrer Hoffnung und hat oft davon g'red't mit ihr, wies ſein wird, wenns wieder aufſtehen kann und in die Kirchen kommen wird zu ihm ... Und dazu hats freudig g'nickt mit dem Köpferl und hat ſich der Heiligen Jungfrau verlobt und ihr eine Altardecke verſprochen, die's hat ſticken wollen, wanns einmal ſo weit wär', daß' in die Kirchen gehen könnt' ... Und ſo iſt das Haſcherl ſanft hinübergegangen: vierzehn Tage nach dem Heiligen Oſterfeſt, ohne Angſt und voller Hoffnung. Der Herr Kaplan hat ihr die Hand g'halten im Todeskampf und ſie erſt mit dem Heiligen Oel begoſſen, wies ſchon nix mehr g'wußt hat von ſich ... Und dann hat er ihr die Augerln zu'druckt und hat ſich niedergekniet und hat für ſie gebetet.

Gott weiß: ich hab' für Viele gebetet in mein' Leben: für Lebende und Verſtorbene, für Freunde und auch für Feinde. Aber für den Mann, für unſeren Herrn Kaplan, hab' ich doch am Allermeiſten gebetet: daß Gott ihm vergelten möcht', was er Gutes an dem Kind gethan hat. Denn ich kanns ihm nimmermehr vergelten, und wenn ich die Kaiſerin wär' im Land. Das kann nur der Herrgott ſelber thun. Amen."

Bad Gaſtein. Emil Marriot.

Italiens Noth.

Die letzten Jahre brachten meiner Heimath Italien mehrmals Unruhen, die weithin Interesse erregten. Die Revolten in der Luigiana und in Sizilien (1894), der vorjährige Aufruhr in Mailand und anderen Städten: es sind Symptome eines Unheil verkündenden Zustandes. Da ist es begreiflich, daß viele Berufene und noch mehr Unberufene das Bedürfniß empfanden, eine öffentliche Erläuterung der Lage zu versuchen. Das größte Aufsehen war dem Buch des Soziologen Niceforo, „L'Italia barbara", beschieden. Wie früher schon Massimo d'Azeglio und nach ihm Lombroso, so behauptet jetzt Niceforo, Italien sei äußerlich zwar geeinigt, innerlich aber nicht fest zusammengefügt. Er theilt sein Vaterland in zwei ganz bestimmte Zonen; die Grenze bildet für ihn eine Linie, die er von der Südspitze Korsikas über Rom nach Albanien zieht. Oberitalien, sagt er, sei kulturell sehr entwickelt, während Süditalien im Rückstand geblieben sei. Für diese Behauptung bringt er statistische Ziffern, anthropologische und wirthschaftliche Daten als Beweise. Er beginnt mit der Kriminalität. In dem selben Verhältniß, wie die Durchschnittsziffer der Verbrechen gegen die Person mit dem Fortschreiten der Kultur sinkt, steigt, so sagt er, die der gegen das Eigenthum verübten. „Der Verbrecher wirft den Dolch und das Gewehr von sich, er zieht den Frack und weiße Handschuhe an und operirt gegen den guten Glauben ehrlicher Leute." Während der Jahre 1890 bis 1894 war der Durchschnitt der Verbrechen gegen die Person in Norditalien auf je 100000 Einwohner 142,67, in Mittelitalien 279,86 und in Süditalien, die Inseln inbegriffen, sogar 460,69. Erscheinungen wie die Maffia in Sizilien, die Comorra im neapolitanischen Gebiet, das Banditenthum in Sardinien findet man in Oberitalien nicht. Das selbe Gesetz der Umwandlung der Verbrechen — schon Marx meinte, die Industrieritter hätten die Wegelagerer verdrängt — ist überall zu bemerken, wo Rückstand und Fortschritt in dem selben staatlichen Gefüge bei einander wohnen; so in den Weststaaten Nordamerikas und in den nördlichen Provinzen Brasiliens. In der Türkei, die zum größeren Theil noch den Zustand der Halbwildheit zeigt, ist das Brigantenthum chronisch und die Banditen sind im Staat ein Faktor, mit dem man sich abfinden muß.

Noch wichtiger sind die statistischen Angaben über das Schulwesen für die Beurtheilung des Kulturstandes. In dem Bericht der Kommissare für das Unterrichtsministerium zu Washington wurde 1896 mitgetheilt, daß in Dänemark von je 100 Einwohnern nur 0,49 des Lesens und Schreibens unkundig sind, in Deutschland 2,49, in England 3,49 und in Frankreich 3 50. Dagegen steigt der Prozentsatz in Rußland auf 36,00, in Polen auf 39,82 und in Portugal sogar auf 67,35. In Italien finden wir im Norden 40 86, im Süden 75 19 Analphabeten. Von hundert Kindern zwischen sechs und zwölf Jahren besuchen in Oberitalien 88, in Mittelitalien 67 und in Unteritalien nur 47 die Schule. Im Jahre 1892 waren unter den Rekruten in Norditalien 24,68, in Mittelitalien 44,54 und in Süditalien 57,04 Analphabeten. Unter den verlobten Paaren, die sich beim Standesamte meldeten, waren im Jahre 1893 von je hundert 6,31 in Turin und 9,02 in Neapel völlig unwissend.

Den selben Gegensatz finden wir in der Landwirthschaft. So schreibt der Abgeordnete Franchetti, der wegen seines Versuches, eine agrarische Kolonie

größten Stils zu schaffen, bekannt wurde, in seiner Abhandlung „Provinces meridionali“: „Dort unten ist der Ackerbaubetrieb noch im Zustande der Barbarei. Man sieht Hügelketten, die zur Anlage von Feldern wie gemacht scheinen, — sie sind kaum bebaut; der Grund und Boden liegt entweder brach, oder er wird mit ganz veralteten Pflugscharen bestellt.“ Niceforo beschreibt in beinahe lyrischer Stimmung die sardinische Landschaft. Er sagt: „Der Zug braust durch weite, trostlose, wilde Latifundien. Die Natur schwelgt hier in der ganzen Kraft urwüchsiger Vegetation; aber das Wasser läßt man versumpfen und die Luft verpesten. Wie herrlich ist eine Abendwanderung durch diese Landschaften! Die Ebene dehnt sich weit vor unserem Blick, der bläuliche Rauch der zerstreuten Hirtenfeuer steigt in der Ferne durch die Abenddünste auf und zerflattert zart und zierlich; die verbrannten gelben Kräuter machen in der Einförmigkeit ihres Farbentones einen trostlosen Eindruck. Hin und wieder flieht ein frei weidendes Pferd beim Nahen des Eisenbahnzuges mit flatternder Mähne; weit und breit sieht das Auge nur Haide, unterbrochen von schwärzlichen Stellen, gestreift von Hecken des dornigen Feigenkaktus.“

Die statistischen Zahlen, die wie ein Thermometer Reichthum und Armuth eines Landes anzeigen, beweisen am Besten, wie sehr auch im Ackerbau der Norden dem fruchtbareren Süden überlegen ist. Und auf den Ackerbau ist Italien doch von der Natur angewiesen. Aber die intensive Kultur, ohne die kein anderes Land mehr den Wettbewerb ertragen kann, hat sich nur in wenigen Landestheilen den Boden erobert. Darüber belehren uns die folgenden Zahlen:

	Extensive Kultur (für 100 000 Hektar)	Intensive Kultur
Norditalien	17 010.	26 903.
Mittelitalien	19 333.	27 572.
Süditalien nebst den Inseln	20 081.	10 532.

Unteritalien hat nur eine einzige Industrie, den sehr primitiv betriebenen Bergbau. Sizilien hat 27 680, Sardinien 9800 Bergarbeiter. Das ist Alles, was der Süden dem frischen industriellen Leben des Nordens gegenüberstellen kann.

Industrie-Statistik für das Jahr 1893.

	Oberitalien	Süditalien
Webereien (Angestellte)	4 958 (278 896)	963 (17 423)
Andere Fabriken	32 259	10 748
Dampfkessel	3 994	465
Patente	620	62
Strikes	100	26

Nach den Berechnungen der Banken fallen in Oberitalien auf jeden Einwohner 9 Lire 68 Centesimi, in Unteritalien dagegen nur 5 Lire 98 Centesimi für escomptirte Wechsel.

Zum Verständniß dieser Zahlen sei noch hervorgehoben, daß das Verhältniß Norditaliens zu Süditalien in Bezug auf Bevölkerung wie 5 zu 6 ist.

Der Nationalökonom Morpurgo sagt über das Mißverhältniß der beiden Theile seiner Heimath: „In Süditalien ist das Leben noch ganz primitiv; dort lebt man, als ob die Jahrhunderte der Kultur vorbeigeflogen wären, ohne diese Gegenden mit ihrem auflebenden Hauch berührt zu haben.“

Mit gerechtem Stolz weist man darauf hin, daß es in diesem Jahrhundert

gelungen ist, die Sterblichkeit zu verringern. In Frankreich ist sie seit dem Anfang des Jahrhunderts von 34 pro Mille auf 22, in Norditalien von 41 auf 27, in Rom von 39 auf 26 gesunken. Die Verminderung der Geburten, die durch die Verminderung der Sterblichkeit einigermaßen ersetzt wird, ist ein Zeichen höherer Kultur. Auf je 1000 Einwohner verzeichnet die Statistik 33 Geburten und 23 Sterbefälle in Norditalien gegen 29 Geburten und 37 Todesfälle in den anderen Theilen des Königreiches. Auch die Durchschnittsziffer der Selbstmorde zeigt einen auffälligen Unterschied beider Theile: in Oberitalien kommen auf 1000 Einwohner 85, in Süditalien 34 Selbstmörder.

Die Spielwuth dieser Neapolitaner hat Mathilde Serao in ihrem Roman „Schlaraffenland" meisterhaft geschildert. Nicht nur das „Volk", nein: auch die Aristokratie glaubt dort an „Seher", die ihnen sichere Gewinnnummern für das Spiel angeben können. Diese Propheten werden abwechselnd verhätschelt und grausam mißhandelt. Erst neulich wurden Leute bestraft, die dem „Seher" Cagliari geschmolzenen Speck auf den Rücken tropfen ließen, um ihn endlich zur Angabe der ersehnten Nummern zu bewegen.

Im Durchschnitt verspielt der Italiener jährlich 2 Lire 80 Centesimi im Lotto; beim Neapolitaner steigt die Ziffer auf 15 Lire 75 Centesimi. Neben dem offiziellen Lotto existirt in Neapel noch ein unausrottbares Privatlottospiel — giuoco piccolo —, das riesige Summen verschlingt.

Niceforos Wahrnehmungen wird jeder aufmerksame Reisende bestätigt finden; er hat auch bis weit in den Kreis seiner politischen Gegner hinein — er ist Republikaner und haßt den Militarismus — Beifall und Zustimmung gefunden. So meint der durch sein Duell mit dem Dichter Cavalotti bekannte Abgeordnete Macola in seinem Werk „L'Europa alla conquista dell' America Latina", der Norditaliener scheine eher der Bruder eines Germanen als der eines Süditalieners. In seinem Buch „Arier und Italiker" hat Giuseppe Sergi behauptet, die um das Becken des Mittelländischen Meeres wohnenden Völker seien zu einer einzigen Rasse mit besonderer Schädelbildung zu zählen, zu einer Rasse, die bestimmt sei, von den Germanen verdrängt zu werden. Diesem Gedankengang folgt Niceforo; er sagt: „Bei den Ariern, also bei den Bewohnern Norditaliens, geht das Gefühl der Gesetzlichkeit und der Zusammengehörigkeit über das der Persönlichkeit, während bei den Süditalienern das Persönlichkeitgefühl schrankenlos ist. So stehen zwei grundverschiedene Charaktere einander gegenüber: bei der Rasse mit dem ausgesprochenen Gefühl der Individualität gedeihen die Meisterwerke der Kunst, der Literatur, der Wissenschaft; bei der Rasse mit dem Sinn für Gesetzlichkeit und Zusammengehörigkeit hat sich eine fester zusammengefügte, besser geregelte Gemeinschaft herausgebildet, die weniger geräuschvoll und wankelmüthig und deshalb dem verständigen Fortschritt viel nützlicher ist." Daß aus Süditalien die größten Meisterwerke der Kunst hervorgegangen sind, wird Niceforo freilich nicht leicht beweisen können; jeder Oberitaliener muß aber einräumen, daß seine südlichen Halbbrüder eine größere Fassungskraft, eine lebhaftere Phantasie und glühendere Beredsamkeit besitzen.

Der Kulturhistoriker Domenico Berti schrieb als Kultusminister in einem Bericht an den König über die Einwohner Süditaliens: „Sie sind wie ein Heer von Barbaren, das in unserem Land sein Hordenlager aufgeschlagen hat." Und

wirklich unterscheidet sich ein Piemontese psychologisch und anthropologisch von einem Sizilianer stärker als landschaftlich und künstlerisch Neapel von Venedig.

In der letzten stürmischen Sitzung auf Montecitorio wurde ein Buch des Nationalökonomen Tito Canevaro: „L'Italia Presente e i suoi problemi morali economici politici e finanziari" erwähnt. Der Verfasser, ein Mann von höchst gemäßigten Anschauungen, meint, der Staat habe die Pflicht, sich mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln zu vertheidigen; er giebt jedoch unumwunden zu, daß auch die der Regirung dienstbaren Parteien schwere Fehler begangen haben. Im Verhältniß zu dem nationalen Besitz und den Einnahmen des Landes sei Italien nach Spanien das Reich, das unter dem größten Steuerdruck und den höchsten militärischen Lasten seufze. Canevaro hofft noch auf eine friedliche Lösung, ermahnt aber die Besitzenden energisch, das persönliche Interesse nicht länger über das Gemeinwohl zu stellen. Er wünscht eine progressive Verminderung der drückendsten Abgaben, insbesondere der Grundsteuer — Fondiaria —, die bis zu einem Fünftel des Werthes des besteuerten Bodens steigt und den Ackerbau lähmt, ferner die Abschaffung der Konsumsteuer, die gerade die Aermsten unerträglich belastet.

Von allen Seiten werden jetzt Reformbrochuren veröffentlicht und Heilmittel angepriesen. Darin stimmen die Kritiker und Aerzte fast sämmtlich überein: die Onorevoli des Parlamentes haben sich des in sie gesetzten Vertrauens nicht würdig gezeigt. Niceforo sagt über Parlamentarismus und Centralisation in Italien: „Der Versuch, zwei auf so verschiedenen Kulturstufen stehende Gesellschaften unter das selbe Joch zu bringen, wie wir es durch das eiserne Centralisationsystem, das uns würgt, gethan haben, und darüber den verhüllenden Mantel eines einzigen Gesetzes, eines Willens, einer Verfassung zu breiten: dieser Versuch mußte scheitern. Die Entwickelung der civilisirten Provinzen, die, sich selbst überlassen, mächtig emporblühen würden, wird gelähmt und für die rückständigen Bezirke geschieht nicht das Geringste. Für die beiden Italien sind zwei Regirungen unbedingt nöthig. Im Süden müßte die Regirung die Kultur heben und den unfähigen Lokal-Verwaltungen das Selbstverfügungrecht, dem sie nicht gewachsen sind, aus den Händen nehmen; im Norden müßte sie, so weit sie es vermag, die freie Entwickelung und die unbeschränkte Selbstverwaltung fördern." Es klingt wie ein Witz der Weltgeschichte, wenn man hört, daß der Ministerpräsident Pelloux, ein General, sich anschickt, den Republikaner Niceforo noch zu überbieten: er will mit den von Niceforo nur für Süditalien vorgeschlagenen Maßregeln ganz Italien beglücken. Aus dem decreto-legge (gesetzliche Verfügung) über die öffentlichen Versammlungen geht hervor, daß die Regirung entschlossen ist, auch die ihr nöthig erscheinenden wirthschaftlichen Reformen ohne das Parlament aus eigener Machtvollkommenheit durchzuführen. König Humbert tritt damit aus den sicheren Schranken heraus, in die ihn die Verfassung gewiesen hat. Die „Gemäßigten", die von ihm schon lange ein energisches Eingreifen erwarteten, werden ihm beistehen und die Massen, von denen nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil sein Wahlrecht ausübt, sind für Alles zu haben. Wer Italien liebt, Der wird wünschen, das gefährliche Experiment möge dem hart geprüften Lande Heil bringen. Das ist aber nur möglich, wenn die Besitzenden zunächst gegen sich selbst und die eigenen Unterlassungsünden unerbittlich Gerechtigkeit üben.

Ernesto Gagliardi.

La Gioconda.

In jedem Buche d'Annunzios ſteht auf der linken Seite vor dem Titelblatt ein Verzeichniß von mehr als dreißig Werken, von denen einige ein Sternchen tragen, andere mit der Bemerkung „di prossima publicazione“ verſehen ſind: neun davon ſind bisher erſchienen. Alle aber ſind in beſtimmte Serien und Rubriken unter zierlichen und bedeutſamen Namen eingetheilt, jeder Titel hat dichteriſchen Klang und Sinn... Hat der Dichter wirklich einen ſo weit ausgreifenden Arbeitplan für ſein ganzes Leben entworfen? Wird er ihn ausführen oder werden neue Ideen die alten Keime verdrängen? Oder ſind wirklich alle ſchon ſkizzirt und nicht nur raſch aufblitzende Träume, die er anzeigte, mehr, um ſich vor ſich ſelbſt zu ihrer Vollendung zu binden als vor dem Publikum? Eine flammende Schaffensfreude verräth das Blatt; und Dem, der leſen kann, geſtattet es einen tiefen Blick in die Seele des Dichters.

Zwei neue Dramen d'Annunzios ſind über die Szene gegangen. Die „Gioconda“ iſt in Palermo, die „Gloria“ in Neapel — wenigſtens nach den Zeitungberichten — abgelehnt worden; in Rom fand die „Gioconda“ einen leidenſchaftlich zum Ausdruck gebrachten Erfolg. Die ſelben Eigenſchaften, die alle Werke d'Annunzios kennzeichnen, findet man auch hier: zitternde Leidenſchaft, eine Subtilität, wie ſie Wenige vor ihm beſaßen, ein Bloßlegen der geheimſten blutenden Fibern des Menſchenherzens und die unbarmherzigſte Grauſamkeit in der Durchführung — nicht einmal Shakeſpeare hat ſo wenig Mitleid mit ſeinen Geſchöpfen gehabt wie er —, vor Allem aber eine Sprache von ſolchem Wohllaut, ſo ſüß, herrlich und kraftvoll, wie niemals ein Ueberſetzer ſie wiedergeben kann. Alle ſeine Werke ſind Wunder des Stils. Eine Fülle ariſtokratiſcher Kultur iſt über ſie ausgegoſſen, jedes Intérieur iſt ein Bild, jedes Citat ein köſtlich gefaßter Stein. Er hört nie auf, Künſtler zu ſein; jede Angabe im Szenarium iſt rhythmiſch und von Poeſie durchfluthet. Die Stimmung iſt keinen Augenblick von ihm gewichen, der Traum des Künſtlers hat ihm jedes Detail mit gleicher heller Deutlichkeit gezeigt.

Es iſt wahr, ſeine Helden gleichen einander auffällig und ſein Gebiet iſt in gewiſſem Sinn überhaupt nur eins: die Probleme des ſexuellen Lebens. D'Annunzio iſt der Dichter grenzenloſer, üppiger, verfeinerter und zerſtörender Sinnlichkeit. Daraus ihm einen Vorwurf zu machen, ſcheint mir ſehr thöricht. Abgeſehen davon, daß kein Dichter dieſes Gebiet je erſchöpfen wird und daß d'Annunzio es in einer neuen Weiſe mit unerhörter Kühnheit und Kraft behandelt: iſt es nicht überhaupt lächerlich, dem Dichter vorzuſchreiben, welches und wie viele Gebiete er zu behandeln hat? Er giebt, was er ſieht. Und wenn er mir einen leuchtenden Garten aufſperrt, deſſen Licht- und Blumenfülle mich blendet, deſſen Duft mich betäubt, ſoll ich ihm ſagen: Ja, ich habe aber auch Wald und Haide, die deutſche Wohnſtube und eine Vorleſung über die ſoziale Frage von Dir erwartet? Und ich erinnere an das Wort Walt Whitmans: „Sex is all!“ Alle Probleme der Perſönlichkeit entrollen ſich an dem einen.

In der „Gioconda iſt es das Problem des Künſtlers. Der Bildhauer Settala hat in dem Zwieſpalt der Liebe zu ſeiner ſanften ſeinen Frau und einem unvergleichlich ſchönen leidenſchaftlichen Weibe, das ihm Modell für eine Sphinx ſtand, zur Piſtole gegriffen und einen Selbſtmordverſuch gemacht. Man hat ihn ſterbend

aus dem Atelier in die Wohnung gebracht, die Frau, die auf dem Lande war, gerufen und ihre heldenhafte Pflege hat ihn dem Tod geradezu abgerungen. Wie vergessen liegt Alles hinter ihm. In einer schönen Szene wendet er seine ganze Seele seiner Frau zu und segnet das Unheil, das ihn sie ganz erkennen lehrte. Und sie sagt die lieblichen Worte: „Nicht mich sollst Du verehren — ich bin nichts, bin Deiner nicht würdig —, aber meine unendliche Liebe!“

Das ist der Schluß des ersten Aktes. Am folgenden Tage erhält er einen Brief von Gioconda, daß sie an jedem Abend ihn drüben im Atelier erwarte. Und schon hat ihn der Dämon wieder erfaßt; schon erfüllt ihn der Reiz ihrer unwiderstehlichen Schönheit, das Bewußtsein, daß sie für ihn die Kunst bedeutet. „Tausend Statuen schlummern in ihr, nicht eine!“ sagt er dem Freund, der ihm vorhält, daß er ja schon ein Meisterwerk aus ihr geschaffen. „Als sie mit mir war, Marmorblöcke zu wählen, und einen mit dem Finger bezeichnete, da durchzitterte den ganzen Berg vom Fuß zum Gipfel ein jauchzendes Verlangen nach Schönheit!“ Und er hatte ja schon ein neues Werk begonnen, und sie hat den Thon feucht und frisch erhalten: „Sie hat mein Werk erhalten!“ „Die Andere Dein Leben!“ ruft Dalbo. Ein Zucken, ein starres Aufschauen, dann fragt er: „Was hat den höheren Werth?“ Silvia tritt ein, er entweicht zum Fenster, er geht ... und mit der geschärften Intuition der Liebe erräth die Frau, die weiß, daß die Nebenbuhlerin den Schlüssel zum Atelier auszuliefern sich geweigert hat, was geschehen ist; sie geht in das Atelier hinüber.

Dunkler, größer, mächtiger erscheint ihr der Raum. Die Gioconda kommt in dunklem Schleier. „Ich bin Silvia Settala“, sagt die Frau; „und Ihr...?“ „Wißt Ihr es nicht, Signora?“ ist die Antwort. „Jede von uns ist hier, wie im eigenen Hause. Eine muß ein Eindringling sein. Bin ich es vielleicht?“ fragt Silvia empört. „Vielleicht!“ ist die Antwort. Jede der Beiden hat das Bewußtsein ihres Rechtes; und als Silvia entrüstet, aber immer in den reinen Formen ihres vornehmen Wesens, eine Fluth von Vorwürfen auf das Weib niederstürmen läßt, das einen Mann mit den schlimmsten Verführungen dem Frieden des Hauses entriß, in den Tod trieb und noch nicht loslassen will, da antwortet die Andere: „O nein, so ist die Frau, die ich kenne, nicht. Ich kenne nur eine Frau, die eine herrliche Liebe genoß und den Mann, der sie liebte, zu Meisterwerken entflammte ... Er wird wiederkommen; er weiß, daß ich ihn erwarte!“ Jedes Wort ist ein Dolchstich für Silvia; und gerade, weil sie die Macht der Anderen fühlt, erfaßt „das alte Verhängniß der Lüge“ die reine Frau und sie sagt schnell: „Ja, er weiß es; und ich bin die Antwort auf Euren Brief, den er gelesen hat, ich weiß nicht, ob mehr mit Staunen oder mit Ekel!“ Ein Schrei von Jammer und Wuth. Die zornige Scham der Verlassenen ergreift die Andere ... „Was habt Ihr aus ihm gemacht?“ ruft sie. „Alt und elend ist er jetzt und erbärmlich. Nichts wird er mehr schaffen! Und das Werk, das ich mit meinem Herzblut bezahlte, das unserer Liebe entsprungen ist, soll vergehen!“ Sie eilt auf die Statue zu ... „Nein, nein,“ schreit Silvia, „ich habe gelogen!“ Aber die Statue fällt, Silvia fängt sie auf und wird unter ihrer Last begraben. Die Gioconda stürzt hinaus; Silvias Schwester, die auf sie gewartet hat, und Lucio, der thatsächlich auf den Brief der Gioconda gekommen war, heben die Verwundete auf.

Im vierten Akt sehen wir sie auf dem Land am Meer, — ohne Hände. Ihre schönen Hände, die im Stück so oft gefeiert und gestreichelt worden sind, hat die

Statue zerſchmettert. Und das Opfer iſt vergeblich geweſen. „Wie waren ſie ſchön, Deine Händel Wo ſind ſie?“ fragt die Sirenetta, ein kleines elfiſches Fiſchermädchen „Ich habe ſie hingegeben“. „Wem?“ „Meiner Liebe!“ „O, welche grauſame Liebe!“ ruft die Sirenetta und ſingt ſeltſame Lieder von den Träumen und Enttäuſchungen des Lebens. Silvia erwartet ihr Kind, das die Schweſter zur Geheilten bringt. Sie wird weiter leben, weil ſie für das Kind leben muß ... Lucio aber lebt mit der Gioconda. Dieſer letzte Akt mag dramatiſch verfehlt, nur loſe angehängt ſein; aber er bringt, was kommen muß. Entweder Lucio muß ſich wieder eine Kugel vor den Kopf ſchießen oder er muß arbeiten, arbeiten, arbeiten, und mit der Gioconda leben. Er wird dran ſterben, gewiß. Aber „cosa bella mortal passa e non d'arte“. Dieſer Satz Lionardos da Vinci iſt das Motto des Dramas... L'art est cruel. Es mag moraliſchere, ſanftere, einfachere Löſungen für das Stück geben; aber nur die d'Annunzios iſt wahr, groß und furchtbar wie das Leben ſelbſt. Die Darſtellung im Teatro Valle war unvergleichlich. Zacconi gab die nervöſe Leidenſchaftlichkeit des Künſtlers, den frühe Erfolge und eine Liebe erzwingende Perſönlichkeit verwöhnt haben, der ganz, ganz Künſtler iſt, ohne jede Künſtlerpoſe. Die Bewegungen der Duſe, ihr reines, ſüßes Organ, die vollendete Natürlichkeit ihres Spiels: das Alles iſt in Europa bekannt. Und doch ſchnitt ſie dem Stück den Nerv ſeiner Bedeutung durch. Es iſt immer gefährlich, wenn in einem Stück eine entſcheidende Figur nur wenig auftritt und ſcheinbar nur eine Epiſodenrolle hat. Die Direktoren weiſen die Rolle einer Kraft zweiten Ranges zu und der Schwerpunkt des Stückes wird verſchoben. So war es hier. Die dramatiſche Heldin des Stückes iſt Silvia, die wirkliche Heldin und Siegerin iſt die Gioconda. Darum heißt es nach ihr. Bei aller Lieblichkeit und Reinheit und allem Heroismus ſtellt Silvia die philiſtröſere Seite Settalas vor: der Rauſch des Lebens und der Kunſt liegt in der Gioconda. Sie müßte in ſieghafter Schönheit daſtehen, jedes Wort, das ſie ſpricht, von verhaltener Kraft und Majeſtät ſein. Man müßte fühlen: der Mann kann nicht anders; dieſes Weib iſt unwiderſtehlich und muß ihn zu Dem machen, was er iſt. Sie wurde ſchlecht geſpielt und erſchien ordinär. Man begriff den verblendeten Settala nicht, der die herrliche Silvia-Duſe, die ſo viel bedeutender erſchien, für dieſe armſälige Gioconda verließ. Das Opfer der Frau, ihre Verſtümmelung, erſchien nur grauſam, nicht verhängnißvoll, unvermeidlich. Die hohe Tragik des Nothwendigen ging verloren.

Rom. Dr. Karl Federn.

Ein Komplott?

Schon ſind zwei Monate verfloſſen, ſeit in Belgrad auf den Exkönig Milan geſchoſſen wurde, und die ausländiſche Preſſe befindet ſich noch immer im Unklaren darüber, wer der Anſtifter des Attentates war und was eigentlich damit ezweckt wurde. Da die ſerbiſche Regirung mit einer geradezu krankhaften Aengſt-

lichkeit jedem Berichterstatter ausländischer Zeitungen, der nicht zu kaufen ist, die Thür vor der Nase zuschlägt, so ist auch die reichsdeutsche Presse, abgesehen von abenteuerlichem Klatsch aus Belgrad, auf die offiziösen Mittheilungen der serbischen Regirung und ihrer Trabanten — wie „Neue Freie Presse" und „Pester Lloyd" — oder auf die Nachrichten aus dem übrig gebliebenen Hauptlager der serbischen radikalen Partei angewiesen. Die serbische Regirung behauptet, das Attentat sei ein Werk der radikalen Partei; die Volksstimme in Serbien geht dahin, das Attentat sei nichts weiter als eine Mache, um die radikale Partei zu vernichten.

Welche Behauptung hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich?

Sofort nach der Verhaftung der Herren Tauschanowitsch, Oberst Nikolitsch, Dr. Wesnitsch, Stojan Protitsch, Aza Stanojewitsch, Ljuba Zivkowitsch u. s. w. wurde von der serbischen Regirung die Nachricht ins Ausland lancirt, alle diese Persönlichkeiten seien von dem Attentäter als Anstifter bezeichnet und auf Grund Dessen auch verhaftet worden. Nun hatte aber bereits im Augenblick des Attentates Milan an die Volksmenge die Worte gerichtet: „Dies Attentat ist das Werk von Paschitsch und Konsorten. Aber sie irren, wenn sie glauben, mich einzuschüchtern . . ."

Als er diese Worte sprach, war der fliehende Attentäter noch nicht einmal in den Händen der Polizei. Das Attentat hatte um $^3/_4$6 Uhr abends stattgefunden; um $^1/_2$7 Uhr wurde sein Urheber ergriffen, in einem Wagen ins Polizeigebäude gebracht, umgekleidet — da er aus dem Wasser gezogen worden war — und verbunden. Diese Prozedur dauerte bis 9 Uhr. Um die selbe Zeit waren aber schon alle anwesenden Minister und der Chef der Polizei bei Milan versammelt. Er selbst diktirte die Liste der Verhaftungen und sie war fertig, ehe man im Rath überhaupt wissen konnte, wer der Attentäter sei. Die Angabe der serbischen Regirung, daß die Verhaftungen erst nach dem Verhör des Attentäters erfolgten, ist also eine bewußte Unwahrheit. Auch seitdem hat der Attentäter keinen der Führer der radikalen Partei als Anstifter des Attentates bezeichnet. Alle Verhöre in dieser Richtung sind resultatlos geblieben. Das wird sich aus der Prozeßverhandlung selbst ergeben, die nicht ohne Grund von Tag zu Tag und jetzt sogar auf eine Anzahl von Wochen verschoben worden ist.

Die serbische Regirung wollte unter allen Umständen das Attentat der radikalen Partei in die Schuhe schieben. Nachgerade scheint sie aber einzusehen, daß sie sich dadurch vor dem Auslande kompromittirt hat, und sie erklärte deshalb:

„Nachdem die Untersuchung so weit vorgeschritten ist, daß die Untersuchungrichter ein klares Bild gewonnen haben, kann man die Verhafteten in drei Kategorien bringen. Erstens: Der Thäter. Zweitens: Die Anstifter. Drittens: Solche, die an der Ausführung des Attentates selbst zwar unbetheiligt waren, aber um die Vorbereitung gewußt und darüber geschwiegen haben. Die erste Kategorie vertritt Gjuro Kuežewitsch, die zweite der frühere Ministerpräsident und Gesandte am russischen Hofe, Nikola Paschitsch, der frühere Polizeiminister, Sparkassendirektor Kosta Tauschanowitsch, der frühere Kultusminister, Hochschulprofessor Dr. Wesnitsch, Oberst Nikolitsch, Sektionschef des Finanzministeriums Stojan Protitsch, Hochschulprofessor Dr. Neuadowitsch, Konsistorialrath Erzpriester Jlitsch, Erzpriester und Abgeordneter Milan Gjuritsch, Druckereibesitzer Aza Stanojewitsch, Rechtsanwalt Ljuba Zivkowitsch, Stadtrathsekretär Kowat-

ſchewitſch und Liqueurfabrikant Dimitſch. Der dritten Kategorie gehören an: Gemeindearzt Dr. Wlajko Gjorgjewitſch, Gemeindearzt Dr. Gjoka Nikolitſch, Erzprieſter Miloje Barjaktarewitſch (ein Greis von achtzig Jahren, blind und taub), Rechtsanwalt Nikola Nikolitſch, Rechtsanwalt Mija Martinaz, Rechtsanwalt Laptſchewitſch, Rechtsanwalt Wlada Boskowitſch, Profeſſor und Schriftſteller Mile Pawlowitſch, Sparkaſſenbeamte Milan Markowitſch, u. ſ. w. u. ſ. w.

Es ſchien alſo, daß die Regirung ſich ein feſtes Programm zurecht gelegt hätte und es weiter verfolgen würde. Geſpannt erwartete man die „ſchwerbelaſtenden Beweiſe", aus denen klar zu erſehen ſein ſollte, wie Miniſter, Hochſchulprofeſſoren, Anwälte und Prieſter ſich zu dem Komplott vereinigt hätten. Das Programm ſcheint aber trotz dem beſten Willen der Regirung unausführbar geweſen zu ſein, denn nach längerem Hin- und Herziehen überraſchte ſie die Welt mit der Nachricht: „Die Anklage wegen Anſtiftung des Attentates wird nur gegen Paſchitſch, Tauſchanowitſch, Oberſt Nikolitſch, Dr. Wesnitſch und Aza Stanojewitſch aufrecht erhalten. Gegen die Anderen liegt kein Beweismaterial vor, dennoch werden auch ſie in Haft behalten."

Alſo ein ganz neues Reſultat der Unterſuchung, zu dem die Unterſuchungrichter auffallender Weiſe ſofort gelangten, als Oeſterreich-Ungarn der ſerbiſchen Regirung freundſchaftlich rieth, ſich zu mäßigen. Man reduzirte die Zahl der Anſtifter und begnügte ſich damit, außer Nikolitſch den Chef der radikalen Partei, Paſchitſch, den an Charakter und Intelligenz gleich hervorragenden Tauſchanowitſch, den in der deutſchen und franzöſiſchen gelehrten Welt rühmlich bekannten Profeſſor Wesnitſch und den gutmüthigen Stanojewitſch, deſſen Buchdruckerei eine wahre Feſtung der ſerbiſchen Oppoſition iſt, zu vernichten. Wie ſteht es nun mit dieſen Perſönlichkeiten?

Nikola Paſchitſch verdankt ſeine politiſche Führerrolle hauptſächlich einem konzilianten Auftreten, der Kunſt, die Gegenſätze innerhalb der Partei zu überbrücken, und dem erfolgreichen Beſtreben, die Partei in den Grenzen des Parlamentarismus und des erlaubten Parteikampfes feſtzuhalten. Ihm hat Milan zu verdanken, daß er in Serbien überhaupt das Wort führen darf: ohne Paſchitſchs „Verſöhnung-Politik" wäre es Milan nie gelungen, nach Serbien zurückzukehren. Paſchitſch war Bürgermeiſter von Belgrad, Geſandter am ruſſiſchen Hofe und Miniſterpräſident.

Koſta Tauſchanowitſch iſt der populärſte Mann, nicht nur in der radikalen Partei, ſondern auch bei den Serben in Südungarn, Kroatien, Bosnien und der Herzegowina: das Vorbild der freiheitliebenden ſerbiſchen Jugend. „Es iſt eine Freude, dieſen Mann zu ſehen, wenn er ſich erhebt, um zu ſprechen. Seine imponirende Haltung, ſeine ruhige, überzeugend logiſche Redeweiſe verſetzt den Hörer in das engliſche Oberhaus, — und wahrlich, Tauſchanowitſch iſt der wahre und einzige Lord im ſerbiſchen Oberhauſe." Mit dieſen Worten ſchilderte einſt der heutige Miniſterpräſident, Wladan Gjorgjewitſch, den Mann, den er jetzt mit Gewalt zum Anſtifter eines kindiſch-dummen Attentates machen will. Tauſchanowitſch war Präſident der großen Skupſchtina, erſt Volkswirthſchaft- und Polizei-Miniſter, ſpäter Gründer und Direktor des größten ſerbiſchen Geldinſtitutes. Er gründete außerdem die ſerbiſche Schiffahrt-Geſellſchaft, die ſerbiſche Bank in Agram, errichtete die Staats-Lotterie und gilt auf kommerziellem Gebiet als der befähigteſte Mann in Serbien.

Dr. Milenko Wesnitsch, ein junger Mann in den dreißiger Jahren, ist mehr Gelehrter als Politiker. Milans Haß dürfte er sich durch seine publizistische Thätigkeit in der deutschen, französischen und belgischen Presse zugezogen haben. Dr. Wesnitsch war bis zu seiner Verhaftung Professor des internationalen Rechts an der belgrader Hochschule und Kultusminister im letzten Ministerium Sawa Gruitsch. Er ist ordentliches Mitglied der Pariser Gesellschaft für diplomatische Geschichte, des Institutes für internationales Recht in Turin, korrespondirendes Mitglied des Institutes für internationales Recht in Mailand u. s. w.

Alle diese Angeklagten haben nichts mit einander gemein. Paschitsch und Tauschanowitsch sind politische Gegner, deren Antagonismus schon vor zwei Jahren in persönliche Feindschaft ausgeartet war, Stanojewitsch ist als Anhänger von Paschitsch politisch und persönlich mit Tauschanowitsch entzweit und Tauschanowitsch kennt den Obersten Nikolitsch kaum dem Namen nach. Das sind keine Umstände, die ein Komplott wahrscheinlich machen.

Noch wichtiger ist aber beinahe Folgendes: Vor anderthalb Jahren wurde Nikola Paschitsch wegen angeblicher Beleidigung Milans zu neun Monaten Gefängniß verurtheilt. Er trat diese Strafe am siebenten Oktober 1898 im Gefängniß von Poscharewaz an und verließ das Gefängniß erst am siebenten Juni. Am selben Tage reiste er nach Belgrad. Wenige Tage später kehrte er nach Poscharewaz zurück, weil seine Familie sich dort befand, und blieb da bis zu seiner Verhaftung. Das Attentat wurde bekanntlich am vierundzwanzigsten Juni ausgeführt und die belgrader Polizei hat festgestellt, daß der Thäter vier Tage vorher aus Rumänien gekommen war, also während Paschitsch von Belgrad abwesend war. Wie und wann hat da Paschitsch am Komplottschmieden theilgenommen? Jeder Kommentar ist überflüssig. Aber die serbische Regirung fährt fort, die Opfer ihrer Willkür als schuldig zu bezeichnen, hält sie in strenger Haft, Viele darunter in schwerem Eisen, und wiederholt ohne Scheu, daß es ihr nicht darum zu thun sei, die radikale Partei zu vernichten. Das wagt sie, während sie dreißig bis vierzig der angesehensten Bürger, die der radikalen Partei angehören, ohne triftigen Grund ihrerer Freiheit beraubt, sämmtliche der radikalen Partei angehörigen Reserveoffiziere aus der Armee stößt und während Exkönig Milan jeder Deputation und Jedem, der es sonst hören will, offen erklärt, daß alle Radikalen Diebe, Mörder und Schufte seien, die er mit Pulver und Blei vernichten werde, obgleich er wohl weiß, daß fünf Sechstel des Volkes dieser Partei angehören.

Da man die Angeklagten nicht dem Henker übergeben kann, wird man sie im Kerker behalten und „wegen Anzettelung, Leitung und Förderung einer gegen die Dynastie gerichteten Verschwörung" vor Gericht stellen. Diesmal kann den Machthabern ihr Coup noch gelingen. Die Angeklagten haben zwar weder eine Verschwörung angezettelt noch geleitet noch gefördert, sie haben aber das heutige Regime in Privatbriefen kritisirt und wahrscheinlich für unerträglich erklärt, — und Das genügt, denn der Belagerungzustand und das Standrecht herrschen. „Nun wohl" — wie Lassalle einst sagte — „die Machthaber von heute werden ihren Willen haben. Aber die Machthaber von heute werden die Verbrecher von morgen sein!"

Belgrad, im August 1899. Jovan Adamowitsch.

Bliesenbach.

Der Sommer ist dürr und weht Staubwolken auf; und selbst in den Räumen der berliner Börse versagt die vortreffliche Ventilation. Eine feine Staubwolke legte sich den Besuchern der weiten Säle um Herz und Sinne, — und es ist nicht immer Goldstaub, der an den Schranken der Makler emporwirbelt. Dann fühlt die Spekulation, wie krank, wie wenig widerstandsfähig sie ist, trotz allem Vorwärtsstürmen in wilder Hausse. Aber jeder Montanmarktbericht von Essen und Düsseldorf entfacht die Gluth von Neuem, es wird weiter gegründet, wer vor Ueberstürzung warnt, wird über den Haufen gerannt und nur auf Sekunden stockt der Athem, wenn ein dunkler Punkt am industriellen Himmel erscheint. Ein solches Wetterzeichen ist „Bliesenbach". Tausende führten diesen Namen in den letzten Wochen im Munde, — drohend, ängstlich, mahnend, mit verstörten Mienen.

Was bedeutete der Lärm?

Vom schönen Rheinland her hatte der Sommer eine Blei- und Zinkstaubwolke in die Lüfte gehoben und mit ihren feinen Körnchen die Augen nimmersatter Spekulanten geblendet. Sie kam von Bliesenbach, einer simplen Erzgrube her, die bei Ehreshoven in der Bürgermeisterei Engelskirchen, im Bezirk des bonner Oberbergamtes belegen ist. Schon zur Römerzeit war diese Grube erbohrt und im Mittelalter nach den Möglichkeiten der damaligen Technik bis etwa siebenzig Meter unter Stollensohle erschlossen worden; dann war sie mehrere Jahrhunderte hindurch verlassen und auf älteren Karten finden wir sie nur als verlassenes Bergwerk bezeichnet. Erst im Jahre 1826 begann man der Grube von Neuem Aufmerksamkeit zu schenken; und seit 1885 findet wieder ein ständiger Betrieb statt, der von einer vier Jahre später gebildeten Gewerkschaft erfolgreich vergrößert wurde. Das höchste Glück blühte dem Bergwerk aber, als es im November 1895 von einer Aktiengesellschaft übernommen wurde, die sich „Bliesenbach" nannte und den größten Theil des Aktienkapitales, nämlich drei von fünfundeinhalb Millionen Mark, dem Publikum zum Bezug anbot. Jeder wohlmeinende Bankier konnte seiner Kundschaft den Erwerb der Aktien dieses in einer soliden Entwickelung begriffenen Zink- und Bleierz-Bergwerkes empfehlen. Denn die Erträgnisse waren — günstig und steigend —:

Zeit						Brutto-Erlös		Reingewinn	
Vom 1. April	1892	bis	31. März		1893	840 450	Mark	484 833	Mark,
„ „	1893	„	„	„	1894	1 149 878	„	635 452	„
„ „	1894	„	„	„	1895	1 216 730	„	715 527	„
„ „	1895	„	30. Septbr.		1895	684 646	„	383 252	„

Hierbei war noch zu berücksichtigen, daß, nachdem der Preis für Zink am ersten April 1895 mit 13¾ Pfund Sterling für die Tonne den niedrigsten Stand seit 1885 erreicht hatte und der Preis für Blei im Anfang des Jahres mit 9¾ Pfund Sterling für die Tonne fast auf den tiefsten Punkt seit einem Jahrhundert gesunken war, zur Zeit der Gründung von Bliesenbach eine kräftige Erholung eintrat. Schon 1896 waren die Durchschnittspreise für Zink auf 16⅜ und für Blei auf 11⅛ Pfund Sterling für die Tonne gestiegen und die neue Aktiengesellschaft konnte 1896 und 1897 je sechzehn Prozent, im Jahre 1898 sogar sechzehnundeinhalb Prozent Dividende vertheilen: gewiß ein selbst in glänzen-

den Zeiten recht annehmbares Ergebniß! In den letzten vier Jahren hat die Grube, deren Einkaufspreis fünfundeinhalb Millionen Mark war, rund vier Millionen an Ausbeute geliefert. Das sollte nach dem einfachen Verstande gewöhnlicher Menschenkinder selbst den galligsten Kapitalisten zum Schmunzeln bringen; aber wer sich auf dreißig Prozent Dividende gespitzt hat, schiebt ihm gebotene lumpige sechzehnundeinhalb, statt mit freudiger Bewegung, vielmehr mit einem Kernfluch in die Tasche.

Eine stattliche Anzahl von Aktionären glaubte, nachdem sie ein paar Jahre in Ruhe und mit Wohlbehagen ihre sechzehn Prozent Dividende eingestrichen hatten, immer nicht genügend an dem Aufschwung der Montanindustrie betheiligt worden zu sein. Die alte Gewerkschaft Bliesenbach hatte sich — was bei den früheren niedrigen Zink- und Bleipreisen als ein wahres Glück gepriesen wurde — fast für ihre gesammte Produktion auf längere Zeit feste Abnehmer durch Verträge gesichert, diese Verträge waren auf die Aktiengesellschaft übergegangen und so war man der leidigen Sorge um Abnehmer einstweilen enthoben. Mit voller Lungenkraft war im Subskriptionprospekt dieser Erfolg, dieses Glück Denen, die Aktionäre werden sollten, angepriesen worden. „Der größte Theil der Produktion", hieß es, „ist auf Jahre hinaus fest verkauft, und zwar auf Grund variabler, die Tagesnotizen berücksichtigender Preise. Die im Prospekt angeführten Erlöse sind — seit dem ersten April 1895 für die Bleierzproduktion und seit dem ersten Januar 1893 für die Zinkblendeproduktion — nach den selben variablen Preisen berechnet worden, wie sie den von der Gesellschaft übernommenen Lieferungverträgen zu Grunde liegen. Der Bleierzvertrag ist bis zum ersten April 1903 mit der Firma Albert Poensgen und Söhne in Düsseldorf abgeschlossen auf Grund einer variablen Preisskala, die sich richtet a) nach dem Durchschnittspreis der londoner Zeitung „The Public Ledger" für gewöhnliches spanisches Blei des Produktionmonates, b) nach dem Durchschnittspreis des hamburger Kursberichtes für Silber des Produktionmonates. Der Blendevertrag ist durch Gewerkenbeschluß vom fünfundzwanzigsten Oktober 1895 bis zum ersten Januar 1901 mit Herrn Dr. Linnartz in Jouy aux Arches abgeschlossen mit der Berechtigung für ihn, eine Verlängerung des Vertrages bis zum ersten Januar 1906 unter gleichen Bedingungen eintreten zu lassen. Der Preis wird unter Zugrundelegung der Durchschnittsnotirung des Lieferung- bezw. Produktionmonates des Rohzinkpreises des Public Ledger in London ermittelt." Der Neid der ganzen Konkurrenz um diese Lieferungverträge willen war groß; und Mancher, der bis dahin seine Hände noch fern von Aktienbesitz gehalten hatte, konnte der Versuchung nicht widerstehen, ging hin und zeichnete einige Tausend auf Bliesenbach.

Die Gesellschaft befand sich denn auch bei diesen Lieferungverträgen recht wohl, — und nicht minder der Gegenkontrahent Herr Dr. Linnartz. Sein Nutzen aus dem Vertrage, den er inzwischen an die Aktiengesellschaft für Bergbau, Blei- und Zinkfabrikation zu Stolberg und in Westfalen cedirt hatte, betrug nach seiner eigenen Mittheilung:

im Jahre 1897	152 756 Mark
im Jahre 1898	124 008 „
in den ersten fünf Monaten des Jahres 1899	42 137 „

Beide Theile konnten also „leben und leben lassen". Leider erreichten

aber die Zinkerzpreiſe allmählich eine nie geahnte Höhe. Ich ſage „leider“ im Sinne der Aktionäre, denn dadurch wurde der Werth des Vertrages für die Geſellſchaft recht problematiſch. Eine kleine Nebenklauſel beſagte nämlich, daß, wenn der Zinkpreis über achtzehn Pfund Sterling hinaus ſtiege, dann für jedes Pfund Sterling auf 100 Kilogramm Erz ein Abſchlag von zwanzig Pfennigen am Kaufpreiſe gemacht werden ſollte. Ein ſolcher beſonderer Abzug bei hohen Preiſen iſt allgemein üblich und gerechtfertigt durch die dann auch eintretende Steigerung der Hüttenkoſten und das Sinken des Werthes der Beſtände, die noch nicht verhüttet und verkauft ſind, wenn die hohen Preiſe, was naturgemäß iſt, wieder weichen. Die Zinkerzpreiſe erhöhten ſich im Jahre 1898 ſogar über zwanzig Pfund Sterling hinaus und die Aktionäre jammerten über die Abzüge, die ſie ſich gefallen laſſen mußten und bei hohen Preiſen noch bis zum Jahre 1906 gefallen zu laſſen haben; denn Dr. Linnartz hatte nicht gezögert, ſein Optionrecht auf Verlängerung des Vertrages bis dahin auszuüben. Ja, wenn die Metallpreiſe nicht ſo unglaublich geſtiegen wären oder wenn gar eine ungünſtige Konjunktur eingetreten wäre, wie dankbar wären die Aktionäre dafür geweſen, durch den Vertrag den Abſatz des größten Theiles der Produktion der Geſellſchaft geſichert zu ſehen, — ſo jedoch fanden ſie die Rolle der Lohgerber, denen die Felle fortgeſchwommen ſind, wenig erbaulich. Aber wozu haben wir, ſofern wir unzufrieden ſind, Generalverſammlungen, Majoritätbeſchlüſſe und Anderes, wenn wir davon keinen Gebrauch — oder auch Mißbrauch — machen ſollten? Der Verwaltung wurden gründlich die Leviten geleſen, weil ſie thöricht genug geweſen ſei, ſich von der Rechtsvorgängerin der Aktiengeſellſchaft die früher abgeſchloſſenen Verträge aufhalſen zu laſſen, und dieſe Verträge ſeien null und nichtig, dürften alſo auch nicht weiter berückſichtigt werden. Bei dieſer Gelegenheit ſtellte ſich auch die merkwürdige Thatſache heraus, daß nach dem bis zum Jahre 1903 laufenden mit der Firma Albert Poensgen und Söhne abgeſchloſſenen Bleierzvertrage die von der Staatsbahnverwaltung für Erzfrachten eingeführte Tarifermäßigung nur zur Hälfte der Grube zu Gute kommen, zur anderen Hälfte dagegen den Abnehmern, nämlich den Hütten, überwieſen iſt, wodurch der Grube jährlich etliche Tauſende Mark Gewinn entgehen. Und der Grund hierfür? Tiefgefühlte Dankbarkeit für die Bemühungen der Hütten um eine Tarifermäßigung, erklärte die Verwaltung. Eine derartige Herzensregung iſt geradezu rührend, findet indeſſen noch einen beſonderen Kommentar darin, daß Herr Albert Poensgen nicht nur Gegenkontrahent, ſondern auch Gründer und damit zugleich Mitglied des Aufſichtrathes der Aktiengeſellſchaft Bliſenbach iſt. Das ſchlug dem Faß den Boden aus! Eine Reviſionkommiſſion wurde eingeſetzt und nach Monate langer Prüfung der Verhältniſſe berief ſie eine außerordentliche Generalverſammlung, durch die reiner Tiſch gemacht werden ſollte.

Die neue Generalverſammlung hat in der zweiten Hälfte des Auguſt getagt und nach achtſtündiger Sitzung zu dem von der Reviſionkommiſſion gewünſchten Reſultat geführt. Von elf Uhr morgens bis ſieben Uhr abends lagen ſich die Herren in den Haaren und rangen im Schweiße ihres Angeſichts, — bei fünfundzwanzig Grad im Schatten. Folgender Antrag wurde angenommen: „Weil der zwiſchen der Bergwerksgeſellſchaft Bliſenbach und der Firma Albert Poensgen und Söhne in Düſſeldorf beſtehende Bleierzvertrag nicht ſo gehandhabt

wird, wie er abgeschlossen worden ist, da der Aufsichtrath und die Direktion von Bliesenbach der besagten Firma Vortheile eingeräumt haben, die von den Aktionären nicht genehmigt worden sind, so beschließt die Generalversammlung die sofortige Aufhebung dieser unerlaubten Vortheile, Erstattung der bereits erhobenen Summen, eventuell Haftbarmachung derjenigen Personen, denen das Verschulden zur Last liegt." Ferner wurde beschlossen: „Der zwischen der Aktiengesellschaft Bliesenbach und dem Dr. Linnartz bestehende Zinkerzlieferungvertrag vom fünfundzwanzigsten Oktober 1895 besteht nicht zu Recht und deshalb verweigert die Aktiengesellschaft Bliesenbach dem Dr. Linnartz oder dessen Cessionar, der stolberger Gesellschaft, in Zukunft die Lieferung der Zinkerze." Das klingt sehr knapp und energisch, ist aber leichter gesagt als gethan. Nicht Generalversammlungen, sondern die Gerichte entscheiden über die Rechtsgiltigkeit von Verträgen und es wird denn auch nicht lange dauern, da wird den aus den Gerichtsferien heimkehrenden Richtern einige Arbeit in Sachen Bliesenbach blühen.

Dem naiven Rechtsgefühl mag es unmöglich erscheinen, daß Herr Dr. Linnartz den Zinklieferungvertrag mit sich selbst als einzigem Repräsentanten der Gewerkschaft Bliesenbach, nachdem er das alleinige Substrat der Gewerkschaft — das Bergwerk Bliesenbach — bereis veräußert hatte, und zwar während der Gründungperiode der Aktiengesellschft, abgeschlossen haben könnte. Aber wer das Urtheil des Reichsgerichtes vom achtundzwanzigsten November 1898 im dreiundzwanzigsten Bande der „Entscheidungen", Seite 202, nachliest, wird sich eines Besseren belehrt sehen. Es mag auch befremdlich sein, daß Dr. Linnartz als Hauptgründer und Aufsichtrathsmitglied der Aktiengesellschaft Bliesenbach auf der Aufrechterhaltung seines mit dieser Gesellschaft geschlossenen Vertrages besteht, der die Einkünfte der Gesellschaft schmälert und dadurch dem Interesse der Aktionäre notorisch entgegenwirkt, obgleich der selbe Herr über die Wahrnehmung dieses Interesses zu wachen hat nnd dafür sehr angemessen bezahlt wird. Diese Zwielseelenpraktik wäre aber nur dann ungesetzlich, wenn das Aktiengesetz den Mitgliedern des Aufsichtrathes verböte, auf Kosten der eigenen Gesellschaft spekulative Privatgeschäfte zu betreiben. So lange das Gesetz so klaffende Lücken aufweist, wäre Der ein Thor, der nicht hindurchschlüpfte! Nur ganz unschuldvolle Seelen könnten fordern, daß in solcher Interessenkollision Dr. Linnartz sein Mandat als Mitglied des Aufsichtrathes in die Hände der Aktionäre niederlegte, die er um seines höheren Gewinnes willen gebunden hält.

So lange nicht durch Gerichtsspruch auf Nichtigkeit der Erzlieferungverträge erkannt ist, würde die Gesellschaft den Gegenkontrahenten gegenüber schadensersatzpflichtig werden, wenn die Verwaltung die von der jüngsten Generalversammlung gefaßten Beschlüsse ausführen wollte. Thatsächlich denkt sie aber gar nicht daran, denn — darin liegt eine besondere Komik — ihre Gegenkontrahenten sind selbst Mitglieder der Verwaltung, innerhalb deren nur eine Meinung, und zwar die der Minorität der Aktionäre, herrscht. Die Absicht der Majorität, den gesammten Aufsichtrath abzusetzen, ließ sich nicht verwirklichen, da sie in der Generalversammlung nicht über die nöthigen zwei Drittel aller vertretenen Stimmen verfügte. Im Ganzen zeigt sich also auch hier wieder, daß die Aktionäre nicht in der Lage sind, ihren Willen durchzusetzen. Ihre Mission ist erledigt, wenn sie ihr Geld in ein Unternehmen gesteckt haben: nachher haben sie sich hübsch still zu verhalten.

* * *

Digitized by Google

Notizbuch.

Anderthalb Jahrhunderte sind verstrichen, seit Goethe geboren ward. Im deutschen Land wird der Gedenktag in den bei solchen Anlässen üblichen Formen gefeiert, mit schönen Reden, Umfragen bei mehr oder minder berühmten Zeitgenossen, Theatervorstellungen und schwungvollen Zeitungartikeln. Wann ließe der Deutsche von heute sich die Gelegenheit zur Festesfreude entgehen? Und warum soll der nach Stoffen spähende, abgehetzte Journalist, statt über Münster, Miquel, Kanitz, Mercier oder Panizzardi, nicht einmal zur Abwechselung auch über Goethe einen Leitartikel leisten? Warum die ungoethisch entwickelte Stadt, wo Wolfgangs erste Windeln schmutzig wurden, nicht bei Bengallicht sich von willigen Feiertagsphraseuren bescheinigen lassen, daß sie unter den Geburtstätten der deutschen Dichtung das Bethlehem ist? Des ganzen Gelärmes dürfte man sich inniger freuen, wenn für das Verständniß des Herrlichen mehr dabei herauskommen und man weniger oft an Goethes Warnerwort denken könnte, nichts sei erschrecklicher als ein großer Mann, auf den die Kleinen sich Etwas zu Gute thun. Ist schon die Meyer-Gemeinde, die Faustens Erwecker in Erbpacht genommen hat und in Weimar unter dem Auge hoher und höchster Herrschaften Herbstparaden abhält, nicht nach Jedermanns Geschmack, so muß der Blick auf die jetzt sich geräuschvoll zur Feier Rüstenden oft geradezu den Spott oder den Ekel hervorlocken. Aber war es je anders, wo eine Menge sich vor Altären wälzte, deren heiligenden Werth sie gar nicht ahnt, und hat etwa erst Nietzsche entdeckt, daß, wo die Vielzuvielen mitschlürfen, alle Quellen vergiftet sind? Aus Festreden und Festartikeln wird man kaum viel über den Mann lernen, dessen größtes, der Bewunderung würdigstes Werk seine Persönlichkeit war, — eine Persönlichkeit von fast unermeßlichem Reichthum, in deren Betrachtung selbst die feinste Fähigkeit, Grenzen abzustecken, versagt und dem Gefühl weicht, dem der vom Liebchen um seinen Glauben an Gott befragte Faust nie verhallende Worte leiht. Auch das Räthsel, wie dem eben erst neu gedüngten Boden der Allumfasser entwachsen konnte, der aus seines Geistes phantastischer Tiefe Gretchen und Prometheus, Tasso und Götz, Stella und Mephisto zu gebären vermochte, wird kein Forscher uns entheimnissen. Doch hat der Ragende nicht selbst uns gerathen, mehr an das „Weil" als an das „Warum" zu denken, das dem irdischen Auge ja stets umschleiert sei? So sprach der Mann, der vor Darwin ein an die Entwickelung Gläubiger war und dem jedes Strebenden Mühen der Erlösung gewiß schien. Er ist, mag in diesen Augusttagen auch tausendmal gesagt werden, daß er „unser" war, im deutschen Geistesleben nicht heimisch geworden. Der deutschen Wesensart gab er nicht den Ton; seine feinsten Werke werden von den Vertretern des Besitzes und der Bildung selten nur angeblättert, seine Individualität suchen philologische Pfaffen, die ein würdig Pergamen zu wagnerischer Wonne stimmt, uns zu verekeln und seine Dramen finden neben dem Fuhrmann Henschel, dem Weißen Rössel und anderen Stallstücken kaum noch ein armes Plätzchen. Wie wäre es, wenn wir am Tage des Gedenkens an den Wundervollen, der ein Naturerkenner und ein Allempfinder, ein Gelehrter und ein Künstler war, der den winzigsten Gegenstand in der sinnlich wahrnehmbaren Welt, wie vor und nach ihm kein Anderer, anzuschauen und seine Weltanschauung als gestaltender Meister zu dichten vermochte, — wenn wir an diesem Tage uns recht fest vornähmen, ein Bischen goethischer zu werden? Weniger lärmend, weniger kolportagegefühlvoll,

weniger moralinſäuerlich und den Bürgersleuten weniger ähnlich, die den Doktor Fauſt auf dem Oſterſpazirgang beläſtigen? Ein Goethe kann ja nicht Jeder werden, nicht Jeder ein Werk ſchaffen, in dem, mag auch von Panzerſchiffen und Elektrizität, von Sozialdemokratie und Truſts, von Bicycles und Automobilen darin nicht die Rede ſein, doch jede im Kreis der Menſchheit mögliche Beziehung ihre Stätte gefunden hat und in dem ſich, in Geſtalten, Farben, Stimmungen, eine himmliſch einheitliche, vom Maſſenverſtand noch heute nicht begriffene Weltauffaſſung dichtet. Doch der an Geiſt Aermſte ſogar kann verſuchen, ſich zu den Bildungquellen zu taſten und in innerer Freiheit, als ein objektiv prüfender und wählender Selbſterzieher, an der Entwickelung der eigenen Perſönlichkeit zu arbeiten. Das hieße dann, auch wenn des Mühens Ertrag karg bliebe, goethiſch leben. Und ein Volk, das ein ſtattliches Grüppchen ſolcher Perſönlichkeiten vereinte, könnte viel ertragen, ohne in Lebensgefahr zu kommen: ſchlechte Regenten, gewiſſenloſe Miniſter, Parlamente, Literatenklüngel, Zeitungen, Premieren und Heroenjubiläen.

* * *

Ein kluger Mann, der ſchon an der Schwelle des Greiſenalters ſteht, weder für Kommunismus noch für Kapitalismus ſchwärmt, ſondern zu eigenen Zielen ſich eigene Wege ſucht, iſt ſo gütig, mich während meiner Feſtungzeit bei der Geſtaltung des Notizbuches unterſtützen zu wollen. Dieſe Unterſtützung iſt mir um ſo werthvoller, als die Anſichten des Helfers von meinen vielfach abweichen und ſo dazu beitragen werden, auch im Notizbuch eine verſchiedenartige Spiegelung der Ereigniſſe zu ermöglichen. Den Leſern der „Zukunft" iſt der neue Chroniſt, dem ich viele berufene Nachfolger wünſche, kein Unbekannter; dieſe Schnitzel von ſeinem Schreibtiſch möchte er aber nur mit einem β zeichnen. Für diesmal hat er die beiden folgenden Notizen geſandt:

Was ſind doch die Politiker für eine langweilige Geſellſchaft! Seit Menſchengedenken jammern ſie über die „Verworrenheit der Lage" und ſeit Monaten füllt das Gejammer in allen Zeitungen täglich drei Spalten! Als ob es jemals eine unverworrene Lage gegeben hätte! Divina providentia et humana confusione mundus regitur, hats immer geheißen. Ausgenommen die Augenblicke vor einer großen Schlacht oder nach einem großen Siege in einem Volkskriege, wo das ganze Volk auf die Knie fällt und entweder: „Herr, erbarme Dich unſer" oder: „Nun danket Alle Gott" ſingt. Sonſt kann wohl ein geſchickter Regiſſeur einmal eine klare Situation ad hoc ſchaffen, wie Bismarck 1887 für die Septennatswahlen, aber mit dem erreichten Zweck iſt dann auch die Klarheit wieder vorbei. Sollte damals das Septennat nicht der Zweck, ſondern nur das Mittel, der eigentliche Zweck aber das dauernde Bündniß zwiſchen Nationalliberalen und Konſervativen, Das heißt zwiſchen Großinduſtrie und Großgrundbeſitz, geweſen ſein, ſo wäre die Spekulation verfehlt geweſen. Wären die Politiker nicht ſelbſt Wirrköpfe und wären ſie außerdem ehrlich und muthig, ſo würden ſie Etwas thun, das nicht allein nützlicher, ſondern auch unterhaltender wäre als das verworrene Gejammer über Verworrenheit: ſie würden zeigen, wie die verfitzten Fäden laufen, und dabei würde es ſich zeigen, daß die Verfitzung gar nicht ſchlimm iſt. Vier große Gegenſätze kreuzen ſich: Unternehmer und Arbeiter, Landwirthe und Großinduſtrielle, Proteſtanten und Katholiken, Deutſche und Nationalitätenfragmente. Zwiſchen den Hauptmaſſen taumeln noch einige kleinere Gruppen herum, die nicht recht wiſſen, auf welche Seite ſie ſich ſchlagen ſollen. Die Händler, die ehedem große Parteien kommandirten, ſind zurückgedrängt, eingeſchüch-

tert und ſuchen durch byzantiniſche Verbeugungen auf die Rechnung zu kommen. Die Handwerker übertreffen zwar die Großinduſtriellen weit an Zahl, kommen aber doch nur als Stimmvieh für die übrigen Parteien in Betracht: eine Partei der kleinen Leute zuſammenzubringen, die nicht ſozialdemokratiſch wäre, haben zuerſt die Antiſemiten und dann die Nationalſozialen verſucht; beide Verſuche ſind geſcheitert. Vereinfacht werden könnte die Lage entweder durch Reduktion oder durch eine dauernde Kombination der Gegenſätze. Wenn man im Reich Cenſuswahlen einführte und dadurch die ärmeren Schichten der Bevölkerung thatſächlich um ihr Wahlrecht brächte oder wenn man den Muth hätte, offen zu bekennen und durchzuſetzen, was man wünſcht: allen Nichtbeſitzenden die politiſchen Rechte zu nehmen, ſo wäre damit der erſte Gegenſatz weggeſchafft. Wenn man ferner den Katholiken volle und ehrliche Parität gewährte, ſo würde das Centrum aufgelöſt, und wenn man endlich den ſinnloſen Kampf gegen die nichtdeutſchen Völkerfragmente einſtellte, ſo fiele auch der letzte Gegenſatz hinweg, und es blieben in den Parlamenten nur zwei Parteien übrig: die agrariſche und die induſtrielle. Eine Kombination der Parteien aber wäre in der Weiſe möglich, daß man den Arbeitern die Gleichberechtigung, die ihnen jetzt nur nach der Verfaſſung zuſteht, auch thatſächlich einräumte; dadurch würde die Arbeiterpartei allmählich aufgelöſt und die Arbeiter würden ſich, je nach ihrer Beſchäftigung, theils der agrariſchen, theils der Induſtriepartei anſchließen. Die heutige Verwirrung wird unnöthiger Weiſe durch die politiſchen Phraſen verſchlimmert, mit denen die Intereſſentengruppen den Bauernfang für die Wahlen betreiben. Sie könnten ſie ſich ſparen, da ſich kein Menſch mehr dadurch täuſchen läßt; wenn auch nur der geringſte Geldvortheil winkt oder ein Geldverluſt droht, fährt dort die „Freiheit", hier die „Königstreue" zum Teufel.

* * * β.

Sind die Politiker im Allgemeinen eine langweilige Geſellſchaft, ſo wird dafür die Politik von Tag zu Tag kurzweiliger. Der Kaiſer ſoll ſich beklagt haben, er ſei genöthigt, perſönlich einzugreifen und die Miniſter zu decken, weil dieſe Herren ihre Pflicht verſäumten, ihn zu decken. Sind auch dieſe oder ähnliche Worte, die ein Aushorcher vernommen haben will, vielleicht nicht geſprochen worden, ſo ſtellen ſie doch die Lage richtig dar; und für die Volksvertretung kommt nichts darauf an, durch wen dieſe Lage verſchuldet iſt und ob wirklich die jetzigen Diener des Kaiſers die allein Schuldigen ſind. Aus dieſer Lage ergiebt ſich nun, daß nicht allein Graf Balleſtrem, ſondern auch der Präſident des preußiſchen Abgeordnetenhauſes die Perſon des Monarchen in die Debatte ziehen laſſen muß, und zwar nicht nur ſolche Aeußerungen des Monarchen, die im amtlichen Theil des Staatsanzeigers ſtehen. Ja, die ganze herkömmliche Form des Verkehrs zwiſchen den geſetzgebenden Faktoren paßt nicht mehr. Wilhelm II. iſt nicht nur, wie Bismarck vorausgeſagt hat, ſein eigener Reichskanzler, ſondern auch „die preußiſche Regirung" geworden. Die Abgeordneten haben nicht mehr zu fragen, was „die Verbündeten Regirungen" meinen, fordern oder beabſichtigen, oder, was in Preußen das Staatsminiſterium zu thun gedenkt, ſondern, was der Kaiſer oder König meint oder will. Der Monarch und die Volksvertretung ſtehen einander unmittelbar gegenüber und die Miniſter kommen nur noch als Boten Seiner Majeſtät oder höchſtens als begutachtende Fachmänner in Betracht. Damit haben wir es zu einer ganz neuen Form des Konſtitutionalismus gebracht; denn konſtitutionell bleiben wir, da es mit dem „einen Willen", dem das Reich gehorchen ſoll, nichts iſt. Und den Beweis dafür, daß der Monarch nicht abſolut, das Volk keine blind gehorchende

Heerde ist, hat nicht der demokratisch, sozialistisch und ultramontan verseuchte Reichstag gebrocht, sondern das preußische Abgeordnetenhaus, und zwar nicht seine linke, sondern seine rechte Seite, die Gesammtheit der Edelsten der Nation, zu denen namentlich auch, trotz ultramontaner Gesinnung, der Kavallerieoffizier Graf Ballestrem gehört, und zwar nicht blos äußerlich, durch seine Stellung und durchs Blut, sondern durch sein Naturell, durch seine Schneidigkeit, Frische und echte Ritterlichkeit. Und diesen Beweis haben die Konservativen erbracht, unmittelbar nachdem der Kaiser seine Macht mit voller Wucht für den Kanal eingesetzt hatte und obgleich der Vertreter des Kriegsministers mit aller Kraft dafür eingetreten war. Demnach wird nicht allein die Verfassung revidirt, sondern auch der Begriff des „starken Königthumes", das die Konservativen wollen, etwas genauer definirt werden müssen, als es der Graf Limburg-Stirum in der am sechzehnten August abgegebenen Erklärung gethan hat. β.

* * *

Mehr, viel mehr als von Goethe, wird in Deutschland jetzt natürlich von Dreyfus gesprochen. Das ist kein Wunder: der rennet Prozeß und die Art, wie die dorthin entsandte Reporterheerde darüber berichtet, peitscht alle Hintertreppeninstinkte auf. Ein Dutzend meineidiger Generale, ein Chor bestrafter Schurken, Richter, die entschlossen sind, das Recht zu beugen, Zeugen, die fast so viele Fälschungen begehen wie ein Durchschnittszeitungmacher, und ein der höchsten Bewunderung, der wärmsten Sympathie würdiger Angeklagter, der, wie die ganze Kulturmenschheit einschließlich der Herren Schwarzkoppen und Panizzardi weiß, vollkommen unschuldig ist. Wenn es je eine nationale Aufgabe von weltgeschichtlicher Bedeutung gab, so ist es die, für den Herrn Hauptmann Alfred Dreyfus zu kämpfen, der, wie man in dem Buch des Herrn Bernard Lazard lesen kann, aus dem pariser Militärgefängniß schrieb:

> „Wenn man, wie ich, sein ganzes Leben lang nur dem Zweck gedient hat, Rache an dem ehrlosen Räuber zu nehmen, der uns das geliebte Elsaß entriß! Erinnerst Du Dich noch, wie ich, vor ungefähr zehn Jahren, in Mühlhausen beim Anhören einer deutschen Militärmusik, die den Jahrestag von Sedan feierte, so furchtbar vom Schmerz geschüttelt wurde, daß ich zornig in meine Bettücher biß und mir den Schwur leistete, alle Kräfte, alle Intelligenz meinem Lande zu weihen, zum Kampf gegen Den, der seine Trauer so zu beschimpfen wagte?"

Es ist des Deutschen edelster Beruf, den Mann zu verherrlichen, der so über Deutschland schrieb, so anmuthig die ekelste Chauvinphrase wiederkäute. Und wer diesen gröbsten Unfug, diesen frechsten Weltschwindel nicht mitmachen will, Der ist ein Generalstäbler, ein Helfer Henrys, ein Genosse des Spitzelmajors Esterhazy. Jeder halbwegs Verständige weiß, daß man über einen Prozeß, den man nicht ganz genau, aus intimster Wahrnehmung, kennt, kein irgendwie ernst zu nehmendes Urtheil fällen kann. In Rennes schwebt der Prozeß noch und selbst die Stenogramme — die an entscheidenden Stellen ein ganz anderes Bild geben als die tendenziös gefälschten Berichte der angeblich deutschen Dreyfusprese — gewähren nicht die Möglichkeit, sich in der unendlich komplizirten Sache zurechtzufinden. Unseren liberalen Redakteuren aber genügt ein Telegramm, das eine dreistündige Zeugenaussage in dreißig kleinen Sperrdruckzeilen abthut, zur Fällung des Urtheils. Sie wissen ja seit Jahr und Tag, daß ihr Alfred unschuldig ist. Jeder anders Gläubige ist ein Schuft, jedes die Schuld wahrscheinlich machende Aktenstück eine Fälscherleistung.

Als ich vor vierzehn Tagen dieſes ruchloſe Treiben, das damals erſt beginnen ſollte, in dem kleinen Artikel „In Rennes“ parodirte, konnte ich noch nicht ahnen, in welchen halb wahnwitzigen, halb poſſenhaften Formen es ſich äußern würde. In der Zeitung „Der Reichsbote“ — ſie erſcheint, wenn man ſo ſagen darf, in Berlin — konnte man leſen, der Artikel ſei von einem nach Rennes geſchickten Korreſpondenten verfaßt und beweiſe, daß „Hardens ‚Zukunft‘ ganz ins Dreyfuslager abgeſchwenkt iſt“. Jeder Redakteur hat das Recht auf ſeinen urwüchſigen Beſitz an Dummheit, Leichtfertigkeit und Niedertracht. Die Leſer der „Zukunft“ kennen meine perſönliche Stellung zum Dreyfusfall und wiſſen auch, daß ſie mit der des Herrn Liebknecht, der in der Parodie geſcholten und im „Reichsboten“ gegen mich vertheidigt wurde, beinahe in jedem Punkt übereinſtimmt. Wenn das Verfahren beendet iſt, werden wir uns über die Prozeßberichterſtattung und über manche — je nach der Gemüthsart des Betrachters beluſtigende oder betrübende Begleiterſcheinung zu unterhalten haben. Einſtweilen bekenne ich, daß es mir noch immer gleichgiltig iſt, ob Herr Dreyfus oder Herr Eſterhazy das Bordereau geſchrieben hat, daß ich in Spionageangelegenheiten diplomatiſche Erklärungen und Dementis für völlig werthlos halte und daß ich nicht begreife, wie die politiſchen Vertreter deutſcher Arbeiter ſich für den Herrn Picquart zu begeiſtern vermögen, der anderthalb Jahre das ſchmutzige Geſchäft eines Spitzelaufſehers trieb und unter dem Zeugeneid zugeben mußte, daß er ehrenhafte Arbeiter von ſeinen Kreaturen belauern und aushorchen ließ.

* * *

Graf Münſter, des Deutſchen Reiches Botſchafter in Paris, iſt vom Kaiſer zum Fürſten von Derneburg gemacht worden. Das, ſollte man meinen, iſt eine höchſt unbeträchtliche Sache, eine von denen, die der Kaiſer nach freiem Ermeſſen und nach ſeinem privaten Empfinden erledigen kann. Er ſchätzte den Grafen und ſchenkte ihm den Fürſtentitel, den Bismarck einſt mit dem Seufzer begrüßte: „Schade; ich war eben im Begriff, eins der älteſten Grafengeſchlechter zu werden!“ Müſſige Leute haben nun aber den Verdienſten nachgeſpürt, denen der Botſchafter die Standeserhöhung zu danken haben könne. Um die guten Beziehungen des Fürſtenthumes Monaco zum Deutſchen Reich hat der greiſe Dutzenddiplomat, der dem erſten Kanzler nie grün war, ſich unbeſtreitbare Verdienſte erworben. Aber ſonſt? Daß er Herrn Schwartzkoppen gut im Zügel hatte und immer die in Frankreich beſonders nöthige Vorſicht walten ließ, daß die Haltung der pariſer Botſchaft ſeit dem Beginn des Dreyfuslärms ungewöhnlich klug, zurückhaltend, würdevoll und wirkſam war, wird ſelbſt der hitzigſte Alfredgardiſt nicht behaupten können. Eben ſo wenig, daß der Botſchafter ſeinen Souverän über franzöſiſche Stimmungen ſtets richtig informirte. Die politiſchen Verdienſte des Grafen Münſter, der in ſeinen jüngeren Jahren die engliſch koburgiſch-liberalen „Ideen“ in Brochuren verarbeitete, ſind wirklich ungemein gering. Aber er hat ja einem Kochbuch, das ſeine zweite Frau unter dem Titel „Gute Küche“ herausgab, eine lange Vorrede geſchrieben, die ihn als Kochverſtändigen und gaſtronomiſchen Schwärmer zeigt. Schade, daß er nicht auch in dem Spionagedienſt, der in ſeiner Nähe unter deutſcher Firma betrieben wurde, darauf hielt, qu'on faisait toujours de la bonne cuisine. Deutſchland wäre dann nicht ſo oft dupirt, deutſches Geld nicht ſo häufig an Schwindler verſchwendet worden.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. September 1899.

Chlodwigs Vermächtniß.

Abgeordnetenhaus.

100. Sitzung vom 29. August 1899, 2 Uhr nachmittags.

Am Ministertisch: Fürst zu Hohenlohe, Dr. von Miquel, Freiherr von der Recke, Thielen, von Hammerstein-Loxten, Bosse, von Goßler, Brefeld, Schönstedt und Kommissare.

Präsident von Kröcher eröffnet die Sitzung pünktlich um $2\frac{1}{4}$ Uhr. Einziger Gegenstand der Tagesordnung ist das Ausführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch. Vor dem Eintritt in die Tagesordnung erbittet das Wort der

Ministerpräsident Fürst zu Hohenlohe: Meine Herren! Es wird Sie nicht in Erstaunen setzen, wenn ich Ihnen sage, daß ich von dem preußischen Ministern zustehenden Recht, in beiden Häusern des Landtages in jedem ihnen passend erscheinenden Augenblick das Wort zu ergreifen, in dieser Scheidestunde nicht Gebrauch gemacht habe, um Ihnen über den Gegenstand ihrer heutigen Tagesordnung einen Vortrag zu halten. Der Umstand, daß beide Kammern sich über die für die Ausführung des im Bürgerlichen Gesetzbuch kodifizirten Rechtes nicht unwichtige, an sich aber wenig be-

trächtliche Frage der Mündelsicherheit kommunaler Pfandbriefe bisher nicht zu einigen vermochten, dieser für die Privatverhältnisse manches vom Heimweh geplagten Abgeordneten vielleicht ärgerliche Umstand, der uns zu einer Vertagung des Landtagsschlusses zwong, hätte mich nicht an diese Stelle gerufen. Die Chefs der betheiligten Ressorts werden versuchen, in dieser Sache einen billigen Ausgleich zu finden. Meine Aufgabe kann nur sein, Ihrer erleuchteten Einsicht die allgemeinen Erwägungen zugänglich zu machen, die während der letzten, etwas bewegten Woche die Stellung des Staatsministeriums bestimmt haben. Daß ich in die Lage versetzt wurde, Ihnen diese Mittheilung noch auf den Weg geben zu können, dafür bin ich aufrichtig dankbar. Wir haben nichts zu verhehlen und ich freue mich, daß die Verzögerung des Landtagsschlusses eine Gelegenheit giebt, Ihnen dafür den Beweis zu liefern. Die Höflichkeit hindert mich, auszusprechen, als ein Theil welcher Kraft die in der Detailfrage der Mündelsicherheit so schwierigen verehrten Herren Mitglieder beider Häuser sich diesmal bewährt haben. Der Goethetag, unter dessen Weihestimmung wir ja noch stehen, wird Ihnen die Erläuterung meiner Worte leicht machen.

Ich habe, meine Herren, eben gesagt, die letzte Woche sei bewegt gewesen. Dabei dachte ich hauptsächlich an die Spiegelung, die uns die Presse von den Ereignissen, Absichten und Stimmungen dieser Woche bot. Besonders die Presse der sich „liberal" nennenden Parteien hat in dieser Beziehung ja Erstaunliches geleistet, — Erstaunliches sogar für abgehärtete Nerven. Sie ersparen mir wohl eine ausführliche Schilderung oder gar Widerlegung dieser Dinge. Wenn ich die Gerüchte und Insinuationen kurz zusammenfasse, so muß ich konstatiren, daß uns die folgenden Vorwürfe gemacht wurden: Wir, die Minister Seiner Majestät, sollten mit dem König ein falsches Spiel getrieben, ihn über die parlamentarische Lage getäuscht, seiner Absicht entgegengearbeitet, dann vor seinem aufflammenden Zorn gezittert und ihn endlich durch neue Täuschungen vom Wege seiner Wahl abgelenkt und so dem Ansehen des Monarchen, das wir zu mehren berufen sind, eine schwere Niederlage bereitet haben. Dadurch, daß wir großen Worten völlige Thatlosigkeit folgen ließen, sollen wir ferner das Prestige preisgegeben haben, dessen die königliche Staatsregirung zu einer dem Lande förderlichen Leitung der Geschäfte dringend bedarf. Das sind in nuce die Kollektivvorwürfe, mit denen wir bedacht wurden und denen sich spezielle Schmähungen eines von mir besonders verehrten, durch ungewöhnliche Begabung, Sachkenntniß und taktische Erfahrung hervorragenden Kollegen anschlossen. Wir haben nicht

geglaubt, gegen die Verbreiter solcher beschimpfenden Gerüchte ein gerichtliches Einschreiten anregen zu sollen; denn wir sind der Ansicht, daß journalistische Ausschreitungen, so weit sie nur der öffentlichen Kritik ausgesetzte Personen treffen, nicht so gefährlich sind wie ein Zustand, in dem die Publizistik geknebelt und in der offenen Darstellung vorhandener Stimmungen gelähmt ist. Auch meinen wir, daß durch die Beschimpfungen, deren Ziel wir zu sein schienen, in erster Linie der preußische Landtag beleidigt wurde; denn ein Parlament, das Minister des hier geschilderten Kalibers dulden, das ihnen auch nur die zu kümmerlichstem Vegetiren nöthigen Mittel bewilligen würde, — ein so gewissenloses Parlament hätte jeden Anspruch auf Achtung, jede Existenzberechtigung längst verloren. In fast allen Volksvertretungen gilt die Sitte, daß durch die Presse verübte Beleidigungen dieser hohen Körperschaften nicht verfolgt werden. Dieser Sitte — ich bedaure, daß sie im Herrenhaus neulich durchbrochen wurde — hat das Staatsministerium seine Reverenz erweisen zu sollen geglaubt. Wir haben also keine Strafanträge gestellt. Aber wir sind froh, hier vor dem einzig dazu geeigneten Forum unser Verhalten — nicht rechtfertigen, sondern — erläutern zu dürfen.

Für uns, meine Herren, war der Verlauf der Woche sehr viel weniger sensationell, als man nach den Zeitungen annehmen müßte. Wir haben nicht gezittert, nicht durch gewaltthätige Mittel unsere Stellungen zu befestigen gesucht, nicht an einen Umsturz der heilsam bestehenden Traditionen preußischer Politik gedacht und erst recht nicht über die Namen der uns vom König etwa zu gebenden Nachfolger uns die Köpfe zerbrochen. Wir haben einfach die Lage der Dinge noch einmal ruhig und ernst geprüft und daraus, nach dem Maß unserer Einsicht, die Konsequenzen gezogen. Diese Lage ist Ihnen bekannt. Ein dem Monarchen besonders lieb gewordenes Projekt, das die Anlage eines umfangreichen Wasserstraßensystems betrifft, ist Ihrer Entscheidung unterbreitet worden. Die nach der Verfassung allein verantwortlichen Minister haben diesem Gesetzentwurf nicht ohne Bedenken ihre Unterschrift gegeben. Mancher unter ihnen war der Ansicht, daß ein solches Projekt dem jetzigen Stande der Verkehrstechnik nicht mehr entspricht, daß es, mit den außerordentlich hohen Kosten seiner Ausführung und mit den unvermeidlichen Folgen für die Tarifpolitik der Eisenbahnverwaltung ungünstig auf die Finanzen einwirken und durch eine Verschiebung der Transportmöglichkeiten ausländischen Häfen nützlicher als den heimischen werden könnte. Dazu traten Erwägungen anderer Art. Die Landwirthschaft, in der wir das für Preußen wichtigste Gewerbe sehen, fürchtet, das geplante Kanalsystem

werde die Einfuhr fremder Ackerfrüchte aus billiger produzirenden Ländern erleichtern. Große Induſtriekreiſe wiederum ſträuben ſich gegen einen Plan, der, wie ſie glauben, dem ohnehin ſchon begünſtigten rheiniſch-weſtfäliſchen Arbeitgebiet neue Vortheile zu ihren Ungunſten zuwenden müßte. Im Oſten wurde, auch außerhalb der rein agrariſchen Intereſſenſphäre, vielfach über Zurückſetzung geklagt. Und wir konnten uns nicht verhehlen, daß im Gebiet unſerer bedeutendſten Ströme viel verſäumt wurde und viel nachzuholen iſt und daß durch die in dem zu kanaliſirenden Weſten ungeheuer vermehrte Arbeitgelegenheit die im Oſten ſchon jetzt ſchwer empfundene Leutenoth noch erheblich geſteigert werden müßte. In dem Augenblick aber, wo wir der Handelspolitik des Reiches für Jahre hinaus neue Wege zu ſuchen haben, kann keine Aufgabe uns wichtiger dünken als die, zwiſchen den landwirthſchaftlichen und den induſtriellen Intereſſen einen beiden Gewerben erträglichen Ausgleich zu finden. Dieſen Ausgleich konnte der Kanalplan erſchweren, deſſen Erörterung ſchon die Wurzeln der alten Gegenſätze aufgrub und mindeſtens der Agitation neuen Stoff bot. Solchen Bedenken durfte namentlich die nicht in ein enges Reſſort eingehegten Träger der Verantwortung ſich nicht verſchließen. Immerhin aber ſprachen auch gewichtige Erwägungen — ſie ſind Ihnen wiederholt eingehend dargelegt worden — für die Kanalvorlage; und ſo entſchloſſen wir uns nach einigem Zögern einſtimmig, ſie dem Spruch des Landtages entgegenzuführen. Ueber die Schwierigkeit, ſie hier — und beſonders im anderen Hauſe — zur Annahme zu bringen, haben wir uns niemals Illuſionen gemacht, nie auch den Sinn des Monarchen zu täuſchen verſucht. Und wenn wir in dieſen Räumen die kleinen und großen Mittel taktiſcher Kunſt anwenden, wenn wir die einer numeriſch mächtigen Partei am Herzen liegende Frage der Gemeindewahlreform um die ſelbe Zeit Ihrer Entſchließung unterbreiten zu müſſen glaubten, — ja, meine verehrten Herren, wer hat uns denn in eine ſo unerfreuliche Sitte gewöhnt? Ich möchte jedes verletzende Wort meiden. Aber haben wir nicht oft das Schauſpiel erlebt, daß große Parteien ihre Abſtimmung in Grundfragen des Rechtes und der Wirthſchaft von Konzeſſionen abhängig machten, die auf ganz anderem Gebiet lagen und deren Gewährung dann zu den Abmachungen führte, die man jetzt als „Schachergeſchäfte", als „Kuhhandel" nicht hart und ſchroff genug tadeln kann? Wollen Sie einer Regirung, die zu nützlichem Wirken Ihre Zuſtimmung braucht, verübeln, wenn ſie ſich auf ihre Weiſe mit ſolchen Sitten, mögen ſie ihr auch unangenehm ſein, abzufinden bemüht?

Das Echo, das frühere Bedenken noch in den hier gehaltenen Miniſter-

reden fanden, ist Ihrem Ohr nicht entgangen. Wir stehen auf dem Standpunkt, daß es unwürdig wäre, eine wirthschaftliche Maßregel einem mündigen Volk aufdrängen zu wollen; und deshalb hatten wir gewiß keinen Anlaß, advokatorisch hier nur eine Seite der Sache zu beleuchten. Wir halten uns nicht für allwissend und fügen uns bescheiden in die Rolle, die uns die Verfassung vorgeschrieben hat. Diese Bescheidenheit war diesmal namentlich sehr angebracht. Denn im Lauf der Verhandlungen hat sich unsere Geneigtheit, mit nachdrücklicher Entschiedenheit für den Kanalplan einzutreten, wesentlich verstärkt. Sie, meine Herren, haben in Ihrer Mehrheit diesen Plan verworfen und uns damit vor die Frage gestellt, welches von der Verfassung vorgesehene Mittel wir zu wählen hätten, um ein unseren Wünschen mehr entsprechendes Votum zu erhalten. Diese Frage ist, wie Sie wissen, unter dem Vorsitz Seiner Majestät erörtert worden. Wir hatten nach Recht und Pflicht den König zu berathen. Er konnte einen Appell an die Wähler fordern und mit neuen Ministern seinem Ziel näher zu kommen trachten. Dieser Weg wurde ihm von der vereinigten Demokratie mit leidenschaftlichem Eifer empfohlen; über die Motive dieses zudringlichen Bemühens habe ich an dieser Stelle nicht zu sprechen. Da wir noch auf unseren Plätzen sitzen, hält der Monarch den Augenblick zur Wahl neuer Vertrauensmänner noch nicht für gekommen; die Herren Anwärter müssen sich also gütigst gedulden und mit dem Bekenntniß vorliebnehmen, daß wir ihnen ohne bange Sehnsuchtseufzer unsere Portefeuilles einhändigen werden, sobald auf unsere Dienste nicht mehr gerechnet wird. Darüber aber, daß der Appell an die Wähler zu keinem für die Staatsregirung günstigeren Resultat geführt hätte, kann kein Verständiger sich einer Täuschung hingeben. Wir haben keinen Grund, zu glauben, die Volksstimmung sei durch Ihr Votum gefälscht worden. Und die entfesselte Wahlbewegung hätte uns vor die leidige Nothwendigkeit gestellt, Parteien zu bekämpfen, auf die wir uns auch künftig zu stützen gedenken, und Bundesgenossenschaften anzunehmen, die uns später recht lästig geworden wären. Schon am Anfang dieser Berathungen ist Ihnen gesagt worden, die verkehrstechnische Einzelfrage, um die es sich handle, werde, wie auch die Antwort laute, für die Richtung unserer inneren Politik nicht bestimmend sein. Auf diesem Standpunkt beharren wir noch heute, obwohl wir die Hoffnung hegen, nach einer der Aufklärung und Informirung gewidmeten Pause in der nächsten Session ein günstigeres Resultat zu erreichen.

Damit scheint die Ankündigung im Widerspruch zu stehen, die letzten Vorgänge würden zu einer Aenderung des bisherigen Verhältnisses der Re-

girung zur konservativen Partei führen. Dieser — durchaus nicht leichtfertig hingesprochene — Satz ist offenbar mißverstanden worden. Wir hatten nicht etwa die Absicht oder auch nur den Wunsch, eine ehrenwerthe Partei für ihre aus ehrenwerthen Gründen hervorgehende Abstimmung zu strafen. Das wäre eine niedrige Handlungweise. Das ginge, dem Lande zum Heil, aber auch weit über unsere Kräfte hinaus. Wir wollten und konnten nur feststellen, daß die Konservativen als eine gouvernementale Partei nicht ferner mehr betrachtet werden können, — auch wohl, wenn ich die Herren recht verstehe, nicht wollen. Diese Feststellung hat für den gesammten Bereich unserer inneren Politik einen nicht zu unterschätzenden Werth. Sie bewahrt die Regirung vor schädlichen Illusionen; aber sie verscheucht auch den Wahn, die Begriffe der berühmten „Unabhängigkeit" und der konservativen Gesinnung seien in Preußen nicht zu vereinen. Dieser Wahn hat den Anhängern einer konservirenden Politik sehr geschadet. Freilich: die jetzt sichtbar werdende Entwickelung hat auch ihre üblen Seiten. Die Herren erinnern sich vielleicht noch der Worte, die der damalige Ministerpräsident Otto von Bismarck vor einunddreißig Jahren im Landtag sprach: „Eine konstitutionelle Regirung ist nicht möglich, wenn die Regirung nicht auf eine der größeren Parteien mit voller Sicherheit zählen kann, auch in solchen Einzelheiten, die der Partei vielleicht nicht durchweg gefallen. Hat eine Regirung nicht wenigstens eine Partei im Lande, die auf ihre Auffassungen und Richtungen in dieser Art eingeht, dann ist ihr das konstitutionelle Regiment unmöglich, dann muß sie gegen die Konstitution manövriren und paktisiren; sie muß sich eine Majorität künstlich schaffen oder vorübergehend zu erwerben suchen." Wir durften bisher annehmen, auf eine solche absolut sichere Partei rechnen zu können. Die konservativen Fraktionen haben der Regirung mehrfach — ich erinnere nur an die Verkürzung der Dienstzeit bei den Fußtruppen und an die Handelsverträge — das Opfer ihrer Ueberzeugung gebracht, wahrscheinlich, weil sie im Großen und Ganzen mit der Richtung der preußischen Politik einverstanden waren und Detailfragen nicht zum Ausgangspunkt eines Feldzuges machen wollten. Jetzt ist die vorhin erwähnte Annahme hinfällig geworden; und es ist klar, daß diese Thatsache nicht ohne weiter reichende Wirkungen bleiben kann. Die Konservativen erheben den Anspruch, zur Bildung eines in ihrem Sinn regirenden Ministeriums hinzugezogen zu werden und, bis Das geschehen ist, die heutigen Diener des Staates mit der parlamentarisch üblichen, von den anderen Parteien längst benutzten Waffen bekämpfen zu dürfen. Insofern durfte

und darf man wohl ſagen, daß ſich das Verhältniß der Regirung zu dieſer ſtärkſten Landtagspartei geändert hat.

Eine unabweisbare Folge dieſer Aenderung war der Wunſch, der parlamentariſchen Bethätigung der Beamten eine neue Grundlage zu ſchaffen. In einer gouvernementalen Partei, die unter allen Umſtänden die Regirungspolitik zu vertreten entſchloſſen iſt, können abhängige Beamte nützlich wirken, ſolche ſogar, die, nach dem Geſetz vom einundzwanzigſten Juli 1852, durch königliche Verfügung ſtets in den Ruheſtand verſetzt werden können. In einer zur Oppoſition bereiten Partei iſt für dieſe Beamten kein Raum und eine ſolche Partei kann ſelbſt nicht wünſchen, ſie in ihren Reihen zu ſehen; ſie wird ſich beeilen, den Ballaſt über Bord zu werfen und ihrem Organismus freie, in der Bewegungfähigkeit ungehemmte Glieder zuzuführen. Es wird Sie, meine Herren, deshalb nicht überraſchen, wenn ich Ihnen ſage, daß wir ihre Zuſtimmung zu einem Geſetzentwurf erbitten werden, der die Wählbarkeit der Beamten einſchränken ſoll. Von Maßregeln, die uns die Rachſucht diktiren könnte, wird und kann nicht die Rede ſein; wo der Schein ſolchen Gelüſtens erregt wurde, werden wir — oder, wenn es Seiner Majeſtät gefallen ſollte — unſere Nachfolger Remedur eintreten laſſen.

Es iſt nun — und damit komme ich zum heikelſten Punkt meiner heutigen Aufgabe — in der Preſſe ſo dargeſtellt worden, als hätten wir, die verantwortlichen Miniſter, ängſtlich nach der Stimmung des Monarchen geſchielt, von einem Hofbeamten Weiſungen entgegengenommen und zitternd, gewiſſermaßen mit ſchlotternden Knien, der Stunde geharrt, wo wir dem König ins Auge ſchauen ſollten. Meine Herren: wenn Sie an dieſem Tiſch jemals ſolche Miniſter erblicken, dann, darum bitte ich Sie im Namen von Volk und König, jagen Sie dieſe Wichte eilig davon! Wir leben, wie Sie Alle wiſſen, nicht mehr in den Tagen des Abſolutismus, auch nicht des nach Bismarcks Wort ſchlimmeren, der hinter miniſteriellen Unterſchriften und parlamentariſchen Mehrheitbeſchlüſſen Deckung ſucht. Wir haben auch keine Kabinetsregirung; und ich habe zu meinen ſämmtlichen Herren Kollegen das feſte Vertrauen, daß ſie ſelbſt den höchſten Hofbedienten, der ihnen in ihr ſelbſt verantwortetes Geſchäft dreinreden wollte, mit den ſolchem Vermeſſen gebührenden Komplimenten heimſchicken würden. Wer anders handelte, Der wäre, wie Bismarck von dem Prinzen Adolf von Hohenlohe-Ingelfingen geſagt hat, der Stelle eines preußiſchen Miniſters in bewegten Zeiten weder körperlich noch geiſtig gewachſen. Und glauben Sie nicht etwa, daß Sie bei Seiner Majeſtät über dieſe Dinge eine andere Anſchauung finden würden!

Der König von Preußen ſtimmt mit dem erſten Kanzler des Deutſchen Reiches darin überein, daß ihm „als Ideal eine monarchiſche Gewalt vorſchwebt, die durch eine unabhängige Landesvertretung ſo weit kontrolirt wäre, daß Monarch oder Parlament den beſtehenden geſetzlichen Rechtszuſtand nicht einſeitig, ſondern nur communi consensu ändern können, bei Oeffentlichkeit und öffentlicher Kritik aller ſtaatlichen Vorgänge durch Preſſe und Landtag". Ich erſuche Sie, in Bismarcks „Erinnerungen und Gedanken" nachzuleſen, was nach den citirten Sätzen über den Verſuch geſagt wird, den unkontrolirten Abſolutismus Ludwigs des Vierzehnten zu einer für deutſche Büger tauglichen Regirungform zu machen. Gern räume ich ein: das Ideal iſt bei uns noch nicht erreicht; an dem Willen des Königs, dieſem Idealzuſtand nach Menſchenmöglichkeit näher zu kommen, wird es aber niemals fehlen. Brauche ich nach dem Geſagten noch ausdrücklich zu verſichern, daß an der höchſten Stelle des Staates nie, nicht eine Sekunde lang, das Streben oder auch nur die Abſicht bemerkbar geworden iſt, auf Miniſter oder Parlament einen Druck zu üben, um einem perſönlichen Wunſch Willfährigkeit zu erzwingen? Preußens beſte Regenten haben ſtets das Beiſpiel gegeben, wie man dem Anſpruch der Pflicht, des Treuſchwures und des Geſetzes ſich zu beugen hat. Und es wäre der ſchwärzeſte Tag in der ruhmreichen preußiſchen Geſchichte, wenn wir oder unſere Enkel je eine Ausnahme von dieſer der Monarchie nützlichen Regel erleben ſollten.

Und nun bitte ich Sie, Ihre Arbeiten wieder aufzunehmen. Ich habe nichts mehr zu ſagen.

Das Haus tritt in die Berathung der Tagesordnung ein. Eine Generaldebatte wird nicht gewünſcht.

(Schluß des Blattes.)

Großdeutſchland und Oeſterreich.

Selbſtregirung des Volkes iſt in einem Staate möglich, wenn das Land klein, die Einwohnerzahl niedrig, die Bevölkerung in Raſſe, Religion, Vermögen, Beſchäftigung und Bildung gleichartig iſt; auch gehört ein gewiſſer Grad von Bildung — namentlich von Charakterbildung — und ein ruhiges Temperament dazu. Zwiſchen der Selbſtregirung und dem Abſolutismus ſtehen allerlei Miſchformen, die ſich in die beiden Hauptgruppen der ſtändiſchen und der Wahlrepräſentation bringen laſſen. Wenn man die europäiſchen Staaten nach dem Grade der Möglichkeit einer reinen Demokratie ordnet, ſo ſtehen die kleinen Alpenkantone der Schweiz mit ihrer deutſchen katholiſchen Hirtenbevölkerung von 13000 bis 50000 Seelen an erſter, Rußland und Oeſterreich an letzter Stelle; doch ſtehen dieſe beiden Staaten nicht hinter einander, ſondern ſie bilden das Ende zweier divergirenden Linien, denn die Unmöglichkeit der politiſchen Freiheit rührt in ihnen von verſchiedenen Urſachen her. Rußland muß abſolutiſtiſch regirt werden, weil ſeine ſtumpfſinnige und ungebildete Bevölkerung — was wollen die paar tauſend rebelliſchen Studenten und Studentinnen unter mehr als hundert Millionen Muſhiks und tatariſchen Nomaden bedeuten! — weder das Bedürfniß politiſcher Freiheit empfindet noch dazu befähigt iſt. In Oeſterreich diesſeits der Leitha wäre die deutſche Bevölkerung und vielleicht auch ein Theil der czechiſchen für die politiſche Freiheit reif, aber ſie iſt durch Klaſſen , Raſſen- und Religionhaß in ein Dutzend Bruchtheile geſpalten, die einander mit ſolchem Fanatismus befehden, daß an poſitives Zuſammenwirken einer überwiegenden Mehrheit nicht zu denken iſt. Bismarck hat, wie ich zufällig erfahren habe, ſchon vor dreißig Jahren in einem Geſpräch geäußert, Oeſterreich könne nicht anders als abſolutiſtiſch regirt werden. Was damals noch durch einige parlamentariſche Scheinthätigkeit verdeckt wurde, iſt heute ſo offenbar geworden, daß es kein Verſtändiger leugnen kann. Um aber ein ſolches Chaos entwirren und die zum Theil hochgebildeten kämpfenden Maſſen bändigen zu können, dazu gehört ſchon ein Herrſchergenie. Die Oeſterreicher haben nun keinen Bismarck; und es iſt die Frage, ob ſelbſt ein Bismarck der Aufgabe gewachſen wäre. Eben ſo wenig wie der Miniſterabſolutismus würde bei dem bekannten Familiengenius der Habsburger ein Verſuch des Monarchenabſolutismus Erfolg verſprechen. Und mit einem ſolchen Genie wärs doch nicht abgethan; auch die Nachfolger müßten Genies ſein. Allein ſelbſt der genialſte Abſolutiſt könnte die Aufgabe nicht bewältigen. Denn da die Oeſterreicher keine Schlachtſchafe, ſondern ſozuſagen Wildkatzen ſind (nicht von Natur, ſondern durch ihre unleidliche Lage dazu gemacht), ſo müßte der abſolute Regent eine Gewalt- und Schreckensherrſchaft einführen. Zu einer ſolchen braucht man aber Werk-

zeuge; und woher ſollte er die nehmen? Wollte er mit den Deutſchen die Slaven bezwingen, ſo würde ihre Zahl nicht ausreichen, — abgeſehen davon, daß es gar nicht möglich wäre, aus Deutſchnationalen, Klerikalen, Antiſemiten, „Judenliberalen“ und Sozialdemokraten eine einheitliche Truppe zu bilden; nur in der Nothwehr, nicht zu einer Offenſivaktion, ſind ſie auf ganz kurze Zeit zuſammen zu bringen. Die Deutſchen aber durch die Slaven zu unterdrücken, wird nimmermehr gelingen: dazu ſind ihrer doch wieder zu viele. Oeſterreichs Länder werden nur durch die beiden zufälligen Umſtände zuſammengehalten, daß vorläufig kein Nachbar Luſt zum Annektiren hat und daß der alte, vielgeprüfte Kaiſer Franz Joſeph Gegenſtand einer pietätvollen Anhänglichkeit iſt. Es giebt Politiker, die den Zerfall der öſterreichiſchen Monarchie ſchon gleich nach dem Tode dieſes Kaiſers für ſehr wahrſcheinlich halten. Das wird in England, wo man keine Dreibundsrückſichten zu nehmen hat, offen ausgeſprochen. Natürlich werden die Nachbarn genöthigt ſein, in den Auflöſungprozeß einzugreifen.

Gar lange kann es alſo nicht mehr dauern, bis das Deutſche Reich ſich gezwungen ſehen wird, die Richtung einzuſchlagen, vor der ſich Bismarck mit ſolcher Entſchiedenheit geſträubt hat. Einmal freilich hat er ſogar gedroht, er werde ſie aus freien Stücken einſchlagen. Als nach dem Waffenſtillſtande von Nikolsburg Rußland und Frankreich dem Sieger durch einen europäiſchen Kongreß die Hände zu binden gedachten, da telegraphirte er dem Militärbevollmächtigten am ruſſiſchen Hofe, Herrn von Schweinitz, er möge bei dem Kaiſer in vorſichtig freundlicher Weiſe geltend machen, daß es für uns ohne Revolution in Preußen und Deutſchland vollſtändig unmöglich wäre, auf die Früchte unſerer mit Gefahr der Exiſtenz erkauften Siege zu verzichten oder die Geſtaltung Deutſchlands von den Beſchlüſſen eines Kongreſſes abhängig zu machen. Der König, hieß es in der Depeſche weiter, iſt abweſend; ich kann aber Seiner Majeſtät nur rathen, wenn die Einwirkung des Auslandes auf unſere Verhältniſſe ſchärfere Umriſſe annehmen ſollte, die volle nationale Kraft Deutſchlands und der angrenzenden Länder zum Behuf des Widerſtandes zu entfeſſeln. (Sybel, Die Begründung des Deutſchen Reiches V, 347). Wie wird Bismarck Gott dafür gedankt haben, daß er nicht in die Lage kam, mit ſeiner Drohung Ernſt zu machen! Nie hätte er „ſeinen alten Herrn“ dahin gebracht, ſich durch eine Revolution zum Kaiſer von Großdeutſchland machen zu laſſen; und daß er dann ſpäter, in den achtziger Jahren, alle Liebeserklärungen und Annäherungverſuche der Schoencrianer barſch zurückwies, iſt nicht zu verwundern. Denn das großdeutſche Ideal wäre ohne einen europäiſchen Krieg nicht zu verwirklichen geweſen; und es hieß eine beinahe grauſame Zumuthung an ihn ſtellen, wenn er als Siebenzigjähriger die Verantwortung für einen vierten Krieg, den furchtbarſten

und gefährlichsten von allen, auf sich nehmen und diesen Krieg durchführen sollte. Außerdem aber war ihm das großdeutsche Ideal, selbst mit preußischer Spitze, an sich zuwider, weil es schwierig sein würde, die stramme preußische Ordnung in den habsburgischen Ländern durchzuführen, und weil deren Bevölkerung noch dazu zum größeren Theil slavisch und überwiegend katholisch ist. Und diese Abneigung wird von den meisten Protestanten des Deutschen Reiches und namentlich von allen preußisch Empfindenden getheilt.

Auf Empfindungen nimmt aber der Gang der Weltgeschichte keine Rücksicht und die Weltgeschichte ist, wie von Tag zu Tage deutlicher sichtbar wird, über das Staatensystem, für das einst das bismarckische Deutschland zugeschnitten war, hinausgeschritten. Die Slaven leiden an politischer Unfähigkeit. Von den romanischen Staaten übt nur Frankreich — und dieses nicht durch sein wirkliches Gewicht, sondern nur durch den Glanz seiner Vergangenheit — maßgebenden Einfluß; es ist nur der Schein eines Einflusses, der bei einer ernstlichen Probe zerrinnen wird. Die Romanen werden, wie die Hellenen im Römerreich, fortfahren, auf dem geistigen Gebiet mitzuherrschen; in der Politik aber werden sie wenig mehr zu sagen haben. Die Weltherrschaft ist den beiden Hauptzweigen der Germanen zugefallen; der großen Slavenmacht werden sie schließlich den Antheil, den ihr nicht Geisteskraft erobert, sondern die Natur angewiesen hat, gern überlassen: die Eiswüsten und Steppen Nord- und Mittelasiens. Die europäischen Nationalstaaten, die zu Kleinstaaten herabsinken, haben ihre Rolle ausgespielt; an die Stelle des Gleichgewichtes der fünf europäischen Großmächte tritt der Kampf der zur Weltherrschaft berufenen Rassen um die Theilung der Erde.

Dieser Gang der Entwickelung ist in den neunziger Jahren so deutlich hervorgetreten, daß er auch den blödesten Augen sichtbar werden mußte. Aber die vorhin charakterisirte Abneigung gegen Großdeutschland ist in unseren maßgebenden Kreisen so stark, die Vorliebe einiger höchst maßgebenden Kreise für Rußland, den vermeintlichen Hort der Autorität, so lebhaft, daß man sich, um den Deutschen in der neuen Weltlage ihre Stellung zu wahren, nach einem anderen als dem natürlichen Wege der Machterweiterung umgesehen hat. Das Interesse der mächtigen Kohlen- und Eisenbarone (nicht das der hamburger Handelsherren, die die Nächsten dazu wären; doch bekanntlich haben sie der Flottenbewegung lange Zeit sehr kühl gegenübergestanden) hat zusammen mit den persönlichen Ansichten und Neigungen des Kaisers die Anschauung verbreitet, daß Großdeutschland jenseits des großen Wassers liege. Statt sich zunächst zehn Millionen Deutsche anzugliedern und Fühlung mit den bisher preisgegebenen vorgeschobenen deutschen Posten am Baltischen Meer und in den transsylvanischen Alpen zu suchen, annektirt oder kauft man Häuflein armseliger Wilder. Statt die alte Herrlichkeit Kleinasiens, Syriens

und Babyloniens wieder herzuſtellen, okkupirt man afrikaniſche Wüſten, ozeaniſche Klippen und Geſtade im dicht bevölkerten China. Statt daß ſich die deutſche Jugend, jenem natürlichen Ziele zu, in breiten Strömen die bequeme alte Völkerſtraße an der Donau hinab ergöſſe, nachdem der entgegengeſetzte Strom aſiatiſcher Barbaren von ſelbſt rückläufig geworden iſt, läßt man dieſe Jugend zwecklos*) auf dem Großen Waſſer herumſchwimmen. Wie kann man ſich auf England berufen! England liegt im Waſſer, kann ſich alſo nicht landwärts ausdehnen; ihm iſt die Flotte, was uns das Landheer iſt. Nicht gegen die Flottenvermehrung an ſich rede ich. Ich ſehe ein, daß, nachdem einmal die Narrheit des Wettrüſtens eingeriſſen iſt, jeder Großſtaat ſie nach Maßgabe ſeiner Stellung und ſeiner Anſprüche mitmachen muß — zu Waſſer wie zu Lande —, und wie viele und welche Kähne unſere Weltſtellung und unſere Anſprüche erfordern, darüber habe ich kein Urtheil. Nur beſtreite ich, daß Flottenvermehrung und der Erwerb überſeeiſcher Kolonien unſer Expanſionbedürfniß zu befriedigen, daß ſie uns zu der unſerer Raſſe gebührenden Weltſtellung zu verhelfen und unſeren Theil an der Oberfläche dieſer kleinen Erdkugel zu ſichern vermögen. Wiſſen doch ſogar die Engländer beſſer, wo unſer Antheil liegt. In der Saturday-Review vom erſten Juli wird, nach Erwähnung unſeres letzten bedeutungloſen Inſelerwerbes, geſagt: It is in Asia Minor that Germany will find her India [Beſſeres als ein Indien! Ackerbaukolonien!] if she is ever to find it. England might have had the development of that splendid country but for our political and diplomatic perversity, and Germany has entered into our heritage. Daß ſich ein ſehr lebhaftes, nicht nur theoretiſches, ſondern das Intereſſe großer Unternehmer der Levante zugewandt hat, die öffentliche Meinung alſo anfängt, die rechte Richtung einzuſchlagen, iſt ein erfreuliches Zeichen. Nehmen wir einmal an, der Kaiſer habe die Begeiſterung für maritime Unternehmungen nur hervorgerufen, um die Aufmerkſamkeit der Mächte abzulenken, die uns von unſerem wahren Ziele abzuſchneiden ein Intereſſe haben, damit wir Zeit bekommen, uns in Ruhe dort feſtzuſetzen. Da der volkswirtſchaftliche Werth der deutſchen Kolonien auch heute noch ſo ziemlich gleich Null iſt, behält Bismarck mit ſeiner urſprünglichen Anſicht über exotiſche Kolonien Recht: „Ich will gar keine Kolonien; die ſind blos zu Verſorgungpoſten gut. In England ſind ſie jetzt nichts Anderes, in Spanien auch nicht. Und für uns in Deutſchland —: dieſe Kolonialgeſchichte wäre für uns genau ſo wie der ſeidene Zobelpelz in polniſchen Adelsfamilien, die keine Hemden haben.“ Das Bild paßt freilich nicht ganz;

*) D. h. ohne erheblichen Nutzen für Volk und Vaterland; die jungen Leute ſelbſt haben ſchon manchen Vortheil davon.

Deutschland hat Hemden und den Pelz dazu, es hat das Nothwendige und das Ueberflüssige und mit den Kolonien hängt es nur werthlose Lappen über den schönen Pelz. Wenn ich sage, es hat das Nothwendige, so meine ich nur, das Nothwendige an materiellen Gütern. Ein anderes sehr Nothwendiges aber fehlt ihm: Grund und Boden für Ackerbaukolonien zur Vermehrung der unabhängigen Existenzen. Und hier trifft sein volkswirthschaftliches und soziales Bedürfniß mit seinen Ansprüchen auf die seiner Volkskraft gebührende Weltstellung zusammen. Geholfen werden kann uns in beiden Beziehungen nur durch eine Erweiterung unseres Gebietes zu Lande, die uns gleich bei einem Blick auf die Landkarte unserem Nachbarn Rußland ebenbürtig erscheinen läßt. Dazu gehört die Annexion der österreichischen Monarchie, der europäischen und asiatischen Türkei, Südrußlands und der baltischen Provinzen. In Asien mag sich dann Rußland ausdehnen, wie es will, und seine Residenz nach Peking verlegen. Nur zusammenhängende Ländermassen begründen eine solide Macht. Ueberseeische Kolonien dagegen schwächen, da sie nicht nur zur Vertheidigung des Mutterlandes nichts beitragen, sondern von diesem vertheidigt werden müssen.

Natürlich kann Das nicht von heute auf morgen geschehen. Es wird vielleicht eine Zeit von fünfzig Jahren erfordern. Die Aufrichtung des jetzigen Deutschen Reiches hat von der Zeit ab, wo Stein und Schön über die Neugestaltung Deutschlands mit einander stritten, einen noch längeren Zeitraum erfordert. Man spottet über Turn- nnd Gesangfeste, die vor 1870 Deutschland hätten einigen sollen, während das große Werk nur mit Blut und Eisen habe vollbracht werden können. Aber den Schwung der Begeisterung zu erzeugen, mit dem die Deutschen 1870 ins Feld gezogen sind, haben diese Feste doch wohl Etwas beigetragen; auch dazu, die Süddeutschen auf unserer Seite festzuhalten, von denen ein großer Theil aus Haß gegen Preußen zu Frankreich neigte. Vielmehr fordern den Spott jene heutigen Patrioten heraus, die bei jeder Gelegenheit „Deutschland, Deutschland über Alles“ singen, dabei sich aber zum Glauben an das Gottesgnadenthum der Monarchen und ihrer Dynastien bekennen, die deutschen „Unterthanen“ der Habsburger also für verpflichtet halten, bis zum Ende der Zeiten ihren Angestammten treu zu gehorchen und vorkommenden Falles gegen ihre deutschen Brüder im neuen Reich in den Krieg zu ziehen, und die es ganz in der Ordnung finden, wenn ein deutsches Herzogthum zur Apanage für einen englischen Prinzen verwandt wird, der es „geerbt“ hat. Nach solcher Logik könnte der ganze deutsche Reichsboden und könnten alle fünfzig Millionen deutscher Bebauer und Bewohner dieses Bodens einmal von englischen und russischen Prinzen geerbt und unter sie vertheilt werden; sind ja doch die Dynastien alle unter einander verwandt. Legitimismus und

nationale Politik vertragen ſich ſo ſchlecht mit einander wie Feuer und Waſſer. Wir laſſen uns von Wilhelm dem Zweiten beherrſchen, nicht, weil er uns „geerbt“ hat oder weil es Gottes Gebot iſt, einem ſolchen Erbherrn zu gehorchen, ſondern, weil die monarchiſche Verfaſſung für einen Großſtaat beſſer paßt als die republikaniſche, weil es in Deutſchland keine tüchtigere Dynaſtie giebt als die der Hohenzollern und weil die Thronfolgeordnung dieſes Hauſes vernünftig iſt. Wo Das nicht bombenfeſt ſteht und offen ausgeſprochen wird, wo die Volksmaſſen noch mit der Theorie von Thron und Altar auf der Stufe der Unmündigkeit feſtgehalten werden, da kann von nationaler Politik keine Rede ſein; da ſteckt man noch im Patrimonialſtaate drin, bekennt ſich als Beſitzſtück eines Angeſtammten und muß das Maul halten, wenn man von einem Engländer oder Ruſſen als Erbſtück behandelt wird. Machen die Deutſchen mit der nationalen Politik Ernſt, dann werden ſie, dann wird das deutſche Volk, das keine ſeine Glieder trennenden Staatsgrenzen anerkennt, im geeigneten Augenblick entſcheiden, ob den Habsburgern oder dem Hauſe Holſtein-Gottorp noch länger geſtattet werden ſoll, einen Theil von ihnen zu beherrſchen.

Die Ausdehnung der deutſchen Herrſchaft über die öſterreichiſche Monarchie hinaus bis nach Aſien iſt durch das Bedürfniß nach neuen Arbeitfeldern geboten (daß es bei uns nicht an Arbeit, ſondern an Arbeitern fehle, iſt, wie ich in der „Kleinen Inventur“ gezeigt habe, nur Schein), aber auch durch die Nothwendigkeit, unſere Weltſtellung zu behaupten, was nicht möglich iſt, wenn unſer Staatsgebiet dem ruſſiſchen nicht ebenbürtig wird. Wir haben nur die Wahl, ob wir dieſe Gebiete ſelbſt in Beſitz nehmen oder als Knechte Rußlands und Englands, vielleicht nur Rußlands, darin arbeiten und dieſe barbariſche Macht gegen ihre eigene Natur noch größer und zur Herrin des kultivirteſten Kulturvolkes, unſeres eigenen, machen wollen, nachdem wir ihm ſchon zu ſeiner jetzigen Weltſtellung verholfen haben; nicht allein durch die Dynaſtie, die geiſtigen Kräfte und die Kulturelemente, die wir ihm geliefert haben, ſondern auch durch die verkehrte Politik unſerer Fürſten, die jene aſiatiſche zu einer europäiſchen Macht hat heranwachſen laſſen. Die Deutſchen haben einander in dreihundertjährigen Kriegen zerfleiſcht und dadurch das zum Herrſchen gar nicht befähigte Franzoſenvolk vorübergehend zum Gebieter Europas und Rußland zu einer europäiſchen Großmacht erhoben. Jetzt hetzt man die drei Zweige der zur Weltherrſchaft berufenen Germanen, namentlich aber den deutſchen und den angelſächſiſchen, gegen einander, obwohl zwiſchen ihnen gar kein Intereſſenkonflikt beſteht, und kann es ſo dahin bringen, daß den Ruſſen ein weiterer Machtzuwachs förmlich aufgedrängt, das deutſche Volk aber um ſeine Weltſtellung geprellt wird.

Dem preußiſchen Bureaukraten flößt ſelbſtverſtändlich der Gedanke an

ein weites Reich mit einem bunten Völkergewühl, wo Alles aufhört, was er Ordnung nennt, Entsetzen ein. Aber, wie gesagt, die zur Weltwirthschaft und zu Weltreichen hindrängende Entwickelung fragt nicht nach dem persönlichen Geschmack von Excellenzen. Es wäre geradezu lächerlich, wenn sich die berliner Staatsmänner im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität für unfähig erklären wollten, Aufgaben zu bewältigen, die vor 2000 Jahren die römischen mit der dürftigen und unbehilflichen Technik des Alterthumes ganz vortrefflich bewältigt haben und die heute sogar der Russe, wenn auch etwas weniger vortrefflich, bewältigt, — weil er muß. Uebrigens ist die Idee des Nationalstaates nur in dem Sinne berechtigt, daß die Nationalität für die natürliche Grundlage der Staatenbildung erklärt wird. Geht man darüber hinaus und will Staaten, Großstaaten von reiner und ungemischter Nationalität, so stellt man ein schlechtes, weil unnatürliches Ideal auf. Die höheren und die niederen Rassen sind als Herren und Diener, als geistige und körperliche, leitende und ausführende Arbeiter auf einander angewiesen. Eine niedere Rasse, die unabhängig bleibt, versumpft und leistet weder für sich noch für die Menschheit Etwas. Bilden aber Menschen einer höheren Rasse einen reinen Nationalstaat, der weder fremde Elemente aufnehmen noch sich über solche ausdehnen will, so sind sie, wenn sie sich nicht sozialistisch einrichten, genöthigt, einen Theil der eigenen Volksgenossen zu versklaven und dadurch die offene oder latente Revolution in Permanenz zu erklären, da sich die Unterdrückten selbstverständlich nicht in die ihnen zugemuthete Lage fügen. Der zum Herrschen und Leiten Befähigten aber sind viel zu viele, als daß sie alle daheim einen angemessenen Wirkungskreis finden könnten. Und uns beschert noch dazu der allgemeine Lern- und Bildungszwang eine Unmasse von Leuten, die sich einbilden, zum Leiten und Kommandiren berufen zu sein, wenn sie es auch ihren Fähigkeiten nach nicht sind, und die sich für dienende Stellungen und mühsälige, verachtete körperliche Arbeit zu gut halten. In dieser Beziehung stiften ja unsere exotischen Kolonien, die an sich nur eine großartige, der nationalen Eitelkeit schmeichelnde Spielerei sind, einigen Nutzen: sie absorbiren und beschäftigen ein paar hundert oder tausend unruhige, unfügsame Köpfe. Die Mischung der höheren mit den niederen Rassen ist also eine von der Natur begründete Nothwendigkeit.

Ist die Wiedervereinigung Oesterreichs mit den im neuen Deutschen Reich geeinten deutschen Ländern die einzige mögliche Lösung des österreichischen Problems, so ist sie zugleich auch eine wirkliche Lösung. Jetzt hat man in Oesterreich vier Staatssprachen, nächstens wird man ein Dutzend haben; kein Gedanke daran, daß das Deutsche die eine allgemeine Staatssprache werden könnte. In zwanzig Jahren werden die Deutschen des neuen Reiches und Oesterreichs zusammen 70, in vierzig Jahren 80 Millionen zählen, alle

Nationchen der habsburgiſchen Monarchie und die preußiſchen Polen zuſammengenommen aber nur etwa halb ſo viel. Bei dieſem Miſchungverhältniß verſteht ſich in Großdeutſchland das Deutſche als die eine allgemeine Staatsſprache von ſelbſt; es wird zu ihrer Anerkennung keines Geſetzes bedürfen. Zwei Millionen Deutſche kann der als ritterlicher Magyar verkleidete Hunne mit Füßen treten, aber achtzig Millionen nicht. Und der Mächtige darf ungeſtraft großmüthig, liberal, mild und tolerant ſein. In ſeiner unbezweifelten und unangreifbaren Herrſcherſtellung kann der Deutſche die Angehörigen Halbaſiens in ihren Mutterſprachen ſchwatzen, leſen und ſchreiben laſſen, ſo viel ihnen beliebt; ſo viel Deutſch, wie er zum Fortkommen braucht, wird der Slave, der fortkommen will, ganz von ſelbſt und ungezwungen lernen. Man ſage nicht: Preußen werde ja mit ſeinen zwei Millionen Polen nicht fertig; wie ſolle es erſt werden, wenn wir vierzig bis fünfzig Millionen Slaven, Magyaren, Rumänen und ſonſtige Fezträger hätten! Die preußiſche Bureaukratie, wie ſie heute iſt, würde auch mit 2000 Polen nicht fertig; ſie wird mit ihren eigenen Beinen nicht fertig, über die ſie fällt. Ein preußiſcher oder ſächſiſcher Bureaukrat oder Poliziſt iſt im Stande, durch unvernünftige, die äußerſte Oppoſition hervorrufende Zumuthungen einen kerndeutſchen Mann dahin zu bringen, daß er den Polen heuchelt. Die polniſche Frage Preußens haben nicht die Polen erzeugt: ſie iſt ein Produkt bureaukratiſcher und konfeſſioneller Marotten, die mit ein Wenig Geſchäftsſpekulation verquickt ſind. Hoffentlich wächſt eine neue Generation weiſerer Staatsmänner heran, daß nicht der große Moment ein kleines Geſchlecht finde.

Wie Großdeutſchland organiſirt ſein wird, darüber brauchen wir uns jetzt die Köpfe nicht zu zerbrechen; vielleicht ähnlich dem alten Römerreich: eine Centralleitung mit weitgehender regionaler und lokaler Selbſtverwaltung. Die Publiziſtik der Gegenwart hat ſich damit noch nicht zu beſchäftigen, ſondern nur auf die Richtung hinzuweiſen, in der ſich die Entwickelung bewegt, und die Gemüther auf die bevorſtehenden Kataſtrophen vorzubereiten.

Neiſſe. Karl Jentſch.

Michael Albert.

„Ich bin ein Pionier der Bildung in einem entfernten Erdenwinkel und gehöre jener Handvoll Leute an, die dem großen Volke, zu dem ſie ſich zählen, keine Schande machen mochten.“ M. Albert, Novellen.

Jahrhunderte lang galt für die ſiebenbürgiſchen Sachſen das Wort: inter arma silent musae. Das Lied war ihnen verſagt, harte Männerarbeit hatte das Schickſal dieſem winzigen Splitter deutſchen Volksthumes auferlegt und

die Hand, die ohne Rast den Pflug, den Hammer und das Schwert zu handhaben sich hatte gewöhnen müssen, war zu schwer geworden, um den Federkiel des Poeten zu führen. Trotzdem hat zu allen Zeiten doch auch eine gewisse literarische und künstlerische Bethätigung das rauhe Tagewerk der Sachsen verschönt und in unserem Jahrhundert hat ihr nationales Leid, ihre nationale Begeisterung Widerhall in dem Sange reichbegabter Dichter gefunden.

Wenn es wahr ist, daß der echte Dichter seine Probleme nicht nur in seiner Zeit findet, sondern auch den Zeitgenossen einen Spiegel vorzuhalten berufen ist, dann hat die sächsische Dichtung eine besondere Berechtigung. Die Kämpfe der Sachsen sind zum großen Theil ganz anderer Natur als die des großen deutschen Volkes. Das sächsische Leben in seiner Eigenart, die Berechtigung seiner kulturellen Einrichtungen, die nationalpolitischen Gestaltungen und Ausstrahlungen: Das sind die Probleme, die vor Allem diesen deutschen Stamm erregen, der Stoff, den seine Dichter, wenn sie das Herz des Volkes rühren wollen, gestalten müssen.

Zwei hervorragende Persönlichkeiten sind es, die hier, seit den sechziger Jahren, in der neumagyarischen Periode hervorgetreten sind: Traugott Teutsch und Michael Albert. Das Lebenswerk des Jüngeren, Michaels Albert, liegt abgeschlossen vor uns und dürfte auch den deutschen Leser interessiren, denn es zeigt, welche ungebrochene geistige Kraft noch in unserem wetterharten Stamme webt.

Albert wurde am einundzwanzigsten Oktober 1831 zu Trappold, einem ansehnlichen Dorf nicht weit von der Stadt Schäßburg in Siebenbürgen, geboren. Elf Jahre alt, bezog er das Gymnasium dieser Stadt. 1857 absolvirte er die Schule und wurde Hörer an der Universität Jena, um sich dort für das Lehr- und Pfarramt vorzubereiten. Alles Neue dort wirkte mächtig auf ihn ein, die gemeinsamen Ausflüge der Kommilitonen, die schwungvollen Vorträge Kunos Fischer; ein freisinniger, wissenschaftlicher Geist befruchtete damals, wie er selbst berichtet, die theologischen Studien und über Allem waltete die große literarhistorische Erinnerung. 1859 studirte er in Berlin und ein Jahr später in Wien. 1860 kehrte er in die Heimath zurück und wurde als Gymnasiallehrer in Bistritz, ein Jahr später in Schäßburg angestellt. Viele Generationen saßen dort lernend zu seinen Füßen; und als man den seltenen Mann am einundzwanzigsten April 1893 zu Grabe trug, da galt die sächsische Trauer nicht nur dem Dichter, sondern auch dem unvergeßlichen Lehrer. „Meine schriftstellerische Thätigkeit", schreibt er in seiner Selbstbiographie, „stand mit diesem Beruf im besten geistigen Einklange." Von Anfang an veröffentlichte er Verse und Prosa, gesammelt in den „Gedichten" (Hermannstadt, Krafft 1893), und in „Altes und Neues" (Hermannstadt, Krafft 1890). 1883 schrieb er sein Erstlingsdrama: „Die Flanderer am Alt" (Historisches Schauspiel in fünf Akten, zweite Auflage, Leipzig, Otto Wigand), 1886 „Harteneck", Trauerspiel in fünf Akten (Hermannstadt, Krafft) und sein Nachlaß enthielt: „Ulrich von Hutten, historisches Drama in fünf Akten (Hermannstadt, Krafft 1893).

In einer seiner Novellen bemerkt er, es sei der Fluch oder besser der Stempel, den das Geschick seinem Volk aufgedrückt habe, daß Keiner, der in ihm groß geworden sei, aus seinem Wesen heraustreten könne. Jeder sei mit seinem innersten Fühlen, mit den Fasern seines tiefsten Lebens mit diesem Stamm verschlungen, der, so klein er sei, sich durch alle Kämpfe der Jahr-

hunderte rein und unvermiſcht erhalten habe. Mehr als für jeden Anderen gilt dies Wort für ihn ſelbſt. Das ſächſiſche Bauerndorf grüßt er mit den Worten:

„Vom Dorf, drinn' ich geboren,
Trieb weit mich das Geſchick;
Das Dorf, das ich verloren,
Grüßt jetzt im Traum mein Blick.
Des Lebens bittern Kummer
Daheim empfand ich nie;
Es rauſchte mich in Schlummer
Der Baum der Poeſie."

Die Kämpfe, die ſein Volk um die nationale Exiſtenz zu führen hat, treten ſcharf umriſſen hervor. Er hat manches epigrammatiſche Wort zugeſpitzt, das die Sachſen immer und immer wieder daran mahnen ſoll, daß der Geiſt ſtärker ſei als die brutale Gewalt, vor Allem der Geiſt, der aus dem ſelben Borne ſchöpft, aus dem ſich Luther, Goethe und Schiller verjüngende Zauberkraft getrunken haben. So wollen ſeine Dramen verſtanden ſein, ſo wollen aber auch ſeine Novellen gewürdigt werden: die Novellen als realiſtiſche Schilderungen ſächſiſchen Volkslebens, die Dramen als lebenskräftige Geſtaltungen der rodenden Kulturarbeit der Sachſen. Seltener ſchildert er den nationalen Gegner. Wo es aber geſchieht, in ſeinen Novellen kurz und ſchlagend, eingehender und gewichtiger im Drama „Harteneck", da verfährt er immer mit deutſcher Unparteilichkeit. In ſeiner ganzen urſprünglichen Kraft, ſeinem ſelbſteigenen Weſen tritt der Herr des Landes, der Magyar, vor das Auge des Leſers. Rückſichtlos und gewaltthätig, ein Kind des Augenblicks und ein Spielball ſeines heiß wallenden Blutes, ein Lebemann, der im Kreiſe froher Zecher dem ſpielenden Zigeuner ſorglos die letzte Hunderter-Note hinwirft, „während ſchon dieſer Anblick dem ſparſamen ſächſiſchen Pflanzer den Eindruck macht, als reiße man von ſeiner eigenen Haut einen Fetzen weg". Aber auch ſeinem Edelmuth, ſeiner Ritterlichkeit und Geradheit, ſo weit ſie nicht durch die leidige Politik und nationalen Dünkel verkrüppelt ſind, leiht unſer Dichter helltönende Worte.

Die zünftige Kritik mag Vieles an ſeinen Werken auszuſetzen haben, Eins aber kann ſie ihnen nicht abſprechen: der individuellſte Herzſchlag des ſächſiſchen Volkes pocht in ihnen, ein ſeltener Stimmungzauber ſtrömt von ihnen aus und ihre humorvolle und farbige Kleinmalerei grenzt manchmal an die Art Gottfrieds Keller. Die Sprache der letzten Schöpfungen erinnert an die Meiſterwerke der deutſchen Klaſſiker. Im Banne Schillers ſteht der Dichter in ſeinen Dramen.

„Wer ſeid Ihr, wer bin ich?
Eintagsgeſchöpfe, flücht'ge Einzelweſen!
Ein Volk iſt mehr; ein Volk nur hat Beſtand.
Und in dem Volk die ſernſte Zukunft leben,
Iſt unſerer Thaten Sporn, des Daſeins Kern."

Solche Verſe wären ihm ohne Schillers Vorbild nicht gelungen; und dieſes Vorbild blitzt überall auch in unzähligen kleinen, rührenden Zügen auf, — ein ergreifender Beweis dafür, wie das ſächſiſche Volk in allen ſeinen Lebensfaſern am deutſchen Mutterlande hängt.

Noch Manches ließe ſich von den Erzählungen ſagen, die moderne ſächſiſche Verhältniſſe und Menſchen darſtellen: Verhältniſſe, wie ſie die einfache Lebens- und Anſchauungweiſe des Bauern und kleinen ſtädtiſchen Bürgers mit ſich bringt, Menſchen, in denen noch der gewaltige, reckenhafte Bauerntrotz lebt, wie ihn Immermann im Oberhof ſchilderte. Ausgezeichnet iſt vor Allem die Erzählung „Die Dorfſchule".

Giebt Albert als Erzähler das reale Leben wieder, ſo verkörpert er als Dramatiker die Ideale, die den Beſtand des Sachſenthumes bisher gefeſtigt und erhalten haben: die bedingungloſe Hingabe an das eigene Volksthum und den geiſtigen und ſittlich-religiöſen Zuſammenhang mit dem deutſchen Mutterlande.

„Hier ſtirbt das Deutſche nicht, darauf vertraut!
Wir kamen nicht zu flücht'ger Raſt ins Land . . .
Mit Schweiß und Blut, mit Herzeleid und Wagniß
Verpflichten wir zur Heimath uns die Scholle",

heißt es in den „Flanderern am Alt". Das Schönſte iſt ihm jedoch in ſeinen Gedichten gelungen. Wohl dient auch ſeine Lyrik dem Volk, aber daneben quillt das allgemein menſchliche Empfinden aus unverſieglichem Born. Ein Beiſpiel: Im Brautſchmuck ſteht der Baum...

„Es hat um ihn gefreit
Die jugendliche Sonne;
Er ſteht zum Feſt bereit
In Demuth und in Wonne.

Ein Ahnen wunderbar
Scheint heimlich ihm zu ſagen:
Du ſollſt in dieſem Jahr
Die erſten Früchte tragen."

Am Reichſten ſtrömt ſein Sang, volltönig und in gewaltigen Rhythmen, wo er von ſeines Volkes Leiden und Freuden handelt. Frohgemuth begrüßt er die neue Zeit; dann beklagt er trauernd, wie Viele zum Grenzthor hinausgezogen ſind, um nicht zurückzukehren, ſeit die freundlichen Geiſter allhier ſo Land wie Volk verlaſſen haben.

Möge dieſes in flüchtigen Strichen hingeworfene Bild den Einen oder Anderen veranlaſſen, dem treuen Verkünder der ſächſiſchen Volksſeele näher zu treten. Und möge er ſich daran erfreuen, wie hier deutſche Geiſteskraft ungebrochen fortwirkt und wie unſer wetterharter Stamm, trotz ſeiner Kleinheit, trotz ſeiner Armuth und in aller ſeiner bitteren politiſchen Noth, noch edelſte Frucht trägt.*)

Schäßburg (Siebenbürgen). Dr. Hans Wolff.

*) Eine gute Biographie Alberts von Adolf Schullerus iſt im vorigen Jahr bei W. Krafft, Hermannſtadt, erſchienen.

Richard Strauß und seine Leute.

Niemals hat es an Auslegern und Unterlegern gefehlt. Der schaffende Künstler hat sich nie darum gekümmert; er zeugte sein Werk und überließ den kritisirenden Aesthetikern, seine geheimen Absichten herauszulesen oder geheime Absichten hineinzulesen, die er niemals gehabt hatte. Es wurde nachträglich fleißig erklärt und erläutert und in den Köpfen spekulativer Phantasten entstanden Analysen, über die nicht zum Wenigsten der Schöpfer des analysirten Werkes selbst verwundert sein durfte. Noch kürzlich spottete ein Komponist, der gern von seinen eigenen Intentionen redet, jener „rührenden Menschen, die aus Allem und Jedem Intentionen herausschnüffeln wollen", und aus dem bekannten Wort: „Legt Ihrs nicht aus, so legt Ihrs unter" spricht gleichfalls die unverhohlene Verachtung der philologischen Kritik.

Heute ist, so weit ein gewisser Theil der musikalischen Produktion in Betracht kommt, die interpretirende Gehirnthätigkeit allerdings durch die detaillirten Programme, die die Komponisten ihren Werken beigeben, überflüssig geworden. Konnten sich die Aesthetiker etwa über den poetischen Inhalt einer beethovenschen Symphonie nicht einigen, so ist ihnen jetzt jedweder Zweifel über Das, was die jüngsten Symphoniker in ihren Schöpfungen haben ausdrücken wollen, benommen. Um nicht ganz aufs Trockene gesetzt zu sein, sind sie nunmehr gezwungen, ihren Scharfsinn in anderer Weise zu üben. Sie werden zum Beispiel nachweisen können, daß die malende Musik ein Unding und jede Exkursion in ihr Gebiet eine Verirrung sei.

Die Entartung der Programm-Musik hat unsere Generation wie eine schwere Krankheit befallen. Der Weg, den der große Techniker der Komposition, Hector Berlioz, mit einer bis dahin unerhörten Konsequenz beschritten, den Franz Liszt weiter verfolgt hatte, ist von Richard Strauß bis zu dem Punkt zurückgelegt worden, wo er sich deutlich als eine Sackgasse erweist, selbst für die Leute, die bis zu den phantastischen Don Quixote-Variationen noch geglaubt hatten, daß die Linie Berlioz-Liszt-Strauß usque ad infinitum weiter gezogen werden könnte und schließlich zu ungeahnten Bereicherungen des musikalischen Ausdrucksvermögens führen würde. Die Verranntesten haben sich in utopistischen Träumereien sogar dem Glauben hingegeben, die Musik ließe sich in dem Sinne zu einer Allerweltssprache ausbilden, daß sie einmal im Stande sein würde, Alles, was die Menschheit bewegt, anschaulich und unzweideutig zu schildern, nicht nur das Subjektive der Welt, sondern auch die Erscheinungen selbst. Der Verranntesten einer ist Strauß. Er war es wenigstens, als er seinen „Don Quixote" schrieb. Er sah sich ad absurdum geführt und zur Umkehr gezwungen und schrieb die Tondichtung „Ein Heldenleben". Zwischen ihr und dem „Don Quixote"

liegt die Umkehr in Folge gewonnener Einsicht, das Rückwärtsstreben aus jener Sackgasse, deren Gefährlichkeit der Komponist, der nicht so beschränkt ist, wie ihn uns seine Korybanten darstellen, zwar etwas spät, aber doch noch nicht zu spät erkannt hat. Es ist eine Umkehr im Innersten, nicht etwa eine Umkehr in technischer Beziehung und keine Verzichtleistung auf die Fülle der orchestralen Hilfmittel, die durch ihn eine so fortgesetzte und bedeutsame Erweiterung erfahren haben. Aber er besann sich auf sich selbst und auf das Wesen und die Würde der Kunst, der er dient.

Die lustigen Panegyriker geben natürlich eine Umkehr nicht zu. Sie können sie auch nicht gut zugeben, da sie bisher Alles, was ihr Meister geschaffen hatte, überaus herrlich gefunden haben. Sie scheiden aber nicht den Kern von der Schaale; sie sehen einen orchestralen Aufwand, der größer ist als im „Don Quixote", und sehen zugleich ein unbeirrtes Fortschreiten auf dem eingeschlagenen Wege überhaupt. Sie werden, wenn es dem Komponisten einfallen wird, statt der angewandten acht Hörner zwölf zu nehmen, wiederum mit dem spöttischen Lächeln ihrer eingebildeten Ueberlegenheit ausrufen: „Er scheint nun einmal keine Vernunft annehmen zu wollen, dieser Richard Strauß; ein verzweifelter Fall, scheints!" Und dann passirt es ihnen vielleicht, daß Strauß, trotz den zwölf Hörnern, ein ganz Anderer geworden ist, — ein ganz Anderer, als Der war, den sie selbst so lärmend gefeiert haben, und daß die Leute, die ehedem „bedenklich ihre Häupter gewiegt" haben, trotz den zwölf Hörnern, d. h. trotz dem noch unerhörten Aufgebot an Instrumenten und trotz den dadurch erzielten unerhörten Klangfarben, dem neuen Werke Geschmack abgewinnen werden. Dann würde es für sie an der Zeit sein, bedenklich ihre Häupter zu wiegen, gäbe es zu ihrer Beruhigung nicht immer noch den Ausweg: „Seht, nun hat er sich endlich siegreich durchgesetzt. Wir haben Das schon lange gewußt; was sind wir doch für helle Köpfe!" Denn darauf kommt es ihnen an: als weitblickende Erkenner des Großen sich herauszuheben, sich ein Piedestal zu schaffen und so für sich selbst den Schein eigener Bedeutung zu gewinnen. Der Rigorismus, mit dem sie dabei verfahren, ist ungemein possirlich; wer anders denkt und urtheilt als sie, wird als bedauernswerther Hinterwäldler bezeichnet. Sie haben meistens nicht die Fähigkeit, etwas Positives über die verfochtene Sache selbst auszusagen; dafür bearbeiten sie aber die Anderen, denen „die wahre Erkenntniß" mangelt, mit Knütteln. Manche machen dermaßen ein Geschäft aus dem Bahnbrechen für aufstrebende „Genies", daß sie sich völlig kritiklos in die heterogensten Erscheinungen festbeißen, wobei es ihnen nichts verschlägt, gelegentlich auch einen ausgemachten Stümper auf den Schild zu heben. Die Masse muß es eben bringen, denn Einer oder der Andere von den Beweihräucherten gelangt am Ende doch zu allgemeiner Anerkennung. Dann

iſt der Zweck erreicht, — und auf einen vorhergegangenen Irrthum mehr oder weniger kommt es nicht an. Ich kann mir an dieſer Stelle nicht verſagen, eine der ergötzlichſten Stilblüthen niedriger zu hängen, die es in der „Neuen Muſikaliſchen Rundſchau" zu pflücken gab. Da hieß es nämlich am Schluß eines Artikels, der an ſaftigem Ueberſchwang das Unmöglichſte leiſtete: „Alle aber waren der Empfindung voll, daß es etwas ganz Großes und Gewaltiges ſei, das da in Tönen an ihnen vorübergezogen war. Und ich wage kühnlich, zu behaupten, daß Richard Straußens ‚Alſo ſprach Zarathuſtra' einen Gipfel in der Kunſtgeſchichte vorſtellt, weit Alles überragend, gleich der ‚H-moll-Meſſe', der ‚Neunten' und dem ‚Triſtan'."

In der That: man mag darüber nachdenken, ſo viel man will: man wird dieſe Behauptung nicht anders bezeichnen können, als wie ſie der Schreiber ſelbſt bezeichnet hat. Sie iſt eben einfach „kühnlich". Dieſem befliſſenen Trompeter iſt vermuthlich beim „Don Quixote" der Athem ſchon ausgegangen. Er hat ſeinen höchſten und ſtärkſten Ton geblaſen; denn wir kennen kein Tonwerk, das wir über die „H-moll-Meſſe" oder über die „Neunte" — in puncto: „Triſtan" mache ich nicht mit — ſtellen können. Ich habe nicht vernommen, ob die ſelbe Ehre, da Strauß doch unbeirrt vorwärts ſchreitet, ſeinen beiden jüngeren Werken zu Theil geworden iſt. Jedenfalls wäre dieſe Rangverleihung zur nothwendigen Konſequenz geworden. Bei Alledem muß ſich der ruhige Beobachter innerlich fragen: Nützen ſolche unſinnigen „Behauptungen" der Sache; ſind ſie nicht vielmehr danach angethan, die Gemüther zu verwirren und den Widerſpruch Derer heraufzubeſchwören, die, wie es ſich gehört, mit Gemeſſenheit, meinetwegen auch mit ſcharfer und ſchärfſter Betonung ihrer Einwände, der natürlichen Entwickelung des in Sturm und Drang treibenden Komponiſten entgegenſehen? Muß ein alſo Gefeierter, wofern er eine Perſönlichkeit von wirklichem Werth und von Takt iſt, ſich nicht angewidert von ſolchem Gebahren abwenden? Sicherlich: Strauß wird unbeirrt ſeinen Weg vorwärts ſchreiten, unbeirrt durch die Anfeindungen ſeiner Gegner, aber, ſo wollen wir hoffen, auch unbeirrt durch die Lobhudeleien ſeiner Anhänger.

Wie die Sachen augenblicklich liegen, hat er ſich, wie geſagt, zu einer Umkehr bequemt. Er hat ſich durch eigenes Beſinnen oder durch die Stichhaltigkeit objektiver Ausſetzungen beſtimmen laſſen, eine andere Marſchroute einzuſchlagen, um denn ein anderes Bild zu gebrauchen als das der verpönten Umkehr. Im „Don Quixote" ſehen wir ihn, wie in „Alſo ſprach Zarathuſtra" und in der Mehrzahl ſeiner Werke, ſich einer bedeutenden Dichtung als Eſelsbrücke zum großen Erlebniß bedienen. Es war das offenbare Zeichen ſchöpferiſcher Unkraft, daß er Nietzſche und Cervantes muſikaliſch zu illuſtriren unternahm. Das Aufbauen einer langathmigen ſymphoniſchen Dichtung

an der Hand eines im Voraus bis in alle Einzelheiten festgelegten poetischen Programmes muß entschieden den Schein erwecken, das es dem Komponisten schwer wird, zu produziren, ohne durch Anleihen bei der Schwesterkunst eine ganz bestimmte Reihe von Vorstellungen in sich wach zu rufen. Nicht das eigene große Erlebniß führt ihn zur Konzeption und Ausgestaltung des Kunstwerkes, sondern das große Erlebniß eines Anderen. Er entkleidet die Musik ihrer Selbständigkeit und bindet sie an eine andere Kunst, deren Wesen von dem der Musik verschieden ist, — wie denn die Musik überhaupt eine Sonderstellung uner den Künsten einnimmt. Er bindet sie an die Schwesterkunst und zwingt sie, auszudrücken, was eben nur dieser Schwesterkunst auszudrücken möglich war, — dieser oder den anderen Schwesterkünsten.

Da wir in der Musik nicht „die Nachbildung, Wiederholung irgend einer Idee der Wesen in der Welt" erkennen, vielmehr in ihr das tiefste Innere unseres Wesens zur Sprache gebracht sehen, können wir nur den Ausdruck der Leidenschaften und nicht die Malerei der Dinge von ihr erwarten und verlangen. „Jedoch redet sie nicht von Dingen, sondern von lauter Wohl und Wehe," sagt Schopenhauer, „als welche die alleinigen Realitäten für den Willen sind: darum spricht sie so sehr zum Herzen, während sie dem Kopf unmittelbar nichts zu sagen hat und es ein Mißbrauch ist, wenn man ihr Dies zumuthet, wie in aller malenden Musik geschieht, welche daher, ein für alle Mal, verwerflich ist, wenngleich Haydn und Beethoven sich zu ihr verirrt haben." Wenn man allerdings die Programm-Musik Haydns und Beethovens mit den modernen Entartungen vergleicht, so könnte man in Versuchung gerathen, jene gar nicht als Programm-Musik anzuerkennen.

Das Programm der „Pastorale" lautet: „Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande", „Szene am Bach", „Lustiges Zusammensein der Landleute", „Donner, Sturm", „Hirtengesang. Frohe, dankbare Gefühle nach dem Sturm". Es sind kurze, prägnante Ueberschriften der einzelnen Sätze, die die Phantasie des Hörers in bestimmte Bahnen lenken, — die Phantasie des Hörers, der zu versuchen gewohnt ist, „jene ganz unmittelbar zu uns redende, unsichtbare und doch so lebhaft bewegte Geisterwelt zu gestalten und sie mit Fleisch und Bein zu bekleiden, also sie in einem analogen Beispiel zu verkörpern." Strauß aber will nicht zum Herzen sprechen, sondern zum Kopf; er möchte die Phantasie nicht anregen, sondern versucht, sie zu knebeln. Man braucht nur das zusammenfassende Programm seines „Don Quixote", in dem auf die hundert Bedeutungen der einzelnen Motive, ihrer Umgestaltung und ihrer Zusammenschweißung noch nicht einmal hingewiesen ist, zu überlesen, um sofort zu erkennen, daß hier der Ausdrucksfähigkeit der Musik so Unmögliches aufgebürdet ist, daß diese Aufbürdung entweder als schwerer fundamentaler Irrthum oder als Spielerei ausgelegt werden muß.

Das Programm lautet: „Introduktion: Don Quixotes Art und Gesinnung, wie sie durch die Lecture der alten galanten Ritterromane allmählich sich gestaltet und verirrt bis zu seinem Entschluß, als fahrender Ritter auf Abenteuer auszuziehen. Thema: Der Ritter von der traurigen Gestalt (nun vielfach von einem Solo-Violoncell dargestellt) und sein pfiffig bäurischer Schildknappe Sancho Pansa (Baßklarinette und Tenortuba, dann meistens Solo-Bratsche). Erste Variation: Der Ausritt. Der Windmühlen-Kampf. Zweite Variation: Der siegreiche Kampf mit der Hammelherde. Dritte Variation: Ein Gespräch zwischen dem idealen Don Quixote und dem nüchtern-materiellen Sancho. Vierte Variation: Der Kampf gegen eine Büßerschaar. Fünfte Variation: Die nächtliche Waffenwache, treues Gedenken an Dulcinea. Sechste Variation: Begegnung mit einer Bauerndirne, die Sancho seinem Herrn als Dulcinea bezeichnet. Siebente Variation: Der eingebildete Ritt durch die Luft auf dem hölzernen Pferd. Achte Variation: Die Fahrt auf dem verzauberten Nachen (Barcarolle). Neunte Variation: Der Kampf gegen vermeintliche Zauberer, zwei Pfäfflein auf ihren Maulthieren. Zehnte Variation: Der Zweikampf mit dem Ritter vom blanken Mond. Don Quixote, zu Boden gestreckt, sagt den Waffen Valet und wird Schäfer. Finale: Don Quixotes letzte Tage in Beschaulichkeit. Sein Tod."

Das ist aber nur ein kurzes, die Hauptpunkte bezeichnendes Programm. Ueber die Details seiner Intentionen läßt uns der Komponist durch Arthur Hahn unterrichten, der bei Bechthold in Frankfurt am Main ein ausführliches Programmbuch herausgegeben hat. Dieses Programmbuch beruht auf den eigenen Anweisungen des Komponisten und enthält also nicht etwa Dinge, die der spekulativen Phantasie eines kühnen Analytikers entsprungen sind, oder gar Ergüsse eines lustigen Schalks. Und doch muthet es durchweg fast so an, als ob Spott und Satire dem Verfasser die Feder geführt hätten. Es in allen seinen geradezu absurden Einzelnausführungen zu beleuchten, würde zu weit führen. Einige Stellen daraus, im Verein mit dem mitgetheilten Programm, werden genügen, um den Geist erkennen zu lassen, aus dem die phantastischen Variationen geboren sind.

Zuerst wird das thematische Material bekannt gegeben. Ein Thema wird notirt, das „die ritterliche Art und Gesinnung im Allgemeinen", dann eins, das „die ritterliche Galanterie im Besonderen", dann eins, das „die bekannte Neigung Don Quixotes zu falschen Schlüssen" (!) charakterisirt. Im weiteren Verlauf wird nun das erste Thema „in eigenthümlich verschnörkelter Weise weitergesponnen", wodurch sich uns der lesende Don Quixote darstellen soll. Wir erfahren auch gleich, was er liest und was für Gestalten in seinem Hirn rumoren. Da ertönt nämlich eine schmachtende

Melodie der Oboe und sofort weiß der Hörer, daß in ihr das Frauenideal der Ritterzeit, die Dame, unter deren Zeichen und zu deren Preis der auf Fahrten ausziehende Kämpe seine Thaten vollführt, versinnlicht ist. Trompeten ertönen. Das heißt: ein Ritter zeigt sich. Eine Tuba ertönt. Das heißt: ein Riese zeigt sich. Und Trompetengeschmetter und Tubatöne zusammen heißen: ein Ritter ficht gegen einen Riesen. Die Sache erhält aber noch eine andere tiefe und ungemein sinnreiche Beziehung dadurch, daß die Trompeten, die Tuba, ja wirklich die Tuba — eine Neuerung, die im Lager der Straußianer als unerhört genial gefeiert wurde — und fast alle übrigen Instrumente mit Dämpfern gespielt werden. „Durch die Eigenthümlichkeit der damit erzielten Klangfarbe sollen die nach einander auftretenden Gestalten ausdrücklich als Phantasiegeschöpfe charakterisirt werden, von denen sich dann der lesende Don Quixote als einzige reale Erscheinung abhebt, indem sein Thema stets ohne Dämpfung zu Gehör kommt." Nun ertönt wieder das Thema, das den lesenden Don Quixote charakterisirt, mit ihm kontrapunktirend das Thema, das das ritterliche Frauenideal charakterisirt. Das bedeutet dem unentwickelten Musikverstand eine kontrapunktische Verknüpfung zweier Themen, die alles Mögliche ausdrücken können, dem entwickelten hingegen, an den Strauß sich wendet, „sagt die Verknüpfung, daß Don Quixote immer eifriger liest und daß das ritterliche Frauenideal es ihm offenbar angethan hat." Jetzt kommt er an ein Kapitel, in dem ein anfänglich kräftig und selbstbewußt auftretender Ritter (Thema 5a, Hörner mit Dämpfern) sich ganz dem Frauendienst hingiebt und, umstrickt von den Liebesnetzen seiner Schönen (Thema 5b, Solo-Violine mit Dämpfer), mehr und mehr verweichlicht (Thema 5c, Horn, Violoncello) und endlich durch Galanterie völlig zu Grunde geht (Thema 5d). Dann markiren die Bratschen die Gestalt eines büßenden Ritters; und endlich tritt noch ein allgemeiner Typus ritterlicher Kraft auf. Es folgt nun „eine reiche polyphone Verwebung der betreffenden Themen". Das bedeutet: Don Quixotes Verstand trübt sich zusehend. In Trompeten und Posaunen erscheint das die ritterliche Art und Gesinnung charakterisirende Thema. Das bedeutet: ein Plan reift in Don Quixote. Ein jähes Harfen-Glissando führt zu den grellsten Dissonanzen. Das bedeutet: eine Katastrophe kündigt sich als unmittelbar bevorstehend an. Das Orchester thut einige wuchtige Schläge. Das bedeutet: Don Quixote ist übergeschnappt. „Die Fortissimo-Ansätze des Rittermotivs und endlich eine Fermate auf tiefem a bekräftigen auf das Nachdrücklichste den unerschütterlichen Entschluß: er will selbst ein fahrender Ritter werden."

Das ist der „Inhalt" der Introduktion. Die Erläuterungen des Themas, der zehn Variationen und des Finales sind alle in dem selben Stil gehalten.

In der zehnten Variation kämpft Don Quixote mit dem Ritter vom blanken Mond. Er wird beſiegt, muß ſich den Bedingungen des Kampfes fügen und zieht heimwärts. „Wie es in ſeinem Gemüth ausſieht, Das ſagt uns das ſchmerzlich wilde Durcheinander ſeiner Motive, während Sancho ſchon ſeine Freude darüber nicht mehr verbergen kann, daß es zurück in die Heimath geht.“ Da bekommt die Muſik eine paſtorale Färbung, was nicht mehr und nicht weniger zu beſagen hat, als daß Don Quixote beſchließt, Schäfer zu werden und als Schäfer ſein Daſein beſchaulich zu beenden. „Noch einmal bricht der Schmerz um ſein verlorenes Ritterthum heftig hervor; darauf beginnt es ſich plötzlich in ſeinem Innern aufzuhellen (aufwärts ſteigende Holzbläſer-Akkorde). Es wird immer klarer in ſeinem Geiſt und endlich will ſich auch der letzte Reſt des Wahnes, der ihn umfangen hält, löſen (Dominant-Septimen-Akkord von D-dur in lichteſter Höhe). Die heftigen Gemüthserſchütterungen ſind von heilſamſter Wirkung geweſen. Don Quixotes Verſtand wird wieder hell und klar und frei von den Schatten der Unvernunft.“

„So weit das Programm. Ganz Deutſchland ſchenkt es ihm: ſolche Wegweiſer haben immer etwas Unwürdiges und Charlatanmäßiges. Der zartſinnige, aller Perſönlichkeit mehr abholde Deutſche will in ſeinen Gedanken nicht ſo grob geleitet ſein; ſchon bei der Paſtoralſymphonie beleidigt es ihn, daß ihm Beethoven nicht zutraute, ihren Charakter ohne ſein Zuthun zu errathen. Der Menſch beſitzt eine eigene Scheu vor der Arbeitſtätte des Genius: er will gar nichts von den Urſachen, Werkzeugen und Geheimniſſen des Schaffens wiſſen, wie ja auch die Natur eine gewiſſe Zartheit bekundet, indem ſie ihre Wurzeln mit Erde überdeckt. Verſchließe ſich alſo der Künſtler mit ſeinen Wehen; wir würden ſchreckliche Dinge erfahren, wenn wir bei allen Werken bis auf den Grund ihrer Entſtehung ſehen könnten.“ So ſpricht ſich Robert Schumann über die „Symphonie phantastique“ von Hector Berlioz aus. Die Abwehr müßte Straußens „Don Quixote“ gegenüber um ſo viel ſchärfer ausfallen, als ſein Programm zerriſſener, äußerlicher und ſpieleriſcher iſt. Wohl ließen ſich die ewigen großen Werthe aus dem Roman des genialen Spaniers herausnehmen und muſikaliſch umprägen. Aber Strauß hat nicht verſtanden, aus eigener Kraft Neues zu geben, ſondern ſich damit begnügt, oberflächlich zu illuſtriren. Er greift zehn Epiſoden heraus, gruppirt ſie für ſeine Zwecke und hat damit den Stoff für zehn Variationen. Er erfindet zwei Hauptthemen, das eine für den Ritter von der traurigen Geſtalt, das andere für einen pfiffigen Schildknappen: nun hat ſeine Phantaſie freie Bahn und Wegzehrung und das Spiel beginnt mit dem ganzen Aufgebote einer Technik, die hiermit aufgehört hat, Mittel zum Zweck zu ſein, und in faſt peinigender Weiſe Selbſtzweck geworden iſt. Er unternimmt, in buntem Aufeinander

und Durcheinander, die Musik Empfindungen und Leidenschaften, reale Dinge und konkrete Vorgänge schildern zu lassen. Wäre die Welt mit dem Begriffe Programm-Musik nicht bereits gar zu vertraut, um nicht zu sagen: infizirt, wäre sie in ihrer Denkfaulheit nicht bereits dem Wahn verfallen, die Musik ließe sich thatsächlich in der Richtung sprachlicher Ausdrucksfähigkeit nach Belieben potenziren, wäre sie mit einem Wort naiver, so müßte sie unfehlbar in ein schallendes Gelächter über ein Programm ausbrechen, wie es Strauß seinen phantastischen Variationen zu Grunde gelegt hat. Oder wäre etwa der ganze „Don Quixote", wofür ihn einige Straußianer haben erklären wollen, ein einziger ungeheurer Witz? An diese Unterschiebung glaube, wer mag. Ich für meinen Theil glaube, daß diese Erklärung nichts weiter vorstellt als das verkappte, sauer-süße Eingeständniß von Leuten, denen die hypergenialische Offenbarung ihres Lieblings selbst nicht ganz geheuer ist.

Mit seinem Werk „Ein Heldenleben" hat Strauß in eine Bahn eingelenkt, die er hoffentlich fürderhin, ohne sich durch zweifelhafte Experimente ablenken zu lassen, weiter verfolgen wird. Er hat sich hier der Eselsbrücke einer bedeutenden Dichtung entschlagen und zum ersten Male mit vollkommener Bewußtheit das eigene Erlebniß zum Gegenstand seiner Schöpfung gemacht. Daß Das einen großen Fortschritt bedeutet, werden nur jene enragirten Anhänger nicht begreifen, die zu Allem, was er bisher geschaffen hat, Ja und Amen gesagt haben. Der Held ist er, das Heldenleben ist *sein* Leben! Das Programm lautet: „Der Held", „Des Helden Widersacher", „Des Helden Gefährtin", „Des Helden Wahlstatt", „Des Helden Friedenswerke", „Des Helden Weltflucht und Vollendung". Die Arbeit ist klar disponirt, nach rein musikalischen Gesichtspunkten monumental aufgebaut und gliedert sich dem Hörer in sechs breite Abschnitte von übersichtlicher Plastik. Die Musik ist allerdings nicht ganz der reine Ausdruck der Affekte, sondern dient in einzelnen Partien noch dem Streben, „die Dinge zu malen". Wer möchte dem Komponisten aber verargen, daß er zum Beispiel seine Widersacher schildert, als ob sie Alle hämische, geifernde, giftige Trottel wären? Ist es doch eine bekannte Thatsache, daß selbst großen Künstlern das blödeste Geraspel ihrer Korybanten lieblichere Musik ist als das absprechende Urtheil ernster, sachlicher und fachkundiger Gegner, mag es zehnmal berechtigt sein. Wer möchte ihm ferner verargen, daß er sich selbst als Helden seiner Tondichtung behandelt hat, sich selbst und sein Erlebniß im Kampf um die Anerkennung der Welt, — was aus dem „Des Helden Friedenswerke" betitelten fünften Abschnitt, in den er Motive aus seinen früheren Werken hineingearbeitet hat, unzweideutig hervorgeht? Und doch hat man ihm Das verargt; daß aber seine Freunde geglaubt haben, ihn in Schutz nehmen zu müssen, und be-

haupten, er habe ſich ſelbſt gar nicht gemeint: Das iſt das Komiſche an der Affaire.

Ich bin weit davon entfernt, die Bedeutung Straußens zu unterſchätzen, am Allerwenigſten ſeine Bedeutung in Bezug auf die Bereicherung der orcheſtralen Hilfsmittel. Er und Guſtav Mahler ſind die beiden einzigen lebenden Symphoniker großen Stiles, die ernſt zu nehmen ſind, und über Beide werden wir ſo bald noch nicht ins Reine kommen, denn Beide befinden ſich auf der Mittagshöhe ihres Schaffens. Dem Einen oder dem Anderen den Vorzug zu geben, iſt ſchließlich Sache des Geſchmackes. Mir perſönlich gewährt Mahlers Kunſt mehr. Sie iſt reifer und tiefer, auch will mir ſcheinen, als ob er die ſtärkere urſprüngliche Veranlagung beſitzt. In techniſchen Dingen geben Beide einander ſchwerlich Etwas nach. Ich habe ſtets als ungerechtfertigt empfunden, wenn bei der Werthung techniſcher Errungenſchaften Strauß allein ins Feld geführt wurde. Strauß verdankt gerade hierin ſeinem Rivalen mehr, als ſeinen Anhängern bekannt zu ſein ſcheint.

Max Marſchalk.

Der Schmetterling.

Unten.

Ein Schmetterling flatterte hoch, hoch hinauf. Da ward er in der Freiheit ſich erſt ſeiner Schönheit bewußt und vor Allem freute er ſich, mit einem Blick von droben ſo viel, viel mehr zu umſpannen, als unten je möglich war.

„Kommt!“ ſchien er den Andern zuzurufen, die unten auf der blumigen Wieſe ſpielten.

„Wir nippen unſeren Honig und bleiben hier.“

„Ach, wenn Ihr wüßtet, wie herrlich es droben iſt! ... Kommt, kommt!“

„Giebt es bei Dir auch Blüthenkelche und Honig, den wir Schmetterlinge zum Leben nöthig haben?“

„Man kann von hier alle Blumen auf einmal ſehen und ihre Pracht iſt unbeſchreiblich ...“

„Ja, aber der Honig?“

Freilich, Honig war da oben nicht!

Und darum dauerte es nicht lange ... und der ſtolze Schmetterling, dem es unten nicht gefallen hatte, wurde müde ...

Er wollte aber oben bleiben! Es war ſo herrlich, Alles zu überſehen, über dem Gewimmel der Anderen.

Aber Honig ... Honig? Nein, Honig war da oben nicht

Und der Schmetterling wurde ganz ſchwach und ſein Flügelſchlag wurde lahm.

Er ſank ... und überſah ſchon weniger.

Doch er wollte ...

Nein, es half nichts! Er ſank ...

„Ei, da kommſt Du ja wieder", riefen die Anderen. „Haben wir es nicht gleich geſagt? Du kommſt, um, wie wir, hier unten Honig zu trinken. Wir wußten es wohl!"

So riefen ſie und waren ſtolz darauf, daß ſie Recht behalten hatten; aber ſie behielten doch nur Recht, weil ſie überhaupt nicht ahnten, wie ſchön es oben war.

„Komm und nippe Deinen Honig mit uns!"

Und der ſtolze Schmetterling ſank ... immer tiefer ... und er wollte immer noch ... Da war ein Blumenbeet. Wird er es erreichen?

Jetzt ſank er nicht mehr ... er fiel! Er fiel neben das Blumenbeet, auf den Weg, in das Fahrgleis ... und da zerquetſchte ihn der Huf eines Eſels.

Beinahe hätte ich zu erzählen vergeſſen, daß die anderen Schmetterlinge ihn gar nicht bemitleideten, ſondern nur mit großer Selbſtzufriedenheit ihre eigene Klugheit rühmten, die, genau betrachtet, doch nichts Anderes war, als daß ſie ſich von ihrem lieben Honig nicht trennen konnten.

So ſind wir Menſchen aber auch.

Oben.

Ein Schmetterling flatterte hoch, hoch hinauf ...

„Lieber Autor, ich kenne die Geſchichte."

Ich glaube nicht. Höre nur zu: Ein Schmetterling flatterte hoch, hoch hinauf. Da ward er in der Freiheit ſich erſt ſeiner Schönheit bewußt und vor Allem freute er ſich, mit einen Blick von droben ſo viel, viel mehr zu umſpannen, als unten je möglich war. Er rief den Anderen, die unten geblieben waren, zu, ihm nachzukommen; aber ſie wollten nicht, denn ſie mochten ſich von ihrem Honig nicht trennen. Der Schmetterling fürchtete ſich nun, von plumpen Hufen zertreten zu werden, wenn er niederſtiege. Weil er aber auch den Honig nicht ganz entbehren konnte, flog er nach einer Berghalde, auf der ſchöne Blumen ſtanden und die für Eſel zu ſteil war. Hier ſchwebte er fröhlich von Blüthe zu Blüthe und ſammelte ſo viel Honig, wie er nöthig hatte, und war glücklich, daß ihm das verdrießliche Niederſteigen erſpart geblieben war. Und wenn er ſah, daß ein Schmetterling unten zu dicht an das Fahrgleis kam, in dem ſo viele Schmetterlinge zertreten werden, ... verſuchte er, zu warnen, und bewegte ſeine Flügel mit zitternden Schlägen. Aber Das wurde nicht geſehen. Ja, der Bergſchmetterling wurde von Denen unten überhaupt nicht mehr bemerkt; denn ſie waren zu ſehr beſchäftigt, ihren Honig zu ſammeln, und wußten nichts davon, daß es oben auch Blumen giebt.

Eduard Douwes Dekker.
(Multatuli).

Der Zionisten-Kongreß in Basel.

Zum dritten Mal hat Basel im August dieses Jahres Juden aus allen Ländern in seiner Mitte gesehen. Advokaten und Aerzte, Journalisten und Kaufleute waren zusammengekommen, um im großen Kasinosaale vier Tage hindurch über das Schicksal des jüdischen Volkes und die Gründung eines „Judenstaates" in Palästina zu berathen. Herr Herzl, der Feuilleton-Redakteur der „Neuen Freien Presse", hat als Eröffnungrede ein Feuilleton über die „Zukunft der Bewegung" vorgelesen und Herr Nordau, der pariser Korrespondent der Vossischen Zeitung, ist eigens aus Rennes hergeeilt, um die Verfolgungen der Juden im letzten Jahre pathetisch zu schildern und alle Anwesenden zu Thränen zu rühren.

Dadurch kommt dann eine unglaubliche Begeisterung über die Versammlung, die sich in „nicht enden wollenden" Hochrufen Luft macht. Wenn Einer aber doch an der Messiasähnlichkeit der „Führer" zu zweifeln wagt, dann wird ihm das Wort entzogen. Wer eine Rechnungablage über die Schekelgelder*) verlangt, wird als „Verräther des Judenthumes" gebrandmarkt. Und wer so neugierig ist, sich nach den diplomatischen Chancen des „Judenstaates" zu erkundigen, wird darauf verwiesen, daß Sultan Abd ul Hamid auf ein Geburtstagstelegramm dankend erwidert habe, daß sich Kaiser Wilhelm für „die Sache" interessire und daß nur ein Böswilliger die für wenige Eingeweihte bestimmten diplomatischen Geheimnisse öffentlich diskutirt zu hören wünschen könne. Schließlich erfolgt die Wiederwahl des „Welt-Aktion-Komitees", dem fünfundzwanzig Doktoren, darunter fünf Rabbinen und sechs Advokaten, angehören, — und mit den üblichen Hochs wird die Versammlung geschlossen. Von einer ernsten Debatte über Programm, Taktik und Organisation, von einer klaren Darlegung der Ziele und Bestrebungen ist keine Rede; nichts als Beifallklatschen, wechselseitige Beräucherung, schwülstige Phrasen und Stimmungmacherei: ein abstoßender Anblick für jeden politisch gebildeten Menschen. Das sind keine Männer, sondern große Kinder. Ihre Mehrheit rekrutirt sich aus dem russischen Judenthum, das politisch noch gänzlich unreif ist. Deshalb sind auch in diesem Jahr viele westeuropäische Zionisten überhaupt ausgeblieben und die Zahl der Delegirten war erheblich geringer als im Vorjahre. Immerhin schlugen diesmal einige Russen mit westeuropäischer Bildung schärfere Accente an und traten der Diktatur Herzls, seinen maßlosen Versprechungen und seiner unparlamentarischen Leitung der Debatten mit Entschiedenheit entgegen.

Herr Herzl hat ausführlich auf seine Audienz bei Kaiser Wilhelm in Palästina hingewiesen und besonders betont, daß der Deutsche Kaiser der vor ihm erschienenen Deputation erklärt habe, „allen denjenigen Bestrebungen sein wohlwollendes Interesse zu schenken, die auf die Hebung der Landwirthschaft Palästinas zum Besten der Wohlfahrt des türkischen Reiches unter voller Respektirung der Souverainetät des Sultans abzielen." Das war der Haupttrumpf des Kongresses. Die verbindlichen — man könnte auch sagen: unverbindlichen — Worte des Kaisers, der die zionistische

*) Die Schekelgelder — jeder Zionist hat jährlich einen Schekel (eine Mark) zu bezahlen — haben im vorletzten Jahr 63 000 Frcs., im letzten Jahre 114 000 Frcs. betragen. Der Kongreß erfährt nur die Gesammtsumme der Einnahmen und Ausgaben. Eine spezielle Rechnunglegung durch das Aktion-Komitee findet nicht statt.

Deputation auf Intervention des Großherzogs von Baden empfangen hatte, wurden zu einem Ereigniß ersten Ranges aufgebauscht. Herr Herzl, der sich gerade durch mysteriöse diplomatische Andeutungen und Barspiegelungen seinen Anhang verschafft hat, hatte eben einen solchen „Schlager" nöthig, um die Abgesandten des durch seine politische und ökonomische Lage zur Verzweiflung getriebenen jüdischen Proletariates weiter vertrösten zu können und das bevorstehende Fiasko nach einmal hinauszuschieben. Da die „diplomatische" Interventionpolitik Herzls bisher sonstige Erfolge nicht aufzuweisen hat, mußte also der Deutsche Kaiser herhalten; und Das war um so nöthiger, als auch die Gründung der „Jüdischen Kolonialbank" völlig mißlungen ist.

Die „Jüdische Kolonialbank", deren Gründung vom vorjährigen Zionistenkongreß beschlossen wurde, war dazu ausersehen, als juristische Person die Unterhandlungen mit der türkischen Regirung wegen des Ankaufes von Palästina oder wegen der Erlangung von „charters" zu führen. Da aber die jüdischen Millionäre und selbst Baron Edmund Rothschild in Paris, Sir Samuel Montagu in London, die sich für die Kolonisation in Palästina interessiren, von der Gründung nichts wissen wollten, blieb nichts übrig als der Versuch, das Gründungkapital der in London registrirten Bank — zwei Millionen Pfund Sterling —, auf Appoints von ein Pfund Sterling vertheilt, durch eine jüdische Volkssubskription zusammenzubringen. In ganz Deutschland und Oesterreich-Ungarn fand sich keine einzige Bank, die als Subskriptionstelle dienen wollte. Die Subskriptionen mußten durch Agitatoren und Vertrauensmänner eingesammelt werden; und wie wenig die „Bankgründer" selbst auf Erfolg des Unternehmens, das übrigens von der demokratisch-sozialistischen Parteigruppe unter der Führung Bernards Lazare heftig bekämpft warden ist, rechneten, geht daraus hervor, daß sie trotz der Kleinheit der Appoints noch Zahlungen in Raten bewilligten. Nach dem Prospekt sollte die Bank ihre Thätigkeit schon beginnen, sobald nur 250 000 Pfund Sterling — also ein Achtel des Bankkapitales — eingezahlt sein würden. Doch selbst die bescheidensten Erwartungen sollten enttäuscht werden. Zwar haben sich nach den Mittheilungen der Kongreßleitung etwa hunderttausend Subskribenten gefunden, aber das erforderliche Minimalkapital wurde nicht erreicht. Darüber wird sich auch Niemand wundern; denn wenigstens neun Zehntel der Subskribenten gehören den untersten Proletarierschichten Osteuropas an. Ihnen, die allerlei phantastischen Vorspiegelungen zugänglich sind, fiel es nicht schwer, Antheilscheine zu zeichnen, dagegen wohl um so schwerer, mehr als die erste Anzahlung von vier Mark zu leisten. Für die Geheimnißkrämerei der Kongreßleitung ist es charakteristisch, daß sie nicht einmal mittheilte, wie viele Aktien gezeichnet worden sind und wie hoch das eingezahlte Kapital ist, — für ihre Effekthascherei ist es um so charakteristischer, daß mit der Anzahl der Subskribenten renommirt wurde. Der Vorsitzende des Bankkomitees, ein Mynheer aus dem Haag, hat am achtzehnten Juli in London erklärt, man werde sich im nächsten Jahre lediglich auf die Verwaltung der anvertrauten Gelder beschränken müssen. Die Türkei, deren Schulden die Kolonialbank konvertiren wollte, wird sich also inzwischen anderweitig umsehen müssen und die Gründung des „Judenstaates" auf Aktien wird wohl gerade so lange auf sich warten lassen wie das Tausendjährige Reich.

Mit Abschluß des Kongresses ist die Arbeit der Kongreßbesucher noch nicht zu

Ende. Sobald dieſe wohlhabenden Sommerausflügler ihre ſchweizer Vergnügungreiſe beendigt haben, gehen ſie unter das Volk. Monate hindurch werden die geiſtig und phyſiſch heruntergekommenen, politiſch rechtloſen und am Hungertuch nagenden Judenmaſſen in den dumpfen Ghettos von Galizien, Rumänien und Rußland — nicht etwa belehrt, aufgeklärt, zur wirthſchaftlichen Selbſthilfe angeregt aber organiſirt, ſondern — durch Andeutungen, myſtiſche Verheißungen, ja, ſogar durch bündige Verſprechungen der baldigen Rückkehr nach Paläſtina in einen wirren Rauſch verſetzt. So hat Herzl vier Wochen nach dem vorjährigen Kongreß, am dritten Oktober 1898, ſich nicht geſcheut, in einer londoner Verſammlung ruſſiſcher Juden zu erklären: „Ich werde mich nicht in eine Detailmalerei der Rückkehr einlaſſen, denn ſie ſteht unmittelbar bevor. Ich weiß, was ich ſage; ich habe noch nie ſo beſtimmt geſprochen. Ich erkläre Ihnen heute, daß der Augenblick nicht mehr fern iſt, da ſich die Juden in Bewegung ſetzen werden."

Seitdem ſind mehr als zehn Monate vergangen und die Sache ſteht natürlich noch auf dem ſelben Fleck, d. h. ſie bleibt nach wie vor das Phantaſiegebilde eines ruhmlüſternen Mannes. Die Hauptſache für ihn und ſeinen Freund Nordau iſt ja doch, daß man von ihnen redet und ſchreibt. Jeder Kongreß erfüllt den Zweck, dieſe beiden Herren zum Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit zu machen und ihre Häupter mit der Aureole der „Judenretter" zu krönen. Es iſt ja gerade Sauregurkenzeit und die Blätter haben genügend Raum, um mit mehr oder weniger Ausführlichkeit die mehrtägigen Kaſino-Vorſtellungen von Baſel zu ſchildern. Vielleicht glauben ſie auch damit ihren Leſern einen richtigen Begriff vom Zionismus zu geben. Und darauf ſpekuliren die „Judenſtaats"-Fabrikanten, die den Kongreß „machen" und in Wahrheit eine Karikatur des Zionismus darbieten.

Zionismus und zioniſtiſche Partei ſind eben ſo ſehr zweierlei Dinge wie der Liberalismus und die liberalen Parteien aber wie die chriſtlich-ſoziale Idee und der unter dieſer Maske auftretende Antiſemitismus. Der Zionismus, über den viel geſpottet und gegen den beſonders im Lager der Reform-Rabbiner mehrfach proteſtirt wurde, verdient weder Proteſt noch Spott. Wie der Sozialismus für den induſtriellen Proletarier, ſo iſt der Zionismus für das jüdiſche Lumpenproletariat in den öſtlichen Ländern, in Galizien, Rumänien und Rußland — und da wohnen doch ungefähr neun Zehntheile der geſammten Judenſchaft —, die einzige Form des Proteſtes gegen ſeine Bedrücker. Das jüdiſche Proletariat beſteht zum größten Theil aus kleinen Händlern, Maklern, Schankwirthen, Hauſirern und allerhand Deklaſſirten, paupers,*) die kein Klaſſenbewußtſein haben können und zum Klaſſenkampf nicht fähig ſind. Die wirthſchaftliche Entwickelung wird dieſe Verhältniſſe nicht ſo bald ändern, denn die genannten Länder ſind in Bezug auf großkapitaliſtiſche Produktionsweiſe noch ſehr im Rückſtand. Mögen ſich daher auch einzelne jüdiſche Intelligenz- oder Arbeiter-Proletarier der ſozialiſtiſchen Bewegung anſchließen: die jüdiſchen Volksmaſſen haben innerhalb der ſozialiſtiſchen Partei nichts zu ſuchen und von ihr nichts zu erwarten. Inzwiſchen wird aber ihre Lage ſchlimmer, die antiſemitiſche Strömung und die damit verbundenen Bauernexzeſſe drängen die Juden vom flachen Land in die

*) Vergl. mein Buch „Unter jüdiſchen Proletariern". Verlag von L. Rosner, Wien 1898.

Städte (in Rußland dürfen die Juden auf dem flachen Lande überhaupt nicht wohnen), wo sie das Angebot in ihren Gewerben nach vermehren. Der Nachwuchs, dem die Beamten-Karriere verschlossen und der Zutritt zu den freien Berufen erschwert wird, sieht sich gezwungen, dem väterlichen Erwerb nachzugehen, obgleich er seinen Mann nicht mehr zu ernähren vermag. In religiöser Beziehung orthodoxe Fanatiker, kulturell rückständig, moralisch durch die Nothlage entgleist, mit einem standard of life, der an das Leben der chinesischen Kulis erinnert: so vegetiren Millionen von Juden im Osten. Wer kann und soll diesem Bettlervolk helfen? Eigentlich brauchen sie keine Almosen, sondern nur Arbeitgelegenheit, die Möglichkeit, ihre physische Kraft zu verwerthen, da der Kleinhandel und Schacher nichts mehr tragen. Aber die reichen Juden machen lieber Wuchergeschäfte mit Kavalieren; und besitzen sie Fabriken, so boykottiren sie jüdische Arbeiter (Poznanski und Silberstein in Lodz, die Beide achttausend Arbeiter beschäftigen, u. s. w.) Die sozialistische Partei geht nur im Klassenkampf auf. Sie vermochte noch nicht einmal alle qualifizirten jüdischen Arbeiter zu organisiren.

So blieb dem jüdischen Proletariat nur ein Hoffnungstrahl: der Zionismus. Seine ersten Vorkämpfer waren Moses Heß, Marxens Freund, und der odessaer Arzt Dr. Pinsker. Was ihnen die Feder in die Hand drückte, war nicht so sehr die wirthschaftliche Noth der jüdischen Massen wie die gesellschaftliche Zurücksetzung und die politische Rechtlosigkeit ihrer Glaubensgenossen. Weil die Juden seit achtzehn Jahrhunderten verfolgt und verachtet wurden, bliebe ihnen, so meinten sie, nichts Anderes übrig als: das europäische Exil zu verlassen und sich eine eigene Heimstätte zu suchen. Heß schlug Palästina, die alte Heimath, vor; Pinsker hielt auch Nordamerika für möglich. Dieser Zionismus hatte also nur einen nationalen, keinen wirthschaftlichen und noch viel weniger einen proletarischen Charakter.

Besonders bei Heß, den Arnold Ruge den „Kommunistenrabbi Moses" nannte, ist es befremdend, keinen einzigen sozialen Gedanken in der Begründung seines Zionismus zu finden. Es scheint, daß er — eben so wenig übrigens wie Marx — von den wirthschaftlichen Verhältnissen der Juden im Osten gar nichts wußte. Dr. Pinsker wieder war ein Millionär, den es mehr schmerzte, daß jüdische Wucherer- oder Hausherrensöhne in Rußland nicht Lieutenants werden können, als daß jüdische Proletarier am Hungertyphus sterben, wenn sie nicht schmuggeln oder ihre Töchter verkuppeln wollen.

Der von Heß angeregte Gedanke kam gleichzeitig mit dem Erscheinen der pinskerschen Schrift zum praktischen Durchbruch. Zahlreiche — meist dem Kleinhandels- und Handwerkerstande angehörige — jüdische Familien siedelten nach Palästina über und gründeten dort Ackerbau-Kolonien. Zuerst aus den bescheidenen eigenen Mitteln, dann mit Unterstützung des Barons Edmund Rothschild in Paris wurden solche jüdische Ackerbau-Kolonien geschaffen; und wenn sie auch heute noch theilweise auf Subventionen angewiesen sind, so ist doch im Gegensatz zu Argentinien diese Kolonisationprobe gelungen. Alle Besucher der Judenkolonien — jüngst erst hielt Generalmajor Sir Wilson in der londoner „Chovevi Zion Association" einen Vortrag darüber — sprachen mit vollster Anerkennung über die Vorzüge des palästinensischen Bodens für die Landwirthschaft, über den Fleiß der jüdischen Bauern und die von ihnen erzielten Resultate. Die in allen europäischen Staaten gebildeten zionistischen Verbände (in Deutsch-

land der Verband „Esra", der im letzten Jahr ein Einkommen von achtzehntausend Mark aufwies) betrachteten es als ihren Hauptzweck, die bereits vorhandenen Judenkolonien zu unterstützen und zu erweitern; der national gedachte Zionismus bekam einen wirthschaftlichen Unterbau. Das letzte Ziel, Gründung eines jüdischen Gemeinwesens, wurde kluger Weise nicht ausgesprochen; man überließ seine Realisirung der historischen Entwickelung, für die die Voraussetzungen erst noch zu schaffen waren. Aber der Zionismus war nicht, wie ihn manche prinzipielle Gegner darzustellen versuchen, nur eine Sache der galizischen, rumänischen und russischen Juden. Die deutschen, französischen und englischen Juden haben eingesehen, daß auch ihr Interesse ins Spiel kommt, und zahlreiche Kolonisation-Vereine (in Großbritannien allein giebt es ihrer neunundzwanzig) begründet. Denn die Emigranten aus dem Osten fallen der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Last, sie beeinflussen die Kriminalstatistik ihrer Glaubensgenossen ungünstig und sind im besten Fall gefährliche Konkurrenten, so daß sie, wie es im Juli vorigen Jahres in Frankfurt a. M. sich ereignete, gelegentlich auf Anzeige ihrer eigenen einheimischen Glaubensgenossen ausgewiesen werden. Wenn es also das Moment der Blutsverwandtschaft oder der Humanität nicht schon zu Wege brachte, so mußte ein wohlverstandener Egoismus die westeuropäischen Juden veranlassen, die Ansiedelung der östlichen Juden in Palästina zu unterstützen. Die vom Baron Hirsch ins Leben gerufene „Jewish Colonisation Association" in Paris hat übrigens in letzter Zeit unter Einstellung der Kolonisation in Argentinien ihre Thätigkeit gleichfalls auf Palästina gerichtet. Unabhängig von der Kolonisation Palästinas traten dann auch kulturelle Bestrebungen auf. Nur ein geringer Theil des Proletariates konnte in Palästina kolonisirt werden, aber Allen sollten die Segnungen der Kultur zugänglich gemacht werden. Im Volke selbst standen Schriftsteller und Agitatoren auf, die sich der Aufklärung der Massen widmeten. In der Sprache der Massen, Hebräisch und Jüdisch-Deutsch, entwickelte sich eine Belletristik. Wochenschriften, ja sogar Tageszeitungen in hebräischer Sprache („Hazefirah" in Warschau und „Hamelitz" in St. Petersburg) vermitteln dem Ghetto die neuesten Weltereignisse; Uebersetzungen von Shakespeare, Goethe, Schiller, Lessing, Brehm, Darwin, Spinoza u. s. w., mit deren Verlag zwei Genossenschaften („Achiasaf" und „Tuschija" in Warschau) beschäftigt sind, eröffnen der jüngeren, bisher ganz auf Talmudstudium beschränkten Generation den Einblick in eine neue Welt. Das Endziel blieb Zion, aber auf dem Wege nach Zion sollten die dumpfen Massen aufgerüttelt, zur Selbsthilfe angeregt, vom Druck des Talmuds und der das Volk verdummenden Wunderrabbinen befreit und zu modernen Menschen gemacht werden. Nicht Deutsche, Polen oder Russen, wie es die Assimilation bisher vergeblich versuchte, sondern Menschen sollten sie zuerst werden, diese Insassen des Ghettos, die sich mehren, wie es Gott befahl, und sich von Brot, Zwiebel und Rettich nähren, zu deren Erwerb sie ihr ganzes angestammtes Raffinement aufwenden müssen.

Dieser Zionismus hatte keine Partei, kein Programm, keine Organisation, keine tönenden Phrasen, keine Kongresse, die „Weltblätter" schrieben nichts über ihn, — aber er war eine Idee, die gerade wegen ihrer Volksthümlichkeit, und weil sie keine Lösung vom historischen Judenthum verlangte, die Massen begeisterte und ihnen neues Leben einhauchte. Am finsteren Ghetto zog eine Lichtsäule vorüber und das Ghetto wurde hell und begann, sich zu regen.

Dem weſteuropäiſchen Juden, der höchſtens hie und da von Judenexzeſſen im Oſten lieſt, aber aus eigener Anſchauung das ökonomiſche und moraliſche Judenelend nicht kennt, fällt es ſchwer, die volkspſychologiſche Bedeutung des Zionismus zu würdigen. Wenn er aber den Verhältniſſen näher tritt und das Vorurtheil der alleinſeligmachenden Aſſimilation überwindet, wenn er ſich überzeugt, der Zionismus verlange von ihm nicht, daß er nach Paläſtina auswandere, ſondern, daß er nach Maßgabe ſeiner Kräfte dazu beitrage, die jüdiſchen Maſſen im Oſten geiſtig zu heben, politiſch zu bilden und durch Koloniſirung in Paläſtina — auf die Frage „Warum gerade in Paläſtina?“ iſt zu erwidern, daß nur dort bisher günſtige koloniſatoriſche Reſultate erreicht worden ſind — aus ihrer ökonomiſchen Nothlage und von barbariſchen Verfolgungen zu befreien, ſo wird ſich auch der weſteuropäiſche Jude dem Zionismus kaum verſchließen.

Von dieſem Zionismus ſind aber die Beſtrebungen ſcharf zu trennen, die die zioniſtiſche „Partei“ auf dem Kongreß und außerhalb des Kongreſſes proklamirt. Die Partei iſt ein Kunſtprodukt, eine künſtlich geſchaffene Sekte, die durch ihren Perſonenkultus, ihre Verſchwommenheit und Romantik den Zionismus in den Augen jedes Verſtändigen diskreditiren muß. Weder Herzl noch Nordau kennen die ökonomiſche Lage und das kulturelle Niveau der jüdiſchen Maſſen genügend und darum haben ſie auch kein Verſtändniß für die eiviliſatoriſche Kleinarbeit, die zu leiſten iſt. Aber die Gründung eines „Judenſtaates“ ſagte ihnen zu; und dieſe Gründung wollten ſie in die Hand nehmen. Mit großer journaliſtiſcher Gewandtheit wurde der Gedanke in die Blätter laneirt, gute Freunde, denen man dafür gelegentlich ein Feuilleton abnahm, leiſteten Vorſpann, — und eines Morgens erwachten die beiden Herren als die meſſianiſchen Führer des jüdiſchen Volkes... Die Zioniſten folgten ihnen willig; ohne ihre bisherige Thätigkeit aufzugeben, glaubten ſie, Männern ihr Vertrauen ſchenken zu dürfen, deren „Verbindungen“ des Endziel näher zu rücken ſchienen, — und ſo wurden Herzl und Nordau die Häupter der zioniſtiſchen Partei.

Zwei Jahre dauert bereits dieſer Zuſtand. Was haben die „Führer“ und die von ihnen geſchaffene „Partei“ für ihr Volk geleiſtet?

Was haben ſie geleiſtet? Sie haben durch ihr auffälliges Gebahren den Argwohn der ohnehin ängſtlichen Türkei geweckt und dadurch eine ſchärfere Handhabung des Judeneinwanderungverbotes nach Paläſtina bewirkt, die jede größere Koloniſationthätigkeit lähmt, und ſie haben alle Beſtrebungen zur Verbreitung der Aufklärung paralyſirt. Dafür haben ſie auf Fürſtenſchlöſſern antichambrirt und um die Gunſt der Großkapitaliſten gebuhlt; ſie haben das Volk wie ein unmündiges Kind behandelt und, ſtatt es zur Selbſthilfe zu erziehen, durch maßloſe Verſprechungen in eine Ekſtaſe verſetzt, die die Urtheilskraft und jede ſelbſtändige Initiative erſtickt. Die Partei iſt reaktionär und antiproletariſch geworden. Aber das vernichtende Urtheil, das dieſen Herren gilt, trifft nicht die Volksidee des Zionismus. Wenn die zioniſtiſche „Partei“ an ihrer Grundſatzloſigkeit und an der Phraſeologie ihrer Führer, an dem graſſen Widerſpruch zwiſchen Erwartungen und Erfolgen zerfallen ſein wird, wird die Idee um ſo mächtiger aufleben. Wann Das eintreten wird, läßt ſich nicht vorausſehen; die wahren Volksfreunde unter den Juden ſehen dieſem Tag aber ohne Beſorgniß entgegen.

Wien, im Auguſt 1899. Dr. Saul Rafael Landau.

Ja und Amen.

Der Kaiser habe nachmittags im Park von Sanssouci Lawn-tennis gespielt, heißt es im Hofbericht. Ei, warum soll der Kaiser denn auch nicht im Park von Sanssouci Lawn-tennis spielen? Die Börsenleute würden ja gern das Selbe thun, wenn in der Burgstraße ein Tennisplatz läge, — das Wetter ist günstig. Eine Krise giebts nicht. Quieta non movere. Das bischen Frondiren soll gnädig verziehen sein, denn es gehört mit zum großkurfürstlichen Programm. Der beschränkte Unterthanenverstand sage freudig zu Allem „Ja und Amen".

Es war in der Generalversammlung der Oesterreichischen Kreditanstalt. Nach langem Meinungskampf über die Gründerrechte erklärte der Regirungskommissar, daß, wie immer der Beschluß der Versammlung ausfallen sollte, er nicht als statutenwidrig anzusehen sein werde, worauf ein widerhaariger Aktionär, der Führer der Opposition, reumüthig alle Ausstellungen, die er an den Vorschlägen der Verwaltung gemacht hatte, zurücknahm und nach einem verständnißinnigen Seufzer nichts als „Ja und Amen" sagte. Was blieb ihm als gutem Wiener Anderes übrig? Giebt es für den Wiener Höheres auf der Welt als seine Kreditaktie und sein „Zeugerl"? Und dennoch versuchte Mancher den Generalgewaltigen der Kreditanstalt über den dunkelsten Punkt der beabsichtigten Kapitalserhöhung, die Gründerrechte, zu „examiniren", — wie Herr von Mauthner es unwirsch nannte. Es ist lange her, daß sich die edlen Fürsten Schwarzenberg, Fürstenberg und Auersperg, Graf Chotek, S. M. von Rothschild, Louis von Naber und Leopold Lämel zusammenthaten, um einen Mittelpunkt für den oesterreichischen Geldverkehr zu schaffen. Schwarzenberg zahlte die eine, Rothschild die andere Hälfte des Grundkapitales ein. Dann mußte das Kapital von sechzig auf vierzig Millionen Gulden herabgesetzt werden; und jetzt erst wagt die Verwaltung wieder eine Vermehrung um zehn Millionen. Zugleich will man den Erben der Gründer, von denen die Meisten wohl keine einzige der ersten Aktien mehr besitzen, ein besonderes Geschenk machen und dazu sollen die Aktionäre einen Betrag von vier Gulden von jeder Aktie hergeben. Dagegen zu putschen, ist zwecklos, denn die Majorität hat zu entscheiden. Diese schlägt sich auf die Seite der Verwaltung, — und die Verwaltung bietet, um nicht langwierigen Feststellungsklagen ausgesetzt zu sein, den Aktionären zwei Drittel der neuen Aktien, den Erben der Gründer das letzte Drittel zum Bezug an.

An sich ist es nur erfreulich, daß die Kreditanstalt wieder zu frischerem Leben erwacht ist, wenn auch die treibende Kraft des Herrn Wittgenstein allmählich erlahmt und dem Institut nur noch in beschränktem Maß zu Gute kommen kann. Der Einfluß der Bank dehnt sich über alle Gebiete der oesterreichischen Volkswirthschaft aus und eben so ist sie durch ihre Bank- und Kommissiongeschäfte mit einer außerordentlich großen Reihe von industriellen und landwirthschaftlichen Unternehmungen an einer günstigen Entwickelung des Gewerbefleißes und der Bodenproduktion auf das Stärkste interessirt. Hauptsächlich entscheiden für diese Wechselbeziehungen gute Ernteergebnisse an Brotfrucht und Zuckerrüben und ein allmähliches Erstarken der Konsumtionkraft der Bevölkerung. Uebrigens nimmt die Kreditanstalt auch unter den Großindustriellen der österreichisch-ungarischen Monarchie eine hervorragende Stellung ein. Mit ihren Mitteln wird Zucker erzeugt, Papier und Filz hergestellt, Petroleum raffinirt, werden Seifen und Kerzen,

Teigwaaren und Webstühle fabrizirt, elektrotechnische Anlagen gebaut, Patronen geliefert u. s. w. Die letzten Wochen waren ihr außergewöhnlich günstig und Schlag auf Schlag fielen die Gewinn bringenden Treffer: die Emission der hirtenberger Aktien, die Gründung der Maschinenfabrikgesellschaft Tanner, Laetsch & Co., die Angliederung der skodaschen Fabrik und dadurch die Wiederherstellung der Freundschaft mit dem Eisenkartell, die Dividendenerklärung der vor einem Jahr gegründeten Versicherunggesellschaft „Providentia" und — last not least — der Eintritt der Firma Mendelssohn & Co. in die Rothschildgruppe. Diese Erfolge sind der Lohn einer überaus lebhaften Thätigkeit, die denn auch im Abschluß des ersten Halbjahres für 1899 zum ziffernmäßigen Ausdruck gelangt ist. Seit Jahren hatte das Bankgeschäft keinen solchen Aufschwung erlebt. Freilich muß man sich hüten, daraus übereilte Schlüsse auf das Endergebniß des Jahres zu ziehen. Ist doch die Lehre des Jahres 1881 noch unvergessen, das trotz einem glänzenden ersten Semester der Kreditanstalt einen ganz unbefriedigenden Jahresabschluß brachte. Wichtig sind die im Vergleich zur entsprechenden Zeit des Vorjahres außergewöhnlich hohen Zinssätze dieses Frühlings. Zur Deckung der Kurseinbußen an sfrüheren Konsortialgeschäften, wie der ungarischen Investitionrente, der vom Reichsfinanzministerium übernommenen Eisenbahnobligationen und der Kaschau-Oderberg-Aktien, dienen ältere Reserven. Aus der Anlage von dreißig Millionen Gulden in Reports, die in den erhöhten Geldansprüchen der Börse begründet war, schreibt sich eine Verstärkung der Zinseinnahmen her. Leicht hat es die Kreditanstalt aber nicht, denn ihre Geldverhältnisse hängen nicht von Wien, sondern von Berlin ab, wo immer noch die Politik der starken Hand obwaltet. Bei der Ultimoversorgung zeigte sich ein über Erwarten großer Stücküberfluß in Kreditaktien. Die Contremine, die sonst zu jedem Ultimo Stücke suchte und billig hereinnahm, hatte nämlich, durch die Kapitalsvermehrung aus der Fassung gebracht, ihre Positionen preisgegeben, während sehr bedeutende Haussengagements schweben. Die Zeiten, in denen Kreditaktien dazu dienten, mit billigem Geld schwierige Verpflichtungen zu prolongiren, scheinen dahin zu sein. Uebrigens erwartete die Verwaltung. auch von der Spekulation nur „Ja und Amen" zu hören. Aber die Aeußerung des Herrn von Mauthner, eine Kapitalserhöhung sei kein Haussemotiv, hat doch arg verstimmt. Wie, man hätte sich an die Aktionäre gewandt, um neue Mittel aufzubringen, ohne auf eine verbesserte Verzinsung zu rechnen? Also wäre auch hier nur Agiotage der Lockvogel und vermöchte selbst so vorsichtige Herren wie die Leiter der Kreditanstalt zu bethören? Das mag nun so oder anders sein, jedenfalls wird ein Wettjagen um den Erfolg entstehen, das Provisionen und Spesen genug kosten wird; und der deutsche Sparer mag den Wunsch, Kreditaktien sein Eigen zu nennen, resignirt immer weiter hinausschieben. Noch kämen sie ihn theurer zu stehen als die Aktien der großen deutschen Banken, deren Geschäftsbetrieb er zwar auch nicht zu kontroliren vermag, die ihm aber inzwischen höheren Gewinn bringen und in soliden politischen Verhältnissen wurzeln, während die oesterreichischen Papiere vor „schwarzen Sonnabenden", sei es im Kampf der Nationalitätengruppen, sei es im Kampf der Börsenspekulanten, niemals sicher sind. Die Vorgänge in Graslitz sind ein Fanal, das beachtet werden sollte. Die österreichischen Banken haben heute allen Grund, ihr Geld zusammenzuhalten. Schade daher um die Million

Gulden, die die Kreditanſtalt jetzt Leuten zuwendet, die es wahrlich nicht nöthig haben und zum größten Theil nicht einmal mehr in Beziehung zu ihr ſtehen.

Um unter allen Umſtänden Geſchäfte zu machen, ſtürzt ſich das oeſterreichiſche Kapital mit einer an ihm bisher ungewahnten Energie auf den Expart. Das iſt für eine mit primitiven Mitteln arbeitende Induſtrie ein gefährliches Experiment, zumal ſie im eigenen Lande nicht allzu viel Seide ſpinnen kann. Ein nicht minder gefährlicher Heißhunger nach Geſchäften treibt die deutſchen Maſchinenfabrikanten in die ungariſche Tiefebene. Mit geheimnißvoller Miene werden dann einigen neugierigen Aktianären Andeutungen über Unternehmungen gemacht, die dort ein Darada finden ſallen; detaillirtere Angaben ſeien der Kankurrenz wegen nicht angängig; die dividendenlüſternen Aktionäre bewilligen die geforderten Mittel „unbeſehens“ —: und die Aufklärung bringt der nächſte aber übernächſte Geſchäftsbericht mit erheblichen Verluſtabſchreibungen aus dem ungariſchen Unternehmen. Sa iſt es der Aktiengeſellſchaft Ludwig Laewe & Ca. mit ihrer ungariſchen Gewehrfabrik, ſa der Aktiengeſellſchaft varm. Friſter & Raßmann mit ihrem budapeſter Zweiggeſchäft ergangen und die ſelbe Erfahrung werden in einigen Wachen die Aktianäre der Maſchinenbauanſtalt, Eiſengießerei und Dampfkeſſelfabrik Paukich machen. Auch dieſes ſolide Unternehmen alten Schlages, dem der Oſten Deutſchlands genügende Thätigkeit bietet, konnte dem Reiz nicht widerſtehen, ſich in Budapeſt mit größeren Arbeiten zu engagiren. Es iſt dabei nicht auf ſeine Kaſten gekammen; und die Falge wird eine Schmälerung der Dividende ſein.

Auch die Aktionäre der Deutſchen Gasglühlichtgeſellſchaft müſſen in Sack und Aſche trauern. Stetig und ſicher iſt ihre Dividende abwärts gegangen. Aus einhundertunddreißig wurden hundert, aus hundert wurden achtzig, dann ſechzig und jetzt ſind es nur nach achtundzwanzig Prozent. Der alte Königswarter pflegte zu ſagen, ein Geſchäft müſſe ſeine Speſen vertragen. Bei der Auer-Geſellſchaft waren aber die Speſen über das Geſchäft hinausgewachſen; und als die Patentklagen, die zu Dutzenden gegen die rivaliſirenden Geſellſchaften angeſtrengt warden waren, nicht mehr verfingen und als es keine einſtweiligen Verfügungen mehr gab, um der Kankurrenz die Fabrikatian van Brennern und Glühkörpern zu unterſagen, nützte auch der ſchönſte Löwe auf den Plakatbildern nichts mehr. Eine bittere Erinnerung mag es für die Aktianäre der Auer-Geſellſchaft ſein, daß ſich im dritten Jahr nach der Gründung die Generalverſammlung mit einer Dividende van hundert Prazent einverſtanden erklärte, obgleich der erzielte Gewinn ein Mehr gerechtfertigt hätte. Mit „Ja und Amen“ wurden aber die plauſibel klingenden Gründe der Verwaltung gebilligt: die überſchüſſige Summe ſallte im Sinn einer Stabiliſirung der Dividenden Verwendung finden. Ach, dieſe Stabiliſirung iſt ganz in Vergeſſenheit gerathen, denn es kommt immer anders, — und zwar nicht nur beim Theater, von dem der alte Laube Das zu behaupten pflegte. Das mögen ſich auch die Gründer der Cementfabriken hinter die Ohren ſchreiben, die in Erwartung der großen Kanalbauten in allen Theilen Deutſchlands an der Arbeit ſind. Die Banken haben ihnen zu ihrem löblichen Thun jede gewünſchte Summe zur Verfügung geſtellt. Aber ſelbſt wenn im Herbſt die Ausführung des ganzen Kanalbaues bewilligt wird, vergehen nach Jahre, bis die erſte Tonne Cement Verwendung finden kann. In der Zwiſchenzeit mögen die neuen Fabriken ſich von patriotiſchen Hochgefühlen nähren. * * *

Notizbuch.

Gegen den Mittellandkanal, dieſes Kulturwerk allererſten Ranges, hetzen und wüthlen nur die nichtsnutzigen Agrarier, deren nie zu ſtillende Begehrlichkeit, deren Habgier und beſchränkte Selbſtſucht neidiſch auf das Blühen der Induſtrie und die dadurch bedingte Förderung des vaterländiſchen Wohlſtandes blickt. So wird uns die Sache ſeit Monaten in der „liberalen“ Händlerpreſſe geſchildert. Vor mir liegt ein Rundſchreiben, das die Handelskammern zu Altona und Harburg „an die deutſchen Handelskammern und ſonſtigen wirthſchaftlichen Vereine und Körperſchaften“ richten. Darin wird geſagt, der Plan des Rhein-Elbe-Kanals würde, wenn er ausgeführt werde, „für die deutſchen Seeintereſſen große Gefahren heraufbeſchwören.“ Der neue Kanal, für den vorläufig 237 Millionen deutſchen Geldes gefordert werden, würde in erſter Linie Rotterdam, Antwerpen, Amſterdam Nutzen bringen; „die von Natur günſtige Lage und Stellung der fremdländiſchen Häfen aber noch obendrein durch künſtliche Anlagen ſtärken zu wollen, widerſpricht doch jeder nationalen Verkehrspolitik; und wenn, nach einem neuerdings viel gehörten Worte, unſere Zukunft auf dem Waſſer liegt, ſo iſt das vorliegende Kanalprojekt damit nicht vereinbar.“ In den Jahren von 1875 bis 1897 hat der Tonnenverkehr in den Häfen von Rotterdam und Antwerpen ſich von 100 auf 342, in den Häfen von Hamburg, Altona, Harburg und Bremen dagegen zuſammen nur von 100 auf 305 Prozent gehoben. Das beweiſt, wie ſchwer die deutſchen Nordſeehäfen gegen die fremden Häfen an den Rheinmündungen zu kämpfen haben. „Der gefährlichſte Gegner der deutſchen Seehäfen iſt Rotterdam. Wenn Preußen Rotterdam durch den Mittellandkanal unterſtützt, ſteht der Sieg des holländiſchen Hafens über Hamburg feſt. Schon heute verſorgt Rotterdam faſt das ganze Rheingebiet bis zur ſchweizer Grenze. Dieſe gefährliche Konkurrenz des ausländiſchen Hafens würde aber durch den Bau des Mittellandkanals noch weiter verſtärkt und gefeſtigt. In Rotterdam und Antwerpen kann man ſchon jetzt im vertrauten Kreiſe hören, wie man dort gleichzeitig der Freude über den Bau des Mittellandkanals und dem Erſtaunen über die von uns betriebene niederländiſche Kanalpolitik Ausdruck giebt. Darüber ſollte ſich jeder Deutſche klar werden, daß für unſere Machtbeſtrebungen zur See Holland und Belgien der Pfahl im Fleiſch iſt, denn Macht zur See läßt ſich nur ſchaffen auf der Grundlage eines eigenen blühenden Seehandels; geht der eigene Seehandel und die eigene Handelsflotte aber in fremde Hände über oder wird ihre Entwickelung gehemmt, was durch den Mittellandkanal ſicher geſchehen wird, ſo verkümmert mit ihr auch die Kriegsmarine und damit alle Hoffnung, die wir auf überſeeiſche Erfolge hegen.“ Den ſelben Standpunkt vertreten bekanntlich auch die Hamburger, die in der Erkenntniß ihrer Intereſſen recht ſchlau zu ſein pflegen. Gewiß läßt ſich gegen ſolche Erwägungen Einiges vorbringen. Ein dreiſter Schwindel aber iſt es, wenn immer wieder geſagt wird, nur die Thorheit und Selbſtſucht der Agrarier ſträube ſich gegen den Kanal. Die Antipathie, die unter den kanalfeindlichen Rhedern der Hanſaſtädte gegen die verrufenen Oſtelbier herrſcht, ſollte ſelbſt unſeren „Freiſinnigen“ genügen.

* * *

Für die Spreeregulirung, für die Beſeitigung der Waſſerſchäden in den Provinzen Brandenburg und Schleſien iſt in den Kaſſen des preußiſchen Staates kein Geld vorhanden. Die Spreeufer verſumpfen, im Oderbruch und im Havelluch herrſchen in jedem Frühjahr die ſchlimmſten Nothſtände und Herr von Miquel fand die Forderung von 10 Millionen zur Beſeitigung dieſer Schäden unerſchwinglich. Wenn man ihn aber

fragt, woher denn die 300 Millionen für den Mittellandkanal kommen ſollen, dann antwortet der Organiſator der Niederlage, ſchelmiſch lächelnd: Wir habens ja dazu!

* * *

In Europa iſt der Staat immer die organiſirte Bürgerſchaft geweſen, mochte dieſe nun mit der Einwohnerſchaft zuſammenfallen oder ein herrſchender Stand ſein. Im monarchiſchen Staat iſt der Monarch mehr das Symbol der Macht, d. h. des Geſammtwillens, als ihr Inhaber; gewöhnlich der Hebel, durch den der Geſammtwille die Maſchine in Bewegung ſetzt; Leiter des Geſammtwillens nur dann, wenn eine außerordentliche Perſönlichkeit, ſei es die des Monarchen ſelbſt oder die ſeines erſten Dieners, mit außerordentlichen Verhältniſſen zuſammentrifft. Die orientaliſch-myſtiſche Auffaſſung des Königthumes iſt auf verſchiedenen Wegen bei uns eingedrungen, hat aber immer nur dann entſcheidenden Einfluß erlangt, wenn die Verwirklichung der europäiſchen Staatsidee an techniſchen Schwierigkeiten ſcheiterte, wie im Rom der Caeſaren. Wo die Umſtände der Freiheit günſtig waren, da hat ſelbſt in dem durch und durch myſtiſchen Mittelalter die beiden „heiligſten" Monarchen, den Kaiſer und den Papſt, keine abergläubige Scheu der „Unterthanen" vor Rebellion und Verjagung geſchützt. Der moderne Abſolutismus iſt in dem der Myſtik feindlichen achtzehnten Jahrhundert ausgebildet worden. Im heutigen Preußen wird die myſtiſche Auffaſſung des Königthumes durch die Stellung des Monarchen an der Spitze eines ganz einzigartigen Kriegsheeres und durch ſeinen Charakter als Beſchützer der evangeliſchen Kirche gefördert, aber die Zeit, wo ihm Das vorübergehend den Schein der abſoluten Gewalt verleihen konnte, iſt vorüber. Die realen Mächte, die den Kurs unſeres Staatsſchiffes beſtimmen, ſind die größeren, — vorzüglich die adeligen — Gutsbeſitzer und die Induſtriellen. Mit Dieſen ſind die Inhaber des mobilen Kapitals, mit Jenen die der bureaukratiſch-militäriſchen Gewalt theils durch Intereſſengemeinſchaft, theils durch Perſonalunion verflochten. Die übrigen Schichten beſtimmen den Gang der Politik nicht unmittelbar, ſondern nur bald als Hilfstruppen der Herrſchenden fördernd, bald durch paſſiven Widerſtand den Staatswillen hemmend; und daß ſolchen paſſiven Widerſtand, wenn die Widerſtrebenden zahlreich genug ſind, nicht einmal ein Bismarck zu brechen vermag, das hat ja die Welt erfahren. Die größte Schwierigkeit erwächſt nun den Herrſchenden aus dem Intereſſenkonflikt zwiſchen Landwirthſchaft und Induſtrie, der durch die Eiferſucht der Bourgeoiſie auf die bevorrechtete Stellung des alten Adels verſchärft wird. Die Sammlungspolitik hat den Zweck, durch Kompromiß oder durch Unterordnung der induſtriellen Bourgeoiſie unter den Grund- und Militäradel beiden Gruppen die gemeinſame, wenn auch nicht gleich vertheilte Herrſchaft zu ſichern; und in der entſcheidenden Sitzung am neunzehnten Auguſt hat Herr von Kardorff noch einmal mit dem gewöhnlichen Mittel, durch Uebertreibung der von der Sozialdemokratie drohenden Gefahr, die Induſtriellen zur Nachgiebigkeit zu bewegen geſucht. Vorläufig nun hat ſich der adelige Grundbeſitz, obwohl ihm der feindliche Partner an Geldmacht überlegen iſt, wieder als der Stärkere erwieſen und die Königsmacht, die die Streitenden ſelbſt unvorſichtig mit dem Schein myſtiſcher Allmacht bekleidet hatten, iſt dabei als quantité négligeable bei Seite geſchoben worden. Der Kaiſer weiß jetzt, daß es nicht ſein Wille iſt, dem Alle gehorchen, ſondern daß Jeder nur ſeinem Intereſſe gehorcht und daß der Wille des Monarchen nur dann Etwas vermag, wenn er mit dem aus den mächtigen Gruppenvelleitäten reſultirenden Kollektivwillen zuſammentrifft; ſchwerlich wird er noch einmal in die ihm von Höflingen beigebrachte falſche Auffaſſung zurückfallen, deren Gefährlichkeit die „Zukunft" ſo oft her-

vorgehoben hat. Das ist die Bedeutung des Ereignisses. Ob die Machtstellung der „Konservativen" wünschenswerth, ob sie haltbar ist und ob sie in der Kanalfrage Recht haben: Das sind Fragen, auf die ich nicht eingehe. β.

* * *

Wie furchtbar verheerend die langwierige Kanalkrisis auf die politische Einsicht nicht nur, nein, auch auf den Stil liberaler Redakteure gewirkt hat, mag die folgende bilderreiche Notiz lehren: „Die Kanalkommission ist zu einer Zwickmühle für die Regirung geworden... Dr. Lieber will, daß Unterausschüsse eingesetzt werden, die Kirchthurmsinteressen mit zarter Hand zu pflegen, auf daß sie blühen und noch üppiger denn je zuvor ins Kraut schießen... Die Regirung tanzt den tollen Kompensationspuk mit... Die agrarischen Renner dürfen nur mit der Kandare geritten werden und zahm werden sie erst, wenn sie das Bild der Auflösung des Abgeordnetenhauses an der weißen Wand der Zukunft erblicken... Herrn von Miquel graust es, wenn er daran denkt, mit einer anderen Mehrheit regiren zu müssen, und somit lavirt er weiter, bis er eines Tages das Kanalkind tot im Arm hält." Vossische Zeitung Nr. 292. Die Zerfahrenheit der Wetterpropheten bezeichnet ein Triumphschrei, den die Tante nach dem dortmunder Tage ausstieß: „Die Rede des Kaisers ist ein klärendes Ereigniß. Die bisher Unentschlossenen auf der Rechten werden sich jetzt schnell entschließen und es werden voraussichtlich mehr umfallen, als man bis gestern glauben konnte... Die Konservativen haben ein gefährliches Spiel getrieben und das Spiel verloren." Vossische Zeitung Nr. 375. Es kam wieder einmal anders.

* * *

Die Berichterstattung über den Dreyfusprozeß wird im schönsten Hintertreppenstil fortgesetzt. Die nach Rennes entsandten Herren begnügen sich nicht mit einer ruhigen und sachlichen Schilderung der sachlichen Schilderung der forensischen Vorgänge: sie ergreifen Partei, verdächtigen die Richter, besonders den Vorsitzenden, der den Debatten einen vor Kriegsgerichten bisher unbekannten Spielraum zu lassen scheint, und lügen und fälschen, als hätten sie Jahre lang in einem Spionagebureau Dienste gethan. Jeder dem Angeklagten günstige Zeuge sieht „ungemein sympathisch" aus, jeder andere wird unter der widrigen Maske eines Schurken oder Idioten vorgeführt. Ein paar Stichproben: „Daß Dreyfus weder der Form noch der Sache nach gesetzlich und rechtlich schuldig ist, daran zweifelt heute kaum einer der Hetzer." Vossische Zeitung Nr. 366.

„Für Oberst Jouaust ist offenbar das Urtheil des höchsten Gerichtes nicht vorhanden. Er hat auch anscheinend die Untersuchungakten nicht gelesen." Vossische Zeitung Nr. 372. (Daß die Richter die Akten genau kennen, beweist der stenographische Bericht.)

„Rennes ist die schwärzeste Stadt Frankreichs. Der Klerikalismus ist allmächtig und alleinherrschend... Kein Wunder, daß die Bevölkerung im Herzen mit Quesnay und gegen Dreyfus ist." Vossische Zeitung Nr. 374.

„Es ist jetzt festgestellt, daß die sieben Richter des Kriegsgerichtes kein Wort von der Untersuchung des höchsten Gerichtes gelesen haben und von dem Fall nichts wissen, als was die Libre Parole und das Petit Journal sie gelehrt hat. Oberst Jouaust ist eisern vom Bestande des berühmten Syndikates überzeugt und möchte gern herausbringen, wer es leitet und wie viele Millionen es besitzt." Vossische Zeitung Nr. 375.

„Diese erstaunliche Enthüllung" — die Erzählung von den für die Dreyfussache aufgewandten Millionen — „ruft einen unwiderstehlichen Heiterkeitausbruch im Saal hervor, dem Oberst Jouaust selbst, zum ersten Male lächelnd, blos mit einer väterlichen Handbewegung wehrt." Vossische Zeitung Nr. 376.

„Dreyfus übte die übermenſchliche Selbſtbeherrſchung, während der ganzen Rede Merciers, deren jedes Wort ihm dach Wuthſchreie entlocken konnte, völlig ruhig zu bleiben; er biß ſich nur die Lippen und eine immer tiefere, zuletzt purpurne Röthe überzog ſeine abgehärmten Wangen. Erſt zu allerletzt brach ſeine angehäufte Empörung in einem Gebrüll aus, unter dem der Saal erſchauerte, während Mercier feuerroth wurde. Dreyfus brüllte mit einer wahren Löwenſtimme ... Es iſt aufgefallen, daß die Richter heute Dreyfus viel wohlwollender anblickten." Voſſiſche Zeitung Nr. 377.

„Die Kugel iſt in die Lunge gedrungen. Labori liegt im Sterben." Voſſiſche Zeitung Nr. 378. (Der Vertheidiger war von einem Hallunken leicht verwundet worden.)

„Das Befinden Laboris iſt ſo gut, daß er ſehr bald den Verhandlungen wieder perſönlich wird beiwohnen können". Voſſiſche Zeitung Nr. 382.

„Oft durchbohrt Raget Dreyfus mit Blicken, ſchweigend Pauſe machend. Das Auditorium iſt höchſt beklommen. Dreyfus überwindet ſich mit Kraft. Als Roget aufſteht, ſchreit Dreyfus mit thränenerſtickter, aus tiefſtem Herzen donnernder Stimme auf: Es iſt ſchrecklich, Das zwei Stunden lang anhören zu müſſen als Unſchuldiger". Voſſiſche Zeitung Nr. 382.

„Mit dumpfer Stimme hatte General Roget, der tapfere Kriegsmann, dieſe Worte ausgeſtoßen. Dann aber brach er, wie der Bericht verzeichnet, in Thränen aus". Voſſiſche Zeitung Nr. 384. (Der Bericht, auch das Stenogramm des Hauptdreyfusblattes, deutet mit keiner Silbe an, Roget habe mit dumpfer Stimme geſprachen oder gar geweint.)

„An das traurige Ende knüpft der traurige Anfang ſich an. Geſtern hat Dreyfus wehrlos der Geſchicklichkeit des Generals Roget gegenübergeſtanden, faſt ohne jede Unterſtützung durch ſeinen Vertheidiger Demange, der weder die Verhandlungen vor dem Kaſſationhaf hinreichend zu kennen noch ſich auf Zeugenvernehmung zu verſtehen ſcheint. Und heute hat die Verhandlung abermals mit der Ausſage des Generals Roget begonnen, nur daß Demange endlich ſeiner Aufgabe eingedenk geworden iſt und die Rolle des ſtillſchweigenden Zuſchauers mit der des Fragers vertauſcht hat. Wann endlich wird dem phlegmatiſchen Demange wieder ein Mann van dem Temperament, der Sachkunde und der Schlagfertigkeit Laboris zur Seite ſtehen, um eine einſeitige Beeinfluſſung des Gerichtshofes zu verhüten?" Voſſiſche Zeitung Nr. 384.

„Der erſte heute aufgerufene Zeuge iſt Hauptmann Cuignet, ein kleiner blander Mann, der eine gut auswendig gelernte Anklagerede im donnerndſten Befehlston herausſchmettert ... General Boisdeffre, der nächſte Zeuge, ſpricht wie ein Haudegen des Theaters der alten Schule, das erſte Wort jedes Satzes wie einen Fluch mit heiſerer Stimme herauspolternd, das Folgende mit geringerer Heftigkeit nachknurrend." Voſſiſche Zeitung Nr. 388.

„Merciers und Rogets wilde Ausfälle auf Picquart prallten an der vornehmen Ruhe des Oberſten wirkunglas ab." (Von „wilden Ausfällen" iſt im Stenogramm nicht die leiſeſte Spur zu finden.) Voſſiſche Zeitung No. 387.

„Die böswillige Parteinahme des Varſitzenden Jauauſt." Voſſiſche Ztg. Nr. 391.

„Die Vertreter der erſten deutſchen Blätter werden hier in einer Weiſe behandelt, die man höchſtens Gauchos oder Feuerländern achſelzuckend verzeihen würde." Voſſiſche Zeituug vom 8. Auguſt 1899. Alſo ſpricht Max Mordau. In Wien aber lieſt mans anders: „Die Preſſe und das Publikum haben keinerlei Beſchwerden mehr und es herrſcht wieder Einvernehmen." Neue Freie Preſſe vom 8. Auguſt 1899.

„Sein etwas vorſpringendes Kinn wie auch ſeine Lippen zeigen Feſtigkeit, ſeine hohe

Stirn und seine klugen Augen große Intelligenz. Wenn sein Gesicht nicht schön genannt werden kann, so war doch der Gesammteindruck, den man heute von Dreyfus empfing, ein entschieden sympathischer. Mit der Lupe konnte heute der ärgste Feind an dem Mann nichts Antipathisches entdecken. Seine Erscheinung, sein Gebahren, seine Sprache appelliren an das allgemein Menschliche. Nie während des Verhöres oder während der Verlesung entschlüpfte ihm auch nur die leiseste Geberde oder ein Wort der Affektation. Es ist unmöglich, daß ein Mensch Stunden lang sich nicht die geringste Blöße in dieser Hinsicht geben könnte, wenn Derlei in seiner Natur gelegen wäre. Dreyfus sprach mit fester Stimme ohne Forcirtheit. Er sprach nicht zum und nicht für das Publikum und erhob sein Organ nicht höher, als es nothwendig schien, um sich seinen Richtern verständlich zu machen; nur, wie er seine Unschuld betheuerte, und Das gleich zu Anfang, da schwoll seine Stimme an, aber auch da war sie nicht forcirt. Er verursachte in diesen Momenten im Publikum tiefe Erregung. Seine lauten Betheuerungen schnitten Einem ins Herz, um so mehr, als sie ohne jedes Beiwerk herauskamen, ohne jede Weinerlichkeit, männlich und entschlossen. Nie schrie er, stets wußte er sich zu beherrschen, wiewohl man zuweilen den ganzen Mann vom Scheitel bis zur Sohle vibriren sah; nie stotterte er. Wenn es Jemanden giebt, welcher der heutigen Sitzung beigewohnt hat und noch von Dreyfus' Schuld faselt, dann fehlen ihm Augen, Ohr und sicherlich die prinzipiellsten physiognomischen Vorkenntnisse. Dreyfus sprach mit solcher Unbefangenheit und in so natürlichen Accenten, daß man förmlich ungeduldig wurde, seine Unschuld nicht jeden Augenblick von den Richtern anerkannt zu sehen. Und es war doch keine kleine Prüfung für Dreyfus, eine Stunde lang stehend die ihm zusetzenden Fragen Jouausts zu pariren, wo jedes Zögern, jedes unangebrachte Bindewort, jede kleinste Geste ihn gefährden konnte. Aber so glänzend hat Dreyfus diese Prüfung bestanden, daß er an Ort und Stelle die Gegnerschaft des simplen Mannes von der Straße, des ohne Karten zugelassenen Theiles der rennefer Bevölkerung, überwunden hat." Neue Freie Presse vom 8. August.

„Wie einen Schulbuben, der auf einer Lüge ertappt worden ist, kanzelt Casimir-Perier Mercier ab, der dasteht, als ob er Ruthenstreiche erhielte ... Mercier steht giftig lauernd da, als ob er auf eine Gelegenheit warte, wo er Casimir-Perier einmal den Affront heimzahlen könnte ... Cavaignacs posirte Sicherheit schlug sofort in Beklemmung um, als er nach seinem auswendig gelernten Speech auf Fragen zu antworten hatte. Schon harmlose Fragen einzelner Richter trieben ihm den Schweiß auf die Stirn. Mehr als einmal stotterte er ... Es ist ein jämmerliches Schauspiel, das diese Zeugen bieten, die nichts, aber auch nicht das Geringste, zu bezeugen wissen. Bei Alledem wäre es kindisch, sich darüber zu täuschen, daß es nicht Oberst Jouaust ist, der diese Zeugen entmuthigt ... Konstatirt muß werden, daß Jouaust, als er von dem Attentat auf Labori sprach, kein Wort zu viel sagte. Er wußte, daß wir Alle von dem Attentat Kenntniß haben, ehe er den Saal betrat, und begann doch die Sitzung mit der Mahnung an das Auditorium, die Kundgebungen vom Samstag nicht zu wiederholen, ohne des Attentates zu erwähnen. Als hierauf Demange vom Attentat berichtete und um die Suspendirung der Sitzung bat, gewährte Jouaust dieses Ansuchen, indem er kurz und sehr trocken Demange beauftragte, Labori die Hoffnung auf Besserung seines Zustandes auszusprechen. Man hätte erwarten dürfen, daß Jouaust etwas weniger wortkarg im eigenen wie im Namen der übrigen Richter der Entrüstung über das Attentat Ausdruck gebe. Nichts Dergleichen geschah ... Le Hérisse, der nationalistische Deputirte für Rennes, unter-

zeichnete folgende Proklamation des Maires von Rennes an die Einwohner der Stadt: ‚Liebe Mitbürger! Ein scheußliches Attentat, dessen Urheber sich keiner Partei zurechnen darf, hat heute unsere theure Stadt Rennes entehrt. Ihr werdet Euch nicht durch einen Wahnsinnsakt erregen lassen, der nur den Gegnern des Werkes der Gerechtigkeit und Wahrheit dienen kann, das mit ihrem Patriotismus und gesunden Menschenverstand die Mitglieder des Kriegsgerichtes zu verrichten berufen sind. Widersteht den Provokationen, woher immer sie kommen mögen, und bewahrt jene würdevolle Ruhe, von der Ihr nie abgewichen seid. Ihr werdet Euch so um Frankreich und die Republik wohlverdient gemacht und den guten Ruf unserer altbretonischen Stadt gewahrt haben.‘ Diese scheinheilige Litanei wird Niemanden täuschen.“ Neue Freie Presse vom 15. August.

„Picquarts Aussage war vom Anfang bis zum Ende ein Meisterstück der Rhetorik und Dialektik. Welcher Abstand zwischen ihm und den Generalen hinter ihm!“ Neue Freie Presse vom 19. August.

„Alles erhebt sich gespannt, die Blicke auf die Thür gerichtet, durch welche Labori eintreten soll. Da ist er auch schon. Eine Minuten lange Beifallssalve empfängt ihn. Er schreitet leicht und sicher einher, nur ein blasses, noch schmerzverzogenes Gesicht, das er aber mit einem Lächeln erheitert, verräth seine Leidenstage. Er grüßt nach allen Seiten und tauscht rechts und links Händedrücke. Seine hohe Gestalt im hermelinbesetzten Talar ragt aus der ihn umgebenden Menge hervor. Labori weint, er kann kein Wort hervorbringen. Er beginnt mit voller, tiefbewegter Stimme zu sprechen. Seine Bewegung wuchs derart, daß er stellenweise Thränen niederkämpfen mußte. Die Richter scheinen von diesem Gefühlsausbruch, der sich in geradezu dramatischen Tönen Luft macht, betroffen und diese Bellommenheit wirkte auf das Auditorium zurück, so daß eine peinliche Stimmung entstand.“ Neue Freie Presse vom 22. August. — „Rennes, 22. August. Der heutige Tag war nach jeder Richtung hin erfreulich. Laboris Erscheinen, die allgemein menschlichen Accente, die dabei zum Durchbruch kamen, waren eine glückliche Einleitung.“ Neue Freie Presse vom 23. August.

„Peinlich hat es berührt, daß Oberst Jouaust ganz überflüssiger Weise ins Verhör Dreyfus' auch dessen vorübergehende Jugendbeziehung zu einer Dame hineinzerrte, was gegenüber der anwesenden Gattin ein unschöner Vorgang war.“ Neue Freie Presse vom 8. August. (Die Gattin hat den Gerichtssaal nicht betreten.)

Aus dem Berliner Tageblatt: „Die Affaire Dreyfus hat uns auch den Menschen in seiner höchsten Vollendung gezeigt, die feinste Kulturblüthe des Menschenthums: die Gestalt Picquarts ... Heute hat er diese Befangenheit, diesen Rest von Unfreiheit abgestreift. Man bemerkte Das sofort, als er mit schnellem, sicherem Schritt in den Saal trat, sich vor den Richtern verbeugte, sich dann bequem im Sessel zurücklehnte, ohne jeden Zwang das rechte Bein über das linke Knie legte und mit lauter, klarer, klangvoller Stimme seinen Vortrag begann. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage: Eine Stimmung verbreitete sich im Saal, wie sie entsteht, wenn Lohengrin über die Wasser heranzieht. Es ist etwas so Harmonisches, Abgeklärtes in dieser Erscheinung und dabei etwas so Starkes, Männliches, Imponirendes. Ein geborener Fürst. Und indem er spricht, zugleich liebenswürdig und doch, ohne es zu wollen, herablassend, ist es nicht als ob er eine Zeugenaussage macht, — es ist, als ob er Gesetze ertheilt.“ Theodor Wolff, der Rudolf Mosse mit Stolz seinen Onkel nennt und den wir mit nicht geringerem Stolz den Unseren nennen, hält doch stets den höchsten Record geschmackloser Albernheit. Diese Wahrnehmung ist nicht neu, eben so wenig wie die läppische Hysteriker-

begeisterung dieses Herrn mit der geknickten Untertertianerbildung, der, ehe er sein Militärjahr abdiente, schon berufen war, im Berliner Tageblatt Theater nnd Literatur kritisch zu beleuchten, und der, seit er den Dragonerrock ausgezogen hat, in diesem Weltblatt allen politischen, kulturellen, ethischen und aesthetischen Fragen vom Standpunkte des echt pariserischen Viveurs aus die Antwort findet. Früher hielt er Musſets Rolla für eine Frau, Musſets tragisches Spiel On ne badine pas avec l'amour für eine „allerliebste Plauderei"; jetzt läßt er Medea munter die Drachensaat säen, der die geharnischten Männer entsteigen. Die Thatsache aber verdient festgehalten zu werden, daß für das Berliner Tageblatt „der Mensch in seiner höchsten Vollendung, die feinste Kulturblüthe des Menschenthumes" ein Mann ist, der nicht nur das rechte Bein ohne jeden Zwang über das linke Knie zu legen vermag, sondern der auch sechzehn Monate lang das schmutzige Geschäft eines Spitzelaufsehers trieb, Hunderttausende für die Anwerbung von Spionen und für den Ankauf gestohlener Dokumente ausgab, der belsorter Staatsanwaltschaft geheime Aktenstücke, die einen Angeklagten belasten sollten, zur Ansicht schickte, mit agents provocateurs korrespondirte und die politischen Gespräche der in Staatsbetrieben beschäftigten Arbeiter belauern ließ. Diesem geborenen Fürsten, dieser feinsten Kulturblüthe des Menschenthumes ähnlich zu werden, muß nun das Streben jedes gebildeten Deutschen sein. Das Ziel kann er nur erreichen, wenn er pünktlich an jedem Morgen und Abend das Berliner Tageblatt liest. Und wer — so heißt es ja wohl gewöhnlich in den Quartalseinladungen dieser „größten deutschen Zeitung" — das Berliner Tageblatt gründlich kennen lernen will, Der fordere die Nachlieferung der Augustnummern und lese darin die Berichte über den Dreyfusprozeß.

* * *

Vor einem Jahr, als die Reichstagswahlen in Sicht kamen und es sich darum handelte, den verhaßten Agrariern einen möglichst vernichtenden Streich zu versetzen, wurde in der liberalen Presse behauptet, der Vorstand des Bundes der Landwirthe habe seine Mitglieder, statt ihnen Vortheile zu verschaffen, geschädigt und besonders bei der Vermittlung des Kaufes von Thomasmehl betrügerische Manipulationen angewandt. Wochen lang wurde diese Behauptung wiederholt und die Grimasse sittlicher Entrüstung war so lebhaft, die Fülle der angeführten Details so groß, daß sogar manche Freunde der landwirthschaftlichen Bestrebungen stutzig wurden und fürchteten, der Bundesvorstand habe mindestens leichtfertig gehandelt. Jetzt zeigt es sich, daß man es mit einer zum Zweck des Bauernfanges erfundenen Verleumdung zu thun hatte. Der Bundesvorstand hat eine große Anzahl von Redakteuren verklagt und in allen Fällen ist gerichtlich festgestellt worden, daß — wie es in einer von einem Beklagten unterzeichneten Ehrenerklärung heißt — „der Bund der Landwirthe in jeder Beziehung die Rechte und Interessen seiner Mitglieder in vollstem Maße vertreten hat." Solche Wahlmanöver waren in Deutschland bisher kaum bekannt. Wer aber etwa glauben wollte, die erlogene Behauptung sei von allen privilegirten Kämpfern für Wahrheit und Gerechtigkeit jetzt ausdrücklich und unzweideutig zurückgenommen worden, Der hätte die Rechnung ohne die besondere Moral neuliberaler Zeitungschreiber gemacht. Von der Sache wird einfach nicht mehr geredet; und wenn ein Veilchen verstrichen ist, wird man keck auch wieder durch eine gerichtlich dann vielleicht ungreifbare Anspielung auf „die bekannte merkwürdige Geschäftsgebahrung der Bündler" das gute Herz der liberalen Leser erfreuen.

* * *

Der preußische Eisenbahnminister hat es bekanntlich für anständig gehalten, die

„Zukunft“ und den „Simpliciſſimus“ vom Zeitſchriftenverkauf auf den Bahnhöfen auszuſchließen. Von dieſem Verbot, das alle Kriterien eines zur Strafe für politiſches Verhalten verhängten wirthſchaftlichen Boykotts, alſo eines von der Regirung amtlich bekämpften und verpönten Syſtems trägt, ſind nun auch heſſiſche Bahnhöfe betroffen worden. Die Sache kam in Darmſtadt am dritten Juni in der zweiten Kammer der Landſtände zur Verhandlung. Der Vertreter der heſſiſchen Regirung zog ſich auf den Standpunkt zurück, der Staatsvertrag vom Juni 1896 gebe der „gemeinſchaftlichen Verwaltung der Bahnen“ das Aufſichtrecht über die Bahnhofsbuchhandlungen, — und in dieſes Recht habe Heſſen nicht hineinzureden. Der Interpellant, der Abgeordnete Köhler, ſagte: „Ich fühle mich bevormundet, wenn mir von dem königlich preußiſchen Eiſenbahnminiſter vorgeſchrieben wird, was ich leſen darf und was nicht. Wenn der ‚Simpliciſſimus‘ und die ‚Zukunft‘ den Herren in Berlin nicht gefallen, ſo werden wir in die Unmöglichkeit verſetzt, ſie zu leſen, obgleich es eine Menge Leute giebt, die dieſe Schriften verlangen ... Etwas Vernünftiges und Anſtändiges kann man auf den Bahnhöfen ſelten kriegen. Nun halte ich und mit mir mehr als Hunderttauſende der beſten Menſchen die ‚Zukunft‘ von Harden und den ‚Simpliciſſimus‘ für ganz vernünftige Schriften; vielleicht iſt Das aber auch mit beſtimmend geweſen dafür, daß man dieſe Schriften ausgeſchloſſen hat: dadurch wollte man wohl klare Ordnung ſchaffen, die darin beſteht, daß eben nur noch ſchlechtes Zeug geboten wird. Als ich die Interpellation einreichte, glaubte ich, daß nur die Preußen auf ihrem Boden den ‚Simpliciſſimus‘ und die ‚Zukunft‘ verboten hätten; zu meinem Erſtaunen habe ich aber gefunden, daß wir in Heſſen auch hierin wieder einmal den Preußen nachgeahmt haben und daß man auch auf unſerem Bahnhof dieſe beiden Preßerzeugniſſe nicht mehr bekommen kann. Man macht ja jetzt in Heſſen Alles den Preußen nach. Das gehört beinahe zum guten Ton; aber ich denke, wir ſollten uns dagegen wehren. Wenn überhaupt eine Cenſur gehandhabt werden ſoll, ſo wünſchte ich, daß Das in Darmſtadt und auf den paar Bahnhöfen, die wir noch haben, wo alſo der Bahnhofsbuchhändler ſich noch auf heſſiſchem Boden befindet, in der Richtung geſchähe, daß man für den Verkauf von guten Schriften ſorgt; und zu dieſen rechne ich mit in erſter Linie auch den ‚Simpliciſſimus‘ und die ‚Zukunft‘. Beides ſind bedeutende Erſcheinungen der modernen Literatur und jeder Politiker ſollte Kenntniß von ihrem Inhalt nehmen. So weit wir noch auf den Bahnhöfen die Macht haben — das Meiſte iſt ja längſt aus den Händen gegeben und mit jedem Tage werden wir ein Bischen Macht mehr los und werden zuletzt nur noch ſo eine mediatiſirte Standesherrſchaft darſtellen — aber ſo weit wir auf unſeren Bahnhöfen noch Herren ſind, möchte ich wünſchen, daß für den Vertrieb einer beſſeren Literatur geſorgt und die erwähnten Schriften wieder freigegeben werden.“ Der Abgeordnete Dr. Schroeder: „Es war mir ganz unglaublich, daß derartige Verbote in Form einer Cenſur auf unſeren Bahnhöfen gehandhabt würden. Ich will nicht eingehen auf die Tendenz und Haltung des ‚Simpliciſſimus‘ oder der hardenſchen ‚Zukunft‘. Ich ſtehe in dieſer Beziehung nicht ganz auf dem Standpunkt des Herrn Vorredners, habe aber auch die Auffaſſung, daß Das, was dort ausgeſprochen wird, ungehindert müßte ausgeſprochen werden, ſo weites nicht vor den Strafrichter gehört. Es iſt richtig geſagt worden, die Cenſur ſei aufgehoben worden, die hier geübte Cenſur aber ſei viel ſchlimmer, als ſie in Oeſterreich oder ſonſtwo geübt werden kann.“ Der Abgeordnete Bähr: „Man ſieht immer mehr, daß wir uns im Schlepptau der preußiſchen Regirung befinden und daß wir bei der Berathung über die Verpreußung der Eiſenbahnen Recht hatten, wenn wir vorgeſchlagen haben: § 1. Das Großherzogthum Heſſen wird zur preußiſchen Provinz erklärt.

Dann hätten wir die ganze Diskutirerei nicht mehr; so werden wir langsam nach und nach abgeschlachtet." Der Abgeordnete Ulrich: „Für uns ist die Hauptsache, daß man in Form einer Art von Censur dem die Eisenbahn benutzenden Publikum die Möglichkeit nimmt, sich gewisse Erzeugnisse der Literatur zu kaufen, während man andere Erzeugnisse der Literatur, die absolut nicht den Werth haben wie die gerade verbotenen, vollständig zuläßt, ja sogar seitens der Direktion empfiehlt . . . Wenn einmal das Recht in der Weise, wie es hier geschehen ist, gehandhabt wird, so kann jedes beliebige Preßerzeugniß kurzer Hand verboten werden und dagegen müssen wir als Volksvertreter Protest einlegen." Der Abgeordnete Dr. Osann: „Ich muß sagen, die Antwort des Finanzministeriums hat mich auch nicht befriedigt. Ich habe vor allen Dingen daraus nicht entnehmen können, ob er auch der Ansicht ist, daß Werke wie die ‚Zukunft' und der ‚Simplicissimus' von der Bahnhofsliteratur ausgeschlossen werden sollen. Man kann ja über diese Zeitschriften verschiedener Ansicht sein; sie haben aber literarische, politische und historische Bedeutung gewonnen und sie stehen auf einem Standpunkt, der mit unserer Staatsordnung sich verträgt; und wenn sie hier und da über das Ziel hinausgehen und mit dem Strafgesetz in Widerspruch treten, so ist Das an und für sich kein Grund, solche Zeitschriften von der Bahnhofsliteratur auszuschließen. Es ist sicher, daß gerade diese Literatur, und zwar von dem intelligenteren Theil der Bevölkerung, gewünscht und gelesen wird." Der Abgeordnete Schmeel: „Ich begreife in der That nicht, wie die Schriften, um die es sich hier handelt — es sind allgemein bekannte Zeitschriften —, vom Verkauf ausgeschlossen werden konnten. Es ist richtig: sie bringen manchmal Etwas, das nicht nach allen Seiten hin angenehm berührt, sie fällen ein freies Urtheil in Wort und Bild, aber wir wollen doch nicht den Grundsatz anerkennen, daß man da mit Spießen und Stangen vorgeht und eine derartige Zeitung unterdrückt." Der Centrumsabgeordnete von Brentano: „Ich fühle mich vollständig frei von jeder Sympathie für den ‚Simplicissimus' und ich fühle mich noch viel freier von jeder Vorliebe für die ‚Zukunft'. Allein ich gestehe zu, daß es sich doch um ein Prinzip handelt und daß gewisse Herren nicht so Unrecht haben, wenn sie sagen: Das, was heute mir geschieht, kann morgen Dir geschehen." Auf keiner Seite wurde der Boykott vertheidigt oder auch nur entschuldigt, auf keiner Seite die tiefe Antipathie gegen das berliner Regime ängstlich verborgen. So macht Preußen, mit der Hilfe des Herrn Thielen, in Deutschland moralische Eroberungen.

* * *

Im Kamminer Kreisblatt soll neulich — in Nr. 92 — das folgende Inserat zu lesen gewesen sein: „Suche 20 Arbeitleute für die Dreschmaschine. Tagelohn 3 Mark, Suff und Fraß frei. Franz Krüger in Pribbernow." Sollten mit Herrn Krüger seine Berufsgenossen nicht ein derbes deutsches Wort sprechen, so würden sie sich nicht wundern dürfen, wenn solche Roheiten zu verallgemeinernden Weherufen über ostelbische Zustände und zu schiefen Vorstellungen über die Ursachen der Leutenoth führen.

* * *

In einem kleinen Ort Westpreußens wurde im Mai dieses Jahres ein Kriegerdenkmal enthüllt. Da die Kosten des Denkmals aber noch nicht gedeckt waren, wandte der Landrath, als dem Denkmalskomitee Vorsitzender, sich im Juni in einem Rundschreiben „an den patriotischen Sinn aller derjenigen Bewohner des Kreises, welche ein Einkommen von über 3000 Mark jährlich versteuern, mit der herzlichen Bitte, zehn Prozent ihrer Jahressteuer an unseren Schatzmeister innerhalb vierzehn Tagen einzuzahlen." Der Ukas war an jeden „Wohlhabenden" persönlich adressirt und schloß mit dem Satz: „Der auf

Sie entfallende Antheil beträgt so und so viel Mark.“ Es versteht sich, daß auf diesem — nicht mehr ungewöhnlichen — Wege der Betrag bald aufgebracht war. Empfiehlt es sich aber nicht, erst, ohne sanften Druck, das nöthige Geld zusammenzubringen und dann das Denkmal zu bauen, statt durch nachträgliche Bettelei, die der Amtscharakter des Sammelnden noch besonders häßlich erscheinen läßt, die Kreiseingesessenen zu ärgern? Und muß denn überhaupt in armen Provinzen und Kreisen der banausische Denkmalsrummel, den Lagarde mit Recht so verabscheute, künstlich gezüchtet werden?

* * *

Im Berliner Lokal-Anzeiger kannte man neulich lesen: „Wie sehr der Kaiser in Anspruch genommen ist und welche Fülle von Geschäften oft an einem Tage auf ihn einstürmt, Das hat der gestrige Tag bewiesen. Das Publikum macht sich davon kaum die richtige Vorstellung, wenn es die einzelnen Mittheilungen aus dem kurzen Register des Hafberichtes oder sonstige Nachrichten über die Thätigkeit des Kaisers liest. Man muß die einzelnen Pragrammpunkte eines Tages zusammenfassen, um zu erkennen, welche außerordentliche Fülle von Obliegenheiten der Kaiser zu erfüllen hat; man wird erkennen, daß zur Absolvirung solch eines außerordentlich großen Tagespragrammes ein ungemein kräftiges Nervensystem gehört. Schon früh begann gestern das Tagewerk des Manarchen. Um neun Uhr fuhr er bei dem Landesausstellunggebäude vor, um die Madelle für das Denkmal des Großen Kurfürsten, das in Minden aufgestellt werden soll, in Augenschein zu nehmen. Es wird gar viele Menschen geben, die eine halbstündige, ernste Beschäftigung mit Kunstwerken ermüdend genug dünkt; der Kaiser aber fuhr, nachdem er Skizzen und Modelle eingehend besichtigt hatte, sofort nach dem in der Lützowstraße belegenen Atelier des Bildhauers Brütt. Nachdem er auch hier, entsprechend seinem künstlerischen Interesse, die Werke des Künstlers betrachtet hatte, nahmen ihn Geschäfte politischer Natur in Anspruch. Er sprach bei dem Staatssekretär von Bülow vor und auf die Konferenz mit Diesem folgte im Schloß ein Vortrag des Geheimen Rathes von Lucanus. Daran schlossen sich wieder offizielle Empfänge, so des Generals von Loë, und erst jetzt gönnte sich der Kaiser — wenn man so sagen darf — eine kurze Erholung, nämlich bei der Frühstückstafel. Da aber an dieser Gäste Theil nahmen und der Kaiser eine lebhafte Konversation liebt, so kann man von einer ‚Ruhepause‘ nicht wohl sprechen. Der Nachmittag brachte weitere Atelierbesuche und es gehört ein hoher Grad Kunstbegeisterung und Aufnahmefähigkeit dazu, nach einem solchen Vormittage noch drei Künstler, nämlich Professor Lessing, Begas und Schott, zu besuchen. Der schwerere Theil des Tages, die Repräsentation im Großen, kam später. Um acht Uhr begann die graße Galatafel zu Ehren des Geburtstages der Königin von England. Nur wer erwägt, wie bei allen Ceremonien, bei allen Vorkommnissen, der Herrscher den Mittelpunkt bildet, wie er überall zu hören und zu sprechen hat, wird ermessen, welche immense Leistung die Durchführung eines solchen Programmes ist.“ Diese Schilderung mag gut gemeint sein, aber sie giebt, da Maecenatenthum und Repräsentation ja nicht die wichtigsten Pflichten des Monarchen bilden, doch einen recht seltsamen Begriff von der Tagesarbeit des Königs und Kaisers. Immerhin ist sie Darstellungen vorzuziehen, in denen der regierende Herr die schreckenden Züge eines zornigen Rächers parlamentarischer Abstimmungen trägt. Diese Darstellungen sind durch die Ereignisse widerlegt worden. Eigentlich: durch das Ausbleiben der angekündigten Ereignisse. Kein Sturm hat sich erhoben, nicht einmal ein Stürmchen, die Minister sind noch im Amt und der Freiherr von Zedlitz und Neukirch ist, noch nicht aus dem Staatsdienst gejagt. Die Fackeltanzlust der Kanalkulturkämpfer war also verfrüht.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: Jn Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. September 1899.

Lemurien.

Die alten Römer waren unbarmherzige, den milden Regungen einer höheren Humanität unzugängliche Herren. Sie scheuten vor dem grausamsten Gebrauch ihrer Macht nicht in frommem Schauder zurück und trafen die Frevler am Staatsgedanken, die Verbrecher und Störenfriede mit der ganzen Härte der Vergeltungstrafe. Ob das ius talionis auch gegen politisch ungeberdige Quiriten gebraucht, ob die Widerstrebenden aus den Pfründen gejagt, öffentlich gestäupt und entmannt wurden? Vielleicht waren die Römer schon in mythischer Zeit zu gute, zu weit vorausschauende Politiker, um so thörichte Gräuel zu dulden; vielleicht wußten sie damals schon, daß man mit Ruthenstreichen die Geister nicht zur Ruhe zu bringen vermag. Mit denen gingen die sonst so harten Herren gar sänftiglich um. Gegen die bösen Geister, die Larven oder Lemuren, wurde nicht Feuer, nicht Schwert angewandt. In jedem Frühjahr, wenn im Mai die Iden nahten, versammelten sich um die Mitternachtstunde die Hausväter, raunten feierliche Formeln und streuten schwarze Bohnen ins Dunkel. Dadurch, hofften sie, würden die Spukgeister sich bannen lassen. Diese Sitte aus den Kindheittagen des politisch starken Lateinervolkes haben dann die Germanen übernommen, als sie das Erbe der Römermacht antraten, und bis in die Zeit der Heiligen Alliance und der gegen finstere Umsturzpläne gerüsteten Metternichtigkeit wurden im deutschen Gebiet Lemurien veranstaltet. Doch der Glaube an die geheimnißvolle Macht wunderthätiger Murmelsprüche war dahin und die schwarzen Bohnen schreckten selbst in nächtiger Spukstunde keine arme, verwirrte Seele mehr. Die mannbare Menschheit Europas merkte allmählich, daß nur

eine gute, ſtarke, tapfere That die böſen Geiſter zu bannen vermöge. Und als unter dem klirrenden Tritt eines von Genies Gnaden gekrönten Plebejers das Heilige Römiſche Reich Deutſcher Nation zuſammenbrach, da meinten die mündigen Völker, der Epoche entwachſen zu ſein, wo der Aberglaube im Feſt der Lemurien Sättigung ſuchte. Die Regirung, unter der Preußen leidet und, wenn ſie noch lange ſinnlos waltet, ein zweites Jena erleben muß, hat dieſen hochmüthigen Wahn aus den Hirnen geſcheucht. Sie hat zuerſt mit dem Schwert geraſſelt, mit der hohen Lohe ihres Zornes gedroht und dann, als ſie ihr Vermögen etwas nüchterner berechnet hatte, ſich mit Murmelſprüchen und mit dem Ausſtreuen ſchwarzer Bohnen begnügt. Das, ſagt ſie, ſoll den böſen Geiſt der Unzufriedenheit bannen, der heimlich durch das Land ſchleicht und ſchon bis hinauf zu den Gipfelchen dringt, auf denen in unnahbarer Sicherheit bisher die Mandarinen thronten. Die excellente Genoſſenſchaft vergaß dabei nur, daß der moderne Sinn, dem das jus talionis unſittlich ſcheint, in den Lemurien eine die Lachluſt der Betrachter hervorlockende Kinderſtubenkomoedie ſieht. Freilich: auch ſolche Komoedien ſind nicht immer gefahrlos. Wenn Kinder mit dem Feuerzeug ſpielen, kann ein ſchlecht behüteter Funke einen herabhängenden Fenſterſchleier entzünden, der Gardinenbrand kann die Tapete ergreifen und bald kann das ganze Haus in Flammen ſtehen. Deshalb iſt es rathſam, den Kindern vorſichtig auf die Finger zu gucken.

Das preußiſche Staatsminiſterium hat ungefähr anderthalb Dutzend Beamte, Regirungpräſidenten und Landräthe, aus ihren Stellen gejagt und auf Wartegeld geſetzt. Als es dieſe Heldenthat vollbracht hatte, ließ es in der miniſteriellen Berliner Korreſpondenz der Welt verkünden, die Beamten ſeien „ſelbſtverſtändlich“ nicht für ihr den Mittellandkanal ablehnendes Landtagsvotum beſtraft worden. Selbſtverſtändlich — Schopenhauer hatte einen ſo berechtigten Widerwillen gegen dieſes Wort — glaubte kein Menſch an dieſe Verkündung. Bei dem Erlaß, den das Staatsminiſterium an die Oberpräſidenten ſandte und im Staatsanzeiger drucken ließ, wird den fortgeſchickten Beamten nachgeſagt, ſie hätten „die Aktion der Regirung erſchwert, die Autorität der Regirung geſchwächt, die Einheitlichkeit der Staatsverwaltung gefährdet, deren Kraft gelähmt, Verwirrung in den Gemüthern hervorgerufen und ſich durch dieſes Verhalten mit allen Traditionen der preußiſchen Verwaltung in Widerſpruch geſetzt.“ Wären dieſe Vorwürfe berechtigt, dann wäre das Miniſterium verpflichtet geweſen, ſo unbrauchbare Beamte ſo ſchnell wie möglich für immer aus dem Dienſt zu entfernen. Das iſt nicht geſchehen. Die Beamten, die ſich am Schluß der Kanaldebatte durch ihre Abſtimmung

das Mißfallen der Minister zugezogen haben, bleiben als Wartegeldempfänger dem Disziplinargesetz unterworfene Beamte und können wieder angestellt werden. Sie werden, so darf man behaupten, wieder angestellt und vielleicht noch befördert werden, wenn sie sich bereit zeigen, im nächsten Jahr für den Kanalplan zu stimmen. Sie sollen durch die Maßregelung gekirrt und dahin gebracht werden, daß sie, gegen den Willen ihrer Wähler, die gouvernementalen Wünsche unterstützen. Ob viele von den bestraften Herren ihre völlige Entlassung aus dem Staatsdienst fordern, ob andere hohe Beamte ihrem Beispiel folgen und ob die konservativen Fraktionen dafür sorgen werden, daß ein unzweideutig klares Gesetz die Möglichkeit schafft, ein die Verfassung bewußt oder leichtfertig verletzendes Ministerium zur Verantwortung zu ziehen? Die Antwort auf diese Fragen muß abgewartet werden. Einstweilen haben wir es mit den dem Betrachter sichtbaren Erscheinungen zu thun. Aber der Thatbestand wäre nicht vollständig geschildert, wenn verschwiegen würde, daß die starke, thatkräftige Firma Hohenlohe & Co. zweien ihrer Theilhaber die Prokura entzogen hat: dem Kultusminister Bosse und dem Minister des Innern Freiherrn von der Recke. Der Kultusminister hatte einem Hilfsarbeiter, der eben gegen den Kanal gestimmt hatte, die Stellung im Ministerium gekündigt. Der Freiherr von der Recke hatte vor der zweiten Abstimmung den ihm unterstellten Verwaltungbeamten offen gesagt, sie würden ihr Amt verlieren, wenn sie sich nicht schnell noch zur Kanalfrömmigkeit bekehrten. Das Scheiden dieser Minister — sie sind durch die Herren Studt und von Rheinbaben ersetzt worden — ist politisch ohne Bedeutung. Herr Bosse, ein Günstling des Herrn von Boetticher, dem der Dankbare dann den Text des berühmten Reinigungzeugnisses lieferte, fiel durch einen betrübenden Mangel an geistiger Kultur auf. Herr von der Recke war ein ruhiger Bureaukrat, der nach dem Schema seine Arbeit erledigte und sich in die schwere Kunst des Verstellens nicht schicken konnte. Auffallen konnte bei diesem Ministerwechsel höchstens, daß Herr von Rheinbaben, der ungewöhnlich begabt sein soll und als ein möglicher Finanzminister galt, nun wohl nicht ohne Miquels Hilfe auf den schwierigsten Posten gestellt wurde, wo in kurzer Zeit Herfurth, Eulenburg, Köller und Recke verbraucht worden sind. Wirklich wichtig ist im Grunde aber nur die Thatsache, daß zwei Minister entfernt werden mußten, weil sie das stille, verborgene Planen ihrer lieben Kollegen mit unbequemer Rücksichtlosigkeit enthüllt hatten. Das Staatsministerium wollte Beamte für ihre der Pflicht gemäße politische Abstimmung dadurch strafen, daß es ihnen

den Brotkorb höher hing. Nach dem Wortlaut der preußiſchen Verfaſſung ſind Abgeordnete an Aufträge und Weiſungen nicht gebunden und können für ihre Abſtimmung nicht zur Rechenſchaft gezogen werden. Alſo mußte der Schein gemieden werden, die Strafe ſei eine Folge der Abſtimmung. Dieſen verdammt geſcheiten Plan, den nur böſe Menſchen herzlich dumm nennen können, haben die Herren Boſſe und Recke täppiſch durchkreuzt. Und heute zweifelt kein im Beſitz ſeiner fünf Sinne gebliebener Bürger daran, daß in der miniſteriellen Berliner Korreſpondenz eine Unwahrheit ſtand und daß den Beamten die Möglichkeit zu weiterem Wirken genommen und das Gehalt gekürzt worden iſt, weil ſie nicht für den Kanal geſtimmt haben.

Das iſt ihr einziges Verbrechen. Sie haben nicht agitirt, die Regirung nicht angegriffen, in der Oppoſition keine führende Rolle geſpielt. Sie wären faſt ſämmtlich auch ſicher bereit geweſen, bei einer neuen Landtagswahl die Politik der Regirung zu vertreten. Das konnten ſie, ohne lächerlich zu werden, getroſt thun; ſie konnten den Wählern ſagen: In dieſem einen Punkt, der an keine Lebensfrage des Staates grenzt, ſind wir perſönlich anderer Anſicht als die Regirung, der wir in allen Grundfragen des Rechtes und der Macht unbedingt folgen; die Regirung hat für ihre Anſicht die und die Gründe, die wir Euch loyal und ohne boshafte Gloſſen vorführen, — nun wählt zwiſchen uns und den argentariſchen Freihändlern, bei deren Unterſtützung ſelbſt dem großen Grafen Caprivi unheimlich zu Muth wurde. Es ſollte nicht ſein. Das Geſchrei liberaler Profitwütheriche, die nicht laut genug nach einer ſtarken Hand, einem eiſernen Beſen, nach einer Dezimirung der konſervativen Beamtenſchaft heulen konnten, hat gewirkt. Weil ſie fanden, die Trace eines Kanals, deſſen Bau mindeſtens dreihundert Millionen koſten würde, ſei dem Landesintereſſe nicht günſtig, weil ſie ſich dem ſachlichen Widerſpruch des wichtigſten Gewerbes und der größten Seeſtädte anſchloſſen, werden Beamte, die der allgemeinen Richtung der preußiſchen und der deutſchen Politik zuſtimmen, vor allem Volk wie Schulknaben abgeſtraft. Und damit wird amtlich kund und zu wiſſen gethan: Beamte, auch ſolche, die über das Wohl und Weh ganzer Provinzen zu entſcheiden haben, ſind Commis der Miniſter, deren Anſchauungen ſie ſich bis ins kleinſte, ſcheinbar unbeträchtlichſte Detail aneignen müſſen, wenn ſie nicht den Verluſt ihres Einkommens riskiren wollen; Beamte ſind auch als Abgeordnete verpflichtet, nicht nach dem Willen ihrer Wähler, ſondern nach der Weiſung des ihnen vorgeſetzten Miniſteriums zu ſtimmen. Für dieſe Verfügung, die den preußiſchen Verwaltungbeamten zum Tſhinownik erniedert, die ihn politiſch kaſtrirt und zu einem miniſterialen Eunuchen macht

— die alten ministeriales bildeten bekanntlich das Hausgesinde des gebietenden Herrn und leisteten ihm Lakaiendienste —, für diese Verfügung trägt der Besitzer des russischen Gutes Werki die Verantwortung, der „vornehme alte Herr, der ein patriotisches Opfer bringt" und von dem der schlaue Li-Hung-Tschang in Friedrichsruh zu dem über Schlaflosigkeit und politische Sorgen klagenden Bismarck mit listigem Lächeln sagte: „Der Fürst zu Hohenlohe schläft gewiß ruhiger als Sie!"

Sogar bei dem anständigen, von Richter befehligten Theil unserer Liberalen hat der neueste Streich Entrüstung erregt. Aber die Sache stimmt eigentlich eher zur Heiterkeit als zu grimmem Zorn. Das System ist ja nicht neu. Der Versuch, den Ausdruck politischer Ueberzeugung durch wirthschaftliche Schädigung zu strafen, wurde bis jetzt nur gegen die Verleger von Zeitungen oder Zeitschriften gemacht. Die „Zukunft" und der „Simplizissimus" wurden — dem Herausgeber der „Zukunft" war vorher für artiges Verhalten vergebens die Zuwendung „interessanter" Nachrichten in Aussicht gestellt worden — aus den Bahnhofsbuchhandlungen entfernt. Ja der Besitzerin der Posener Zeitung wurden die amtlichen Annoncen, die Druckaufträge und die Wasserstandsnachrichten entzogen und nahegelegt, entweder die Zeitung zu verkaufen oder den Hauptredakteur auf die Straße zu jagen. Und es ist ein spaßhafter Zufall, daß der selbe Herr, der dieses System in Posen vertreten mußte, jetzt dessen Segnungen am eigenen Leibe zu spüren hat: Herr von Jagow minderte die Einnahme der Posener Zeitung, weil sie politisch nicht willfährig genug war, Herrn von Jagows Gehalt ist um mindestens die Hälfte vermindert worden, weil er als Abgeordneter nicht die erwartete Fügsamkeit zeigte. Schätzt die Regirung ihre Beamten wirklich so gering, daß sie glaubt, die kleinen Boykottmittelchen, die gegen Verleger unwirksam blieben, könnten Regirungpräsidenten und Landräthe kirren? Sie wird über das Echo, daß ihr Erlaß gerade im konservativen Lager wecken muß, eines Tages noch staunen. Ihre Unklugheit hat für die „Untergrabung der Autorität" mehr gethan, als eine ganze Horde von Umsturzmännern es vermöchte. Ein schlecht behüteter Funke kann einen herabhängenden Fensterschleier entzünden, der Gardinenbrand kann die Tapete ergreifen und bald kann das ganze Haus in Flammen stehen . . . Die alten Römer waren so kluge Leute; schade, daß die Regirung, unter der Preußen leidet, ihnen nur den Bohnenwahn der Lemurien abgeguckt hat, den die politische Weisheit der reifenden Nation als ein ehrwürdiges Rudiment des Kinderglaubens früh mitleidig belächeln lernte.

Digitized by Google

Velazquez.

(Geboren 1599.)

Der Stern Velazquez ſcheint ſich augenblicklich in ſeiner größten Erdnähe zu befinden. Velazquez, vor hundert Jahren nur Wenigen bekannt, iſt heute für das Abendland der Maler ſchlechthin, der Maler unſerer Probleme, der Alles beſitzt, was wir haben möchten. Er iſt der Einzige unter den alten Meiſtern, dem man nicht mit hiſtoriſchen Erwägungen entgegenkommen muß. Er ſpricht zu den Modernen in ihrer modernen Sprache; und würde man ſein Papſtportrait aus der Galerie Doria in Rom auf eine unſerer Jahresausſtellungen bringen, ſo wäre der erſte Eindruck nicht der des „Altmeiſterlichen“: es würde nur als Meiſterwerk überhaupt wirken.

Als Velazquez anfing, zu malen, hatte er keine poetiſchen Ideen im Kopf. Die Malerei intereſſirte ihn nicht als ein beſonderes Mittel, Empfindungen mitzutheilen; er war nur Beobachter des Wirklichen, nur Mann des Auges. Er iſt es zeitlebens geblieben. Das Ziel der Kunſt ſchien ihm zu ſein, den Eindruck der Dinge überzeugend und erſchöpfend wiederzugeben. Wer Das konnte, war ein Meiſter, — einerlei, was ſein Bild vorſtellte.

Einen Velazquez zu ſehen, iſt immer eine Ueberraſchung, ſelbſt wenn man nicht zum erſten Male kommt. Die nordiſchen Galerien beſitzen einzelne gute Werke, allein es ſind wenige und gerade keine Hauptwerke. Man muß Madrid geſehen haben, um eine Vorſtellung zu bekommen, wer Velazquez war. Photographien ſind ganz unzureichend. Auch die Kunſt der braunſchen Kohlendrucke verſagt hier; und ſelbſt vor den vortrefflichen Aufnahmen des Prado durch die Photographiſche Geſellſchaft in Berlin wird die ſchmerzliche Sehnſucht nach den Originalen größer ſein als die Freude des Wiedererkennens.

Der Eindruck der verſammelten Werke des Meiſters in der ſpaniſchen Nationalgalerie iſt eine Reiſe nach Spanien werth. Man darf ſagen: wer dieſe Sammlung nicht geſehen hat, Der weiß überhaupt nicht, was der Malerei möglich iſt. Die großen Namen aller Schulen ſind dort vertreten und ſtehen zur Vergleichung offen: neben Velazquez wird Jeder irgendwie unwahr erſcheinen. Die Zeitgenoſſen ſagten Das ſo: er gebe die Natur, die Anderen nur Malerei.

Auf den Laien wird zunächſt die Lebendigkeit ſeiner Phyſiognomien wirken, das unmittelbar Ergreifende ſeiner Portraits. Er hat Alles gemalt: Könige und Bettler, Narren und Helden, Frauen und — nicht zuletzt — Kinder. Jede Exiſtenz ſcheint völlig erſchöpfend und greifbar dargeſtellt. Man ſchwört auf die abſolute Wahrheit der Farbe, ſchwört, daß die Haut, das Haar

genau dieſe Nuance gehabt habe. Unvergeßlich iſt das flaumige, ſchimmernde Fleiſch jugendlicher Geſtalten, das weiche, blonde Seidenhaar kleiner habsburgiſcher Prinzeſſinnen und mit nichts zu vergleichen, wie er den Glanz der Luft wiedergiebt und den Ton der Stunde trifft.

Ueber dieſe Qualitäten giebt ſich jeder Beſchauer bald Rechenſchaft. Zurückhaltender im Erſtaunen pflegt das Publikum gegen das ſcheinbar Selbſtverſtändliche zu ſein: daß die Figuren ſo körperlich wirken und der Raum in die Tiefe bis zur Illuſion zurückgeht. Die Reiterbilder in offener, heller Landſchaft wirken völlig mit der Kraft des Natureindruckes. Wie für Lionardo war es für Velazquez das Urproblem der Malerei, den Dingen ihr Relief zu geben und auf der Fläche den Schein des Dreidimenſionalen zu gewinnen. Er hat als Vertreter des Kellerlichtes angefangen, überzeugt, daß nur durch ſchwarze Schatten der Eindruck des Körperlichen zu gewinnen ſei — ſo ſind z. B. die Borrachos, die Trinker, gemalt —, und er endet mit einer Modellirung ohne Dunkelheiten, wo Hell vor Hell ſteht und doch die vollkommen klare, räumlich-körperliche Wirkung da iſt. Das Bild der Uebergabe von Breda („Die Lanzen") iſt das berühmte große Beiſpiel einer Malerei im vollen, allverbreiteten Tageslicht, das die Schatten auffrißt und wo Velazquez — moderne Frageſtellungen vorausnehmend — die wirklichen Valeurs der farbigen Erſcheinung mit abſoluter Genauigkeit feſtzuhalten verſucht hat. Er ſieht durchaus farbig, aber die Farbe iſt nicht mehr die alte, laute Farbe, die nur trennend und zerſtückend wirken kann, ſondern eine gedämpfte Farbe, die zum Ton ſich einigt. Er hat immer die Luft mitgemalt, in der die Figuren ſtehen. Und Das giebt ſeinen Bildern die entſcheidende Wahrheit der Wirkung.

Ein anderes modernes Problem iſt in den „Meninas" behandelt, dem großen Portraitbild, wo der Prinzeſſin Margarethe von zwei Edelfräulein (meninas) ein Schälchen Waſſer ſervirt wird. Hier iſt er der Meiſter des feinen Grau. Ein tiefes Zimmer mit beſchränktem Licht. Die ſubtilen Abſtufungen des Tones laſſen den Raum mit ſtereoſkopiſcher Deutlichkeit erſcheinen und faſt erſchreckend lebendig bewegen ſich die Perſonen darin. Die Farbe fehlt auch hier nicht, ſie iſt nur verhalten; man wartet auf den Sonnenſtrahl, der das bunte Leben aufleuchten ließe.

Dieſen Effekt hat Velazquez in dem dritten großen Meiſterbilde gemalt, den Spinnerinnen. Wir ſehen in eine Werkſtätte, wo Teppiche gearbeitet werden. Es iſt ein heißer Sommertag, die Arbeiterinnen ſitzen hinter geſchloſſenen Läden. Nur hinten, im Ausſtellungraum, kommt Licht herein, ein breiter Strahl, der nun, von der Wand zurückgeworfen, ein unbeſchreibliches, vielfältiges Farbengetümmel wachruft. Rembrandt hat in der „Nachtwache" etwas Aehnliches gemacht; allein er beſaß nicht das gleiche Auge für die Valeurs.

Der Impreſſionismus darf in Velazquez ſeinen bedeutendſten Ahnen feiern. Es war bei ihm ſchon das klar erkannte Ziel, dem er ſich konſequent nähert, die Dinge nicht ſo zu malen, wie ſie einzeln und von Nahem geſehen ausſehen, ſondern, der Geſamterſcheinung gerecht zu werden. Er unterdrückt Details, wie die Theilungen des Fußes in Zehen ſelbſt bei Vordergrundfiguren, wenn er glaubt, daß ſie dem Beſchauer, der den Blick auf das Ganze gerichtet hat, nicht zum Bewußtſein kämen. Er malt das Unmalbare, nämlich die Bewegung; und in der verſchieden deutlichen Ausführung, je nachdem ein Ding ſich ruhig präſentirt oder nur als flüchtiger Schein vom Auge wahrgenommen wird, beſteht wieder ein weſentliches Stück der illuſionären Wirkung. Wie er den Eindruck des rollenden Rades interpretirt (bei den Spinnerinnen), fällt uns nicht auf, weil es jetzt Alle ſo machen; damals aber war es etwas Neues. Doch auch bei viel geringeren Bewegungen ſchon ſchwächt er die Deutlichkeit, wofür die Behandlung der verſchiedenen Hände auf dem Bilde der „Meninas“ ein lehrreiches Beiſpiel iſt.

Als unnachahmlich gilt ſeine Pinſelführung. Einzeln geſehen, ſind ſeine Striche unverſtändlich; doch für den Fernblick bekommen ſie das wunderbarſte Leben. Mit dem geringſten Aufwand von Mitteln erreicht er das Vollkommene. Wie er die Fläche behandelt („wo Alles iſt und nichts erſcheint“: Winckelmann), die Handfläche zum Beiſpiel bei dem Bildhauerportrait im Prado: Das iſt die unmittelbare geniale Tranſkription der Erſcheinung in eine andere Sprache, in die Bildſprache nämlich, die ja auf ganz andere Mittel angewieſen iſt, wenn ſie die ſelbe Wirkung wie die Natur erreichen will. Für den Kenner liegt in dieſen Betrachtungen der größte Genuß.

Die unverſchmolzenen, mit langſtieligen Pinſeln hingeſetzten Striche ſind von vielen Anderen auch probirt worden; allein was Velazquez faſt vor Allen voraus hat, die auf impreſſioniſtiſche Fernwirkungen ausgingen, iſt die Klarheit des Bildeindrucks. Er entläßt den Beſchauer nicht mit dem Eindruck einer vibrirenden Menge hellerer und dunklerer Flecken, wo die Form verloren gegangen iſt: er giebt die Hauptſache mit erſchöpfender Klarheit und iſt räumlich immer ſofort deutlich.

Man ſtellt ſich dieſen Maler, der zeitlebens nur den Problemen ſeiner Kunſt nachgegangen iſt, gern als völlig unabhängigen Menſchen vor. Seine Entwickelung iſt eine ſo raſche und ſeine Reſultate ſind ſo ungewöhnliche, daß man ſich nicht denken kann, er habe auf beſtimmte Beſteller Rückſicht nehmen müſſen. Das Publikum konnte ja unmöglich Schritt halten. In der That iſt er „ein Maler ohne Publikum“ (Juſti) geweſen, d. h. er malte nur für eine Perſon, für den König. Velazquez hat ſich früh bemüht, in die Nähe des Thrones zu kommen. Der unbefangenſte Neuerer fühlte ſich wohl an dem ceremoniellſten Hofe Europas. Jung traf er zuſammen mit

einem jungen König, der, ein paſſionirter Kunſtfreund, mit ihm ein Bündniß einging, das ein Leben lang gedauert hat und intimer Art geweſen iſt. Als Hofmaler Philipps des Vierten und ſpäter ſogar als Hofmarſchall hat Velazquez ſeine Kunſt ausgebildet. Der König beſuchte ſeinen Künſtler faſt täglich in der Werkſtätte und iſt ein verſtändiger Schüler geweſen. Ohne dieſen intimen Verkehr wäre es undenkbar, daß Velazquez der Maler des Hofes hätte bleiben können. Merkwürdiger aber als die Gunſt des Königs iſt die künſtleriſche Friſche und Triebkraft, die ſich der Künſtler in dieſer Stellung bewahrte. Er iſt nie auch nur einen Augenblick ſtehen geblieben und hat das Erreichte immer nur als Ausgangspunkt für weitere Entwickelungen benutzt. Sein Stil hat ſich nie zur Manier verknöchert. Das wunderbar abgekürzte und vereinfachte Verfahren der ganz reifen Arbeiten glaubt Juſti freilich auch zum Theil aus ſpaniſchem Phlegma erklären zu dürfen (kunſthiſtoriſche Einleitung zum Bädecker für Spanien).

Die Hofſtellung brachte neben vielen Vortheilen eine große Beſchränkung im Stofflichen mit ſich. Velazquez mußte ſo viele Portraits malen — und zwar meiſtens die ſelben Perſonen —, daß er außerhalb Spaniens faſt nur als Portraitiſt bekannt iſt. Es läßt ſich annehmen, daß dieſer Zwang nicht als Beengung von ihm empfunden wurde. Das, was ihn bei der Arbeit intereſſirte, das rein maleriſche Problem, blieb ſich ja überall gleich. Und er hatte die beſondere Dispoſition zum Portraitmaler. Er, eine kühle, beobachtende Natur, konnte der fremden Individualität ein vollkommnerer Spiegel ſein, als wenn er von lebhafterem Temperament geweſen wäre. Man kann viele ſeiner Portraits beiſammen ſehen: jedes iſt anders. Was ſonſt ſo leicht bemerkbar wird, ein Zug von Familienähnlichkeit, der alle Köpfe unter einander verbindet, Das fehlt bei ihm völlig. Er beweiſt hier eine erſtaunliche Fähigkeit der Selbſtentäußerung. Wenn man einen zweiten Großen mit ihm zuſammenſtellen wollte, ſo müßte man auf Holbein zurückgehen. Den größten Gegenſatz zu ihm bildet jedenfalls ſein Zeitgenoſſe Van Dyck, deſſen dreihundertjähriger Geburtstag ebenfalls in dieſem Jahre gefeiert wird.

Wenn bei Gelegenheit des Centennariums Deutſchland ſeinen Beſitz an Bildern des Velazquez nachzählt, ſo iſt das Reſultat, im Vergleich zu England etwa, nicht glänzend. Die Deutſchen können ſich damit tröſten, daß ſie ein Buch beſitzen wie Juſtis Velazquez: es iſt das Beſte, was über den Künſtler geſchrieben worden iſt, und wahrſcheinlich die vollkommenſte Malerbiographie, die überhaupt exiſtirt.

Baſel. Profeſſor Heinrich Wölfflin.

Die soziale Komplikation.

Jedem, der sich nicht von vorn herein einer feststehenden Geschichtmetaphysik verschrieben hat, muß die große Bedeutung der inneren Werthungen des Menschen für das Erfassen alles historischen Geschehens auffallen. Die historischen Perioden in ihrer Abgrenzung von einander und die Einordnung der Einzelergebnisse der Detailhistorik ergeben überall Werthungen, die an sich und scheinbar ohne jede Beeinflussung eine primäre Evolution durchgemacht haben. Wer in der Geschichte mehr als bloße Produktionveränderungen sieht und an einen vorwirthschaftlichen Zustand der Menschheit glaubt, wird sich daher fragen, warum alle neuere Geschichtphilosophen, sowohl die biologischen Soziologen in Frankreich und England als auch die Anhänger des ökonomischen Materialismus und die deutschen Erkenntnißtheoretiker, die primäre Evolution der menschlichen Werthungen so wenig berücksichtigt haben. Zwei Momente standen, wenn mich nicht Alles täuscht, einer richtigen methodischen Auffassung entgegen. Erstens hielt man die Werthungen für konstanter, als sie es in Wirklichkeit sind. Man glaubte, daß die grundsätzlichsten Werthungen des Menschen, seine Vorstellungen von Glück, Vornehmheit, Gut und Böse u. s. w. sich im Verhältniß zur Technik und zur Entwickelung sonstiger Vorstellungen nur überaus langsam entfaltet hätten, und noch Buckle erklärte in seiner „History of Civilisation“ die Sittlichkeit im Gegensatz zum menschlichen Denken für einen fast konstanten Faktor des allgemeinen Fortschrittes. Zweitens glaubte man nicht, daß diese Werthungen je ihrer Subjektivität entkleidet und einer objektiv geschichtphilosophischen Betrachtung unterworfen werden könnten. Gerade die jüngste Zeit schien Das zu bestätigen. Nietzsches Evolutiontheorie der inneren Werthe trug bei aller Genialität so sehr seine persönlich-individuellen Züge und erschien in so hohem Maße als eine von der berückenden Kunst des sprachbeherrschenden Meisters getragene Umdichtung der historischen Wirklichkeit, daß gerade sie die Meinung, als ob alle menschlichen Werthungen der geschichtphilosophischen Betrachtung entrückt seien, nur verstärken konnte.

Und doch bin ich anderer Ansicht. Zahlreiche Thatsachen nöthigen uns, einen gewissen Zusammenhang der inneren Werthe mit den äußeren Daseinsbedingungen der Menschen anzunehmen. So wird man bei einer rauhen bäuerischen Bevölkerung schwerlich Geschmack, Feinheit des Intellektes, Neigung zum Zergliedern des eigenen Ichs oder Formenreichthum der Sprache antreffen; und von den Deutschen während der Dauer des Dreißigjährigen Krieges war selbst in den höheren Ständen unmöglich ein Seelenleben zu erwarten, dessen Elemente durch ein überwiegendes Interesse an Wissenschaft und Kunst bestimmt werden. Immer wird ein Zusammenhang zwischen den inneren Werthen der Durchschnittsindividuen einer Zeit oder Gegend und der Summe ihrer äußeren Lebensbedingungen vorhanden sein. Gerade die

Durchschnittsmenschen liefern aber den Maßstab für die Werthevolution. Das Genie kann noch so viele Werthe selbstherrlich schaffen: der Charakter der Durchschnittsmenschen ändert sich nur sehr allmählich, denn erstens ist der Einfluß neuer Werthe überaus langsam und zweitens entscheidet für die Werthungen der Menschen hauptsächlich das Gemeinschaftliche. In jeder Gegenwart pflegen die bloßen Nuancenunterschiede der Werthung überschätzt zu werden; blickt man aber auf frühere Perioden zurück, so wird bei allen Verschiedenheiten der Genies und der Durchschnittsmenschen in Bezug auf intellektuelle Bethätigung und Temperament ihre weitgehende Uebereinstimmung innerster Werthungen richtig erkannt. Gemeinsam ist einer Zeitperiode in erster Linie eine gewisse Grundstimmung und Grundwerthung; sonst gäbe es überhaupt kein unterscheidendes Zeitkolorit. Der Intellekt, der Grad des Kunstschaffens und der Gelehrsamkeit bleiben dabei immer noch individuell äußerst verschieden. Daher konnte Nietzsche auch gleich Meister Burckhardt, dem er so viel verdankt, von Werthungen ganzer Völkergruppen und Zeitalter sprechen: von Werthen der Renaissance, von den vornehmen Werthschätzungen der Römer und von den Sklaveninstinkten der Juden. Also: die Durchschnittswerthung einer Periode steht in einem gewissen Zusammenhang mit den äußeren Daseinsbedingungen der Durchschnittsmenschen dieser Periode. Man darf deshalb annehmen, daß die Werthsumme des primitiven Durchschnittsmenschen sich auf der Verlängerunglinie des Momentanen befand und daß der primitive Mensch in irgend einem Zeitpunkt keine andere Werthbestimmung gekannt habe als diejenige, die im Augenblicksleben wurzelt. Erinnerung, Ueberdenken und Ueberprüfen hatten keinen Antheil an seinen Genüssen und an seinen Leiden. Sein Dasein war volles Gegenwartleben, von dem er nichts für seine Selbstbestimmung abzog und nichts der Sorge um die Zukunft opferte. Die Befriedigung des Hungers, des Durstes und des Geschlechtstriebes: Das waren seine primären und einzigen Werthe. Dieser Zustand blieb jenseits von Glück und Unglück — es sei denn, daß man auch im rein Animalischen Glück und Unglück unterscheiden will —: ein dumpfes und doch in seiner eigenartigen Fülle starkes Triebleben. Aber alle Werthe, die wir in der eigentlichen Geschichte finden, vermögen uns doch nichts von jenem vorgeschichtlichen Urzustande der Seele wiederzugeben. Für den primitiven Menschen gab es kein: „Es war" und kein: „Es wird sein", sondern nur ein: „Es ist".

In langsamer und allmählicher Entwickelung änderte der Kampf ums Dasein die einfachen Durchschnittswerthe des primitiven Individuums. Ich meine den Kampf ums Dasein in seiner allgemeinsten Form, ohne komplizirte ökonomische oder biologische Hypothesen. Die äußeren Lebensbedingungen änderten sich allmählich — aber nicht ausschließlich — unter dem Druck des technischen Produktionprozesses; und parallel mit den äußeren Veränderungen vollzog sich die Evolution der inneren Werthe. Ja, es darf angenommen werden, daß die Durchschnittswerthe des Menschen bereits geraume Zeit sich von dem Grundcharakter des Momentanen entfernt hatten, während die äußeren Bedingungen noch im vorwirthschaftlichen Zustande beharrten. Wenigstens wird diese Annahme durch die elementare Wirkung, die der primitiven Phantasie zuzuschreiben ist, nahe gelegt. War der primitive Mensch selbstsüchtig und grenzenlos grausam, ein äußerst beschränkter und roher Egoist, so war er doch nicht ehrgeizig. Erst der Kampf ums Dasein gebar den Ehrgeiz. Der Krieg der einzelnen, oft sehr nah

verwandten Volksstämme unter einander züchtete kriegerische Eigenschaften und mochte aus der kriegerischen Tüchtigkeit eine Nothwendigkeit. Dadurch entstanden kriegerische Gelüste auch ohne unmittelbaren Zweck. Die Entwickelung der Phantasie schritt fort, die wirthschaftliche Technik nahm ihren Anfang und der Mensch begann, sich auf sich selbst zu besinnen. Indem er seine kriegerische Thätigkeit betrachtete, lernte er sie schätzen und fing an, sie zu werthen. Das kriegerische Element wuchs ihm gleichsam seelisch an, er erfreute sich am Besitz guter Waffen, an seiner Geschicklichkeit, sie zu handhaben, und an dem Muthe, der durch diese Handhabung gestählt wurde. Was früher als Nothwendigkeit einem unmittelboren Zweck gedient hatte, wurde auch ohne alle Nothwendigkeit zum mittelboren Werth und jener Ehrgeiz wurde entfacht, der später für Unzählige, im Guten und Bösen, zur Triebfeder ihrer Handlungen werden sollte. Damit war bereits eine Werthung erreicht, die dem Augenblicksleben so wenig angehört, daß es vielmehr kaum ein anderes persönliches Wesensmoment giebt, das den Genuß des Augenblickes stärker als sie beeinträchtigt. Allerdings wird dadurch auch ein höheres Genießen gewonnen, ein übermomentanes Glück, das von der Vergangenheit zehrt und sehnsüchtigen Blickes in die Zukunft schaut. Diesem Genießen mit allen seinen Seligkeiten und seinem steten Gebundenhalten der Seele vermögen sich heute nur zwei Typen zu entziehen: der Asket, der dem Nirwana zusteuert, und der Denker, der dem ewigen Rhythmus von Gedanken und Leben lauscht, um sich im amor dei intellectualis zu verlieren. Wir sind da mit einem Ruck weit von den Durchschnittswerthungen des primitiven Menschen abgewichen. Die Wirklichkeit hat aber in mühsäliger Entwickelung diesen Weg gefunden. Jahrhunderte mußten vergehen und Generationen phantasieloser Menschen ins Grab sinken, die primitive Nahrungsorge mußte sich zur volkswirthschaftlichen Technik entfalten, bis die ersten mittelbaren Werthe, außer dem Ehrgeiz die Eitelkeit, die Freude am Besitz und andere, entstanden. Man braucht keine moderne Vererbungshypothese um ein solches Werdenmittelbarer Werthe organisch zu erklären. Diese Werthe, die sich nicht mehr auf der Verlängerungslinie des Momentanen befanden, wurden durch die eiserne Nothwendigkeit des Kampfes ums Dasein erzeugt, durch die zunehmende Phantasie gefördert und durch die werdende wirthschaftliche Technik fest geschmiedet. So ergiebt sich zwanglos etwa folgendes Schema: Der Vorfahr war ein kriegerischer Häuptling; bei seinem ersten Nachkommen war diese kriegerische Eigenschaft besonders ausgeprägt, bei dem Nachkommen in der nächstfolgenden Generation hatte sich die Lust an kriegerischer Auszeichnung bereits zum herrschenden Triebe verdichtet und der jüngste Nachkomme empfindet den kriegerischen Ehrgeiz schon als Selbstwerth. Setzt man an die Stelle von vier sich in dieser Art ablösenden Generationen etwa dreißig bis vierzig, so hat man wahrscheinlich die historische Wirklichkeit. Meine Erklärung bedarf keiner anderen Stütze als des Ueberganges von der primitiven Nahrungsuche zum volkswirthschaftlichen Zustand. Es gab eine Zeit, in der die Resultate der technischen Thätigkeit des Individuums mit seinem Tode für die Gemeinschaft verloren gingen. Das muß irgend einmal sich geändert haben, sonst hätte sich keine Volkswirthschaft entwickelt. Genau so viel Anpassung und Vererbung, wie hier zur Erklärung des Ueberganges zu Hilfe genommen werden muß, gehört dazu, das Werden mittelborer Werthe zu erklären. Man hat nur anzunehmen, daß der Prozeß nach dem aufgestellten Entwickelungschema sich zu vollziehen begann, als das ausschließlich individuell-tech-

nische Leben der Menschheit bereits ein Ende genommen hatte. Der Urahn mußte einem Stamm angehören, der die rein individuelle Nahrungsuche bereits aufgegeben hatte, sonst wäre die psychische Entwickelung der Werthe nicht so vor sich gegangen und der Ehrgelz des Urenkels hätte nicht entstehen können. Also die unmittelbaren, momentanen Werthe hörten auf, charakteristisch für die Durchschnittsmenschen einer gewissen Periode zu sein. Nehmen wir irgend einen auf höherer Stufe stehenden Indianerstamm als Beispiel, so finden wir bei ihm schon eine ganze Anzahl von Werthen, die nicht mehr dem im Augenblick sich erschöpfenden Leben des primitiven Individuums angehören: der Sioux-Indianer kennt die Sehnsucht nach kriegerischer Auszeichnung, die Freude an der Organisation und an einer primitiven Stammespolitik. Je weiter sich die Menschheit entwickelt, desto mittelbarer werden die Werthe; und blickt man zurück, so stellt sich die ganze Menschheitgeschichte, so weit es sich um die Evolution der inneren Werthe handelt, als ein großes Abweichen und Ablösen von der Vorherrschaft der momentanen Werthe dar. Immer mehr Dinge, die im Mittelbaren wurzeln, werden für den Durchschnitt der Individuen Selbstwerth. Ich fasse diesen gewaltigen historischen Prozeß unter dem Begriff der sozialen Komplikation zusammen und sage: Die Evolution der inneren Werthe hat sich nach dem Gesetz vollzogen, daß die Durchschnittswerthe in ihrer Gesammtheit immer mittelbarer wurden oder — genauer ausgedrückt — daß sie einen immer höheren Grad der sozialen Komplikation erreichten.

Für das Werden der inneren mittelbaren Werthschätzungen des Menschen ist die Zeit Homers höchst charakteristisch, da in ihr der Uebergang von momentanen zu Komplikationwerthen besonders greifbar hervortritt. Die homerischen Gedichte spiegeln mit seltener Treue einen Zustand der Menschheit wieder, der trotz aller ansetzenden Kultur und einer außerordentlichen Reihe kräftiger Impulse noch viel unmittelbares Leben aufweist. Diese Periode, mit ihrer entwickelten wirthschaftlichen Technik, die längst aufgehört hat, primitiv zu sein, mit den ummauerten Städten, den reichen Geräthschaften und schwer gepanzerten Streitern, zeigt eine ungemein frische Natürlichkeit der Menschen, aber auch Ehrgeiz, Spottsucht und Neid: neben wilden, ungebändigten Trieben selbständige Werthe, die uns Modernen wohlbekannt sind. Zwischen primitiven Menschen mit der reichsten Fülle naiver Züge stehen die hämische Gestalt des Thersites und der schlaue Odysseus.

Die Menschheit entfernte sich im Laufe der Geschichte auch von diesem relativ komplikationlosen Zustand. Unmittelbare Frische und Natürlichkeit ging immer mehr verloren und die Durchschnittswerthungen zeigten bald eine größere Liste mittelbarer als unmittelbarer Schätzungen. Die Frage entsteht nun: woran können wir den Komplikationgrad der vom Urzustande entfernteren Menschen messen? Die Frage ist nicht so schwer zu beantworten, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Das allgemeinste Resultat der Evolution der Werthe nennen wir Kultur. Der primitive Mensch hat keine und selbst der homerische Held hatte nur wenig davon. Die Kultur ist bis zu einem gewissen Punkte der Geschichte Endprodukt und zugleich Endziel der Bewegung aller Werthe. Die gesammte Evolution der inneren Schätzungen des Menschen hat keinen anderen Sinn und Zweck als den, Kultur zu erzeugen. So sind die Komplikationwerthe, die über die ersten mittelbaren Schätzungen hinausragen, durchgängig Kulturwerthe. Die soziale Komplikation mußte nothwendig Kulturwerthe erzeugen. Folglich kann

man den Komplikationgrad an der Stärke und Intensität der Kulturnothwendigkeit messen. Es giebt eine Periode in der Geschichte, in der die sozialen Komplikationwerthe den nothwendigen Kulturgrad nicht im Geringsten überschritten. Ich meine die Renaissance. Hier haben wir eine historische Epoche vor Augen, in der die großen und freien Instinkte erst durchbrachen, nachdem die Kulturarbeit nach innen und außen vollbracht war. Man lese bei Burckhardt nach, wie die äußere Verfeinerung des Lebens, die höhere Form der Geselligkeit, die persönliche Beziehung zu Wissenschaft und Kunst selbst bei Individuen vorhanden waren, deren Grausamkeit, Egoismus und ungebändigter Lebenstrieb jedem primitiven Menschen Ehre gemacht hätten. Was uns in dieser Periode vor Allem interessirt, ist die Vollendung der Persönlichkeit. Das Streben nach Vielseitigkeit brachte Individualitäten hervor, die von den scholastischen Gelehrtengestalten des Mittelalters sehr verschieden waren. Die Gelehrsamkeit wurde im täglichen Leben angewandt; Erweiterung der Kenntnisse bedeutete keine Störung der Produktivität und die Historie lastete noch nicht auf den Entschlüssen. Diese Thatenmenschen erweiterten den Typus der Persönlichkeit zu dem des allseitigen Gewaltmenschen, wie ihn uns Burckhardt anschaulich in der Person des Leon Battista Alberti schildert, eines Mannes, der eben so wunderbar sprach, wie er vortrefflich focht und ritt, die Philosophie eben so beherrschte wie die naturwissenschaftliche Bildung seiner Zeit und außerdem noch Musiker und Bildner war: eben so witzig wie kernig, trotz aller Lebensfreude und Tapferkeit ein fast nervös zu nennender Mitlebender an und in allen Dingen der Zeit. Er vertritt charakteristischer selbst als Lionardo, der als genialer Mensch über den Durchschnittswerthen stand, das Wesen der Renaissanee. Unmittelbarstes Leben, gleichsam gebändigt von der Kultur, nicht ausgerottet. Die ganze Wiedererweckung des Alterthumes, der Humanismus, war weit entfernt von jeder alexandrinischen Gelehrsamkeit, deren eingetrockneter Wissenschaftbetrieb ohne Leben und Unmittelbarkeit so abschreckend ist. Wir besitzen ein Selbstbekenntniß der gesammten Renaissance, Nietzsches Zarathustra vergleichbar, die Selbstbiographie des dekadenten Menschen, der eine freiere Zukunft ersehnt, in der Rede des Pico della Mirandola „Ueber die Würde des Menschen.*) Da heißt es: „Mitten in die Welt, spricht der Schöpfer zu Adam, habe ich Dich gestellt, damit Du um so leichter um Dich schaueſt und seheſt Alles, was darinnen ist. Ich schuf Dich als ein Wesen, weder himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich allein, damit Du Dein eigener freier Bildner und Ueberwinder seieſt; Du kannſt zum Thier entarten und zum gottähnlichen Wesen Dich wiedergebären. Die Thiere bringen aus dem Mutterleibe mit, was sie haben sollen, die höheren Geister sind von Anfang an oder bald hernach, was sie in Ewigkeit bleiben werden. Du allein haſt eine Entwickelung, ein Wachsen nach freiem Willen, Du haſt Keime eines allartigen Lebens in Dir.“ Eine Periode, die solche Menschen wie Alberti und einen solchen Begriff der Menschheit überhaupt erzeugen konnte, hatte den Zusammenhang mit der Natur noch nicht verloren; ihre Durchschnittswerthe sind mittelbare Bestimmungen, die an die Kulturnothwendigkeit absolut gebunden sind. Was im Durchschnittsleben solcher Menschen nicht unmittelbar war, wird unbedingt durch die Civilisation gefordert. Es giebt kein überflüssiges

*) Burckhardt, „Kultur der Renaissance“, Bd. II, S. 73.

Mehr; die Kultur ist kein Luxus, sondern eiserne Nothwendigkeit; und Denken und Empfinden dienen allgemein nach starken Lebensinstinkten. Das neunzehnte Jahrhundert verhält sich dazu schon wie die homerische Zeit zu der Periode der primitiven Menschen. Sein Komplikationprozeß bedeutet: Einengung, Einschränkung und Begrenzung des Momentanen. Die homerische Epache offenbart uns die erste Stufe dieses Einengungprozesses: starke mittelbare Werthe neben den unmittelbaren. Die Renaissance bildet die zweite große Etappe: starke unmittelbare Bestimmungen, gedämpft, gemildert und stilisirt durch die Alles beherrschenden kulturnothwendigen Elemente. Das neunzehnte Jahrhundert ist die letzte Phase des Einengungprozesses. Die mittelbaren Werthe treten losgelöst und ungebändigt von der Kulturnathwendigkeit auf. Sie haben den guten, starken Damm der Renaissance überschwemmt und es giebt bereits zahlreiche Werthe, die nicht mehr an der Nathwendigkeit gemessen werden können. Vier große psychische Entwickelungstadien des Menschen, die je durch eine Evolution der durchschnittlichen Werthe gekennzeichnet sind, treten nach Alledem hervor. Erstens: der seelische Zustand des primitiven Menschen, in dem alle inneren Schätzungen und Bestimmungen auf der direkten Verlängerunglinie des Momentanen liegen; zweitens: die Periode der relativen Kamplikationlosigkeit, mit ihren starken mittelbaren Werthen neben der Schätzung des Momentanen; drittens: die Zeit der absoluten Kulturnathwendigkeit aller mittelbaren Werthe, in der die unmittelbaren Schätzungen nach nicht ganz zurückgedrängt sind und die mittelbaren van der Tendenz der Vervollkammnung der Persönlichkeit beherrscht werden; viertens: die Periade der unbedingten sozialen Kamplikatian, wa die Werthe, die in der Verlängerunglinie des Momentanen liegen, vollständig van starken mittelbaren Selbstwerthen zurückgedrängt werden, ahne daß eine Kulturnothwendigkeit dazu nöthigt.

Ich kamme jetzt von dieser konkreten Darstellung zu meinem abstrakt gefaßten Satze zurück und kann mich nun so ausdrücken: Die gesammte Evolution der Werthe wird durch die Entfernung von den Augenblickswerthen und durch den zunehmenden Grad der sozialen Komplikation bestimmt. Was folgt nun daraus für die allgemeine soziale Gesetzmäßigkeit? Nicht mehr und nicht weniger, als daß dadurch für die innere Geschichte die kausale Reihe rückwärts, nach dem Anfang der menschlichen Entwickelung hin, ungezwungen geschlossen wird. Es kann kein primitiverer Zustand gedacht werden als der, wo sich alle menschlichen Bestimmungen auf der Verlängerunglinie des Mamentanen befanden. Van da an habe ich die ganze psychische Evolutian kansequent abgeleitet. Die Frage aber, ab in dieser Kausalreihe doch auch telealogische Mamente mitenthalten sind, werde ich später berühren.

Selbstverständlich wäre es irrig, Komplikatianwerthe etwa nur in solchen Bestimmungen zu sehen, die wir uns als schlechte, unedle und unvarnehme zu bezeichnen gewöhnt haben. Der ganze Trieb nach Erkenntniß in allen seinen Abstufungen und Auswüchsen ist nur ein Spezialfall des sazialen Komplikationprozesses. Der primitive Mensch hatte keinen Entwickelungtrieb. Herbert Spencer weist in den „Principles of Sociology“ mit Recht darauf hin, daß niedrig stehende Völker nicht einmal für ihnen ganz Neues auch nur einen Funken van Interesse zeigen. So schauten die Australier Gegenstände, die ihnen völlig unbekannt waren, ohne eine Spur van Neugier an. Der Erkenntnißtrieb entstand durch die Nathwendigkeit, die Umwelt zu beherrschen. Einmal vorhanden, begann er, sich zum

Selbstwerth zu entwickeln. Aus dem Trieb zur Erkenntniß heraus entfaltete sich das Wissen als Selbstwerth, — und endlich wurde sogar das bloße Sammeln von Daten, die allenfalls indirekt dem Wissen, der eigentlichen Erkenntniß aber gar nicht dienen, Selbstzweck. Selbstverständlich ist, daß die immer stärker werdenden Komplikationwerthe auch auf die soziale Entwickelung großen Einfluß üben. Ohne die gesammte mittelbare Werthung, die über das Kulturnothwendige weit hinausgeht, wäre das Geld nicht zu seiner Allmacht gelangt.

Nun bleibt aber doch scheinbar der Einwand bestehen, daß der hier angenommene Urzustand des Menschen durch keinerlei Daten nachgewiesen ist. Darauf entgegne ich: Der von mir als Komplikationprozeß bezeichnete Evolutionprozeß der inneren Werthe könnte auch ohne empirische Bestätigung richtig sein; d. h. wir könnten einen solchen Zustand annehmen, selbst wenn wir keine Beweise dafür in der Anthropologie und Ethnologie fänden. Die Geschichte der Wissenschaft ist ja voll von Beispielen einleuchtender Theorien, deren erstes Entwickelungsglied lediglich eine nothwendige Konstruktion ist. Seit Cuvier sind solche Konstruktionen in der Paläontologie gebräuchlich und in der Soziologie geht Morgan von einem Urzustand aus, den er nicht beweisen kann, denn die von ihm angenommene erste Familienform, die Blutsverwandtschaftsfamilie, existirt nirgends. Diese Annahme ist der morganschen Theorie aber nie zum Vorwurf gemacht worden; und was man an ihr mit Recht kritisirt, hat mit dem hypothetischen Urzustand nicht das Geringste gemein. Meine erste Darstellung der sozialen Komplikation (vergl. „Das Problem", Leipzig 1892) hat keine empirische Grundlage. In der That müßten wir uns einen solchen Ausgangspunkt vorstellen, selbst wenn wir nirgends Spuren von ihm fänden, weil die ganze spätere Geschichte, die Entwickelung der Werthe, zu der Annahme drängt. Sicher gab es einmal Menschen, die den Gebrauch des Feuers nicht kannten, nur haben wir keine Spuren von solchen Menschen. Bücher, dieser vorsichtige Entwickelunghistoriker und methodisch behutsame Nationalökonom, kommt für den empirischen, mit dem Feuer bekannten, also eigentlich nicht mehr primitiven Menschen, der in zahlreichen Exemplaren noch vorhanden ist, ohne Kenntniß meiner Theorie zu dem selben Resultat in Bezug auf die Werthungen. Auf Grund zahlreicher Reiseberichte und Schriften der Ethnologen schildert er die sogenannten „niederen Jäger" und die schon etwas höher stehenden Stämme, deren Trachten, Ehegewohnheiten, Götterglauben bisher viel gründlicher als ihre wirthschaftliche, — besser gesagt — vorwirthschaftliche Verfassung durchstöbert worden sind. Er schildert den Wilden als ohne jedes Interesse für die Erscheinungen seiner Umgebung. Sein ganzer Lebenszweck ist Essen, Trinken, Schlafen und Schutz gegen die ärgsten Unbilden der Witterung. Sein Geist ist auf die Gegenstände beschränkt, die sich sehen, hören und fühlen lassen. „Das Selbe also," sagt Bücher (Die Entstehung der Volkswirthschaft, zweite Auflage, Tübingen 1898), „was das Thier treibt, die Erhaltung des Daseins, ist auch der maßgebende Antrieb des Naturmenschen. Dieser Trieb beschränkt sich räumlich auf das einzelne Individuum, zeitlich auf den Augenblick der Bedürfnißempfindung. Mit anderen Worten: der Wilde denkt nur an sich und nur an die Gegenwart; was darüber hinausläuft, ist seinem Geistesleben so gut wie verschlossen."

Diese Schilderung des Gegenwartlebens der Wilden drückt fast mit den selben Worten meine Grundanschauung von den Werthen aus, die sich auf

der Verlängerunglinie des Mamentanen befinden. Dabei spricht Bücher nicht vom ganz primitiven, vom eigentlichen Urmenschen, sondern von dem Menschen einer relativ viel späteren Periode. Es ist also selbstverständlich, daß der Mensch, der das Feuer noch nicht kannte, nach in viel höherem Grade die von mir angenommenen Ausgangswerthe besaß.

Ich komme nun zu meinem Hauptproblem: Ist die Evolution menschlicher Werthe ein objektiver Prozeß? Ich meine, daß die Komplikationtheorie die Durchschnittswerthe der Menschen einer Periode — und darauf kommt es mir allein an — als beinahe unabhängig von subjektiven Entwickelungmomenten aufdeckt. Die Hauptmerkmale sind allen Individuen einer bestimmten Zeit oder Gegend, mit Ausnahme einiger einsam dastehenden Genies — und theilweise sicher auch Diesen — gemeinsam. Prüfen wir die seelischen Zustände in unserer Zeit: in dem Einen ist der Ehrgeiz stärker, in dem Anderen die Eitelkeit und wieder in einem Anderen der faustische Erkenntnißtrieb; aber höchst mittelbare, über das Momentane hinausragende und der Kulturnothwendigkeit nicht unterworfene Werthe besitzt fast ein Jeder. Wie gering ist dagegen — Das wird allgemein zugegeben werden — heutzutage die Zahl vollkommen natürlicher oder auch nur im Sinn der Renaissance natürlicher Menschen! Wie Wenige leben sich aus oder kennen wenigstens den Begriff des relativen Glücklichseins, der die Renaissancemenschen erfüllte! Zwei Grundtypen können wir heute unterscheiden: die Dekadenten und die relativ Gesunden. Die Proletarier sind in ihrer Mehrzahl sicherlich keine Dekadenten. Wie steht es um ihr psychisches Leben? Als Individuen besitzen sie zwar nicht jenen naiven Idealismus, der sie als Klasse auszeichnet; immerhin sind sie aber idealistischer als alle anderen Bevölkerungschichten. Sind sie deshalb auch freier, seelisch unmittelbarer, ungebundener? Nein. Man beobachte in Volksversammlungen die organisirte Arbeiterschaft. Was tritt an den Einzelnen am Stärksten hervor? Ehrgeiz und ein noch stärkerer, zum Selbstwerth gewordener Erkenntnißdrang. Es ist unglaublich, was Alles ein deutscher Sozialdemokrat gelesen haben möchte. Seine — unverschuldete — Halbbildung treibt ihm sogar neue, der höheren Bourgeoisie unbekannte mittelbare Werthe zu. Wie der Durchschnittsbaurgeais der höchsten Schicht seinen Lebenszweck darin sieht, es den Aristokraten gleichzuthun, ist es höchstes Ziel der intelligentesten Arbeiter gewarden, die „Gebildeten" nachzuahmen. Sie möchten sich, um mich eines beliebt gewordenen Ausdruckes zu bedienen, am Liebsten zu „intellectuels" ausbilden: nicht zu freien Geistesmenschen, sondern zu „intellectuels" mit allen ihren Gebrechen, ihrer Wichtigthuerei und ihrem geistigen Hochmuth. Und auch die unorganisirten Arbeiter stehn unter dem Druck solcher mittelbarer Werthe. Sie sind nur ungebildeter und roher.

Ich habe also die innere Entwickelungsgeschichte in vier Periaden zerlegt und jede dieser Periaden lehrt, daß ihre Geschichte von Menschen getragen wurde, deren ungeheure Mehrzahl trotz allen individuellen Unterschieden die selben Werthe bekannte. Demnach gehen die subjektiven Aeußerungformen der Werthbestimmung im Einzelnen als historische Faktaren in objektive Werthe über. Welchen heuristischen Werth hat nun diese ganze Theorie? Ich stehe auf dem Standpunkt, daß es nach für lange Zeit unmöglich bleiben wird, die Geschichte aus einem Prinzip einheitlich zu erklären. Alle und jede Geschichtphilosophie ist also vor-

läufig ein Provisorium. Den Zwecken dieses Provisorium dienen die Geschichtzusammenfassung oder historische Formenlehre und die Geschichterfassung oder Entwickelunglehre der inneren Werthe. Die Komplikationtheorie kann eine gesetzmäßige Entwickelunglehre liefern, wenn man ihr nicht allzu viel aufbürdet. Nicht, als ob man durch sie eine beliebige historische Periode erklären könnte; aber man kann fragen: Inwieweit waren die Menschen damals der sozialen Komplikation unterworfen? Aus der Beantwortung ergeben sich dann von selbst orientirende Winke. Nehmen wir das Jahr 1848 in Deutschland mit seiner — so möchte es scheinen — nur von wirthschaftlichen Momenten getragenen politischen Geschichte als Beispiel. Wie erklärt sich die Ohnmacht des deutschen Bürgerthumes? Nur wer eigensinnig darauf besteht, daß das geistige Leben unmittelbar und unbarmherzig von der jeweiligen Produktionweise beherrscht werde, kann die Frage umgehen: Von welchen allgemeinen Motiven waren die Vertreter der bürgerlichen Revolution damals geleitet? Selbst der oberflächliche Psychologe wird bald auf ihren Mangel an politischem Realismus stoßen. Gründlich läßt sich aber dieser Mangel nur aus den ganzen Werthungen der Menschen jener Zeit verstehen; und so geräth man ganz von selbst und unumgänglich auf die soziale Komplikation. Ich habe absichtlich eine Periode gewählt, deren Zusammenhänge verborgener sind; in anderen Perioden liegen die Zusammenhänge so offen zu Tage, daß ein bloßer Hinweis genügt. Die Renaissance, die Zeit der klassischen Blüthe Athens im perikleischen Zeitalter drängen förmlich zur Beachtung der Komplikationwerthe. Selbstverständlich — und hiermit beantworte ich die bereits gestreifte Frage — führt meine Auffassung der Evolution der inneren Werthe auch teleologische Elemente mit sich, besonders, je mehr man sich den heutigen Zuständen nähert. Aber diese teleologische Beimischung ist geringer als in jeder anderen Geschichtauffassung und wird von vorn herein unter den methodisch zulässigen Hypothesen mit in den Kauf genommen. Auch die materialistische Geschichtauffassung, um nur ein Beispiel zu erwähnen, enthält, wie besonders Stammler treffend nachgewiesen hat, teleologische Elemente.

Schließlich noch Eins: selbst wenn die soziale Komplikation noch so wenig zur Einzelerklärung leistete, würde sie als allgemeines provisorisches Erklärungprinzip ihren Werth haben können. Sie schlägt eine Brücke zwischen dem inneren Geschehen des Individuums und den großen historischen Prozessen; und auch einer provisorischen, einer hölzernen Brücke wird man sich so lange bedienen müssen, bis eine eiserne, aus rein kausalen Ketten geschmiedete uns über den gewaltigen Strom des historischen Geschehens aller Zeiten führt.

Wien. Dr. Paul Weisengrün.

Voltaire und die Komnenen.

Am elften Juli 1769 kam Graf Joseph Gorani, ein mailänder Abenteurer, der damals in Genf lebte, nach Ferney, um, wie schon früher mehrfach, einige Tage bei Voltaire zuzubringen. Kaum war er angekommen, so führte ihn der Dichter in sein Studirzimmer und fragte ihn nach den näheren Umständen, unter denen er in Lissabon und in Wien, trotzdem ihm beide Städte große Aussichten geboten hatten, sein Glück verfehlt habe. Offenbar wollte er sich nur von dem Grade von Aufrichtigkeit überzeugen, der dem Mailänder eigen war, denn er hatte sich schon vorher durch zwei Landsleute Goranis über seine Schicksale unterrichten lassen.

Gorani erzählte ihm, daß er bei dem Grafen Pombal in hoher Gunst gestanden, jedoch die Erlaubniß von ihm nicht habe erhalten können, ein schönes, talentvolles und hochgebildetes Mädchen zu heirathen, dessen Reichthümer seinem Leben eine andere Wendung gegeben haben würden. Ihr Vater war Jude gewesen und sie selbst als Christin geboren; der Minister meinte aber, daß die Sündenschuld der Juden, Lutheraner oder Kalvinisten erst in der vierten Generation erlösche. Bei dem Schreckensregiment, das Pombal ausübte, war es Gorani auch unmöglich, das Vermögen seiner Geliebten außer Landes zu bringen, ja, es war ihm schwer geworden, sich der Freundschaft des allmächtigen Günstlings zu entziehen und Portugal überhaupt zu verlassen. Endlich gelang es ihm doch, zu entkommen; er wandte sich nach Wien und gewann die Gunst der Kaiserin Maria Theresia und des Fürsten Kaunitz; der Fürst gönnte ihm sogar die hohe Ehre, mit Gesandten, Ministern und anderen hohen Würdenträgern beim Diner hinter seinem Stuhle stehend zuzusehen, wie er sich nach eingenommener Mahlzeit Mund und Zähne mit der selben widerlichen Ungenirtheit reinigte, die ihm später Talleyrand nachgemacht hat.

Da Gorani sein diplomatisches Geschick durch eine klug und vorsichtig abgefaßte Denkschrift über portugiesische Verhältnisse bewiesen hatte, so wurde er zum Gesandten bei der Republik Genua ernannt; zum Unglück verzögerte sich seine Abreise; die Kaiserin fragte ihn gelegentlich nach seiner Ansicht über einen Aufsatz, den sein Landsmann Daelli eingereicht hatte. Darin wies Daelli die Bedrückungen nach, die sich die Steuerpächter in der Lombardei auf Befehl des geldgierigen und bestechlichen Kaunitz und unter der Konnivenz des Grafen Firmian, Präsidenten des mailänder Staatsrathes, gegen die Bevölkerung der Lombardei zu Schulden kommen ließen. Gorani bestätigte Daellis Angaben, seine Ernennung wurde widerrufen und seine Karriere in Oesterreich war zu Ende.

Fast noch mehr als diese Schicksale Goranis interessirte den Dichter jedoch die Heirath seiner Schwester, von der er nur dunkle Gerüchte vernommen hatte und über die ihm jetzt zum ersten Mal authentische Mittheilungen wurden.

Goranis Vater hatte zu seinem eigenen und seiner Kinder Unglück in Marianna Belcredi eine jener gefährlichen Frauen geheirathet, die die Geistlichen mit ihrer angeblichen Frömmigkeit, ihre Familie mit ihrer Herrschsucht und die

gleichgiltige Außenwelt mit unverlangten Wohlthaten quälen. Sein ehrenhafter, aber unselbständiger Vater war auf Betreiben Mariannas als Verschwender des Landes verwiesen worden: der Sohn, der einen Theil des Siebenjährigen Krieges erst als Fähnrich, dann als Lieutenant in einem österreichischen Regiment mitgemacht hatte, empfing, als er, von Allem entblößt, nach Mailand schrieb, um Unterstützung zu erbitten, statt des Geldes nur fromme Ermahnungen.

Die Offenheit, mit der Joseph Gorani in Wien die Mißbräuche aufgedeckt hatte, die in der Steuerverwaltung der Lombardei herrschten, zog ihm, als er nach der Vaterstadt zurückgekehrt war, viele Feindschaften zu, besonders auch die des Marquis Belcredi, eines Bruders seiner Mutter. Da seine Mutter, die nach Monza gezogen war, für nichts als Kirchenbesuch und Messehören Sinn hatte und ihre jüngste Tochter Maria, ein eben so schönes wie begabtes Mädchen, vollständig vernachlässigte, nahm Joseph sie zu sich, bezog mit ihr ein Landhaus in Lucernate und vollendete in ihrer Gesellschaft sein erstes Werk, eine Art von Fürstenspiegel, das, unter dem Titel „Der wahre Despotismus", auf historischer Grundlage die Regirungskunst eines weisen Herrschers zu schildern suchte und ihm die volle Anerkennung der literarisch gebildeten Mitwelt eintrug.

Aber die Mutter fürchtete für das Seelenheil Marias und eilte nach Lucernate, um sie fortzuholen. Joseph hatte Wind davon bekommen und flüchtete mit der Schwester nach Alessandria, wo er sie im Hause zweier Tanten unterbrachte; leider langweilte sich Maria bei den guten Damen und ging nach Mailand zurück. Hier hätten sich unfehlbar die Pforten eines Klosters hinter ihr geschlossen, wenn nicht im Augenblick der höchsten Gefahr ein Retter in Gestalt eines Bewerbers erstanden wäre, der bereit war, der schönen Maria seine Hand zu reichen. Freilich war er sechsundsechzig Jahre alt, geizig, hartherzig, herrschsüchtig, roh und lüderlich, ja, er hatte schon zwei Frauen nach unglücklicher Ehe begraben; aber er war, wie Joseph versichert, ein echter Komnene und bezog außer seinen sonstigen — sehr geringen — Einnahmen Jahresgehalt vom Papst, dem Könige von Spanien, der Republik Venedig und der Kaiserin von Oesterreich.

Seit Isaak als Erster seines Hauses im Jahre 1057 den Kaiserthron von Byzanz bestiegen hatte, haben noch fünf andere Komnenen am Bosporus geherrscht. Ein Zweig dieser Familie gründete das Kaiserthum Trapezunt; und Fallmerayer, der größte Kenner des griechischen Orients, beschreibt die kärglichen Ueberreste der großartigen Bauten, mit denen sie ihre Hauptstadt geschmückt hatten. David, der letzte Kaiser von Trapezunt, trat sein Reich an Mahommed den Zweiten ab und wurde auf seinen Befehl mit Weib und Kindern verrätherisch ermordet. Für den letzten Komnenen erklärt man gewöhnlich den Johannes Andreas Angelus Flavius, der, im Jahre 1718 in das römische Patriziat aufgenommen, von Kaiser Karl dem Sechsten als Großmeister des Konstantinordens anerkannt wurde. Diesen Orden hatte sein Ahn, Kaiser Isaak, im Jahre 1190 gestiftet; und der Großmeister des Ordens genoß das seltene, fast unerhörte Vorrecht, an der päpstlichen Tafel speisen zu dürfen, galt souverainen Fürsten im Range gleich, durfte Adels- und Doktordiplome verleihen und Münzen prägen lassen.

Beständigkeit der Ansichten und feste Ueberzeugungen waren nicht gerade Voltaires starke Seite; man braucht sich daher nicht allzu sehr zu wundern, wenn der selbe Mann, der den Islam in seinem philosophischen Wörterbuche dem

Christenthum gegenüber aufs Wärmste lobt, zu der Zeit, wo der Schwager des Komnenen seinen Lebenspfad kreuzte, ein wüthender Türkenfeind war und fortwährend sein Käthchen, wie er frecher Weise die Frau in der Intimität seines Hauses nannte, die er offiziell als Semiramis des Nordens gefeiert hat, aufforderte, die Türken aus Europa zu vertreiben und ihre eigene Herrschaft in Konstantinopel aufzurichten. Im Grunde mochte dieser seltsamste aller Menschen, Faun, Wucherer, Witzbold, Gauner und Menschenfreund in einer Person, der Kaiserin mit der Möglichkeit der Eroberung der Türkei wohl nur deshalb schmeicheln, weil sie sich gerade im Kriege mit dem Sultan befand. Sie aber bei guter Laune zu erhalten, war schon deshalb von Interesse für ihn, weil er ihr in Ferney billig hergestellte und eingekaufte Uhren und Schmucksachen in ganzen Kisten zu übersenden und zu hohen Preisen zu verkaufen pflegte.

Am Sonderbarsten benahm sich Voltaire stets, wenn er den Staatsmann spielte. Er glaubte sich offenbar gerade für diese Thätigkeit besonders geeignet und meinte wahrscheinlich, man sei schon dann ein gewiegter Diplomat, wenn man nur ordentlich lüge und intriguire. Da Katharina nur dreißigtausend Mann gegen die Türken im Feld stehen hatte, weil sie den größten Theil ihrer Streitkräfte in Polen brauchte, wollte ihr Voltaire durch eine Diversion zu Hilfe kommen und entwarf mit Gorani folgenden Plan:

Gorani sollte seinen Schwager aufsuchen, sich von ihm mit schriftlichen Vollmachten versehen lassen und dann mit seiner Schwester nach Ferney kommen. Mit dem Komnenen selbst war nichts zu machen, da er schon durch seine Feigheit verhindert war, eine politische Rolle zu spielen. Voltaire wollte dann der Kaiserin auseinandersetzen, Gorani habe als Vertreter einer hohen Familie, deren Andenken in Griechenland und der Türkei noch immer lebendig sei, die Möglichkeit in der Hand, die Griechen zum Abfall von der Türkei aufzuwiegeln. Glückte der Aufstand, so sollten Gorani und seine Schwester die Früchte des Abenteuers ernten, zu dem der Komnene nur den Namen herzugeben habe.

Ganz Feuer und Flamme für diese Idee, reiste Gorani nach Italien ab. Schon auf der Reise erfuhr er aber, daß Voltaire ihn belogen hatte. Der große Schriftsteller hatte sich den Anschein gegeben, als habe er selbst den Plan ersonnen: Gorani erfuhr unterwegs von einem russischen Offizier, der es offen erzählte, daß die Kaiserin dem Dichter den Auftrag ertheilt hatte, ihr einen muthigen Abenteuerer zu verschaffen, den sie unter dem Namen Laskaris, Palaeologos oder Komnenos gegen die Türken ausspielen könnte.

Als er in Lucernate angekommen war, fand Gorani das Nest leer. Die schöne Maria war mit dem Komnenen auf Reisen gegangen und Gorani ließ, unbeständig und flatterhaft, wie er war, das ganze Projekt fallen. So mußten sich denn die armen Griechen noch gedulden, bis der Philhellenismus in unserem Jahrhundert zum Ausbruch kam und ihnen die Aufrichtung eines konstitutionellen Staatswesens von ungeahnter Herrlichkeit nebst dem hohen Genuß ermöglichte, zum Dank dafür dem Europa, das sie befreit hatte, Millionen schuldig zu bleiben.

Hamburg. Professor Dr. Franz Eyssenhardt.

Die Geſegnete.

Das Weibchen war ſeltſam anzuſehen. Nicht, als ob Gott ihm eine Auszeichnung verliehen hätte, die es ſtolz und heiter aller Welt zeigen dürfte, — nein, als trüge es eine unfaßliche Bürde, einen Sack voll Düſterkeit und Laſten, die es beſchämten und zu Boden zogen, deren ſie nie froh werden könnte: ſo trug ſie ihr Höckerchen, dieſen geſegneten Leib, in dem ein zweites Daſein pochte. Auf ihrem Geſicht lag Mißmuth; eine gelbe Gereiztheit, die ſich in die Mundwinkel grub und ihren philiſterhaften Zügen etwas Malitiöſes gab. Ein langes, dunkelgraues Cape, häßlich wie ein Kapuzinermantel, bedeckte ihres Körpers Aermlichkeit; und, um nicht aufzufallen in dieſem Zuſtand, mit keiner Faſer ihres Weſens, hatte ſie ihr blondes Haar an den Schläfen noch glatter zurückgeſtrichen, als ſie es ſonſt trug. Ihr Rock, vorn zu kurz und hinten zu lang, mußte jeden Menſchen von Geſchmack irritiren. Aber dieſes ſeltſame, zeitweilig ſo reduzirte Exemplar von Weiblichkeit hing am Arm eines Mannes, der „Weibelchen“ zu der düſteren Schickſalsträgerin ſagte und, obgleich ſelbſt jung, hübſch und wohlproportionirt, in ihrer Erſcheinung keinen Widerſinn zu entdecken ſchien.

Er war höherer Bureaubeamter. Er wußte nur, daß er und „Weibelchen“ ein Kind erwarteten, das ſie ſich ſchon lange gewünſcht hatten, das ihnen die undenkbar langen Stunden, die außer ſeiner Bureauzeit lagen, verkürzen würde und das den Erben repräſentirte, den Weibelchens Eltern, die alten Superintendents, für ihre erſparten fünfzigtauſend Mark nöthig hatten. Er wußte — mit einem Wort —, daß er im Begriff war, eine bürgerliche Familie zu begründen, in der, Gott ſei Dank, für ſolide Auskömmlichkeit von vorn herein durch die alte Generation geſorgt war, und Alles ſchien ihm ſo vollkommen, daß er Weibelchens vorn zu kurzen Rock, wie geſagt, wirklich nicht bemerkte. So wenig wie die gelben Flecken der Gereiztheit und das ganze verſchämte Bürdetragen, das an Maurerweiber erinnerte, die, verbiſſen und gedemüthigt, auf offener Straße den Männern am Bau Ziegelſteine zulangen. Sie gingen die Kaiſerpromenade entlang; und da der Frühling Allen im Blut quirlte, fühlte auch der Beamte ein menſchliches Rühren: ihm war, als ſollte er ſingen. Aber ein Blick auf ſeine Frau belehrte ihn eines Beſſeren.

Rings um ſie her war Frühling. Die Kinder tanzten in der Sonne und alle Menſchen waren wie erlöſt. An den Baumzweigen drängten ſich ſchmeichleriſch grüne, wollüſtige Kätzchen, ein altes Weib, das Veilchen verkaufte, verbreitete einen Duft von Glück und Freude den ganzen Weg entlang. Sonntagsreiter galoppirten den Mittelweg entlang, in Equipagen und Droſchken ſaß ein heiter gekleidetes Sonntagspublikum, aufgeräumte Kontoriſten ratſchten muthwillig mit ihren Stöckchen an den Gartenzäunen hin und die Soldaten, die ihre Mädels am Arme führten, waren Schwerenöther und ließen die Säbel raſſeln. In dieſem Frühlingstrubel ging das geſegnete Weib mit verdrießlichem Geſicht dahin; ſie ging wie auf Eiern, ſo vorſichtig und geſpreizt, als müſſe jeder feſte Tritt ihr unfehlbar Verderben bringen. Ab und zu ſeufzte ſie auf, und wenn andere Frauen ihr begegneten, die eine Bürde, wie ſie, nicht hatten, muſterte ſie ſie ſchon von Weitem mit feindlichen, mißgünſtigen Blicken. Ihre Konverſation war einſilbig. Sie beſchränkte ſich auf gelegentliche Bemerkungen. „Sieh mal, Albert, wie wahnſinnig“, wenn irgend ein Damenhut mit wehenden Federn oder

herausfordernden Bändern auftauchte. Oder: „Die ist doch gemalt“, wenn ein blühendes Gesicht ihnen begegnete. Albert sagte dann jedesmal in begütigendem Ton: „Gewiß, mein Kind, — verrückt!“ Oder: „Natürlich ist Die gemalt“, — was die gesegnete Frau zu beruhigen schien. Denn sie machte dann jedesmal einen leichteren, freieren Schritt, in dem Bewußtsein, daß sie weder für wahnsinnig noch für gemalt angesehen werden könne. Aber wenn der Blick eines Vorübergehenden sie streifend traf, erröthete sie und murmelte: „Nein, wie peinlich! Jeder sieht Einen an!“

Unter dieser erquicklichen Zwiesprache waren die Beiden in die Waldchaussee eingebogen und hier geriethen sie in einen wilden Korso, der sich den etwas abschüssigen Pfad zum Waldterrain herunterbewegte. Hundert und aberhundert Radfahrer und Radfahrerinnen ließen hier ihre blanken Stahlrosse über die Unebenheiten des trockenen Bodens gleiten, silberhelle Glöckchen klangen, weiße Mützen leuchteten, bunte Schärpen flatterten und schlanke Mädchen, in kurzen Röcken und Hosen, mit schottischen Strümpfen und zierlichem Schuhwerk, zogen im Vorbeisausen die Blicke der an den Seiten promenirenden Fußgänger ungenirt auf sich. Die Frau am Arm ihres Mannes war stehen geblieben. Ihr Herz klopfte in rascheren Schlägen, ihr Blut war empört; und fassunglos, voll Verachtung und Entrüstung streifte ihr Blick diese unzähligen kurzgeschürzten Erscheinungen. „Ist es nicht entsetzlich, Albert? Diese Degeneration . . .“ Albert that, als wäre es mehr denn entsetzlich. Er zog seine Frau fester an sich, um sie aus dem verwirrenden Strudel hinwegzuführen, in den er nur verstohlen seine Blicke schweifen ließ. Aber plötzlich fuhren Beide erschreckt zusammen. Im Begriff, den Fahrdamm zu überschreiten, waren sie, ohne es zu sehen, einem der heransausenden Räder vor die Lenkstange gerathen.... Ein heftiges Klingeln in ihrem Rücken. Das laute „Holla!“ einer Frauenstimme . . . Zitternd blieben sie stehen, um ein Haar gestreift, beinahe niedergerissen von den Speichen des Rades.

Eine schreckliche Empörung flammte in dem Beamten auf. Degeneration, Entartung: ja, sie hatte Recht, seine Frau. Diese schamlosen Frauenzimmer, die sich hier draußen wie die Wilden tummelten und mit ihren unweiblichen Passionen anständige Passanten in Lebensgefahr brachten .... Dem mußte der gesittete Staatsbürger endlich einmal entgegentreten. „Das ist unerhört!“ rief die gesegnete Frau. „Albert, soll man sich Das bieten lassen? Herunter mit der Person vom Rad! Wo ist die Polizei?“ „Herunter mit Ihnen!“ rief der Beamte, keuchend vor Zorn, während er sich nach seinem Stock bückte, den ihm die vorbeistreifende Lenkstange aus der Hand geschlagen hatte. „Ich verklage Sie! Ich verklage Sie wegen unverantwortlicher Fahrlässigkeit. Um ein Haar hätten Sie meine Frau zu Fall gebracht. Nennen Sie mir Ihren Namen!“ Herausfordernd trat er an das Rad; in der Staubwolke konnte er erst jetzt die Missethäterin genauer mustern. Plötzlich zuckte er zusammen. Ueber seine Stirn schoß ein brennendes Roth, vor seinen Augen flimmerte es. „Den . . . Namen“, stieß er tonlos nochmals hervor, „Sie . . . Sie haben uns . . . beinahe . . . .“ Sie standen einander nun gegenüber, die Drei: er, die Fremde und die gesegnete Frau. Die Fremde, die auf den brüsken Anruf abgesprungen war, ein großes, schlankes, dunkles Mädchen, hielt die Lenkstange ihres Rades mit der einen Hand, während die andere kräftig und fest auf dem Sattelknopf lag. Sie blickte dem Wüthenden furchtlos ins Auge.

„Herr Regendank,“ sagte sie, „Sie?“

Nur drei Worte. Aber für den Beamten lag darin eine Welt ... Sie erkannte ihn alſo, wie auch er ſie wieder erkannt hatte, dieſes Mädchen, dieſe Kontormamſell, mit der er einſt ſo vergnügte Stunden verlebt hatte, — einſtmals, als er, ein unbeſoldeter Miniſterialbeamter, noch im Alexanderplatzviertel ſein Garni gehabt hatte. „Herr Regendank", ſagte ſie. Damals hatte ſie „Georg" geſagt ... Großer Gott! ... Dieſes ganze, längſt vergeſſene „Einſtmals" ſtürmte auf ihn ein. Die Briefe, die er nach der verwirrenden „Mittheilung" unerbffnet hatte zurückgehen laſſen, die ihm in angſtvollen, überſtrudelnden Worten ein „Ereigniß" ankündeten: „Nicht hart ſein, Georg .. Mitleid haben .. Du warſt es ja, Du.. Gott, Gott, ſiehſt Du nicht mein Elend?" Und wie er von der Wirthin erfahren hatte, daß ſie dageweſen war, verſtört und bleich, mit finſteren Drohungen, — und wie ſie immer wieder gekommen war. „Laſſen Sie das Fräulein nicht herein!" hatte er zu der Frau geſagt. „Ich fühle mich für ihr Mißgeſchick nicht verantwortlich." Und feig, zitternd hatte er ſich in ſeinem Innern das Selbe geſagt. Ah, plötzlich aus heiler Haut, aus ein paar fidelen Schäferſtunden heraus, zum Urheber gemacht zu werden, zum Vater eines fremden Weſens. Dieſe berliner Mädels! Wie raffinirt ſie ſich Das ausklügeln ... Er aber, er war nicht dumm. Er war doch nicht aus der Provinz!

„Herr Regendank", wiederhalte das Mädchen noch einmal. Langſam, mit ſeltſamer Betonung. Ihr Blick ruhte groß auf ihm und einen Augenblick ſpannten ſich ihre Züge. Die Naſenflügel blähten ſich, ein Zucken lief über ihr Geſicht: es war, als flammte in dieſem Antlitz, über das plötzlich eine rothe Welle ſchlug, eine Feuersbrunſt der Leidenſchaft auf, die den Mann, der vor ihr ſtand, vernichten müſſe... Aber es währte nur eine Sekunde lang. Dann wurde das Geſicht wieder glatt. Ihre Augen maßen ihn und dann die Frau an ſeinem Arm. Ein Lächeln, voll von Hohn und Verachtung, flog über die Beiden hin, die, Arm in Arm, in ihrer hochmüthigen Wohlanſtändigkeit vor ihr ſtanden, — Beide nach eben bereit, ihr wie biſſige Wächter der Sitte entgegenzuklaffen. Plötzlich ſchwang ſie ſich wieder aufs Rad. Mit einer brüsken Bewegung ſtieß ſie den Mann, der ihr im Wege ſtand, beinahe zu Boden. Aber geſchickt riß ſie noch im letzten Moment das Rad zur Seite. „Aus dem Wege!" befahl ſie und ihre Hand zuckte nach der Peitſche, die für Hunde und Strolche am Sattel befeſtigt war. Doch blieb es bei der Bewegung; und ruhig, als ſei nichts geſchehen, fuhr ſie mit kräftiger, raſcher Wendung davon. Ihre ebenmäßige Geſtalt, ihre ſchlanken Hüften, ihre kräftigen Beine, die bis über den Anſatz der Waden hinauf ſichtbar waren, entſchwanden den Blicken der Zurückbleibenden. Frau Regendank ſtand noch immer wie gelähmt; dann fragte ſie mit überſchlagender Stimme, während ſie den Arm des Mannes mit ihrer Hand umkrampfte: „Albert, wer war dieſe Perſon?" „Eine gleich Dir," wollte es ihm entfahren, „die auch ein Kind von mir unter dem Herzen getragen hat, eine Geſegnete ſo wie Du." Aber nur eine Sekunde durchzitterte ihn dieſer wahnſinnige Vernichtungdrang ... Dann zerſtoben die Feuerfunken ſeines entſetzten Gehirns. Sie war ja davon, auf und davon, ſie kreuzte ſeinen Weg nicht mehr! Seine Bruſt hob ſich tief, ſein Auge ward ruhig; und belehrend ſprach er zu ihr, der wahrhaft Geſegneten, während er doch nach nach Athem rang: „Eine von Denen, die anſtändige Frauen nichts angehen. Eine Verlorene aus der Zeit, die jeder Mann einmal vergeudet hat ... Frage nicht weiter!"

Elsbeth Meyer-Förſter.

Die Wahlaussichten der Sozialdemokratie.

Nach den letzten Wahlen zum Reichstag konnte man häufig hören, die sozialdemokratische Bewegung sei in den Großstädten zum Stillstand gekommen und nehme nur auf dem Lande noch zu. So richtig dieser Schluß an der Hand gewisser Einzelresultate schien, so wenig trifft er für die Gesammtheit oder auch nur für die Mehrzahl der deutschen Großstädte zu.

Von der Fülle der Momente sind hauptsächlich zwei für die Beurtheilung der Frage wichtig: nämlich erstens, daß die 397 Wahlkreise noch immer auf der Volkszählung von 1867 (in Elsaß-Lothringen von 1871) beruhen, woraus sich große Verschiedenheiten in der Bevölkerungzahl auch unter den rein städtischen Wahlkreisen ergeben, und zweitens der Zug der Bevölkerung, ganz besonders aber der ärmeren Klassen, nach den Vororten, der in den Großstädten seit einer Reihe von Jahren hervortritt. Dadurch haben einzelne städtische Wahlkreise, so z. B. Berlin I, in der Bevölkerungzahl zu Gunsten anderer Stadttheile oder der Vororte stetig abgenommen. Die Vorstadtwahlkreise — der Typus eines solchen ist Charlottenburg — spielen also eine wichtige Rolle.

Die nachstehende Tabelle ergiebt die Bewegung der sozialdemokratischen Stimmenzahlen in den rein städtischen Wahlkreisen:

Wahlkreis:	1871	1881	1893	1898	+ oder − 1893/1898
Königsberg i. Pr.	303	248	10968	13522	+ 2554
Danzig-Stadt	—	34	4265	3822	− 443
Berlin I	97	37	4069	3635	− 434
Berlin II	180	3159	26669	26269	− 400
Berlin III	519	2452	12732	11411	− 1321
Berlin IV	1104	13573	46356	45293	− 1063
Berlin V	—	160	9729	10025	+ 296
Berlin VI	—	10629	51569	58778	+ 7209
Stettin	284	910	9586	10145	+ 559
Breslau I	175	5243	12736	12544	− 192
Breslau II	134	4955	13645	14896	+ 1251
Magdeburg	265	5541	16633	20125	+ 3492
Elberfeld-Barmen	5605	7949	19005	24145	+ 5140
Köln-Stadt	—	2474	12093*)	9008*)	− 3085*)
Aachen	—	588	3029	2536	− 493
München I	812	1970	8065	7733	− 332
Dresden-Altst.	1317	9079	15035	17113	+ 2078
Leipzig-Stadt	2477	6482	11784	11739	− 45
Hamburg I	1886	7601	16935	18500	+ 1565
Hamburg II	2893	9497	20681	21791	+ 1110
Straßburg i. E.-Stadt	—	89	6206	8816	+ 2610

*) Dieser Rückgang ist auf eine Aenderung in den Beziehungen der Vorstädte zu Köln, die vor 1893 eingemeindet worden waren und irrthümlich 1893

Von den 21 Wahlkreisen zeigen also 11 einen Gewinn, 10 einen Verlust an sozialdemokratischen Stimmen. Die Entvölkerung der eigentlichen Stadtcentren tritt in Berlin besonders hervor: die vier ersten — zum Theil sehr umfangreichen — Wahlkreise der Reichshauptstadt zeigen einen unerheblichen Rückgang, aber der sechste, der noch aufnahmefähig für die zuströmende Bevölkerung ist, deckt den Ausfall beinahe doppelt. Die Summe der in den 21 Wahlkreisen abgegebenen sozialistischen Stimmen war 1893: 331788, 1898: 351867, die Zunahme betrug also 20079 oder 6,5 Prozent, während die Bevölkerung der betreffenden Städte in dem fünfjährigen Zeitraum von 1890 bis 1895 um 9,5 Prozent wuchs. Danach wäre die Sozialdemokratie in den Großstädten im Verhältniß zur Bevölkerungzunahme zurückgegangen; daß Dies aber nur scheinbar der Fall ist, ergiebt die folgende Zusammenstellung von städtisch und ländlich zusammengesetzten Wahlkreisen, zum großen Theil „Vorstadtwahlkreisen", in die sich ein beträchtlicher Theil der städtischen Bevölkerung ergossen hat:

Wahlkreis	1871	1881	1893	1898	+ oder − 1893/98
Charlottenburg	—	1265	31424	42699	+ 11275
Halle	—	1137	12991	17840	+ 4849
Altona	3875	6971	20448	22589	+ 2141
Hannover	1986	5515	19538	25045	+ 5507
Dortmund	—	890	17170	19864	+ 2694
Düsseldorf	—	305	9367	10712	+ 1345
Krefeld	672	398	3730	5144	+ 1414
Frankfurt a. M.	447	4704	13482	20019	+ 6537
München II	—	2972	21842	23116	+ 1274
Nürnberg	340	9669	18015	22598	+ 4583
Dresden-Neustadt	1132	6231	14420	18094	+ 3674
Leipzig Land	—	10503	33349	38933	+ 5584
Chemnitz	3959	10256	23296	24772	+ 1476
Stuttgart	491	4131	13340	17954	+ 4614
Braunschweig	2022	5703	15470	14657	− 813
Hamburg III	292	6108	32936	41838	+ 8902

Von den 16 Wahlkreisen ergiebt nur ein einziger einen Rückgang, alle anderen ein starkes Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen. Insgesammt wurden abgegeben 1893: 300818, 1898: 365842. Das ist ein Mehr von 65024 oder 21,6 Prozent, während die Bevölkerung von 1890 bis 95 nur um 11,2 Prozent wuchs. Ist in einzelnen Wahlkreisen, wie in Chemnitz, München II und Dortmund, die Zunahme unbedeutend, so ist sie dafür in Hannover, Stuttgart, Hamburg III und Leipzig-Land um so ansehnlicher.

Die Annahme, daß die Sozialdemokratie in den Großstädten zurück-

mit in dem Stadtkreis wählten, zurückzuführen. Im Landkreis Köln stieg aus dem selben Grund die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen 1893 bis 1898 von 1492 auf 6980.

gegangen sei, stützt sich wohl auch darauf, daß sie allerdings 1898 vier rein städtische Mandate verloren hat: dagegen haben ihr aber die Städte der zweiten Tabelle drei Mandate zugebracht; und der Verlust eines Sitzes kann unmöglich als Symptom eines allgemeinen Rückganges gedeutet werden. Im Gegentheil: zählt man die Ergebnisse der beiden Tabellen zusammen, so erhält man für 1893 eine Stimmenzahl von 632606, für 1898 eine solche von 717709, also eine Zunahme von 85103 oder 13,4 Prozent, während die Zunahme der Bevölkerung nur 10,4 Prozent betrug.

Noch deutlicher sprechen die Wahlergebnisse der den Großstädten benachbarten Wahlkreise, die zum großen Theil Vororte von Großstädten einschließen:

Wahlkreis	1871	1881	1893	1898	+ oder − 1893/98
Königsberg i. Pr.-Land	—	—	4400	6616	+ 2216
Niederbarnim	—	935	17044	23017	+ 5973
Randow-Greifenhagen	2123	159	10508	10552	+ 44
Aschersleben-Kalbe	227	298	13630	17090	+ 3460
Aachen-Land	—	—	2365	1335	− 1030
Hanau (Frkf. a. M.-Land)	1141	4803	9902	12692	+ 2790
Dresden-Land	748	3789	15650	22335	+ 6685
Straßburg i. E.-Land	—	—	4028	2507	− 1521
Pinneberg-Elmshorn	1815	1157	13097	15928	+ 2831
Erlangen-Fürth	861	2674	6983	10045	+ 3062

Diese Zahlen zeigen, daß in den „Vorstadtwahlkreisen" die sozialdemokratischen Stimmen von 1893 bis 1898 eine Steigerung von 97607 auf 122117 erfahren haben, d. h. von 24510 oder 27,2 Prozent. Hiergegen ist der Bevölkerungzuwachs um mehr denn 12 Prozent zurückgeblieben.

In den Großstädten hat demnach die Sozialdemokratie keine Einbußen erlitten und auch die Ergebnisse der überwiegend großstädtischen Wahlkreise sind günstig für sie ausgefallen. Nach der Volkszählung von 1895 hatten, außer den bisher genannten, 59 Wahlkreise überwiegend städtische Bevölkerung. In diesen wurden abgegeben 1893: 379610, 1898 jedoch 453742 sozialdemokratische Stimmen. Das bedeutet eine Zunahme von 74132 oder 19,5 Prozent; die Bevölkerung dieser Kreise wuchs aber im selben Zeitraum nur um 9,2 Prozent. Zwar ging die Sozialdemokratie in zehn von diesen Wahlkreisen — meist rheinischen, die vom Centrum beherrscht werden — zurück, um so erheblicher waren aber ihre sonstigen Gewinne, besonders in den Fabrikstädten. Bei der Verwandlung Deutschlands aus einem Ackerbau- in einen Industriestaat, die sich langsam, aber sicher vollzieht, und dem Wachsthum der städtischen Bevölkerung ist danach mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß auch in diesen 59 Kreisen die Sozialdemokratie noch weiter an Terrain gewinnen wird.

Wie verhält sich schließlich das bei den letzten Reichstagswahlen zu Tage getretene Anschwellen der sozialistischen Stimmen auf dem Lande zur Bevölkerungzunahme? In den überwiegend ländlichen Wahlkreisen Deutschlands wurden

1893 nur 344000, 1898 aber 462000 sozialdemokratische Stimmzettel abgegeben. Das bedeutet also ein Plus von 118000 oder 34,3 Prozent. Der Löwenantheil hieran entfällt auf die Landstädte; aber auch in Gegenden, die fast ausschließlich Ackerbau treiben, war ein erhebliches Steigen sichtbar. Und wenn also in den großen und mittleren Städten die Sozialdemokratie in den letzten Jahren zwar keine reißenden, aber doch immerhin starke Fortschritte gemacht hat, so ist der Umstand, daß die Zahl ihrer Anhänger auch auf dem platten Land so erheblich gewachsen ist, von doppeltem Gewicht.

Leipzig. Paul Schwabe.

Skizzenbuch eines Flaneurs.

In einem Zimmer wurde Offenbach gespielt und durch das geöffnete Fenster strömte eine Fluth von klingenden, singenden Perlen auf die Straße, die verwundert aufzuhorchen schien. Wer Das spielte, mußte Einer sein, der sich seinen eigenen Geschmack bewahrt hatte, um durch den Wust banaler Gassenhauer, markerschütternder Märsche und gequält lustiger Epigoneneinfälle zu dem übermüthigen Götterliebling, dem Meister unerschöpflicher Melodienfülle, zurückzukehren: zu Jacques Offenbach, dem lachenden Unsterblichen, dessen Börsianerkopf mit dem goldenen Zwicker äußerlich so gar nichts von dem Genius der ewigen Jugend und Göttlichkeit verräth. Und aus dem geöffneten Fenster strömte unversieglich die Fluth der klingenden, singenden Perlen und das silberne Lachen des Hexenmeisters der Bouffes-Parisiens, Heinrich Heines vaterlandlosen Kollegen in Apoll.

* * *

Neulich hörte ich im Vorübergehen, wie Zwei von den neuesten Prophezeiungen über den Weltuntergang redeten. Ich hätte ihnen zum Trost gern gesagt, daß ich nichts davon halte. Ich glaube nicht an den baldigen Weltuntergang. Ich erinnere mich ganz gut, es war vor achthundertachtundneunzig Jahren, da wurde das selbe schreckhafte Märchen den Menschenkindern erzählt; und damals stand doch wie zur Beglaubigung ein verhängnißvoll leuchtendes Zeichen am Himmel. Als man nämlich das Jahr Tausend nach Christi Geburt schrieb, kamen Schrecken und Furcht über alle Menschen, „denn mit einem Male erschien ein großer Komet am Himmel“. So las ich als kleiner Knabe in einer Deutschen Geschichte für Kinder, die mir sammt ihren Bildern in gutem Gedächtniß geblieben ist. Damals hatte ich den Kopf voll von Rittern, Schwertern und Armbrusten. Ich zog mit „dem berühmten und großen Kaiser Carolus Magnus“ gegen die wilden Sachsen und ich machte alle Kreuzzüge mit. Ich war mit der

Deputation, die Heinrich dem Vogler die Krone überbrachte, als er gerade an seinen Netzen beim Finkenfang war. Wie liebenswürdig hat er uns empfangen! Dieses Geschichtbuch, „allen braven deutschen Kindern" gewidmet, war die Quelle meiner knabenhaften Begeisterung. Was ich darin las, übersetzte ich sofort in die Wirklichkeit. Wenn ich mit meinen Kameraden Krieg spielte und auf Vorposten stand, mußte ich an das grauenhaft schöne Bild „Bewaffnete von der Burg nach dem Feinde spähend" denken. Ich erwartete jeden Augenblick, daß aus dem Gebüsch ein stahlschwarzer Ritter treten würde, und um mir Muth zu machen, brach ich in ein wildes Kriegsgeschrei aus. Ich wurde in Folge der Deutschen Geschichte, die doch allen braven Kindern gewidmet war, ein sehr schlimmer Junge, — einer der schlimmsten Buben des Mittelalters. Denn ich lebte nur im Mittelalter; blos zu den Mahlzeiten fand ich mich in die Neuzeit hinein.

So war ich denn auch dabei, als sich im Jahre Tausend alle Leute vor dem Weltuntergang fürchteten. Ich war damals der einzige Muthige und lachte das dumme Volk aus. Allerdings, wenn ich auf dem Bilde den Kometen ansah, der die nächtliche Landschaft mit der Ritterburg und dem Teich so grell beleuchtete, mußte ich gestehen, daß man dabei das Gruseln lernen konnte. Aber wenn ich umblätterte, war ich doch wieder muthig.

Und so kann ich heute vom Weltuntergang reden als Einer, der schon einmal dabei war, und ich wiederhole in diesem stolzen Bewußtsein meine Versicherung: Es ist nichts mit dem Weltuntergang!

* * *

Die alte Zeit lebt auch noch in unserer Stadt. Es geht ihr zwar herzlich schlecht, ja, man könnte sagen, daß sie schon im Todeskampf liegt. Unbarmherzig rückt man ihr mit Demolirungen und Regulirungen auf den Leib. Aber ganz tot sind sie, die alte Zeit und das alte Wien, noch nicht. Rührend ist die Zähigkeit, mit der das Alte für jeden Zolles Breite seines angestammten Bodens kämpft. Durchfretten und fortwursteln möchte es sich nach der echt österreichischen Devise des Ministers, der, als er diese Worte fand, tiefer in unser Herz geschaut haben muß, als es sonst wohl Ministern gelingt. So giebt es ganz nah bei der modernen Verkehrsader unserer inneren Stadt, da, wo man im fluthenden Gedränge einander auf die Fortschrittsbeine tritt, noch ein unglaubliches Winkelwerk von alten Häusern und wehmüthig gekrümmten Gassen, in deren Enge sich beständig ein Duft von Kolonialwaaren erhält, während das Auge, sobald es sich an das ewige Halbdunkel gewöhnt hat, über den niedrigen Hauseingängen hie und da alte Sinnbilder und kurios verwitterte Inschriften entdeckt. In einem dieser Häuser wohnt ein alter Advokat. Durch einen pechschwarzen Hof tappte ich an einem Winterabend nach der ängstlich gewundenen Treppe. In ganz kleinen Zimmerchen hausten der alte Advokat und sein Schreiber. Die Gesetzesausgaben in den dunklen Regalen schienen die ältesten zu sein; die Uhr war alt, die Lampe, der Schreiber. Und der Advokat selbst sah nicht im Mindesten aus wie die jetzigen Advokaten. Alles schien hier wie aus einer vergessenen Zeit stehen geblieben zu sein. Nur als er daran ging, die Kosten aufzustellen, verjüngte er sich plötzlich. Seine Expensennote berechnete der alte Advokat so schneidig wie nur irgend ein junger.

* * *

Durch unſere Straßen flattern wie anmuthige Schmetterlinge die kleinen Putzmacherinnen, Mamſellen und die anderen kleinen Perſonen verwandter Branchen, — „klein“ gilt hier als Koſewort und als Ausdruck der Beliebtheit, deren ſich die oft ſehr ſchlank gewachſenen Mädchen im vollſten Maß erfreuen. Und auch Schmetterlinge ſind ſie eigentlich nicht, da ſie Fleiß und Leichtſinn auf graziöſe Art vereinigen: jedenfalls ſehr beſchäftigte Schmetterlinge. Das Kleid iſt einfach, wenn auch geſchmackvoll, aber ein artiger Hut, hübſches Schuhwerk, ein feiner Schirm deuten auf Sinn für Eleganz und verrathen dem Kenner diskrete Hilfsquellen, die der jungen Dame, obgleich ſie ſo ganz nur von ihrem Geſchäftsgang eingenommen zu ſein ſcheint, neben der eintönigen Arbeit fließen. Vielleicht lugt auch ein ſeidener Unterrock gerade weit genug hervor, um zu flüſtern, ſeine Trägerin ſei nicht ganz unvertraut mit den Genüſſen der vielbeneideten Lebewelt, ſie habe auch ſchon in cabinets particuliers Champagner genippt, die Opernredoute beſucht, manchmal in einer Loge geſeſſen und es ſei nicht ausgeſchloſſen, daß ſie im Sommer einen vierzehntägigen Urlaub an einem verſchwiegenen Alpenſee verbringen wird.

Das ſind die ſchönen, bunt gefärbten Schmetterlinge. Daneben giebt es aber einfarbige, die nur Motten geworden ſind und denen die Natur den eitlen Flügelſtaub verſagt hat.

Intereſſant ſind auch die Raupen und Larven ſolcher Schmetterlinge. Das ſind die ganz jungen Geſchöpfe, die im Geſchäft noch nichts gelten, die großen Schachteln ſelber ſchleppen müſſen, deren Kleidchen einfach und gar nicht geſchmackvoll ſind, mit abgetragenen Hüten, halbzerbrochenen Schirmen und traurig vertretenen Schuhen. Sie könnten ſich, wie Odyſſeus, den „Niemand“ nennen. Aber die Ungelenkigkeit ihrer Geſtalten iſt doch nur jugendliche Herbheit und ihre friſchen Geſichtchen enthalten das Verſprechen, daß auch ſie in zwei, drei Jahren als halbſeidene Schmetterlinge auskriechen werden. Mit den Schuhen, Schirmen, Hütchen und Röckchen werden ſich auch ihre Anſichten über die Liebe gewaltig verändern, Anſichten, die ich, als heute Zwei an mir vorbeitrotteten, in folgendem Bruchſtück erhaſchte: „Ja, wenn er feſch wär', dann hätt' ich ihn auch gern, wie die Elſe den Ihrigen.“ „Das ſag' ich auch; Hauptſache iſt, daß man Einen gern hat, das Andere iſt Nebenſache.“ Sie flötete Das mit der Fiſtelſtimme ihrer fünfzehnjährigen Ueberzeugung. Aber ich dachte an das Couplet: „Das wird ſich nicht halten, nicht halten!“ Eine reichere Erfahrung wird die Erkenntniß zeitigen, daß die Nebenſache eigentlich die Hauptſache iſt, denn ſie bedeutet: hübſche Toiletten, Theater, Champagner und ſo weiter ... Ja, die Raupen und Schmetterlinge ſind ein Theil der Naturgeſchichte der Großſtadt.

* * *

Alle Gewerbe hatten im Mittelalter ihre eigene Gaſſe, nur nicht die Zeitungen; denn die gab es noch nicht. Dafür holen ſie in unſerer Stadt heute ihr Mittelalter nach und hauſen in einer engen Straße beiſammen, als ob eitel Friede unter ihnen wäre. Aber ihre Schilder raufen ſich und die elektriſchen Bogenlampen ſuchen einander zu überſtrahlen. Die Leute jedoch, die ſich den Tag über durch die Gaſſe der Zeitungen drängen, läßt dieſer Wettkampf kalt. Stellen Suchende ſind es, geſcheiterte Exiſtenzen oder dem Scheitern nahe, die hier im Meer der Großſtadt den rettenden Leuchtthurm ſuchen. Sie drängen ſich vor

den ausgehängten Annoncentafeln und die Parteirichtung, die sich bekämpfenden Tendenzen sind ihnen wahrlich gleichgiltig. Eine Frau, die vor einiger Zeit jung und hübsch gewesen sein mag — vielleicht trug sie damals schon das selbe schwarze Kleid wie heute —, liest die kleinen Anzeigen unter „Dienst und Arbeit". Vielleicht würde ihr einfallen, daß sie einmal auf der selben Seite eine Annonce las, die mit „Jene hübsche Blondine" anfing und eigens für sie eingerückt war. Aber die Noth hat wenigstens das Gute, daß sie überflüssige Gedanken nicht aufkommen läßt, und in den abgehärmten Zügen ihres blassen Gesichtes steht ebenfalls deutlich zu lesen: „Dienst und Arbeit."

* * *

Aristoteles hat den Menschen ein politisches Thier genannt, ohne dabei einen bestimmten Abgeordneten im Auge zu haben. In Wien haben selbst die Tauben entschieden politische Neigungen. Nirgends rasten und nisten sie so gern wie in den monumentalen Verzierungen öffentlicher Gebäude. Auf dem Reichsrathsgebäude, auf sämmtlichen Ministerien, wo sie einander beständig die wichtigsten Amtsgeheimnisse zugirren, auf dem Gebäude, wo sie über unseren Staatsschulden brüten, auf der Universität — und zwar merkwürdiger Weise nur auf der Seite der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät —: überall sind sie von den Hausmeistern höherer Potenz, von denen diese Gebäude betreut werden, ungern gesehene Gäste. Diese Gewohnheit des Federvolkes stammt nicht erst von heute. Schon Kaiser Franz fütterte regelmäßig die Tauben, die die Hofburg bevölkerten, und eine schalkhafte Anekdote erzählt, wie er sie gegen den wiener Magistrat schützte. Vielleicht haben die Tauben aus dankbarer Erinnerung an den guten Kaiser ihre Vorliebe für Staatsgebäude gefaßt und vererbt. Jedenfalls muß es diese politischen Vögel aber tief schmerzen, wenn man ihnen hier und da durch Anbringung von Drahtgittern zu verstehen giebt, daß man sie unsauberer Umtriebe für fähig hält. Sollte aber am Ende auch bei den Tauben die Beschäftigung mit der Politik den Charakter verdorben haben?

* * *

Ne urbs ruinis deformetur, — auf daß die Stadt nicht durch Ruinen entstellt werde! Die Römer haben es Einem herzlich schwer gemacht, auf den beliebten Eingang: „Schau die alten Römer . . ." zu verzichten. So sehr ist es wahr, daß die schlaueste Weisheit, der kundigste Blick für alle Anforderungen des Lebens ihre Gesetze durchdringt, deren Sprache ein unerreichtes Muster von Größe und Kraft ist. Und was dieses Volk von Lebenskennern und Lebenskünstlern als richtig anerkannt hatte, Das erhab es zum Gesetz. Nicht Gesetze um der Gesetze willen —: immer ist das Gesetz wegen eines höheren, oft sehr entlegenen Zweckes da. Heute wäre es unserem Gemeinwesen zuträglich, eine Novelle mit strengen Bestimmungen zu erlassen: Auf daß die Stadt nicht durch Neubauten entstellt werde!

* * *

Der wiener Volksprater ist traulich und traurig zugleich. Er ist traulich durch die Erinnerungen, die hier für uns wurzeln — thörichte Erinnerungen an thöricht glückliche Zeiten —, traurig durch all das Unvollkommene, das uns auf Schritt und Tritt begegnet. An diesen Schaustellungen, die wir nicht näher kennzeichnen wollen, finden Leute ihre volle Befriedigung. Und selbst die geschmack-

loſe Beleuchtung, in der elektriſche Bogenlichter, Gaslaternen und Wachskerzen abends ſich mit einander meſſen, thut ihnen nicht weh. Vor einem Muſeum unangenehmer Dinge dröhnt eine fürchterliche Muſik, halb Leierkaſten, halb Orgel, — eine unvollkommene Orgel, eine Orgel, die cancaniſirt. Unvollkommene Menſchen ringsum, verkümmerte Exiſtenzen. Vor dieſer Bude preiſt ein Ausrufer „Aſtarte, die Königin der Luft“. In ſeiner Stimme zittert es tragiſch, als hätte er einmal den König Lear ſpielen wollen. Und auch die Natur ringsum iſt unvollkommen. Schöne Baumgruppen, aber die Tramwaygleiſe machen einen Strich durch die Stimmung; grüne Wieſen mit guter Ausſicht auf grelle Plakate.

* * *

Nie iſt dem Menſchen wohler, als wenn er nicht weiß, warum ihm wohl iſt. Das ganze Glück der Jugend beruht auf dieſem Zuſtande, der ſpäter nur gelegentlich und zufällig mit ſeinem „unvernünftigen Sonnenglanz“ wiederkehrt. Dafür genießt man ihn dann wie der Wüſtenwanderer den Palmenſchatten und das Quellengemurmel der Oaſe. Man iſt dann im Stande, ſich über Sachen von der entſetzlichſten Dageweſenheit zu freuen, und läßt Schopenhauer einen guten Mann oder einen traurigen Aſketen ſein. Mir kommen an dieſem offenen Hofſenſter tauſend liebe Dinge in den Sinn; und wäre ich nicht gar ſo klug, ich machte am Ende gar ein Gedicht. Warum grüße ich die Schwalbe, deren Gezwitſcher hoch über meinem Hof einen Moment ſich vernehmen läßt? So hat ſie ſchon dem Verfaſſer des griechiſchen Schwalbenliedes vor vielen tauſend Jahren gezwitſchert. Warum empört mich nicht das Klavierſpiel meiner Nachbarin, die ſentimentale Melodien ſtümpert? So hat ſie von je her geſtümpert. Warum pläſchert der Röhrbrunnen unten heute ſo beruhigend, ſo ſtill und bewegt, als käme er aus einer Quelle, die Eichendorff beſungen hat, und nicht aus der ſtädtiſchen Hochquellenleitung? Er gießt Ruhe auf meine Seele, die träumen möchte, — aber ſie weiß nicht, wovon. Vielleicht iſt es Das, was mir dieſen Augenblick ſo ſüß macht: die Gewißheit, daß ich nichts will?

* * *

Man mag in Wien geboren und noch ſo feſt mit der Stadt verwachſen ſein: eine Vollmondnacht webt ſtets von Neuem einen überraſchenden Schleier um ſie. Wie ein lichter Traum liegt ſie vor mir. Das ſüße Mondlicht klettert auf die Dächer und Thürme; die Sterne blinzeln vertraut, als wären ſie Mitwiſſer beſeligender Geheimniſſe. Ich gehe durch die leeren Straßen ſo leicht, leichter als am Tage. Die Zeit ſteht ſtill und die Schlange des Grames liegt gekrümmt in ein Nichts. Rolle Dich nie mehr auf, ſchnödes Gezücht! Iſt Das die ſelbe Stadt noch? Die Gebäude erheben edlere Umriſſe in das blinkende Strahlenmeer, wie ein Elfenreich winkt ein weißes Wolkengebäude hinter den lautloſen, harmoniſchen Zweigen des Parkes. Der begegnende Wächter der Nacht und der Gewölbe iſt eine vertraute Geſtalt; behagliche Rauchringe bläſt er empor und beweiſt, wie anſpruchlos das Blümlein Glück iſt. Auch ich bin heute glücklich und ich möchte ihn grüßen, wie wenig es ſich auch ſchickt. In der Ferne dämmern in ſanfter Schwellung die Berge, die an die Buſenlinien der wiener Frauen erinnern ſollen.... Ich biege um die Ecke meiner Straße. Selbſt die Kaſerne iſt von dem gütigen Mondlicht mit Schönheit begnadet und reckt ſich wie eine von Zinnen gekrönte Burg der Sage.

Wien. Emil Rechert.

Selbstanzeigen.

Göttermoral. Ein Cyclus Gedichte. E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig.

Ein stark optimistischer Hauch weht über die ganze schreibende Menschheit — besonders in der schönen Literatur — hin: sie dünkt sich groß und frei, kräftig vorwärts schreitend, „übermenschlich". Aus dem deutschen Dichterwald klingt ein Liederchorus, durchfluthet von Sonnenglück, durchjauchzt von Sinnengluth, von stolzem Selbstbewußtsein getragen . . . So sagt man und es hört sich ja ganz hübsch an... Wenn ich aber dem Leben an der Neige des Jahrhunderts lausche, höre ich andere Töne und sehe gebeugte Rücken, geballte Fäuste, gierige Augen bleicher, darbender Gestalten, Frauen, die ungestüm nach Liebe schreien, vor der Zeit gealterte Jünglinge und Greise, die nach Leben fiebern: viel wildes, ungestümes Geschrei!

Da habe ich denn der Nachtseite des Lebens das Wort gegeben: sie klagt, sie philosophirt, sie ironisirt, sie verzweifelt, „sie sieht dem Weltgeist ins harte Gesicht" und fleht um Barmherzigkeit. Und doch weiß sie, daß dem Weltgeist das Wehgeschrei der Kreatur eben so wohlgefällig ist wie ihr Jauchzen. Der Weltgeist liebt eben die brutale, farbensprühende Verschiedenheit der Welt, die er sich zu seinem eigenen Plaisir geschaffen hat. Während die kleine Menschenmoral sich müht, auszugleichen und den Schaden zu bessern, will die Göttermoral das Gegentheil. In unbeschränkter Schöpferlaune fährt sie fort, an ihrem Riesenwerk zu schaffen: die farbenschimmernden, prächtigen Blumen und Vögel und das widrige Reptil, Helden, Sieger, Welteroberer und die Kleinen, die Dummen, die ungekannt und unbeweint sterben, — sie Alle gelten ihr gleich. Den Kranken, den Hungrigen, den Unbefriedigten, den Schuldbeladenen, den Verwelkten, den Vereinsamten, den Schmachbedeckten und Lebensmüden ist mein schmerzlicher Sang geweiht.

Amsterdam. Edgar von Müller.

Vater Milon und andere Erzählungen aus dem literarischen Nachlaß von Guy de Maupassant. Autorisirte Uebersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Verlag von Emil Goldschmidt, Berlin 1899.

Als der Tod dem schaffensreichen Leben Maupassants ein jähes Ende bereitete, blieb ein reicher, zum Theil schon zur Veröffentlichung vorbereiteter Nachlaß zurück. Der erste, von Maupassant noch selbst geordnete Band daraus erscheint jetzt unter dem Titel „Le Père Milon"; gleichzeitig erscheint die einzige autorisirte Uebersetzung. „Dieser erste Band des Nachlasses" — sagt die französische Vorrede etwas summarisch — „enthält eine Reihe von Geschichten, deren Grundidee Maupassant in einigen seiner Bücher später wieder aufgenommen und weiter ausgestaltet hat. Sie lassen uns also, ganz abgesehen von dem Interesse, das sie an sich zu beanspruchen haben, die Entwickelung des maupassantschen Denkens und Schaffens bis in seine Anfänge zurückverfolgen." Der posthume Novellenband zeigt alle Vorzüge Maupassants; jedes seiner achtzehn Genrebildchen ist mit unnachahmlicher Klarheit und Knappheit entworfen und enthält in meisterhafter Beschränkung eine ganze, reiche Welt. Die darin gegebenen Naturschilderungen sind impressionistische Kabinetstückchen, die den berühmten Reisebildern aus Afrika nicht nachstehen. Im Brennpunkt des

Interesses steht überall das Weib, das treue und ungetreue, das liebende und ungeliebte, das liebelose und liebebedürftige, das alternde und jugendfrische. In der Form der Uebersetzung habe ich nicht die Pfade der „freien" Verdeutschung eingeschlagen, mich vielmehr nach Möglichkeit an das Original gehalten und nur an Stellen, wo allzu naive Eindeutigkeiten dem deutschen Geschmack und der deutschen Sprache widerstrebten, eine Milderung des Ausdruckes eintreten lassen. Der nächste Band erscheint voraussichtlich im Monat September, natürlich wiederum in beiden Sprachen.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

*

Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland. Geschichte und Kritik. Zweite durchgesehene und ergänzte Auflage. Verlag von O. Wiegand, Leipzig 1899.

Ein parteiisch für meine „Hundert Jahre Zeitgeist" eingenommener Freund äußerte mir gegenüber einmal, an diesem Buch sei Alles gut, nur der Titel nicht. Da man meistens das Lob eben so selbstverständlich wie den Tadel schwerverständlich findet, empfand auch ich die Einschränkung des Lobes mehr als das Lob selbst, zumal ich mir stets auf die Wahl der Titel meiner Schriften — keine kleine Schwierigkeit bekanntlich! — Etwas einbilden zu dürfen geglaubt hatte. Und nun sollte ich es plötzlich bei einer meiner Hauptschriften verfehlt haben. Ja, sagte mein Freund, man dürfe doch nicht in den Krankheiten der Zeit allein die Signatur des Zeitgeistes finden. Das wäre ungefähr so, als ob man bei der Schilderung eines Landstriches nur von den Sümpfen und anderen üblen Bodenverhältnissen reden wollte, die unter Umständen es bedenklich machen könnten, sich dort anzusiedeln. Ich hätte gern etwas Passendes erwidert. Unglücklicher Weise fiel mir nichts ein, auch nachträglich nicht, denn, daß ichs nur eingestehe: der Titel besteht in der That nicht ganz zu Recht. Er besticht durch eine gewisse Kürze, aber der Hinweis auf den Inhalt ist undeutlich. Was ich geben wollte und nach besten Kräften gegeben habe, war einzig darauf gerichtet, das Verständniß der Gegenwart dadurch zu erschließen, daß ich sie aus der Vergangenheit erstehen ließ. Die „herrschend gewordene, tonangebende Gesammtrichtung des Meinens, Urtheilens, Empfindens, des Geschmacks und, von ihnen beeinflußt, des Strebens und Wollens" zu untersuchen und abzuleiten, war mir Hauptaufgabe, wie ich Das im Vorwort — allerdings nicht im Titel — nachdrücklich hervorgehoben habe. Die Vergangenheit war mir nur die Unterlage und gelangte eben deshalb nicht zu einer ausführlichen, selbständigen Würdigung. Die Thatsache einer zweiten Auflage, die mir Gelegenheit gegeben hat, viele Lücken auszufüllen und auch die jüngste Vergangenheit zu berücksichtigen, giebt mir die Beruhigung, daß ich die mir gestellte Aufgabe nicht ganz verfehlt habe. Denen, die in dem angedeuteten Sinn einen zuverlässigen Wegweiser suchen, bietet sich das Buch als ein solcher an und wird ihnen, hoffe ich, durch Nacht und Nebel einen einheitlichen Zusammenhang der viel verschlungenen Wege des Jahrhunderts zeigen. Wer aber ein ausgeführtes Bild der geistigen Vergangenheit in den sämmtlichen Zeitabschnitten des Jahrhunderts bei mir zu finden glaubt — wozu ihn der Titel vielleicht verführen könnte —, Der würde sich täuschen. Ihn vor dieser Täuschung zu bewahren, ist der Zweck des Pater peccavi, das ich hiermit vor einem zahlreichen Leserkreis ablege.

Dresden-Plauen. Julius Duboc.

❦

Non possumus.

Es geht nicht weiter. Matt und mühsam schleppt sich die Börse durch den Spätsommer. Die Dividendenpapiere können nicht höher steigen; und wohl der Spekulation, wenn es nur noch ein, zwei Jahre gelingt, die Erträgnisse in Einklang mit dem wahnsinnigen Aktienkurs zu erhalten. Nirgends in der Welt ist mehr Verlaß, nicht einmal auf Herrn von Miquel. In Oporto wüthet die Pest, in Paris brodelt ein Hexenkessel und in Transvaal droht die Bombe zu platzen. Der Herbst kann böse Tage bringen.

Schon ist mancher Bankdirektor kleinlaut geworden, der noch im Frühjahr die wohlmeinenden Warnungen des Reichsbankpräsidenten in den Wind schlug. Selbst Mendelssohn braucht Geld. Er hatte mit der Handelsgesellschaft zusammen sechs Millionen Mark dreieinhalbprozentige Frankfurter Stadtanleihe übernommen, suchte aber schleunigst, die dafür verwendeten Mittel wieder flüssig zu machen, und beantragte die Zulassung des Papieres zum Börsenhandel, um es dann mit um so sichererem Erfolg dem Publikum anbieten zu können. Bei jedem anderen Bankhaus wäre Das nicht weiter aufgefallen, aber Mendelssohn pflegt über so große Mittel zu verfügen, daß er es eigentlich nicht nöthig haben sollte, im denkbar ungünstigsten Moment ein Papier wenig beliebter Gattung in den Verkehr zu bringen.

Die Städte sind mit der Deckung ihres Geldbedarfes übel dran. Nur wenn es sich um sehr ansehnliche Posten handelt, erscheint die Seehandlung auf dem Plan und um das Geschäft nicht zu verderben, schließt sich ihr dann wie ein Kometenschweif der ganze Schwarm der konkurrirenden Banken an. Damit ist das Konsortium fertig und die Stadtgemeinde ist ihm auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Das Publikum subskribirt auf die Anleihe, denn es spart bei der Zeichnung Provision und Courtage, die mit dem Ankauf an der Börse verbunden wären. Aber „Nach uns die Sündfluth", lautet die Devise der Königlich Preußischen Seehandlungsozietät. Der brave Steuerzahler, der sich zur Abnahme eines tüchtigen Postens Stadtanleihe hat verleiten lassen, mag sehen, wie er mit diesem Besitzthum für immer, diesem wahren „κτῆμα ἐς ἀεί", zurecht kommt. Er hat ein unverkäufliches Papier, denn in den meisten Fällen hält es die Seehandlung nicht einmal für der Mühe werth, die Zulassung der Anleihe zur berliner Börse, an der sie einen Markt finden könnte, zu veranlassen; geschweige denn, daß sie eine Pflicht anerkennt, die vom Publikum zum Verkauf gestellten Obligationen wieder zurückzunehmen und dadurch den Kurs auf angemessener Höhe zu erhalten. So büßt nicht nur der durch irgend welche Verhältnisse zum Verkauf genöthigte Inhaber selbst Tausende ein, sondern auch der Besitz aller Anderen, die an der selben Anleihe betheiligt sind, wird entwerthet, ohne daß doch ein innerer Grund dafür vorhanden war.

Noch übler geht es den kleinen Kommunen, denen sich natürlich das millionenlüsterne Herz der Seehandlung und der übrigen Mitglieder der Hochfinanz unbarmherzig verschließt. Die Sparkassen sind bereits über die Gebühr in Anspruch genommen; auch der Lebensquell der anderen öffentlichen Kassen hat all-

mählich aufgehört, frisch und munter zu sprudeln; und so bleiben den mit bescheideneren Mitteln wirthschaftenden Städten und Städtchen nur noch die Hypothekenbanken. Mit ein Achtel Prozent Prooision vierprozentige Kommunalobligationen auszugeben und den dazu gehörigen Anleihedienst bis ins Kleinste regeln zu müssen, ist aber keineswegs verlockend; es müßten denn schon, wie für das bisher einzig privilegirte Hypothekenbankinstitut Preußens, besondere Gründe vorliegen, den geldbedürftigen Gemeinden mit ein paar tausend Mark gefällig zu sein. Das Herrenhaus hat nun nach unsäglich blamablem Hin und Her diesen Kommunalobligationen der Hypothekenbanken die Mündelsicherheit zuerkannt. Es wußte offenbar nicht einmal recht, in wessen Interesse die Forderung der Mündelsicherheit überhaupt erhoben worden war. Eine große That ists überhaupt nicht. Seit der Herrschaft des Börsengesetzes kranken die kleinen Geldnehmer daran, daß ihnen der Rath des Provinzialbankiers fehlt, denn das Großbankenthum führt die Sense unerbittlich wie der Tod, der Herrscher über Alle, die da leben. In Nürnberg werden in der nächsten Woche die Vertreter städtischer Verwaltungen zusammentreten, um über Mittel und Wege zur Befriedigung des Kommunalkredites zu berathen. Wenn die Herren nur etwas früher aufgestanden wären, als ihnen die Flucht aus der Geldklemme noch nicht so gut wie abgeschnitten war. Heute bleibt kaum etwas Anderes übrig als die Begründung einer Central Kommunalbank. Würde ihr die Seehandlung Geld zu den bei ihr üblichen Sätzen zur Verfügung stellen? Ich bezweifle sehr, daß Herr von Zedlitz auf seinem wankenden Thron genügenden Halt findet, um einen solchen Gedanken zu verwirklichen. Einstweilen vergnügt er sich noch immer damit, die Diskontpolitik der Reichsbank zu durchkreuzen, damit ja deutsches Gold recht lebhaft nach dem Ausland abfließe: Das kann durch alle offiziösen Dementis, d. h. Entschuldigungversuche, nicht bemäntelt werden. Aber ein Wundermann ohne Gleichen ist er doch, dieser geniale Politiker, Zeitungschreiber und Seehandlungpräsident! Was noch keinem Sterblichen zuvor gelang, ihm ist es gelungen, nämlich zu beurtheilen, was die Darlehensnehmer mit dem Geld anfangen, das er ihnen freundlich zu drei bis dreieinhalb Prozent vorstreckt, während die Reichsbank zu gleicher Zeit fünf bis sechs Prozent berechnet. Die Glücklichen, die er bevorzugt, müßten doch wirklich — nach dem miquelschen Kernwort — die „größten Esel" sein, wenn sie die empfangenen Summen nicht schleunigst durch gute Freunde in Gold umgesetzt und bei den lohnenden Wechselkursen nach London geschickt hätten.

Auch der Staatsbürger, der einer ländlichen Genossenschaftkasse angehört, kann für sein Theil mit der Finanzpolitik der Seehandlung auf Kosten des Gemeinwohles ganz zufrieden sein. Hat sie ihrer Kollegin, der Preußischen Central-Genossenschaftkasse durch etliche Millionen doch ermöglicht, sich bis zum ersten April 1900, also noch für sieben Monate zur Gewährung von Darlehen gegen dreieinhalb Prozent zu verpflichten! Da aller Wahrscheinlichkeit nach der heutige offizielle Diskont von fünf und der Privatdiskont von vierfünfachtel Prozent schon im Lauf der nächsten Wochen eine weitere Steigerung erfahren werden, so giebt es nur noch ein Mittel in der Welt, um der bösen Geldnoth zu entrinnen: Jedermann suche Mitglied einer von der Preußenkasse mit Staatsmitteln alimentirten ländlichen Pumpgenossenschaft zu werden. Hosiannah dem Triumvirat Miquel-Zedlitz Huene. Wie herrlich wird dann im Geschäftsbericht der Central-

Genossenschaftkasse die Ausdehnung des Verkehres gerühmt werden können und zugleich — da zeigt sich freilich der Pferdefuß! — die Nothwendigkeit betont werden müssen, das Betriebskapital abermals aus der Tasche des preußischen Volkes um fünfzig Millionen Mark zu erhöhen. Daß im Ministerrath ein ehrlicher Mann mit einem muthigen „Non possumus" dazwischen führe, ist nicht zu befürchten, wenigstens nicht, so lange Herr von Miquel das Wort führt, und vorläufig scheint er noch nicht hinreichend amtsmüde zu sein.

Das liebe Geld! Es giebt immer gute Seelen, die, vom Korybantenlärm betäubt, für Hunderttausende mühelos Millionen einzuheimsen hoffen, aber selten ist der Schlußeffekt des allzu süßen Rausches etwas Anderes als Katzenjammer gewesen. Eine Firma der Textilbranche hat kürzlich ihre Insolvenz erklärt und man erfährt zum größten Erstaunen, daß die angemeldeten Forderungen drei Millionen Mark betragen. Das ist nicht nur für deutsche Verhältnisse ungeheuer viel, sondern wirft auch ein grelles Schlaglicht darauf, wie leicht selbst große Bankhäuser sechsstellige Beträge für Unternehmen übrig haben, die irgendwie zu kontroliren, ihnen ganz unmöglich ist. Und wofür war das Geld verbraucht worden? Zum großen Theil für Kunstgriffe, wie sie dem Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes zum Anlaß gedient haben. Zum Glück ist der Fall aber doch vereinzelt. In der ganzen berliner Kleiderstoff-Engrosbranche sind in den letzten zehn Jahren überhaupt nur drei Zahlungstockungen vorgekommen, obgleich das Textilwaarengeschäft recht schwere Zeiten hinter sich hat und sich erst seit wenigen Monaten, seit der Steigerung der Wollpreise, zu erholen beginnt. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird sich auf der nächsten londoner Wollauktion die Haussebewegung fortsetzen. Zeitige Eindeckung ist daher dringend zu empfehlen, — wenn sich nur die erforderlichen Geldmittel auftreiben lassen.

Ja, das liebe Geld! Die ersten Vertreter der Hochfinanz haben den traurigen Muth, vier Millionen Mark Obligationen der deutsch-österreichischen Mannesmann-Röhrenwerke unter anscheinend günstigen Bedingungen dem Publikum zum Bezug anzubieten. Nach dem letzten Abschluß beläuft sich die Unterbilanz dieser seit dem Jahre 1890 bestehenden Aktiengesellschaft, deren Grundkapital ursprünglich auf fünfunddreißig Millionen Mark bemessen war, später aber vermindert werden mußte, auf rund achtzehn Millionen Mark! Die Herren Mannesmann ließen sich für die Einbringung ihrer Röhren-Patente das Sümmchen von sechzehn Millionen bezahlen und weigern sich, die ihnen von den Aktionären streitig gemachten zehn Millionen Mark zurückzugeben. Den Erwerbern von Obligationen wird für unkündbare Forderungen nicht einmal ein dingliches Recht eingeräumt. Aber trotzdem werden sich auch für diese Obligationen Liebhaber finden, die von dem Antheil der Mannesmannröhrenwerke an der industriellen Hoch-Konjunktur zu profitiren hoffen, wenn sie neben viereinhalb Prozent Zinsen eine fünfprozentige Amortisationprämie — versprochen erhalten. Die fetten Weiden sind abgegrast, da findet auch die dürre Heide ihre Schafe. Bald fordert auch die Dortmunder Union neues Kapital: ein „Non possumus" Herrn von Hansemann gegenüber wäre aber sehr am Platz.

Lynkeus.

Pchar-ke-bogi.

Ein koreaniſches Märchen.

Acht Güter beſitzt der Menſch:

Ein Ahnengrab. Ein ſchönes Weib. Langes Leben. Viele Kinder. Viel Brot. Viel Geld. Viele Freunde. Bildung.

Es giebt aber Menſchen, die keins von dieſen Gütern beſitzen, und dieſe Menſchen nennt man Pchar-ke-bogi, Achtmal-Unglückliche.

Ein ſolcher Menſch war Ninoran-Dui, den ſein Weib verlaſſen hatte

Da geſchah es, daß Ninoran-Dui ein anderes Weib traf, ein junges, hübſches, reiches Weib, mit Namen Dü-Si. Dü Si verliebte ſich in Ninoran-Dui. Und Ninoran-Dui verliebte ſich in Dü Si. Weil aber das Unglück der Achtmal-Unglücklichen auf Alle übergeht, die ſie lieben, ſo war auch für Dü-Si die Verbindung mit Ninoran-Dui verhängnißvoll: ihr Vieh ſtarb; ihr Acker trug keine Frucht und ihre Wirthſchaft ging zu Grunde.

Das Ende davon war, daß Dü-Si, als ſie eines Tages erwachte, ihren geliebten Ninoran-Dui nicht mehr an ihrer Seite fand. Ein Brief, den Ninoran-Dui zurückgelaſſen hatte, ſagte ihr, er liebe ſie noch immer von ganzem Herzen, aber er müſſe ſie jetzt verlaſſen, weil er ihr nur Unglück gebracht habe.

Da begann ſie bitterlich zu weinen; denn ſie liebte ihn mehr als allen Reichthum. Das Wenige, das ihr noch geblieben war, vertheilte ſie unter die Armen und zog fort aus ihrer Heimath.

Sie kam durch ein Thal, vergoß viele Thränen und dachte bei ſich: Wenn ich doch Brot genug hätte, um alle Hungernden zu ſpeiſen, und Geld genug, um alle Armen zu beſchenken! Dann gäbe es kein Leid mehr in der Welt.

Als ſie Das bei ſich dachte, ſah ſie plötzlich einen ſchönen, ſtarken Mann vor ſich, der mit Blumen und Aehren bekränzt war und auf einem Stier ritt. Er hielt den Stier an und ſprach:

„Liebe mich und ſei mein Weib!“

„Ich liebe einen Achtmal-Unglücklichen und kann keinen Anderen lieben“, antwortete Dü-Si. „Aber wenn Du willſt, kannſt Du mein Bruder werden.“

Und ſie wurden Bruder und Schweſter. Sie ritzten ſich die Finger, ſchrieben ihre Namen mit Blut auf den Saum ihres Kleides, ſchnitten die beſchriebenen Streifen ab, tauſchten und bargen ſie an der Bruſt. Dann zogen Beide ihres Weges.

Müde vom Wandern trat Dü-Si in ein Haus, legte ſich nieder und ſchlief ein. Da erſchien ihr im Traum ein alter Mann mit ſilberweißem Antlitz und Haupthaar und ſprach: „Der Mann, den Du auf dem Stier geſehen und mit dem Du Dich verbrüdert haſt, bin ich. Ich bin der Thalgeiſt. Dein Wunſch iſt mir bekannt. Hier haſt Du einen Beutel mit Reis; ein Korn genügt, um den größten Keſſel zu füllen. Und ſo viel Reis Du auch aus dem Beutel nimmſt: er wird nie leer!“ Nach dieſen Worten verſchwand der Geiſt und Dü-Si erwachte. Neben ihr lag ein kleines Säckchen mit Reis.

Das nahm ſie und ging weiter.

Digitized by Google

Das Thal hörte nun auf und Dü-Si begann einen großen Berg hinan zu ſteigen. Auf der Höhe ſtand ſchöner, dichter Wald. Im Wald war eine kleine Hütte und in der Hütte ſaß ein junger, hübſcher Holzhauer an einem Feuer. Er kochte Waſſer in einem Keſſel.

„Was thuſt Du ins Waſſer hinein?“ fragte Dü-Si und blieb am Eingang der Hütte ſtehen.

„Ich habe nichts zum Hineinthun“, erwiderte der Holzhauer, „weder Reis noch Wurzeln.“

Da trat Dü-Si in die Hütte, nahm ein Reiskorn aus dem Beutel und warf es in den Keſſel. Der füllte ſich alsbald bis an den Rand mit Reis und Beide, der Holzhauer und Dü-Si, wurden ſatt.

Nach dem Abendeſſen ſprach der Holzhauer zu Dü-Si: „Liebe mich und laß uns Mann und Frau ſein!“

„Ich kann Dich nicht lieben“, antwortete Dü-Si. „Ich liebe meinen Mann, einen Achtmal-Unglücklichen. Aber wenn Du willſt, kannſt Du mein Bruder werden.“

Damit war der Holzhauer einverſtanden und ſie verbrüderten ſich.

Bald darauf kam die Nacht herauf und Dü-Si ſchlief feſt ein. Im Traum erſchien ihr ein alter Mann mit ſilberweißem wallenden Bart, der ritt auf einem ungeheuren Tiger und ſprach: „Der Holzhauer, mit dem Du in der Hütte geſeſſen haſt, bin ich. Ich bin der Berggeiſt. Dein Wunſch iſt mir bekannt. Hier haſt Du einen Goldklumpen; ſo viel Gold Du auch von dem Klumpen abſchlägſt: er wird nie kleiner.“

Der Alte verſchwand und Dü-Si erwachte. Da war kein Holzhauer und keine Hütte mehr zu ſehen, aber neben Dü-Si lag ein Goldklumpen. „Jetzt weiß ich, was ich zu thun habe“, ſagte Dü-Si. „Ich baue auf dieſer Stelle eine Stadt. Dann werden alle Hungernden und Armen zu mir kommen und unter ihnen finde ich vielleicht meinen Achtmal-Unglücklichen.“

Und Dü-Si that, wie ſie geſagt. Da kamen zu ihr alle Bettler, alle Hungernden und alle Armen. Und ihre Hoffnung ging auch in Erfüllung, denn eines Tages kam ihr Mann, der Pchar-ke-bogi.

Als Dü-Si ihn ſah, eilte ſie ihm entgegen und machte ihm Vorwürfe, daß er ſie verlaſſen hätte. Der Pchar-ke-bogi war glücklich, ſie wiedergefunden zu haben, und ſie nahm ihm einen Eid ab, daß er ſich nie von ihr trennen dürfte. Dann lebten ſie ſehr zufrieden mit einander und ſpeiſten und tränkten alle Bettler, die zu ihnen kamen.

Eines Tages hatte Dü-Si aber all ihr Geld ausgegeben und mußte in die Nachbarſtadt ſchicken, um dort Etwas von dem Goldklumpen gegen gemünztes Geld umzutauſchen.

Dü-Si übergab den Goldklumpen Ninoran-Dui und legte ihm ans Herz, in der Stadt ein großes Stück abzuſchlagen und möglichſt viel Geld dafür mitzubringen, damit er nicht ſo bald wieder in die Stadt zu ziehen brauche.

Ninoran-Dui belud einen Eſel mit dem Gold und machte ſich auf den Weg.

Unterwegs kam er an einen Bach. Und da Ninoran-Dui ein Achtmal-Unglücklicher war, geſchah es, daß gerade um dieſe Zeit ein ſtarker Regen fiel, der den kleinen Bach in einen großen Strom verwandelte, und in dem Strom

ging der Esel sammt dem Golde unter. „Nein!“ rief da der Pchar-ke-bogi voller Verzweiflung, „Das darf nicht sein! Allzu viel Unglück habe ich meinem Weibe schon gebracht! Entweder rette ich das Gold oder auch ich gehe unter!“

Damit stürzte er sich in das Wasser und ertrank. Dü-Si wartete lange auf Ninoran-Dui; endlich konnte sie die Ungewißheit nicht mehr ertragen und ging selbst aus, ihn zu suchen.

Als sie an den Ort kam, war inzwischen das Wasser gefallen und der Strom war wieder ein kleiner Bach geworden. Am Ufer aber sah sie das Gold und den toten Ninoran-Dui liegen. Da war sie ganz untröstlich, ging fort und weinte unaufhörlich. Endlich kam sie in eine ganz einsame Gegend. Da setzte sie sich nieder und weinte um ihren lieben Achtmal-Unglücklichen und um alle Achtmal-Unglücklichen, — weinte, bis sie starb. Und aus ihren Thränen entsprang an der selben Stelle ein Bach, der „Thränenbach.“

Ein Kaufmann ritt einst in Geschäften nach der Stadt, verlor den Weg und gerieth an die Stelle, wo Dü-Si lag. Als er das Weib erblickte, stieg er nach der Landessitte vom Pferd ab und schritt zu Fuß vorüber. Da bemerkte er, daß sie sich nicht rührte, und überzeugte sich, daß sie tot war. Er grub ihr ein Grab und beerdigte sie.

Bald darauf fand er den richtigen Weg, kam wohlbehalten in der Stadt an und brachte seine Geschäfte zum erwünschten Abschluß. Das schrieb er dem Zusammentreffen mit dem Weib zu, das er beerdigt hatte, ritt auf dem Rückwege wieder zu dem Grabe und betete da, nachdem er drei Gläser Reisbranntwein darüber ausgegossen hatte.

Als er zu Hause angekommen war, erzählte er Verwandten und Bekannten von seinem Erlebniß und von seinen guten Geschäften. Andere Kaufleute, die in die Stadt ritten, besuchten nun auch Dü-Sis Grab, beteten dort und hatten Glück in ihren Unternehmungen.

Eines Tages kam ein Unglücklicher an das Grab. Der weinte bitter über sein Leid und schlief auf dem Grabe ein. Im Traum erschien ihm ein junges, schönes Weib, ganz weiß gekleidet, die weinte mit ihm und tröstete ihn und sprach: „Trinke aus diesem Bach; sein Wasser ist rein, weil es aus Thränen besteht, die um Unglückliche geflossen sind. Wenn Du davon trinkst, wird Dein Leid verschwinden, weil Du alle anderen Unglücklichen lieben wirst, wie die Arme sie geliebt hat, deren Thränen den Bach gebildet haben.“

Da begannen auch andere Unglückliche nach Dü-Sis Grab zu wallfahren und der Ruhm der Stätte wuchs mehr und mehr. Ueber dem Grabe wurde ein Stein errichtet, der die Inschrift trug: „Dem tugendhaften Weibe“. Und diese Inschrift besagt die Wahrheit, weil die Frau, die in dem Grabe ruht, die Unglücklichen geliebt hat. Ihrer sind Viele in der Welt.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: Jn Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. September 1899.

Dreyfus.

Wenn diese Zeilen gelesen werden, wird die heißeste Wuth der durch den in Rennes gefällten Urtheilsspruch Enttäuschten vielleicht verraucht, der Ton der über die französische Grenze geschleuderten Beschimpfungen vielleicht schon ein Bischen gemildert und einem ruhigen Wort die Stimmung günstiger sein. Vielleicht. Sicher ists leider durchaus nicht. Der ganze ekle Hader ist bisher fast ausnahmelos so völlig im aberwitzigsten Tollhäuslerstil behandelt, von allen Seiten ist in dem angeblich für die Wahrheit geführten Kampf so viel gefälscht und gelogen worden, daß bis zur Ernüchterung der Geister noch eine hübsche Weile verstreichen kann. Es ist ein Schauspiel, wie die Geschichte noch keins bot, wie nur unsere Epoche, mit ihren entwickelten Formen der Zeitungindustrie, es bieten konnte. Alfred Dreyfus, früher Hauptmann im vierzehnten französischen Artillerieregiment, dann Hilfsarbeiter im Großen Generalstab, ist von zwei Kriegsgerichten des Landesverrathes schuldig erkannt worden. Dreyfus ist ein Mann, der stets den wildesten Haß gegen das Deutsche Reich, gegen Alles, was deutsch heißt, zur Schau getragen hat. In seinen Briefen nennt er die Deutschen „ehrlose Räuber", deren Bekämpfung sein ganzes Leben geweiht sei. Als er, der im Elsaß geborene Sohn eines jüdischen Fabrikanten, am Sedantage in seiner — seit einem Vierteljahrhundert wieder deutsch gewordenen — Heimath eine deutsche Militärkapelle spielen hörte, findet er in der Thatsache, daß deutsche Soldaten auf deutschem Boden den Jahrestag eines nationalen Sieges, den Geburtstag ihrer Einheit und Macht, feiern, eine „freche Beschimpfung des französischen Schmerzes; er „beißt zornig in seine Bettücher" und schwört,

alle Kraft und Intelligenz fortan nur noch gegen die „ehrlosen Räuber" zu verwenden. Den deutschen Militärbevollmächtigten bei der pariser Botschaft, der, nach der in allen sogenannten Kulturstaaten geltenden Moral, die Geheimnisse der französischen Landesvertheidigung zu erspähen und zu erkaufen sucht, nennt er le misérable auteur d'un crime infâme, den man, am Besten durch Frauenlist, auf ein neutrales Gebiet locken nnd dort durch Bedrohung an Leib und Leben zur Enthüllung seiner Geheimnisse zwingen müsse. Und über das Schicksal dieses Mannes, der, trotzdem er klug und gebildet ist und nicht einmal die Entschuldigung durch einen ererbten Rassezorn vorbringen kann, mit solchem Behagen in der widrigsten, geschmacklosesten Chauvinphrase schwelgt, wird im Deutschen Reich mehr geredet, geschrieben, gedruckt als über die größten Förderer germanischer Macht und germanischen Geistes. Der Prozeß, in den dieser Mann verwickelt ist, nimmt in deutschen Zeitungen seit Jahren einen unendlich viel breiteren Raum ein als je ein deutsche Nationalgeschicke entscheidender Vorgang; und der Ausgang dieses Prozesses in vorläufig letzter Instanz wird von der deutschen Bevölkerung mit einer Spannung erwartet, mit einer hitzigen Empörung aufgenommen, als handle sichs um die dem deutschen Wesen heiligste Sache. Nie, nicht beim Tode der beiden ersten Kaiser, deren Ableben doch eine wichtige Wende der deutschen Geschichte bezeichnete, nicht bei Bismarcks Entlassung und Tod, hat man ein annähernd so weit gehendes Interesse, einen solchen Eifer, schnell die detaillirtesten Nachrichten zu verbreiten, gesehen. Und daß für einen Rechtsfall jemals bei uns eine leidenschaftliche, die Massen ergreifende Theilnahme zu spüren war, wird kein unbefangener Beobachter behaupten können. Für Ziethen, Schroeder, Koschemann, deren Unschuld an Thaten, die sie im Zuchthaus verbüßen mußten und müssen, doch in hohem Grade wahrscheinlich ist, für die Opfer des löbtauer Prozesses, für den Mann, der, weil in einer — nicht von ihm geschriebenen — Notiz eine Beleidigung des Kaisers und eines prinzlichen Knaben gefunden wurde, auf vier Jahre ins Gefängniß wandern mußte, haben sich nur vereinzelte, rasch verhallende Stimmen erhoben; und was an schamlosen Rechtsbeugungen aus der Fremde, aus Ungarn, Italien, Amerika und dem britischen Indien, zu melden war, Das wurde in unseren bourgeoisen Blättern kaum flüchtig erwähnt und von den Lesern in der nächsten Minute vergessen. Gewiß bleibt auch Alfred Dreyfus, der Hasser und Schmäher des deutschen Namens, ein menschlichen Mitleids würdiger Mensch; und ich würde, selbst wenn er schuldig wäre, dem Unglücklichen, der so furchtbar gelitten hat, das

Mitleid nicht versagen. Aber ziemt dem Deutschen nicht da, wo es sich um einen Mann handelt, der seinen Deutschenhaß als schönsten Paradeschmuck, als wirksamste Defensivwaffe zur Schau trägt, Gelassenheit und Zurückhaltung? Für Dreyfus sind die Deutschen ehrlose Räuber, — und die Deutschen führen sein trauriges Schicksal auf allen Jahrmärkten spaziren, erheben sich als Rächer eines angeblich ihm widerfahrenen Unrechtes, klatschen in die Hände, wenn ihnen im berliner Wintergarten und in ähnlichen Lokalen sein Bild vorgeführt wird, und kennen kein höheres, kein tieferes Interesse als das, um ihn zu trauern, mit ihm zu empfinden, für ihn zu kämpfen. Right or wrong, my country: zu diesem Grundsatz hat sich, unter Bismarcks Beifall, sogar Bamberger einst im Reichstag bekannt. Jetzt scheint er vergessen, vergessen die Pflicht des Deutschen, in reservirtester Haltung zuzusehen, wenn ein gebildeter Mann abgeurtheilt wird, der zu seiner Vertheidigung vorbringen läßt, er habe die Deutschen ehrlose Räuber genannt und dem Kampf gegen diese Räuber sein Leben geweiht.

Wie Das möglich wurde? Seit fast zwei Jahren habe ich es hier häufig zu schildern versucht. Nicht die Leser: die Schreiber tragen die Schuld. Sie haben dem Publikum — combien faut-il de sots, pour faire un public? fragte schon Chamfort — nicht den wirklichen Dreyfus gezeigt, sondern einen ins Idealmaß erhöhten Heros, keusch, rein und übermenschlich edel. Wer zu ihm stand, war ein Halbgott: der Oberstlieutenant Picquart, der anderthalb Jahre die schmutzigen Geschäfte des Spionagedienstes leitete, Arbeiter durch Spitzel belauern und durch eine komplizirte Schallröhrenanlage die intimsten Privatgespräche des Personals der Deutschen Botschaft belauschen ließ — durch eine Anlage, die er ganz allein, ohne den ihm Vorgesetzten davon Meldung zu machen, einführte und die dem General Gonse mit den Regeln internationalen Anstandes unvereinbar erschien; der Hauptmann Freystätter, der auf Madagaskar dreißig Eingeborene ohne Untersuchung und Urtheilsspruch erschießen ließ und den Antisemitismus so weit trieb, daß er erklärte, Juden überhaupt nur zu duzen; der für Drumont begeisterte Oberst Cordier, der, als die Abkommandirung Alfreds Dreyfus zum Großen Generalstab bekannt wurde, ausrief: „Das fehlte gerade noch, daß sie uns hier einen Juden hineinsetzen!" Die Liste wäre leicht zu erweitern. Alle diese Leute wurden in Zeitungen, in denen sonst die leiseste antisemitische Regung als ein Zeichen unausrottbarer Verthiertheit geschildert wird, als leuchtend weiße Lichtalben vorgeführt; und es versteht sich, daß es Herrn Trarieux, dem juristischen Berather der pariser Börsencoulissenhäuser, und

Herrn Clemenceau, dem Intimus des Panamadiebes Cornelius Herz, nicht schlechter erging. Sie Alle kämpften für die Wahrheit, die Gerechtigkeit, für der Menschheit heiligste Güter. Und wer wüßte nicht, daß dieser Kampf die Lebensaufgabe der Presse ist? Herr Oppert aus Blowitz hat es ja erst neulich gesagt; bewiesen hatte dieser hehre Dreyfuskämpe es schon lange... In den Animirkneipen der Winkelgassen findet man immer Bilder und Büsten der Herrscherfamilie und an patriotischen Gedenktagen strömen die Prostituirten, mit Kornblumensträußchen vor der Brust, auf die Straßen, — natürlich nicht etwa, um Kunden zu fangen, sondern um Stunden des Hochgefühles mit dem Volke zu feiern. So pflanzten jetzt die schmierigsten Zeitungschreiber, die ihr Leben lang Freibillets und die Gunst der Theatermädchen erpreßt, in Vorzimmern gedienert, als Offiziöse falsche Nachrichten lancirt, jeden unsauberen Gewinn gesucht, jeder Nichtigkeit Reklamedienste geleistet und, unter der Vorspiegelung, ihre innerste Ueberzeugung zu vertreten, die ihrem Fühlen und Wollen widerstrebenden Weisungen ihrer Brotherren ausgeführt hatten, das hell strahlende Banner der Wahrheit und Gerechtigkeit auf. Sie waren in den Gründergeschichten und Theaterskandalen der letzten Jahre so schmählich verdächtigt worden und lechzten so brünstig nach Reinigung: hier konnten sie sich in ihrer ganzen lauteren Größe zeigen. Ein alter französischer Spruch sagt: La vérité ne fait pas autant de bien au monde, que ses apparences y font de mal. Wir habens erfahren. Was uns als unanzweifelbare Wahrheit geboten wurde, war zum beträchtlichen Theil Lug und Trug. Die Frage, ob der französische Hauptmann schuldig oder unschuldig sei, wurde schon längst nicht mehr gestellt. Jeder gesittete, vernünftige Mensch weiß, daß Dreyfus unschuldig ist: Das schrieben Tag für Tag Leute, die weder die Akten des ersten Kriegsgerichtes noch die Geheimpapiere der Armeeverwaltung kannten, weder den Angeklagten noch die Ankläger je gesehen hatten. Die Gegner der Wiederaufnahme des Verfahrens waren Hallunken oder Idioten. Der frühere Generalstabschef Boisdeffre wurde der schimpflichsten Verbrechergemeinschaft mit dem Gauner Walsin-Esterhazy beschuldigt. Der frühere Kriegsminister General Mercier, ein ziemlich skrupelloser Vertreter der Machtpolitik und der Kaiphasmoral, aber ein Mann von großer Geschicklichkeit und von unbestrittenen Verdiensten um die Heeresorganisation, wurde als meineidiger Schurke und Auswurf der Menschheit hingestellt; auch als erbärmlicher Feigling, weil er vor dem Kriegsgericht offen sagte, er habe zu einer bestimmten Zeit, als Frankreichs Armee nicht schlagfertig und das

Bündniß mit Rußland nach dem Tode Alexanders des Dritten zweifelhaft geworden war, den Ausbruch eines deutsch-französischen Krieges befürchtet, der ihm eine unter diesen Umständen erdrückende Verantwortlichkeit aufgebürdet hätte; ganz gewissenlose Leute pflegen in solchen Entscheidungstunden, deren furchtbare Folgen im Wesentlichen ja doch der gemeine Mann zu tragen hat, nicht zu zittern. Der General Gonse, dessen „hohe Loyalität und Ehrenhaftigkeit" der Anwalt Demange in seinem Plaidoyer nicht laut genug loben konnte, wurde uns als ein eisgrauer Lügner im Tressenrock geschildert. Von Alphonse Bertillon sagte der selbe Demange, der kluge, taktvolle Vertheidiger des Hauptmannes Dreyfus, am achten September 1899: Il me faut rendre à M. Bertillon, que je connais depuis de longues années, l'hommage qui est dû à la droiture de sa conscience et à la fertilité de son labeur... On l'a appelé un homme de génie, quand il a créé l'anthropométrie, et il a rendu à la société un service inoubliable; in unseren Zeitungen ist dieser Bertillon ein tückischer Narr, ein Toller, der in die Gummizelle gehört. Und alle diese Männer, Generale, Minister, hohe Beamte, sind zu einem Verbrecherklümpel vereint, um einem kleinen jüdischen Hauptmann den Todesstoß zu versetzen; ihre Macht ist nicht groß genug, um ihn still zu beseitigen: sie müssen ihn des Landesverrathes anklagen und verurtheilen lassen. Dieses Ziel erreichen sie dadurch, daß sie den Richtern, die in der Hauptverhandlung nicht die geringste Spur eines Schuldbeweises finden, im letzten Augenblick gefälschte Schriftstücke in die Hände schmuggeln... Aus solchem Material ist die Stimmung entstanden. So sieht der Held, so die Lichtalbenschaar, so der schwarze Schwarm der nichtswürdigen Feinde aus. Der Zeitungleser kann die einzelnen Angaben nicht kontroliren, er hält, was er liest, für lauterste Wahrheit und freut sich, gerührten Herzens, daß im berliner Wintergarten, auf dem danziger Dominiksmarkt und auf anderen Meßplätzen in ergreifenden Bildern das Schicksal Alfreds Dreyfus geschildert wird.

Heute kennen wir den Werth dieses Kinderstubenmärchens. Wir wissen aus seiner eigenen Aussage und aus dem Zeugniß eines anderen jüdischen Offiziers, daß Dreyfus im Generalstabsdienst unter antisemitischen Vorurtheilen nicht im Geringsten zu leiden hatte. Wir wissen, daß die Mercier, Boisdeffre und Genossen ihn kaum kannten und von jeder Antipathie gegen ihn frei waren. Wir wissen aus dem Zeugniß der Kriegsrichter von 1894, daß die Vorlegung der Geheimpapiere im Berathungzimmer — die der frühere Reichsgerichtsrath Mittelstaedt für einen nach seiner Erfahrung bei Landesverrathsprozessen nicht ungewöhnlichen Vorgang nannte — auf das damalige

Urtheil nicht den mindesten Einfluß geübt hat; insbesondere hat der Hauptmann Freystätter, einer der Heroen der Dreyfuspresse, erklärt, an der Schuld des Angeklagten sei 1894 „nicht der Schatten eines Zweifels" möglich gewesen und diese felsenfeste Ueberzeugung hat er als Richter schon ins Berathungzimmer mitgebracht. Das Selbe hat der Oberst Maurel, der dem ersten Kriegsgericht vorsaß, erklärt. Wir wissen, daß alles Geschwätz von jesuitischen Machenschaften, die in dem Dreyfushandel wirksam gewesen seien, und von der „Hand des Paters du Lac", der die Generale heimlich geleitet habe, in den Bereich der Fabel gehört. Was übrig bleibt, ist für Den, der Dreyfus für unschuldig hält, betrübend genug. Ein Hauptmann, der sich durch Neugier, aufdringlichen Spürsinn und renommistisches Wesen bei den Kameraden unbeliebt gemacht hat, wird, weil seine Handschrift der eines gestohlenen Spionenbriefes sehr ähnlich ist, des Landesverrathes beschuldigt. Allerlei üble Indizien scheinen gegen ihn zu sprechen. Die höchsten Häupter des Heeres bekunden, nur er könne der Verräther sein. In seiner Angst und Verwirrung leugnet er Dinge, die er gar nicht zu leugnen brauchte, und macht sich dadurch doppelt verdächtig. Und obwohl strikte, unzweideutige Beweise fehlen, wird er verurtheilt. Wenn man diese Geschichte, die den ganzen Kern des Dreyfushandels enthält, einem Unbefangenen erzählte und hinzufügte, der Verurtheilte sei, wie man absolut sicher wisse, unschuldig: glaubt irgend ein in unserer Welt erwachsener Mensch, daß der Solches Vernehmende wie vor etwas Unerhörtem in starres Staunen versinken, daß er Anderes sagen würde als ungefähr: „Der arme Kerl! Wieder ein Opfer der läppischen Handschriftenvergleichung und der Klassen- und Kastengerichtsbarkeit, die nicht nach bündigen Beweisen, sondern nach Eindrücken und Sentiments zu urtheilen hat!" Um den Weltensturm zu entfesseln, der seit anderthalb Jahren tobt, mußte man eben Schauermären erzählen.

Die mächtigen Freunde Alfreds Dreyfus haben die Wiederaufnahme des Verfahrens durchgesetzt, die unter Tausenden sonst kaum ein Verurtheilter erreicht. Damit, sagten sie, seien sie ans Ziel ihrer Wünsche gelangt; vor der Entscheidung des neuen Kriegsgerichtes würden sie sich, wie sie auch ausfallen möge, ehrerbietig beugen. Das Verfahren begann unter den für Dreyfus günstigsten Umständen. Das Ministerium, dessen Präsident, Herr Waldeck-Rousseau, sich schon früher, in Gemeinschaft mit seinem Freunde Reinach, auf einem nicht ganz loyalen Wege für Dreyfus verwandt hatte, ließ keinen Zweifel darüber, daß die Freisprechung ihm willkommen sein würde. Der Kriegsminister, der durch seine persönliche Tapferkeit und durch seine

Schuldenlaſt berühmte General Galliffet, griff wiederholt mit Maßregeln ein, die nur als dem Angeklagten nützlich gedeutet werden konnten. Neunundzwanzig öffentliche Sitzungen, zu denen den Reportern der ganzen Erde bequeme Sitze reſervirt waren, wurden abgehalten und kein winzigſter Papierfetzen, der in dem Verfahren erwähnt wurde, blieb dem Angeklagten und deſſen Vertheidigern verborgen. Dem den antidreyfusistes verhaßteſten Entlaſtungzeugen, Herrn Piequart, wurde der weiteſte Spielraum gegönnt; ſeine erſte Zeugenausſage dauerte ſechs Stunden, länger als irgend eine andere. Dem Angeklagten wurde weder vom Vorſitzenden noch vom Staatsanwalt ein hartes Wort geſagt und er wurde in ſeiner Redefreiheit niemals beſchränkt. Die Gewiſſenhaftigkeit und Unbefangenheit, der Ernſt und der Eifer des Gerichtshofes wurden in dem Hauptdreyfusblatte, dem Figaro, täglich gerühmt. Als die Beweisaufnahme geſchloſſen war, ſprach der Vertheidiger Demange acht Stunden lang; immer wieder erklärte er, ſein Klient könne nicht verurtheilt werden, weil er nicht überführt, ein unbedingt konkludenter Beweis ſeiner Schuld nicht erbracht ſei. Die zweite Behauptung ſcheint mir, nachdem ich die Sitzungſtenogramme vom erſten bis zum letzten Buchſtaben aufmerkſam geleſen habe, unzweifelhaft richtig: ein zwingender Beweis, wie der gelehrte Richter ihn fordern müßte, iſt für die Schuld des Angeklagten nicht erbracht worden. Eben ſo unzweifelhaft falſch aber iſt die erſte Behauptung. Ein Kriegsgericht hat, wie ein Schwurgericht, nicht nur aus greifbaren Beweiſen, ſondern aus der Summe ſeiner Eindrücke das Urtheil zu ſchöpfen, aus der conviction intime, wie die franzöſiſche Rechtsformel lautet. Das weiß Herr Demange natürlich ganz genau. Das ſollten auch in Deutſchland Alle wiſſen, die ſich an den Fall Kotze mit ſeinem löſchpapiernen Indizienbeweis und an unzählige Schwurgerichtsurtheile erinnern. Von den Kriegsrichtern haben Zwei gefunden, der Schuldbeweis ſei nicht ausreichend; die übrigen Fünf haben nach ihrer conviction intime Dreyfus des Landesverrathes ſchuldig geſprochen. Dieſer Spruch wurde nach einem öffentlichen, in legalen Formen geleiteten, von keinem offiziellen oder offiziöſen Druck zu Ungunſten des Angeklagten beeinträchtigten Verfahren gefällt, — nach einem Verfahren, in dem, wie ich beiläufig erwähne, die ſpäter zu betrachtende Erklärung der deutſchen Regirung keine, auch nicht die allergeringſte Rolle ſpielen konnte, weil ſie dem Gericht nicht amtlich unterbreitet war, für die Richter alſo nicht exiſtirte. Ob das Verfahren ſonſt zu Bedenken Anlaß giebt, ob man berechtigt iſt, die Richter und das franzöſiſche Volk zu ſchelten und zu ſchmähen: darüber und über Deutſchlands Haltung in der leidigen Sache will ich in der nächſten Woche noch ein paar Worte zu ſagen verſuchen.

Parodistische Geschichtauffassung.

Ex hoc uno capitulo comprobabo, ferreum te frontem possidere fallaciae.
Hieronymus adversus Rufinum.

Der die sozialdemokratische Partei bedienende Verlag von Dietz in Stuttgart hat sich vor einer Reihe von Jahren die Aufgabe gestellt, eine umfassende Geschichte des Sozialismus von seinen Anfängen bis zur Gegenwart herauszugeben. Da es aber keinen sozialistischen Publizisten giebt, der den ganzen Entwickelungsgang der sozialistischen Ideen zu übersehen vermag, so hat sich — nach den Worten des Prospektes vom Jahre 1894 — „eine Reihe sozialistischer Schriftsteller zusammengethan, um mit vereinten Kräften das Werk der Herstellung einer den gewachsenen Ansprüchen der Zeit entsprechenden Geschichte des Sozialismus zu unternehmen." Das Werk ist heute noch immer nicht vollendet, — allem Anschein nach ist es sogar für längere Zeit ins Stocken gerathen. Erschienen ist bisher die Geschichte des Sozialismus in der Vergangenheit (bis etwa zum Jahre 1730), bearbeitet in Einzeldarstellungen von Kautsky, Bernstein, Hugo und Lafargue, und die Geschichte speziell der deutschen Sozialdemokratie in zwei Bänden von Franz Mehring. Mit diesem Buche will ich mich hier beschäftigen.

Mehring hat, wie man zu seinen Gunsten sagen muß, Jahre lang die verschiedensten Zeitungen mit gewandt und oft geradezu lustig geschriebenen Korrespondenzen und Leitartikeln bedient und ist erst neuerdings langweilig geworden, seit er als berliner Korrespondent der stuttgarter „Neuen Zeit" mit feierlichem Ernste, der dem Schalk nicht steht, Woche für Woche die nicht mehr ganz neue Pointe vom Untergange des Klassenstaates und vom Siege des „klassenbewußten Proletariates" variirt. In seiner publizistischen Thätigkeit hat er sich schon höchst vielseitig gezeigt: er hat nach einander bei der Demokratie, der Sozialdemokratie, den Nationalliberalen, den Sezessionisten, den Fortschrittlern und dann abermals bei der Sozialdemokratie als journalistischer Helfershelfer Dienste genommen und jedesmal für Alle, die an der Richtigkeit seiner jeweiligen Dogmen zu zweifeln wagten, die selben zerschmetternden Flüche gehabt. Und diese Kunstfertigkeit, mit der naivsten Miene jedesmal zu verbrennen, was er eben noch angebetet, und anzubeten, was er kurz zuvor verbrannt hat, ist für mich das Belustigendste an Mehrings journalistischer Karriere. Die Betrachtnng dieser Kunstfertigkeit wird auch, wie wir gleich sehen werden, lärlich zeigen, was vom Historiker Mehring und von seinem Geschichtwerk zu halten sei.

Mehring hat nämlich schon einmal — im Jahre 1879 — eine „Geschichte der Sozialdemokratie" geschrieben. Und da er gerade im Dienste der nationalliberalen Presse stand, so hat er damals pflichtschuldigst die Sozialdemokratie nicht nur aufs Schärfste kritisirt, sondern sogar aufs Cynischste für

die Attentate von Hödel und Nobiling verantwortlich gemacht und überhaupt mit ganzen Ladungen von Schimpfwörtern übergossen, — wie er umgekehrt in seiner „Geschichte der Sozialdemokratie" vom Jahre 1898 Alles vom marxistisch-sozialdemokratischen Standpunkte aus beurtheilt: was Marx denkt, ist immer genial; was er thut, erhält regelmäßig Lobeshymnen; alle Ereignisse werden in das Prokrustesbett seiner materialistischen Geschichtauffassung gezwängt und so analysirt, wie sie sich darin ausnehmen; die Parteischablone allein entscheidet, welche Personen (so weit es sich nicht um persönliche Gegner Mehrings handelt) begeistert auf den Schild gehoben werden; fast alle Gegner des Sozialismus werden in unglaublicher Weise herabgesetzt oder beschimpft, — was aus dem Munde eines Mannes, der Jahre lang in den selben Ausdrücken von den hervorragendsten Sozialisten gesprochen hat, unvergleichlich komisch klingt.

Mehring sucht sein Buch als wissenschaftlich zu etikettiren. In Wahrheit hat es auch nicht das Geringste mit Wissenschaft zu thun. Wie sehr es vielmehr dreiste und tendenziöse Mache ist, wird sofort klar, wenn man die jetzige Darstellung einfacher Thatsachen mit der früheren Darstellung der selben Thatsachen auf Grund genau des selben Materiales vergleicht. Dafür nur einige Beispiele, denen ich hundert andere hinzufügen könnte.

In dem Bericht über die Gerichtsverhandlung gegen den sozialistischen Redakteur Hepner heißt es

in der früheren Darstellung:	in der jetzigen Darstellung:
„Hepner faselte wie ein dummer Junge." (S. 131).	„Hepner begnügte sich, mit gutem Takte durch drastischen Witz die gegen ihn gerichtete Anklage zu verspotten." (S. 309).

Von der Anschuldigung, daß die sozialistischen Abgeordneten in den siebenziger Jahren im Reichstag immer nur die selbe agitatorische Rede hielten, heißt es

in der früheren Darstellung:	in der jetzigen Darstellung:
„Positiv blieb es nach wie vor eine und die selbe Rede, wer immer und worüber er sie hielt; in dieser tötenden Gleichförmigkeit spiegelt sich treffend das geistige Leben des Zukunftstaates."	„Es ist nicht wahr, daß die sozialdemokratischen Abgeordneten immer nur die eine ‚sozialdemokratische Rede' gehalten hätten. Ohne nach den zweifelhaften Lorbern parlamentarischer Geschwätzigkeit zu trachten, sprachen sie einfach und klar und sachlich über jede Frage, bei der sie zum Worte kamen." (S. 350.)

Ueber die Verhaftung des Redakteurs Dentler heißt es

in der früheren Darstellung:	in der jetzigen Darstellung:
„Wenige Wochen später wurde dieser Agitationcoup wiederholt bei der Be-	„In ähnlich feierlicher Weise (wie Heinsch) wurde am achtundzwanzigsten

ſtattung Dentlers, eines Strohredakteurs des berliner Parteiorgans. Er befand ſich in den letzten Stadien der Schwindſucht, als man ihn auf den verantwortlichen Poſten ſtellte und die Auer, Moſt, Rackow, welche thatſächlich die ‚Berliner Freie Preſſe‘ leiteten, ihr Lügen- und Verleumdungſyſtem auf das Konto des todkranken Mannes fortſetzten. Entweder blieb er ungeſchoren mit Rückſicht auf ſeinen körperlichen Zuſtand, — und dann war dem Preß- und Strafgeſetz die ſchönſte Naſe gedreht, oder er wurde verfolgt wegen der Vergehen, für welche ſein Name haftete, — und dann war ein neuer Märtyrer geſchaffen. Polizei und Staatsanwalt entſchieden ſich für den minder humanen Weg; Dentler wurde verhaftet und ſtarb im Gefängnißlazareth, noch ehe die Unterſuchung gegen ihn geſchloſſen war. Wieder geleiteten ihn Tauſende zur Gruft, aber immer glückte dieſe Demonſtration nicht im gewünſchten Maße. Die Betheiligung der Arbeiter ſelber war viel geringer als in den früheren Fällen; auch in ihren Kreiſen brach ſich endlich eine lebhafte Entrüſtung Bahn gegen die namenloſe Frivolität dieſes Demagogenthumes.“ (S. 173.)

April 1878 Paul Dentler beſtattet, ein Redakteur der ‚Berliner Freien Preſſe‘, der, gleichfalls in hohem Grade ſchwindſüchtig, in der Unterſuchunghaft geſtorben war, obgleich der Gefängnißarzt ſeine Freilaſſung beantragt hatte. Ein Heer, das ſeine gefallenen Kämpfer ſo zu ehren wußte, war nicht zu foppen, wie etwa die biedere Bourgeoiſie: ſo viel begriffen Bismarck und Die mit ihm auf die Plünderung der Maſſen ſannen.“ (S. 378.)

Man beachte wohl: Mehring kennt, wie die frühere Darſtellung ergiebt, die Einzelheiten des Falles Dentler genau; er weiß genau, welche Agitationcoups und Frivolitäten die berliner Parteiführer auf dem Gewiſſen gehabt haben, ja, er hat dieſes Gebahren ſelbſt öffentlich mit den ſchärfſten Worten gebrandmarkt, — jetzt hat er die eiſerne Stirn, ſich zu ſtellen, als wiſſe er von Alledem nichts, ſo daß das ſchlechte Licht ganz auf die Vertreter der Staatsgewalt fällt und es ihm ſchließlich ſogar möglich wird, die Sache noch zur höheren Ehre der Sozialdemokratie zu wenden. Es giebt wirklich keinen parlamentariſchen Ausdruck, um ein in derartiger Abſichtlichkeit auf Täuſchung gerichtetes Verfahren gebührend zu brandmarken.

Der Leſer iſt nunmehr über den „Charakter“ dieſer Art von Geſchichtſchreibung bereits orientirt. Darum begnüge ich mich, die folgenden Beiſpiele ohne Kommentar anzuführen.

Ueber Eugen Dührings Beziehungen zur Sozialdemokratie nach seiner Vertreibung vom Katheder heißt es

in der früheren Darstellung:

„Die Aktien von Dühring stiegen noch höher, als er kurz nach dem Kongresse wegen harter und unwahrer Angriffe auf einige seiner Kollegen an der berliner Hochschule gemaßregelt und von seinem Lehrstuhl entfernt wurde. Auf der ganzen Linie der sozialdemokratischen Presse... wurde er in gebundener und ungebundener Rede als Märtyrer verherrlicht... Als er selbst mit Vorträgen hervortrat, erklärte er von vorn herein, daß er sich die Ziele seiner wissenschaftlichen Forschungen nicht durch die Bedürfnisse der politischen Tagesagitation festsetzen lassen werde, und dies Bekenntniß genügte, ihn von der schwindelnden Höhe der Popularität in den tiefsten Abgrund der Verworfenheit zu schleudern. Die selbe Linie der sozialdemokratischen Presse, deren Stückpforten ihn bis dahin mit Lorberkränzen überschütteten, eröffnete nunmehr ein Bombardement, dessen Geschosse nicht härter und spitzer sein konnten, wenn sie gegen den verrottetesten ‚Bourgeois' geflogen wären." (S. 163.)

in der jetzigen Darstellung:

„Es gelang dem offiziellen Universitätklüngel, dem Dühring um seiner guten Seiten willen längst ein Dorn im Auge war, den verhaßten Gegner durch ein schmähliches Ketzergericht lahmzulegen. Auf die fadenscheinigsten Gründe hin wurde Dühring vom Katheder vertrieben. Seine sozialdemokratischen Anhänger traten tapfer für ihn ein... Dühring selbst machte sich aber unmöglich, indem er sich nunmehr offen als Sektenstifter aufthat und die unfehlbare Autorität eines Sektenhäuptlings beanspruchte. Das war für klassenbewußte Arbeiter zu dumm; und mit Dührings Einfluß auf die revolutionäre Arbeiterbewegung war es für immer vorbei." (S. 385.)

Ueber die Ausführung des Ausnahmegesetzes gegen die Sozialdemokratie in den ersten Wochen heißt es

in der früheren Darstellung:

„Seitdem (d. h. seit Erlaß des Gesetzes) ist ein kurzer Monat ins Land gegangen und es läßt sich vorläufig so viel feststellen, daß hinter dem Versprechen der Regirung, das Gesetz eben so energisch wie loyal zu handhaben, ein ehrlicher und voller Ernst gestanden hat." (S. 202.)

„Mit der Energie ist die Loyalität in der Ausführung des Sozialistengesetzes Hand in Hand gegangen. Namentlich in so weit, als die Grenzlinie, welche die sozialdemokratische von anderen Parteien scheidet, streng innegehalten ist. Nicht so ganz

in der jetzigen Darstellung:

„Die Hauptschläge fielen gleich in den ersten Wochen... Der Brutalität dieses Massenmordens entsprach seine Perfidie. Mochte man noch so verächtlich von der Kurzsichtigkeit der Nationalliberalen denken, die sich durch Bismarcks und Eulenburgs Redensarten über die ‚loyale Handhabung' des Gesetzes hatten täuschen lassen, so wurde dadurch natürlich der Wortbruch der Regirung in keiner Weise entschuldigt. Sie trat alle ihre halben und ganzen Versprechungen mit Füßen, unterdrückte nicht die ‚gemeingefährlichen

zweifelfrei dürften allerdings einzelne gegen die Sozialdemokraten selbst getroffenen Maßregeln sein; indessen wird darüber die Beschwerdeinstanz zu befinden haben." „Auch die fortschrittliche Presse scheint sich allmählich in die für sie anscheinend sehr unbequeme Thatsache zu finden, daß das Gesetz da ist, um ausgeführt zu werden und nicht blos die Gesetzsammlung um einige Makulaturblätter zu bereichern. Wenigstens sind neuerdings die katonischen Schreie von dieser Seite, welche anfangs über jedes auffallendere Verbot laut wurden, mehr und mehr verstummt." (S. 202/3.)

Bestrebungen' der Sozialdemokratie, sondern Alles, was zu ihr gehörte." (S. 409.)

Ganz besonders erheiternd wirkt der Umfall Mehrings in der Beurtheilung des pariser Commune-Aufstandes von 1871. Hierüber hatte er eigene Studien gemacht, die er Ende der siebenziger Jahre zum Theil in den „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlichte; aus diesen Studien heraus ist eine Ausführung erwachsen, die sich in seiner Schrift gegen „Herrn Stoecker" vom Jahre 1882 findet. Ich entnehme daraus im Folgenden eine besonders bezeichnende Stelle. Es heißt also

in der früheren Darstellung:

„Der tiefe und weise Sinn unserer Städteordnung, die, wie Fürst Bismarck einmal im Reichstage sehr treffend sagte, den besseren Communards als unbewußtes Ideal vorschwebte, hat tausendfältige Frucht getragen und trägt sie noch heute." („Herr Stoecker", S. 90.)

in der jetzigen Darstellung:

„Bismarck trug dem Reichstage die verblüffende Entdeckung vor, der berechtigte Kern der pariser Commune sei die Sehnsucht nach der preußischen Städteordnung gewesen, dieser verhunzten Parodie auf unabhängige Verwaltung der Gemeinden." Der bebelschen Antwort „glaubte die hohe Versammlung die unbändige Heiterkeit spenden zu sollen, welche sie dem skurrilen Einfalle Bismarcks versagt hatte." (S. 306 bis 307.)

Ich lasse jetzt einige Geistesblüthen folgen, in denen sich unser Chamäleon in der ganzen Nacktheit seiner streberischen Aufdringlichkeit zeigt. In seinem ersten, für die Bourgeoisie bestimmten Buche über die deutsche Sozialdemokratie stellt Mehring die von dieser Partei beliebte Umschmeichelung der Massen mit den schärfsten Worten an den Pranger, im zweiten, für die Massen bestimmten Buch umschmeichelt er selbst die Massen in wahrhaft verbrecherischer Weise. Es heißt also

in der früheren Darstellung:

„Was den Arbeitern in der That von der Sozialdemokratie geboten wurde, war nur erstens ein in allerhand phantastischen Zauberformeln abgefaßter Wechsel auf irgend eine ungeheure Umwälzung in irgend welcher Zukunft, zweitens und vornehmlich ein Selbstgefühl und Selbstbewußtsein, das grenzenlos ihr ganzes Denken und Sein überwucherte. Ein ähnlicher Größenwahn hat als Völkerkrankheit noch niemals in der Weltgeschichte bestanden; selbst ein Perserfürst ist niemals so hündisch umschmeichelt worden, wie der Arbeiter, und zwar im individuellsten und subjektivsten Sinne des Wortes, von den kommunistischen Demagogen umschmeichelt wurde." (S. 180.)

in der jetzigen Darstellung:

„Nicht nur in seiner klaren und kräftigen Politik wuchs das klassenbewußte Proletariat über die herrschenden Klassen empor, sondern auch in Dem, worin diese Klassen von je her ihr unveräußerliches Besitzthum gesehen hatten: in der Gesinnung des Gentleman, in dem echten Herzenstakte menschlichen Empfindens." (S. 523.)

„Wer historisch zu denken und zu urtheilen vermag, wird die revolutionäre Arbeiterbewegung immer nur nach ihren großen historischen Zusammenhängen auffassen. Aber freilich wird sich auch ihm in anderer Weise empfindlich machen, wie klein der Einzelne gegenüber dieser ungeheuren Weltwende ist. Er wird den sieghaften Lauf des Stromes verfolgen, aber von Dem, was in purpurner Tiefe lebt, von der geistigen und sittlichen Energie, von dem menschlichen Adel, von dem Thatendrang und Wissensdurst, der in Tausenden von Einzelschicksalen die Wasser vorwärts treibt, wird er nur eine schwache Vorstellung geben können. Hier wäre eine unerschöpfliche Fundgrube des herrlichsten Stoffes für moderne Dichter, die dieses Namens würdig sein wollen... Gerade aus den Tiefen menschlicher Erniedrigung ringt sich die Arbeiterklasse zu einem menschenwürdigen Dasein empor, aber in diesem Ringen entfalten sich alle jene Züge echter Menschlichkeit, die der kapitalistische Philosoph Nietzsche nicht genug zu schmähen weiß: Gemeinsinn, Wohlwollen, Rücksicht, Fleiß, Mäßigkeit, Bescheidenheit, Nachsicht." (S. 545—547.)

Wahrhaftig, „noch niemals in der Weltgeschichte ist selbst ein Perserfürst so hündisch umschmeichelt worden wie der Arbeiter" hier von Mehring, — seitdem dieser vielseitige Herr im Dienste der Arbeiterpartei steht.

Und so schließt das heutige mehringsche Buch mit folgender Apotheose der sozialdemokratischen Massen:

„Der Emanzipationkampf der modernen Arbeiterklasse ist der glorreichste und größte Befreiungkampf, den die Weltgeschichte kennt, und Jahrhunderte deutscher Schmach löscht die Thatsache aus, daß die deutsche Sozialdemokratie diesen Kampf in der Vorhut führt." (S. 548.)

Während das frühere Buch über das selbe Thema zu diesem Schluß kam:

„Die deutsche Sozialdemokratie ist mit jedem Jahre ihres Bestehens geistig und sittlich zurückgegangen; sie ist hart an der Grenze des Menschenmöglichen angelangt, und so weit ihr noch eine Entwickelung möglich ist, muß sie in den völligen Wahnsinn umschlagen... Immer, wenn man sich in Geschichte und Wesen der Bewegung vertieft, steht man unter dem Gefühl, als sei diese nationale Krankheit die große Kehrseite unserer nationalen Erfolge, ihre Ueberwindung die entscheidende Probe darauf, ob wir die gewaltigen Loose, die wir aus der Urne des Weltschicksales zogen, zu behaupten und zu verdienen verstehen. Wie der innerste Kern der Sozialdemokratie Haß gegen das Vaterland ist, so ist unsere mächtigste Waffe gegen sie die Liebe zum Vaterland. Fester, tiefer, treuer müssen wir verwachsen mit dem nationalen Staate... Erst dann, aber dann auch gründlich, wird die Sozialdemokratie überwunden sein, wenn die lockende Stimme des Versuchers, wo immer sie auf deutschem Boden sich erhebt, erstickt wird von dem brausenden, jubelnden Rufe: Hie Deutschland allewege!" (S. 324—325.)

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie wenig Mehring auch nur im Geringsten gewillt ist, irgend welchen sachlichen Erwägungen sein Ohr zu leihen, zeigt sein Verhalten in der Frage der sozialen Entwickelung der Kulturländer. Ich will zum besseren Verständniß die Entwickelung des Problems zunächst objektiv darstellen.

In den siebenziger und achtziger Jahren hatten die sozialistischen Theoreme selbst auf uns Bekenner der Sozialreform, so kritisch wir ihnen auch gegenüberstanden, so weit abgefärbt, daß wir Alle mit den Klassikern des Sozialismus, Rodbertus und Marx, thatsächlich zu einer pessimistischen Auffassung des immanenten Entwickelungsganges des sich selbst überlassenen Verkehres neigten. Wir glaubten aufrichtig, daß bei schrankenlos fortgesetzter kapitalistischer Produktionweise die wenigen Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer und die mittleren Vermögen immer kleiner an Zahl werden müßten. Der diese Anschauung in das Gebiet der Märchen verwies, war Julius Wolf. Er bewies in seinem durch Geist, Kühnheit und umfassendes Wissen gleich ausgezeichneten Werk über „Sozialismus und kapitalistische Wirthschaftordnung" (1892), daß in der modernen bürgerlichen Gesellschaft immanente Wohlstandstendenzen wirksam sind, die sich dauernd Geltung zu verschaffen wissen. Seitdem ist durch hundertfältige Zeugnisse die Besserung der Lage der Arbeiter konstatirt und Bestandtheil der Ueberzeugung der Gelehrten aller — auch der sozialistischen — Richtungen ohne Ausnahme geworden.

Wollte Mehring ehrlich sein, so mußte er also in seinem ersten Buch über die Sozialdemokratie, entsprechend dem damaligen Stande der Wissenschaft, die in Rede stehende Frage im pessimistischen Sinn entscheiden, während er sich in seinem zweiten Buche zu einer optimistischeren Auffassung bekennen mußte. In Wirklichkeit entscheidet sich Mehring natürlich jedesmal so, wie es in seine jeweilige Parteischablone paßt, ohne von der geringsten Rücksicht auf Wissenschaft und Sachkunde angekränkelt zu sein. Im Jahre 1879 kam es ihm darauf an, der Sozialdemokratie — deren Fahne er wenige Jahre zuvor verlassen hatte — eins zu versetzen, und so wandte er sich mit vollster Lungenkraft gerade gegen die Verelendunglehre: „Ueberblicken wir" — orakelte er damals — „die reiche Mannichfaltigkeit unseres nationalen Lebens, dann erkennen wir deutlich, eine wie unendliche Strecke Weges uns von den extremen Mißgebilden der großen Industrie trennt; die Prophezeiung des Kommunismus von dem nahenden Weltsturz, der Scheidung des Volkes in wenige Milliardäre und die zahllos wimmelnden Millionen des Proletariates erscheint uns dann weniger als seine schlimmste denn als seine groteskeste Lüge." (Mehring, „Deutsche Sozialdemokratie", Seite 236). 1882 schreibt er sogar noch schärfer: „Herr Stoecker pflegt von der Noth der industriellen Arbeiter in oft verleumderischer Weise zu sprechen, — ich sage mit vollem Bedacht: ‚in verleumderischer Weise', denn ... Stoecker und Todt schildern in übertriebener Weise die Leiden der arbeitenden Klassen, ohne jemals auf die unbestreitbaren Fortschritte hinzuweisen, welche die Arbeiter während der letzten Jahrzehnte immerhin in ihrer Klassenlage gemacht haben." (Mehring, „Herr Stoecker, der Sozialpolitiker", S. 61.)

Die „groteske Lüge", die nach seiner eigenen Aussage nur der „Verleumder" vertreten kann, wird mit dem Augenblick, wo Mehring bei einer anderen Partei Dienste nimmt, als unumstößliche Wahrheit verkündet. Und Dem gemäß donnert er heute im rollenden Brustton der Ueberzeugung gegen die Gesellschaftordnung, die „eine kleine Minderzahl in den Schoß des Reichthumes und der satten, zahlungfähigen Moral, die große Mehrheit in den Abgrund des Elendes und des Verbrechens schleudert." So bündig hat thatsächlich noch niemals ein Autor seine mala fides an den Pranger gestellt, — so offen noch niemals die Wahrheit, ohne den geringsten Versuch einer Entschuldigung, mit Füßen getreten!

Nicht minder wird Mehring durch seine Stellung zur deutschen Arbeiterversicherung gekennzeichnet. Dies monumentale Werk erdreistet er sich heute, wegwerfend als „Bettelreform", als „verbesserte Armenpflege", als „Almosen- und Lakaien-Sozialismus" zu bezeichnen.

Auch hier wußte es Mehring ehedem anders. 1882, wo erst nur der die Unfallversicherung betreffende Gesetzentwurf eingebracht worden war,

erklärte er schon den Plan geradezu für „großartig" („Herr Stoecker", S. 46.) und schrieb begeistert:

„Mit dem Verschwinden der sozialdemokratischen Agitation schlummerten alle sozialreformatorischen Pläne glücklich ein und würden auch heute noch in einem wahren Dornröschenschlaf liegen, wenn sich nicht die geniale Kraft des Fürsten Bismarck durch das wuchernde Gestrüpp der Einbildungen und der Vorurtheile breite Bahn gebrochen hätte, sie wieder zu erwecken ... Fürst Bismarck hat durch das Anfassen der sozialen Reform so viele ellenlange Perrücken ausgeklopft, so viele Spinnweben zerstört, so viele schiefe und schielende Vorurtheile in den Kehrichtwinkel der Zeitgeschichte geworfen, daß, wer nur immer politisch und psychologisch einigermaßen auf diesem Gebiet bewandert ist, seine aufräumende Thätigkeit nicht anders als preiswürdig finden kann. Es war eine Art von Herkulesarbeit, die sich getrost neben jedes andere unsterbliche Verdienst des Reichskanzlers stellen darf." (a. a. O. S. 39.)

Wer danach, und sei es selbst der dümmste Zeitungleser, Mehring auch nur noch ein Wort glaubt, ist wahrhaftig werth, nach jenem goethischen Wort, ausbündig von solchem Zeitungsgeschwister zum Narren gehalten zu werden.

Aber vielleicht hat seine Darstellung Vorzüge? In der That erkenne ich sie bis zu einem gewissen Grade an: nämlich, so weit es sich darum handelt, journalistisch mit großen Theaterworten um sich zu werfen. Aber ein Anderes ist es, allwöchentlich in Leitartikeln mit mächtigen Tamtamschlägen den baldigen Sieg des „klassenbewußten Proletariates" (Mehrings bis zum Ekel wiederholte Lieblingsphrase!) und den nahen Untergang seiner Feinde zu verkünden, — ein Anderes, Geschichte zu schreiben. Wie wenig Mehring für diese Aufgabe geeignet ist, zeigt deutlich genug der Ton, auf den sein Werk gestimmt ist. Georg Friedrich Knapp, selber ein Meister sozialgeschichtlicher Darstellung, sagt einmal: „Wer Geschichte schreibt, ist selber eine Art von Herrscher: zwar nicht im Gegenwärtigen, aber im Vergangenen; zwar nicht im Reich der Thaten, aber im Reich der Anschauungen; er herrscht über die Könige, wenn sie dahin gegangen sind, woher sie nicht wiederkehren; also geziemt ihm eine königliche Sprache." Wie weit sich Mehring von einer solchen Sprache entfernt, mag der Leser an den folgenden Beispielen beurtheilen. „Im Jahre 1871" — heißt es also in dieser lieblichen Historie — „begann der offene Kampf Bismarcks gegen die Sozialdemokratie, anfangs ruck- und stoßweise geführt mit dem lässigen Hochmuth eines größenwahnsinnig gewordenen Junkers, dann, in dem verzweifelten Kampf um die eigene Existenz, immer verzweifelter, bis diese Existenz ehr- und ruhmlos zusammenbrach." „Bismarcks bonapartistische Instinkte mußten angenehm gekitzelt werden von dem Gründungschwindel, der die ganze Nation in eine Spielhölle verwandelte, um sie en masse beschwindeln zu können." „Konnte Bismarcks, dieses ‚rechten Prahlhansens', Thorheit noch übertroffen werden, so wurde sie von der Thorheit der liberalen

Bourgeoisie übertroffen." „Die Begründung der Vorlage betreffend Unfallversicherung troff von arbeiterfreundlichen Redensarten ... Bei ihrer Berathung im Reichstage that Bismarck dann noch ein Uebriges, ganz nach der Art plumper Demagogen, die, wenn sie einmal den Mund aufthun, ihn nicht voll genug zu nehmen wissen. Dieser Mensch, der eben Hunderte von Arbeiterfamilien seinen sultanischen Launen geopfert hatte, vergoß heuchlerische Thränen über die Enterbten und die Arbeitergreise, die langsam auf dem Kehricht verhungern müßten. Jetzt zeigte sich, ein wie trauriger Stümper er war, selbst nur verglichen mit einem d'Israeli oder Louis Bonaparte." Bismarck war ein „plumper Taschenspieler, mit dem verglichen selbst ein Louis Bonaparte in den unverdienten Ruf eines staatsmännischen Genies gelangen konnte." „Der bismärckische Despotismus wollte am Ende des neunzehnten Jahrhunderts nach der Weise eines toll gewordenen Hamsters regiren." Bismarck „war thatsächlich der Beschränkteste jener Profitwütheriche, die, ehe sie den Bruchtheil eines Pfennigs opferten, lieber alle Gebote der Menschlichkeit zertraten".

Vollends in sinnlose Wuth geräth Mehring, wenn er auf Politiker zu sprechen kommt, die er mit seinem persönlichen Hasse beehrt, wie Eugen Richter, Leopold Sonnemann und Professor Adolf Wagner. Hier wird seine Sprache so unglaublich roh, daß es dem auf Anstand haltenden Schriftsteller unmöglich wird, in diese Kloake von Schimpfwörtern und Verleumdungen hineinzugreifen. So sind in Mehrings Buch Form und Inhalt an Cynismus einander ebenbürtig.

Das also ist der offizielle „Historiker" der Sozialdemokratie, — und solcher Art ist seine Geschichtschreibung! Nirgends Spuren eines eigenen Gedankens, nirgends Verständniß für die inneren Triebkräfte der sozialistischen Arbeiterbewegung, nirgends Einsicht in die Bedingungen ihrer gegenwärtigen nnd zukünftigen Entwickelung. Anstatt Dessen immer und überall einzig dieselben, mit Kraftausdrücken gewürzten Phrasenschauer. Und diese unsagbaren Verdächtigungen, Verleumdungen und Beschimpfungen der anders gesinnten Politiker: und Das noch dazu durch einen Mann, der — um in seinem Stile zu reden — heute grün nennt, was er gestern blau nannte und was er morgen roth nennen wird; der Jeden einen Narren oder Schurken schilt, der an die gleißende Schlangenhaut nicht glaubt, die er heute trägt, und gleichermaßen Narren oder Schurken Alle, die noch an die gleißende Schlangenhaut glauben, die er gestern erst abgelegt hat. Für ernst denkende Männer kommt ein Autor nicht in Betracht, der in Wahrheit nichts weiter ist als ein — Tintenkuli der Partei, der er jeweilig dient.

Professor Georg Adler.

Die Katholikenversammlung.

War Das ein Leben in unserer schönen Stadt! Schön ist sie nämlich, sowohl in ihren alten wie in ihren neuen und in den mittleren, vom großen Friedrich angelegten Theilen. Von Sommers Anfang an Korrespondenzen mit aller Welt und Komiteesitzungen über Komiteesitzungen! Man beginnt, eine Festhalle zu zimmern neben dem Saale der „Erholung". Daß sie eine neue Zierde der Stadt wäre, könnte man nicht sagen; aber sie liegt zum Glück versteckt und wird gleich nach dem Fest wieder abgebrochen. Dann geht es ans Abputzen, Tünchen und Malen der Häuser; zögert der Besitzer eines Hauses, dessen Vorderseite nicht mehr ganz schmuck aussieht, so wird ein sanfter Druck auf ihn ausgeübt. Wären unsere Maler- und Anstreichergesellen nicht fromme Lämmlein geistlicher Hirten und Mustereexemplare der dem Staat so sehr am Herzen liegenden Arbeitwilligen, so hätten sie eine hübsche Lohnerhöhung durchsetzen und sich einen vergnügten Winter bereiten können. Ob es mit Rücksicht auf die Katholikenversammlung geschehen ist, daß man fensterlose Häuserseiten mit einer Hanswurstjacke bunter Plakatmalerei bekleidet hat, oder nur, weil der Strom des neuesten Architektengeschmackes zufällig gerade in diesem Sommer Neiße erreicht hat, danach wage ich nicht zu forschen. Inzwischen ist von kunstsinnigen und gelehrten Lokalpatrioten ein ausschließlich den erwarteten Gästen gewidmeter Fremdenführer zusammengestellt und sind wirklich sehr hübsche Fest-Ansichtpostkarten von hiesigen Künstlern entworfen und in Stuttgart ausgeführt worden; selbstverständlich wird auch eine Festzeitung vorbereitet. Vom ersten August an schlagen Fleisch, Butter und Eier auf; auch die Hühner und Tauben, die aber, weil sie von den Gastwirthen wenig begehrt werden — wer hätte in einer solchen Campagne Zeit, Tauben zu rupfen oder Tauben zu essen? —, schon vor dem Fest zur Betrübniß der enttäuschten Bäuerinnen durch Ueberangebot wieder wohlfeil werden. Was die in den Gastwirthschaften angehäuften Wein- und Biervorräthe und die von auswärts verschriebenen Kellner betrifft, so gehen darüber märchenhafte Zahlenangaben um. Und für Alles sorgen die unermüdlichen Herren der verschiedenen Komitees: für eine Sanitätkolonne, für ein wohlkalkulirtes System von Extrazügen, für Omnibusverbindungen, für eine Posthilfstelle im Hauptversammlunglokal, sogar für eine improvisirte Pferdebahn ohne Gleise.

Zuletzt macht man sich an den Bau der Ehrenpforten und an die Ausschmückung der Stadt; und endlich bricht er an, der große Tag, der siebenundzwanzigste August! Bei blitzendem Sonnenschein kommen die ersten Gäste durch die im buntesten Schmuck prangenden Straßen gezogen. Es sind meistens Männer der schwieligen Faust, mit Gesichtern, die ein hartes Leben theils in harte und rohe Formen gehämmert, theils mit tiefen Furchen durchzogen hat; denn es ist Sonntag, und darum hat man diesen ersten Tag den katholischen Arbeitervereinen eingeräumt. Fünftausend haben sich eingefunden mit mehr als fünfzig Fahnen. Auf zehntausend schätzt man die anwesenden Fremden, die sammt den Einheimischen in den Straßen auf und ab wogen und sich in den Sälen drängen. Dem Wohnungkomitee verursacht dieser Andrang keine Schmerzen, denn es sind wenig Nachtgäste darunter. Auch mit Diesen, die erst von Sonntag

Abend an eintreffen, wird es spielend fertig, da sogar die Evangelischen und die Juden (3536 und 367 von unseren 189000 Civilseelen; außerdem gereichen 5517 Militärpersonen der Stadt zur Zierde) im Wohnungangebot (wie auch in der Ausschmückung der Häuser) mit den Katholiken gewetteifert haben. Honny soit qui mal y pense und etwa Geschäftsrücksichten wittert! Das Geschäft versteht sich, wie die Moral, beim modernen Menschen immer und überall von selbst; aber unsere Evangelischen und Juden sind wirklich von Herzen froh, daß der Kulturkampf vorüber ist, leben mit ihren katholischen Mitbürgern im besten Einvernehmen und sind außerdem lokalpatriotisch stolz darauf, daß sich die nicht große Stadt der Aufgabe gewachsen zeigt, eine solche Menge von Fremden unterzubringen und angenehm zu unterhalten. Die Aufgabe hat sich schließlich leichter erwiesen, als sie anfänglich schien, weil, wie die Pessimisten richtig vorausgesehen haben, die Gäste aus dem Westen und Süden unseres Vaterlandes nur spärlich eingetroffen sind. Zwar ist es, wie Herr Porsch richtig und witzig bemerkte, aus dem Westen nach dem Osten genau so weit wie aus dem Osten nach dem Westen; aber der Zug nach dem Westen beherrscht nun einmal uns Ostländer; ein Gegenzug aber will nicht entstehen. Noch immer glauben die Westländer dem alten Goethe, daß man in Schlesien fern von gebildeten Menschen lebe, und man rechnet uns zu Polen, wo nicht viel zu holen sei. Ich halte Das, nebenbei bemerkt, nicht gerade für ein Unglück, denn auch so schon sind unsere Wohnungen theuer und unsere Sommerfrischen überfüllt genug.

Heiterer als das sonntägliche war das Bild, das uns der Montag bot: ein paar hundert Geistliche, theils mit hageren und asketisch strengen, theils mit Bacchusgesichtern, ein feuerrother Kardinal und die papageibunte Schaar der Musensöhne, die, bald „bummelnd", bald in offener Halle beim Frühschoppen sitzend, bald mit prachtvollen Fahnen in einem endlosen Zuge schöner Wagen einherrasselnd, die Augen und Herzen unserer Frauen und Jungfrauen erfreuten. Vom Montag Morgen bis Donnerstag Nachmittag dauert die Arbeit in einer verwirrenden Menge von geschlossenen und öffentlichen Versammlungen, Ausschuß- und Vereinssitzungen. Kommerse bilden den Uebergang von der Arbeit zum Vergnügen, und während hier und dort die ecclesia militans das Schwert des Wortes schwingt, verrichtet an andern Orten die ecclesia jubilans, cantans et bibens ihr Werk, unterstützt von den wackeren Musikern unserer vier Militärkapellen, die sich von morgens bis nach Mitternacht die Lungen ausblasen. Nur die in den Gesellenvereinen geborene ecclesia saltans findet weder Raum noch Zeit zur Daseinsbethätigung. Mit dieser Hervorkehrung der heiteren Seite des Festes — als ein solches wird die Generalversammlung offenbar von Stadt und Umgegend und wohl auch von der Mehrzahl der Theilnehmer aufgefaßt — soll kein Tadel ausgesprochen werden. Eine Kirche, die das Volk an der freien Entfaltung seiner Natur hindert, kann niemals Volkskirche werden. In England hat trotz den großartigen Erfolgen Cromwells, der mehr Geist hatte als alle englischen Könige zusammengenommen und England zum Range einer Weltmacht erhob, der Puritanismus schmählich Fiasko gemacht; nach des großen Protektors Tode nahm das Volk den Sohn des enthaupteten Karl mit offenen Armen auf und begrüßte seine lüderlichen Kavaliere mit Jubel. Nicht die Frömmigkeit des siebenzehnten, sondern erst der „Gewerbefleiß" des neunzehnten

Jahrhunderts hat den gemeinen Mann im Merry England ſo ganz auf den Hund gebracht, daß er über einen Witz nicht mehr lacht, weil er ihn nicht verſteht, und daß die Abgeſchmacktheiten der Temperenzler und der Heilsarmee nöthig ſind, ihn aus der Verthierung zu erretten, in die er verſunken iſt.

Was in den Sitzungen der „Sechsundvierzigſten General-Verſammlung der Katholiken Deutſchlands“ berathen und in den öffentlichen Verſammlungen geſprochen worden iſt, wiſſen die Leſer aus den Zeitungen. Es iſt natürlich im Weſentlichen das Selbe wie in allen früheren Jahren und wenig kommt darauf an, mit was für neuen Variationen die alten Themen umſponnen werden. Die Hauptſache bei dieſen Verſammlungen iſt, daß die Theilnehmer durch ihre bloße Anweſenheit die Einmüthigkeit der deutſchen Katholiken und die unerſchütterte und unerſchütterliche Feſtigkeit des hierarchiſchen Baues der katholiſchen Kirche bezeugen. Es giebt größere, impoſantere Verſammlungen, deren Mitglieder nicht weniger einmüthig ſcheinen und deren alkoholiſche oder ideale Begeiſterung ſich noch ſtürmiſcher äußert, die aber trotzdem nichts bezeugen und nichts bedeuten. Vor fünfundfünfzig Jahren habe ich an großen Verſammlungen theilgenommen, in denen der Ruf: „Rom wird und muß fallen“ brauſenden Widerhall fand; aber dieſe begeiſterten Kämpfer haben den Bau der alten Kirche ſo wenig erſchüttert, wie kleine Knaben einen alten Dom erſchüttern, wenn ſie mit ihren Federmeſſern an einem der Steinblöcke eines ſeiner Pfeiler herumkratzen. Auch die Theilnehmer ſolcher Verſammlungen konnten ſich ohne Selbſttäuſchung ſagen: Millionen ſtehen hinter uns; aber mit dem „hinter uns ſtehen“ war dann weiter nichts gemeint, als daß dieſe Millionen den Katholizismus haſſen, jederzeit in ein Pereat einzuſtimmen und der verhaßten Inſtitution zu ſchaden bereit ſind. Bei einer deutſchen Katholikenverſammlung iſt Das anders. Die Theilnehmer — wie viele ihrer ſind, darauf kommt wenig an, und ſchrumpfte ihre Zahl mit der Zeit auf hundert zuſammen, ſo ſchadete es nichts —, die Theilnehmer wiſſen, daß vor fünfundzwanzig Jahren der damals mächtigſte Staat der Welt darauf ausgegangen iſt, innerhalb ſeiner Grenzen die Organiſation der katholiſchen Kirche zu zerſtören, daß er dabei von ſeinen Machtmitteln rückſichtlos Gebrauch gemacht hat und daß ſein Unternehmen an dem paſſiven Widerſtande der Katholiken geſcheitert iſt. Das alſo wiſſen die Theilnehmer und ſagen einander durch ihre bloße Gegenwart, ohne daß es vieler Worte bedürfte: Wir Alle und die Abweſenden, die wir vertreten, würden bei einem zweiten Angriff nicht allein eben ſo feſt, ſondern, durch die Erfahrungen des erſten Kampfes und durch unſeren Sieg gekräftigt, noch feſter ſtehen.

So weit ſich der Lauf der Welt vorausſehen läßt, habe ich immer einen ſicheren Treffer gehabt; nur einmal habe ich mich ſchmählich blamirt. In meiner Erklärung vom zweiundzwanzigſten April 1870 ſchrieb ich: „Dieſes Syſtem (das des neunten Pius und der Jeſuiten), offiziell zum Prinzip erhoben, müßte wegen ſeiner inneren Unwahrheit den Organismus der katholiſchen Kirche auflöſen, und zwar in Anbetracht der Zeitumſtände in nicht langer Friſt.“ Man iſt eben immer ein ſchlechter Prophet, wenn man mit perſönlichen Wünſchen, Hoffnungen und Befürchtungen in die Ereigniſſe verwickelt iſt. Schon nach einem Jahre ſah ich meinen Irrthum ein. Daß der Fortſchritt der Wiſſenſchaft die Religion vernichten könne, hatte ich niemals geglaubt oder gefürchtet. Eine beethovenſche Symphonie kann man nicht widerlegen, ſchreibt Fr. A. Lange. Nun, eine Religion

auch nicht, denn sie ist eine Seelensymphonie. Sie entspringt aus den Bedürfnissen der Seele und befriedigt sie. Sie giebt dem geistigen Auge den Horizont, dessen es bedarf, um nicht durch Schweifen ins Grenzenlose krank zu werden, sie steckt den Strebungen ein Ziel und gewährt dem Gemüthe Trost. Wie könnte irgend ein wissenschaftlicher Fortschritt die Seele veranlassen, auf eins dieser Güter zu verzichten? Die Physik belehrt uns nur über Erscheinungen, über das Wesen der Dinge sagt sie nichts. Welche Metaphysik wir annehmen: Das hängt nicht von irgend einer physikalischen Erkenntniß, sondern von unserem Willen, unserem Geschmack und unserem Herzensbedürfniß ab, so weit es nicht durch Geburt und Erziehung für unser ganzes Leben entschieden ist. Die moderne Astronomie, Physik und Biologie, die in unseren Schulen gelehrt werden, beeinträchtigen den Glauben nicht im Mindesten. Dieser hängt so wenig von ihnen ab wie die Entscheidung unseres musikalischen Geschmackes für oder gegen Wagner. Wie die Kirche die Buchdruckerkunst benutzt, mit der man sie schon mehr als einmal vernichten zu können geglaubt hat, so benutzt sie alle technischen Errungenschaften, die wir dem Fortschritte der Naturwissenschaften verdanken. Der Katholik fährt heute mit Dampf oder Elektrizität zu seinen Versammlungen und Wallfahrtorten und die Kirche eines mexikanischen Nonnenklosters soll die elektrische Beleuchtung früher gehabt haben, als die Straßen unserer Hauptstädte sie bekamen. Also, daß das Heiligthum der Religion vom Fortschritte der Naturwissenschaften und von der Philosophie nichts zu fürchten habe, daran hatte ich niemals gezweifelt. Aber in jener Krisis bildete ich mir ein, der Widerspruch zwischen der ultramontanen Vorstellung von der Kirche und der geschichtlichen Wirklichkeit müsse die katholische Kirche auflösen. Als ob die Kirchgemeinden aus lauter Professoren der Kirchengeschichte bestünden! Für die ungeheure Mehrzahl der Katholiken — mit anderen Kirchen und Religionen verhält es sich eben so — ist der Widerspruch gar nicht vorhanden, er übt daher auch keine auflösende Wirkung aus. Selbst wenn man den Gläubigen auf den Widerspruch hinweist, macht Das keinen Eindruck, schon aus dem Grunde nicht, weil er weiß, daß die Gelehrten einander widersprechen und daß in der gelehrten Welt heute nicht mehr gilt, was gestern gegolten hat, daher auch morgen nicht mehr gelten wird, was heute gilt. Wäre er gleichgiltig gegen die Kirche, so würde er sich die Sache vielleicht überlegen; aber Das ist er nicht, weil die katholische Kirche — und darin ruht eben ihre Macht — die Bedürfnisse seines Herzens und Verstandes besser befriedigt und seine Phantasie angenehmer beschäftigt, als irgend eine andre Religion vermöchte. Dazu ist jede Religiongesellschaft eben eine Gesellschaft, ein Komplex geselliger, gemüthlicher, verwandtschaftlicher, wirthschaftlicher, politischer und juristischer Beziehungen, aus dem sich der Einzelne nicht ohne Erschütterung und Schädigung seiner Existenz losreißen kann, und von der ältesten, mächtigsten und bestorganisirten aller europäischen Religiongesellschaften gilt Das natürlich in noch höherem Grade als von den jüngeren und schwächeren. Daraus erklärt es sich, daß in Oesterreich, wo die national gesinnten Deutschen den Katholizismus aufs Grimmigste hassen und wo nicht einmal die Polizei eine Katholikenversammlung vor Insulten zu schützen vermag, die geplante Abfallbewegung dennoch nicht in Fluß kommt. Man schimpft und man zieht gegen Katholiken, die sich als solche bekennen, mit Knüppeln los; aber ausscheiden, zum Protestantismus übertreten —: nein, dazu kann man sich

nicht entschließen. Und die zahllosen Vereine und Genossenschaften, mit denen heute die katholische Kirche den verschiedensten Bedürfnissen entgegenkommt — sogar in Italien, was sehr viel sagen will! —, beweist die ungeschwächte Anpassungsfähigkeit und die jugendliche Triebkraft des alten Stammes. Hat ihm der preußische Staat in seiner Vollkraft mit einem Bismarck an der Spitze nichts anhaben können, wie sollten ihn da Professorenargumente ernstlich verwunden? Wer würde nicht darüber lachen, wenn Jemand von den gelehrten Beweisführungen der Frau von Suttner etwas für die deutsche Armee fürchten wollte? Die katholische Kirche aber ist älter, größer und wurzelt tiefer in den Bedürfnissen der Menschen als irgend ein moderner Staat mit seiner Armee.

Die deutsche Nationalkirche ist ein Traum gewesen und der deutsche Staat hat die Thatsache, daß reichlich ein Drittel seiner Angehörigen eine Provinz der römisch-katholischen Kirche bildet, einfach hinzunehmen. Die in buntem Farbenglanz prangende Blüthe des katholischen Verbindungwesens aber bürgt dafür, daß auch der Staat im engeren Sinne, die höhere Beamtenschaft, in Zukunft zu einem nicht unbeträchtlichen Theil aus Katholiken, und zwar aus „ultramontanen" Katholiken, bestehen wird. Für den Staat bedeutet Das keine Gefahr; schon Bismarck hat Das, nachdem er seinen Irrthum eingesehen hatte, öffentlich erklärt und dem Zentrum das Zeugniß ausgestellt, daß es zu den „Staat erhaltenden" Parteien gehöre. Wer das Gegentheil behauptet, möge uns doch einmal klar machen, wie er sich eine Gefährdung des Staates durch die Kirche denkt; er wird außer hohlen Redensarten nichts zu sagen wissen. Was ich selbst im Jahre 1870 im Streit gegen das Vatikanum angeführt habe, daß der Papst die Katholiken vom Unterthaneneide entbinden könne, war doch nur Phantasterei. Wenn der Papst diese Narrheit beginge, so würde er seine Frommen betrüben und den „Kladderadatsch" erfreuen, sonst aber keine Wirkung erzielen. Der Papst mag so mächtig sein, wie er will: so bald er seine eigenthümliche Machtsphäre überschreitet, ist er ohnmächtig, gerade so wie ein Bismarck, wie der Deutsche Kaiser und andere Machthaber.

Höchstens könnte man von einer indirekten Schädigung des Staates insofern sprechen, als der konfessionelle Zwiespalt vielleicht — gewiß ist Das durchaus nicht — das Nationalbewußtsein schwächt. Aber hätten wir etwa eine ungetheilte Volksseele, wenn es keine Katholiken gäbe? Ist nicht der Gegensatz zwischen Sozialisten und Kapitalisten, nicht blos der Gegensatz der Interessen, sondern auch der der Anschauungen, zehnmal schroffer als der zwischen Katholiken und Protestanten und stehen einander Atheisten und Christen nicht weit feindlicher gegenüber als gläubige Protestanten und Katholiken? Wo Diese einander noch hassen, da ist heute nicht mehr die Religion schuld, sondern nur noch die Konkurrenz; auf Konkurrenzneid läuft auch der Paritätstreit hinaus, der ein Streit zwischen Personen und Familien ist und den Staat nur insofern angeht, als ihm die unangenehme Aufgabe zufällt, den Streit schlichten zu müssen. Das Endergebniß unserer Betrachtungen lautet also: Nicht die Religion ist abgethan, wie fossile Fortschrittler sich eingebildet haben und sich vielleicht heute noch einbilden, sondern der Kulturkampf und Alles, was damit zusammenhängt, ist abgethan. Parlons d'autre chose! Wenden wir uns zu den wirklichen Aufgaben der Gegenwart!

Neisse. Karl Jentsch.

John Ruskin als Sozialreformer.

Im Bereich des Aesthetischen ist der Dilettant der Genießende. Er nimmt zwar an den Hervorbringungen der Kunst innerlich Antheil und führt in der Kritik das große Wort, aber sein Verhältniß zu den Hervorbringungen ist ein passives. Anders in der Politik. Die großen Persönlichkeiten, die man als „Träger" der geschichtlichen Bewegungen zu bezeichnen liebt, die Heldenspieler in dem anfang- und endlosen Drama der Geschichte sind Muster von Dilettantismus. Ihr Denken über das eigenste Gebiet ihrer Bethätigung ist aphoristisch und ihre Einheitgedanken, ihre höchsten Verallgemeinerungen sind lückenhaft und roh. Die Auffassung des gesammten sozialen Lebens als eines zusammenhängenden Problems, das sich mit Worten eindeutig umschreiben und mit kontrolirbaren Mitteln lösen läßt: diese Auffassung, die der Wissenschaft als Ideal vorschwebt und methodologisch jeder wissenschaftlichen Leistung zu Grunde liegt, findet man bei den Thatmenschen fast nie. Caesar, Cromwell, Napoleon, Bismarck, sie Alle zeigen das selbe Phänomen: ihr Wille ist eine Zeit lang stetig auf ein bestimmtes Ziel gerichtet und dieser stetigen Willensrichtung ist ihre ganze Gedankenarbeit ausschließlich unterthan. Alle diese Männer haben eine intensive Intuition vom Leben; und daraus entspringen ihre Ueberzeugungen, denen mit Argumenten gar nicht beizukommen ist. Im Gegensatz zu ihnen waren die großen Denker und Gelehrten in der Politik meist erfolglos, wenn nicht gar kläglich komische Figuren.

Wer sich den großen Einfluß zu erklären sucht, den John Ruskins sozialpolitische Schriften, Das heißt seine Sammlungen von Aphorismen über die Sozialreform, in den Ländern englischer Zunge gehabt haben, wird nothwendig auf Gedanken dieser Art geführt. Von Systematik ist bei ihm keine Spur. Wo man hingreift, klaffen Widersprüche: ja, hin und wieder begegnet man, ganz wie bei den Thatmenschen, einer ausgesprochenen Verachtung aller Elemente wissenschaftlich-systematischer Arbeit. Logik, gedankliche Architektonik und Grammatik werden fast als Feinde des Lebens behandelt, als die Mächte, die der angeborenen Farbe der Entschließung des Gedankens Bläße ankränkeln. Der Krebsschaden der Renaissance war nach Ruskin dieser logische Hang, die Systemwuth, wie er sagt; in der Kunst führe dieses Streben zu inhalts- und gemüthsleerer Virtuosität, in der Wissenschaft zur Scholastik und zu unfruchtbarer Tüftelei. Hierin verhält sich Ruskin eben so wie Carlyle, von dem er als Sozialreformer die entscheidenden Anregungen empfangen hat. Freilich: Carlyle macht öffentlich vor Kant, Fichte und Schelling seine Reverenz und acceptirt ihr Arbeitresultat, aber über ihre Arbeitmittel macht er sich in den Tagebüchern heimlich lustig. Aber Ueberzeugungen muß man haben, Auslegungen des Lebens, in die der ganze Mensch mit Kopf und Herz eingeht, und Gesinnungen muß man bethätigen: you must live up to them, wie der bezeichnende englische Ausdruck lautet. Beide, John Ruskin und Thomas Carlyle, sind als Schriftsteller der Sozialreform Dilettanten aus Prinzip, nicht aus Schwäche. Denn an natürlicher Denkkraft und Denkschärfe stehen sie hinter den Männern der strengsten Wissenschaftlichkeit keineswegs zurück. Ich bezweifle sehr, ob die Logikenmühle carlyleſcher Erfindung, John Stuart Mill, einer der wissenschaftlichsten Köpfe der Gelehrtengeschichte, so viel und so wirksam „Gesinnung" verbreitet hat wie Ruskin, Carlyle oder William Morris.

Ruskins Schriften sind darum geschichtliche Dokumente ersten Ranges. In den Handbüchern der Nationalökonomie fristet er zwar — meist nur in einer Anmerkung — ein kümmerliches Dasein, in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts lebt er aber als eine Centralgestalt und, so weit ein Schriftsteller Das sein kann, als eine Centralgewalt. Um die Größe seines Einflusses richtig zu bezeichnen, muß man schon auf Erscheinungen wie Voltaire und Rousseau zurückgreifen. Kein moderner Schriftsteller ernsten Charakters wird in England mehr gekauft und gelesen als Ruskin; seine Bücher dürften an Verbreitung selbst der Bibel und Shakespeare schwerlich viel nachgeben. In tausend offenen und verdeckten Kanälen, durch Fach- und Unterhaltungliteratur, Zeitungen, Flugschriften, Volksversammlungen, durch Vorträge von Pädagogen und Sozialreformern, endlich durch die Ruskingesellschaften fließen seine Gedanken, seine Witzworte, seine Aphorismen, seine Bilder der Masse zu; und in dem kaum entwirrbaren Knäuel von Vorstellungen, die sich — ähnlich wie theils neben-, theils gegenstrebige Luftschichten — im geistigen Leben der Gegenwart theils verbünden, theils bekämpfen, brechen sie überall hervor.

Dieser merkwürdige Mann — 1819 geboren und ein Schotte gleich Carlyle und Mill — stand bis zum Jahr 1860 der wirthschaftpolitischen Bewegung äußerlich ganz fern. Sein Arbeitgebiet war die Aesthetik. Als Kunstkritiker und Kunsthistoriker hatte er sich durch die „Modern painters“ und „Stones of Venice“ einen Ruhm begründet, der an sich schon für ein Menschenleben genügt hätte. Zwei der gangbarsten ästhetischen Begriffe, „Gothik“ und „Renaissance“, hatte er umgedeutet oder, wie heute der Ausdruck lautet, zu neuen Werthen umgeprägt. Mehr als Das: er hat sie in Kurs gebracht. Sie haben sich unter seinen Händen von ästhetischen Begriffen zu Kulturbegriffen erweitert. „Gothik“ bedeutet bei Ruskin nicht mehr eine besondere Weise der Kunstübung, sondern eine eigene Denk-, Fühl- und Wirthschaftweise; eben so „Renaissance“. Im Gegensatze zu fast allen anderen Künstlern und Kunstschriftstellern hat sich Ruskins Kulturideal durch die Beschäftigung mit dem Aesthetischen erweitert, statt verengt, und sich zum sozialpolitischen Ideal entwickelt. Die Schrift, die diese Wendung in Ruskins Leben bezeichnet, heißt: „Unto This Last“. Sie erschien zuerst in Essayform in dem von seinem Freunde Thackeray herausgegebenen „Cornhill-Magazine“, konnte aber nicht bis zu Ende veröffentlicht werden, weil die Abonnenten in entrüsteten Massenzuschriften mit Abfall drohten. Fast alle Tagesblätter erklärten sich gegen Ruskin und die sichtlich betretenen Autoritäten der „dismal science“ erhoben einstimmig den Vorwurf der Unzünftigkeit. Aber es war nicht möglich, die Schrift totzuschweigen, als sie bald danach, auf Ruskins eigene Gefahr und Kosten gedruckt, in Buchform erschien. Diese dilettantische Sozialwissenschaft, im Wesentlichen negativer Art — nämlich ein Angriff auf die manchesterliche Staats- und Wirthschaftauffassung —, erwies sich so wirksam, wie sonst nur der Dilettantismus in der Politik zu sein pflegt. Ich fasse Ruskins Leitsätze kurz zusammen:

Die klassische Oekonomie betrachtete die bestehende Organisation des Wirthschaftlebens ausschließlich als Mittel zu dem Zweck, Tauschwerthe zu produziren. Die Voraussetzung für diese Auffassung war die Fiktion vom ökonomischen Menschen. Das ökonomische Problem isolirt die selbstsüchtigen Kräfte und betrachtet die sozialen Affekte als zufällige Elemente der menschlichen Natur; nur Geiz und der Wunsch, vorwärtszukommen, sind stetig. Man eliminire nun die nicht stetigen

Elemente und prüfe, nach welchen Geſetzen der Arbeit, des Kaufs und Verkaufs die größte Anhäufung von Kapital zu erhalten iſt. Sind dieſe Geſetze einmal beſtimmt, dann mag das Individuum von „affektiven“ Elementen ſo viele, wie es will, zur Geltung bringen, es mag ſich dann auch ſelber ausrechnen, in welchem Maße durch die Einführung dieſer „ſtörenden“ Elemente der Intereſſenkalkul verſchoben wird. Daß dieſe mancheſterliche — oder beſſer: waarentechniſche — Auffaſſung des Wirthſchaftlebens im Hinblick auf den üblichen Betrieb von Induſtrie und Manufaktur, von Handel und Gewerbe zum großen Theil richtig iſt, wird man kaum beſtreiten können. Menſchlichkeitregungen haben im Konkurrenzſyſtem neben der Profitwuth keinen Platz. Es fragt ſich nur, ob die beſtehenden Auslauſchgeſetze ewigen Charakter behalten ſollen, ob die menſchliche Geſellſchaft die Kontrole über die ſogenannten natürlichen, alſo dem Willenseinfluß entrückten Marktgeſetze für ewig aus Händen gegeben habe, kurz: ob die waarentechniſche Produktion wirklich die Geltung eines unabänderlichen Naturgeſetzes behalten ſoll und behalten kann. Ruskin leugnete Das. Er leugnete ſogar, trotz ſeinem Peſſimismus in Bezug auf die Wirkungen des Kapitalismus (Anarchie in der Produktion, Demoraliſirung der Arbeiter durch die Art der Arbeit an ſich und durch das entwürdigende Verhältniß zwiſchen ihnen und den Arbeitgebern), daß die mechaniſtiſche Staatsformel ſelbſt zur Zeit der höchſten Blüthe des Mancheſterthumes alle im Wirthſchaftlichen thätigen Kräfte berückſichtigt habe. Alle Wohlfahrteinrichtungen, alle Reformen der Armengeſetzgebung, die in der ſozialen Geſetzgebung Englands während der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einen ſo breiten Raum einnehmen, ja, alle berühmten Parlamentsausſchüſſe zur Unterſuchung der Arbeiterverhältniſſe, die ganze Fabrikgeſetzgebung ſprechen ihm dagegen. Sie bedeuten eine Verletzung der Lehre vom ökonomiſchen Menſchen, ſie bedeuten eine Verletzung der vorausgeſetzten abſoluten wirthſchaftlichen Freiheit, wie denn den engliſchen Arbeitern ja ſogar die Freiheit, von ihren individuellen Kräften zu Koalitionzwecken Gebrauch zu machen, lange Jahre hindurch verſagt worden war. Sie bedeuten endlich und ganz beſonders einen Eingriff in die Beziehungen zwiſchen Arbeiter und Arbeitgeber. Und gerade dieſes Verhältniß zwiſchen Arbeitgeber und Arbeitnehmer war für Ruskin das Ur- und Grundproblem der Nationalökonomie. Jeder Strike zeige, wie die wirthſchaftenden Menſchen die Thatſachen des Lebens aufgefaßt ſehen wollen, er iſt ein Proteſt gegen den von der „Wiſſenſchaft“ proklamirten Waarencharakter der menſchlichen Arbeit, eine Auflehnung gegen die Marktgeſetze. Die „ſtörenden affektiven Elemente“, die die auf die Fiktion vom ökonomiſchen Menſchen aufgebaute Wiſſenſchaft bei Seite geſetzt hat, melden ſich da ſehr nachdrücklich zum Wort. Ein der Wiſſenſchaft ganz fremder Begriff, die Gerechtigkeit, miſcht ſich plötzlich in den mathematiſchen Intereſſenkalkul. Der Arbeiter will, daß die „Waare“ Arbeit unabhängig ſei von der Nachfrage; er will Stetigkeit der Beſchäftigung und Löhnung nach einem ſeinen Kulturbedürfniſſen, nicht dem minimum-standard of life, entſprechenden Maßſtab. Es liegt aber — immer nach Ruskin — nicht in der Natur der Wiſſenſchaft irgend welcher Art, den Einklang ſo widerſprechender Anſprüche und Intereſſen herbeizuführen. Wiſſenſchaft und Leben ſtehen demnach im Gegenſatz: die Nationalökonomie iſt eine Baſtardwiſſenſchaft, eine Afterwiſſenſchaft vom Range der Aſtrologie.

Dieſen Gegenſatz zwiſchen Wiſſenſchaft und Leben ſtellt Ruskin feſt, ohne ihn aufzuklären oder zu ſehen, worauf er beruht. Setzen wir einen Augenblick voraus, daß die Analyſe geſellſchaftlicher Thatſachen in einem gegebenen Moment vollſtändig ſein könnte, daß ſich, um mit Marx zu reden, das Materielle der Wirklichkeit in das Ideelle des Menſchenkopfes um- und überſetzen ließe: ſo bleibt doch unter den Händen des Forſchers das Objekt der Unterſuchung, das Leben, nicht mehr das ſelbe. Vom rein Ideellen, dem Ideologiſchen, abgeſehen, ändern ſich die Bedürfniſſe und die rein materiellen Bedingungen ihrer Befriedigung gleichzeitig durch Entdeckungen und Erfindungen; die Produktionstechnik, die Beſitzverhältniſſe verſchieben ſich, neue Intereſſenkriſtalliſationen ſchießen auf, ihr Antheil an der politiſchen Macht ändert ſich u. ſ. w. Die wiſſenſchaftlichen Begriffe, mit denen wir die Wirklichkeit zu faſſen ſuchen, ſind außer den allgemeinſten Formalbegriffen des Denkprozeſſes ſelbſt in ſteter Wandlung; und der Fehler eigenſinniger Forſcher beſteht darin, mit alten, unmodifizirten Begriffen eine neue Welt erklären zu wollen. Darin lag auch das Verhängniß der ſogenannten klaſſiſchen Nationalökonomen, ſo weit ſie Forſcher — nicht Intereſſenten — waren, obgleich ſie an Schärfe und Vollſtändigkeit der Analyſe geſellſchaftlicher Thatſachen in der Geſchichte der Geiſteswiſſenſchaften kaum Ihresgleichen haben. Unter den Händen der Intereſſenten verwandelte ſich ihre Lehre in eine Klaſſenkampfdoktrin und dieſe ideologiſche Verhüllung der Selbſtſucht heißt Manchеſterthum.

Ruskin ließ ſich durch keine Verhüllung über die wahre Natur der an ſich ſchon nie vollſtändig richtigen und überdies auch durch das Intereſſe gefälſchten Sozialwiſſenſchaft täuſchen. Er hebt hervor, daß in der modernen Geſellſchaft der induſtrielle und kommerzielle Typus den kriegeriſchen zwar überwunden, daß aber die induſtrielle Geſellſchaftsform die früheren, weſentlich aus der Feudalzeit ſtammenden Maßſtäbe der ſozialen Schätzung doch nicht ganz zu verdrängen vermocht habe. Woher kommt es, fragt er, daß der Soldatenſtand noch heute geachteter iſt als jeder andere Stand, daß die Vertreter der liberalen Berufsarten, der Arzt, der Lehrer, der Juriſt, der Seelſorger in der allgemeinen Schätzung höher ſtehen als der Händler? Er antwortet: Weil ſie Alle eine Ehre haben, die ihnen verbietet, über einen gewiſſen Punkt hinaus der Selbſtſucht zu fröhnen. Der Soldat ſtirbt eher, als daß er ſeinen Poſten verläßt, der Arzt giebt ſeine Geſundheit eher preis, als daß er dem mit einer anſteckenden Krankheit Behafteten ſeine Hilfe verſagt. Gemeinere Motive mögen auch den Soldaten, den Arzt, den Juriſten zu ſeinem Beruf geführt haben, aber ſie Alle ordnen doch bei Gelegenheit ihr perſönliches Intereſſe dem der Allgemeinheit unter, — und Das adelt ſie. Das Grundprinzip des Händlers ſetzt aber voraus, daß er in Allem, was er thut, nur einen Zweck verfolgt: möglichſt viel für ſich zu erbeuten, möglichſt wenig dem Käufer oder Kunden übrig zu laſſen; und man hält es für unmöglich, daß er ſich eine Gelegenheit dazu entſchlüpfen laſſe. Die ſoziale Motivirung des Verhaltens iſt alſo für die Schätzung des Menſchen ſelbſt in unſeren Händlerſtaaten weſentlich. Sie iſt, wie die Forderung der Gerechtigkeit in den Wirthſchaftverhältniſſen, für Carlyle, Ruskin und ähnliche Denker ein letztes, nicht weiter zu erklärendes, der Analyſe unzugängliches, kurz: irrationelles Element des geſchichtlichen Lebens. Nicht, was davon in Zahlen ſich umſetzen, ſondern, was im und vom Leben durch die Zahl ſich nicht faſſen läßt — der Bruch —, iſt das Weſentliche.

„Es liegt Dir kein Geheimniß in der Zahl,
Allein ein großes in den Brüchen."

Ich habe bisher aus Ruskins sozialpolitischen Ansichten Dreierlei hervorgehoben: die dilettantische Form, die Kritik des Konkurrenzsystemes und, als Konstruktionprinzip für die zukünftige Gesellschaft, die Gerechtigkeit. Die Kritik findet sich in fast allen seinen Schriften: in „Unto This Last", in „Munera Pulveris", einem Werk von unbeschreiblichem Glanz der Darstellung, in „Fors Clavigera", einer bändereichen Sammlung von Laienpredigten an die englischen Arbeiter, und in „Time and Tide", Ruskins Utopie. Alle behandeln sozialpolitische Fragen kasuistisch, von Fall zu Fall, unter Bevorzugung gewisser Lieblingsthemata, die rhetorisch und pathetisch ausgiebig sind: so der „entwürdigenden" Maschinenarbeit, der Knechtung des Menschen durch die Maschine, der Uebersozialisirung der Arbeit, der Verunstaltung von Land und Stadt durch die Ausbreitung der Maschinenindustrie; der Mechanisirung des ganzen sozialen Lebens durch Uebertragung der Methoden des Konkurrenzsystemes auf Künste und Wissenschaft, auf Literatur und Politik; der Auflösung aller moralisch wohlthätigen Organisationsformen der Arbeit. In immer neuen Ansätzen giebt er eine Schilderung der Entwickelung des menschlichen Gemeinwesens von der früheren sogenannten organischen Form der Gesellschaft bis zur heutigen künstlich-individuellen Form der Gemeinschaft, ähnlich wie Carlyle. Die Gesellschaft geht nach Beiden ihren pathologischen Gang (Tönnies). Dafür aber machte, im Gegensatz zu Marx und den positivistischen Denkern, Carlyle nicht die materiellen Umstände verantwortlich, sondern das Schwinden idealistischer Denk- und Glaubensformen, denen er gegen die materiellen Bedingungen der Gesellschaft ein selbständiges Eigenleben zuerkannte. Er giebt der Gesellschaft einen ideologischen Unterbau. Ruskin steht zwischen Marx und Carlyle. Er scheint Carlyles Ansichten zu theilen, wenn er, um die Autorität in der Gesellschaft zu stützen, starke Anleihen bei einem sentimentalen Theismus macht; den Verfall der Gesellschaft in Anarchie begründet er aber durch ökonomische Ursachen, besonders den Mißbrauch der Regirungsgewalt durch die herrschenden Klassen. Seine Werththeorie hat einen marxistischen Anstrich; er führt in originellen Wendungen den Werth des Produktes auf die Arbeitzeit, die in ihm steckt, zurück; die Kapitalbildung und die Kapitalansammlung in einzelnen Händen wird durch Okkupation und sonstige Gewaltfaktoren erklärt. Ruskin behauptet, der soziale Nutzen des Reichthumes hänge von seinem Ursprung ab, und da er deutlich sagt, daß keines Menschen Hände ein großes Kapital ehrlich zu erarbeiten, sondern nur mittels sinnreicher Methoden die Arbeit Anderer auszubeuten vermögen (discovery of some method of taxing the labour of others), so kann man sich denken, wie hoch er den sozialen Nutzen des Reichthumes anschlägt. Er verwirft Zins und Grundrente: Kapitalisten und Grundeigenthümer sollen für ihre Ueberwachung entschädigt werden, aber weder Kapital noch Land zinsbar machen dürfen. Er verkündet ferner das Recht auf Arbeit für jeden Arbeitwilligen. Alle diese Anschauungen scheinen folgerecht ins Sozialdemokratische einmünden zu müssen. „Das Volk", ruft er er einmal aus, „hat angefangen, die besondere Form seiner früheren Mißregirung zu verstehen; es hat angefangen, zu argwöhnen, daß seine Herren es alle Arbeit haben thun lassen, selber aber allen Lohn für sich einstreichen; mit

anderen Worten, daß, was sie ‚regiren' heißen, nichts Anderes war, als sich vornehm kleiden und auf seine — des Volkes — Kosten gut nähren. Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß das Volk in diesem Punkte Recht hat. Die europäische Gesellschaft bestand während der tausendjährigen Feudalzeit aus Bauern, die davon lebten, zu pflügen und zu graben (digging), aus Priestern, die bettelten, und aus Rittern, die raubten. Da die aufgeklärte öffentliche Meinung (luminous public mind) zur völligen Kenntniß dieser Thatsachen gelangt ist, so wird sie eine solche Ordnung der Dinge nicht länger dulden." Im neunundachtzigsten Briefe von „Fors Clavigera" erklärt er ferner, die natürliche Folge dieser Sachlage sei der Uebergang der — politischen — Macht von den oberen Klassen auf die Arbeiterklasse. Dazu stimmen drei seiner Reformvorschläge: die Festsetzung einer Maximalgrenze für industrielles und kommerzielles Einkommen, eine ähnliche Beschränkung des Landbesitzes und die sorgfältig durchdachte Forderung, die Bildung — allgemeine wie technische — zu verallgemeinern. Das sind Vorschläge, die auf ökonomische Gleichheit abzielen.

Danach scheint es fast unverständlich, wie Ruskin sich den demokratischen und sozialistischen Bewegungen seiner Zeit ausgesprochen feindlich gegenüberstellen konnte. Im Lichte dieser Ablehnung besonders aller politischen Gleichheit- und Freiheitbestrebungen (schon in „Unto This Last", 1860) sind die angeführten Aeußerungen als Konzessionen aufzufassen, entstanden aus dem Unmuth über den Mangel an Einsicht und Gerechtigkeitgefühl in den herrschenden Klassen, die er trotz Alledem für berufen hält, den Staat politisch zu leiten. Ruskin ist ein geschworener Feind der Demokratie. Er nennt sich emphatisch einen „Illiberal". Er spricht, wie Carlyle, verächtlich vom Parlament als von einer Schwatzbude (talking-shop) und warnt die arbeitenden Klassen, der Reformthätigkeit der Volksvertretung zu trauen. Jede durch ökonomische und geschichtliche Erwägungen veranlaßte Regung nach Gleichheit wird bei ihm wieder durch die tiefwurzelnde Ueberzeugung von der Unfähigkeit des Volkes, sich selbst zu helfen, aufgehoben. Eine durch Erziehung genährte Unzufriedenheit scheint ihm als wirksamer Faktor des Fortschrittes doch nicht stark genug; er hat sie offenbar nur als Schreckmittel für die herrschenden Klassen benutzt, um ihr „Gerechtigkeitgefühl" aufzurütteln. So schwebt dieses Gerechtigkeitgefühl, zuerst hingestellt als Produkt ökonomischer Nothwendigkeiten, doch wieder in der Luft; es ist abstrakt. Es giebt für Ruskin eine natürliche Sklaverei, nämlich die Unterwerfung unter einen überlegenen Willen, sie ist „eine eingeborene, natürliche, ewige Erbschaft des größeren Theiles der menschlichen Rasse; je mehr freien Willen man ihr läßt, desto mehr Sklaverei wird sie selbst für sich schaffen". Alles Heil, alle Reform ist darum von der moralischen Besserung der herrschenden Volksschichten zu erwarten, ihr guter Wille und ihre Intelligenz wird die Grundbesitzer zu Patriarchen, die Industriellen zu „Kapitänen der Industrie" — nach Carlyle — machen; nur vor einer solchen Reform der Gesinnungen kann der Händlergeist schwinden und nur durch sie wird die bestehende gesellschaftliche Hierarchie auch moralisch gerechtfertigt sein. Von dem Emporsteigen der geistig Minderwerthigen (inferiors) ist am Ende doch nichts zu fürchten, und zwar in Folge der „gesunden Unfähigkeit des Durchschnittes für geistige Arbeit". Der von Nietzsche so sehr glorifizirte „Instinkthaß" gegen geistiges Mittelgut regte sich auch in Ruskin und vertrug sich, sonderbar genug, mit seiner stark moralistischen Weltanschauung und ihren Forderungen vielfach abstrakter Gerechtigkeit.

Es hat ſich gezeigt, daß die Logik in Ruskins ſozialpolitiſchen Anſchauungen Schiffbruch leidet. Aber er iſt kein Mann der Logik, ſondern der Ueberzeugungen, die weſentlich durch perſönliche Eindrücke und durch Gefühlsreaktionen auf die Umwelt beſtimmt und leidenſchaftlich verfochten werden. Das iſt das Temperament aller Utopiſten. Mit der Feder in der Hand ſchaffen ſie Wolkenkukuksheime in Buchform, ſchön wie Kunſtwerke und wahr wie Träume. In dieſe Klaſſe ſozialpolitiſcher Träume von höchſtem Kunſtwerth und von größtem Einfluß auf die Phantaſie und die ſittlichen Antriebe der Leſer gehören Ruskins „Time and Tide“, „On The Old Road“, „Munera Pulveris“, „Fors Clavigera“, „Unto This Last“, überhaupt faſt alle Schriften aus der Zeit nach 1860. Wagen ſich aber Charaktere, wie er, auf das praktiſche Gebiet, ſo giebt es eben ſelten Anderes als Totgeburten.

Nur, wo ſich Ruskin auf ganz nahe Liegendes beſchränkte, war er nicht erfolglos. Er hatte vom Vater ein großes Vermögen (etwa zweihunderttauſend Pfund Sterling) geerbt, das er ſeit 1860 im Sinne eines „public trust“, d. h. als öffentliches Geld, betrachtete und verwaltete. Er begann damit, menſchliche Arbeit zur Bedienung und Bewirthſchaftung auf ſeinen Landhäuſern nicht nach ihrem Marktpreis, ſondern nach ihrem Nutzwerth zu kaufen, ausgedrückt in der Summe von Nutz- und Luxusgütern, die er für ſie im Einzelfall als entſprechend erachtete. Auf ähnliche Weiſe erſtand und verkaufte er Bilder. Der Maßſtab war der ſubjektive der fairness. Das waren die Anfänge ſeiner Sozialpolitik. 1864 wurde er Eigenthümer von Arbeiterwohnungen in Marylebone und anderen Theilen Londons und die bekannte Miß Octavia Hill half ihm ſie verwalten. Dieſe unbeſchreiblichen Spelunken wurden zuerſt in einen menſchenwürdigen Zuſtand gebracht, dann vermiethet. Der Erfolg war der, daß die Arbeiter beſſer und billiger wohnten als vorher und das Kapital zu fünf Prozent verzinſt wurde. Später verkaufte er den Beſitz mit einigen tauſend Pfund Gewinn an Fräulein Hill. Obgleich er theoretiſch Zins und Grundrente verwarf, ſchloß er alſo in der Praxis ein Kompromiß. Trotz dieſen Erfolgen war er im Jahr 1877 mit ſeinem Vermögen fertig; ſeine Großmuth in Geldſachen kannte keine Grenzen. Im Jahr 1872 begann er, ſeine eigenen Werke zu drucken und zu verlegen. Ruskin gab das Geld und ſeinen Rath her; das Geſchäft ſelbſt aber ruhte in den Händen ſeines Schülers, des Kupferſtechers George Allen, der ihm noch heute vorſteht. Gründliche, künſtleriſch ſchöne und ehrliche Arbeit war das leitende Prinzip; und getreu ſeiner Abneigung gegen die Maſchine bevorzugte er vielfach mit der Hand gefertigtes Papier. Gedruckt wurde in Werkſtätten, in denen für die Geſundheit wie den Komfort der Arbeiter das Möglichſte geleiſtet wurde. Der Verlag und die Werkſtätten zur Herſtellung der Kunſtbeilagen befanden ſich in Orpington, Kent. Vermieden wurden jede Art von Reklame, Zeitungankündigungen und das ſonſtige Geklapper des Handels. Ja, ſeine Feindſchaft gegen den Konkurrenzmechanismus ging ſo weit, daß er Jahre lang ſich nicht einmal der Vermittelung der Sortimenter bediente. Es gab alſo keinen Rabatt, keinen Kredit und der Band koſtete in Folge der bei der Herſtellung beobachteten künſtleriſchen und ſozialreformatoriſchen Prinzipien ungebunden 13 Shilling, illuſtrirt 22 Shilling 6 Pence, ſo daß das Publikum auf die Kreiſe der Bücherliebhaber beſchränkt blieb. Um die unteren und mittleren Schichten zu gewinnen, zu denen Ruskin hinſtrebte, blieb ſchließlich aber doch nichts übrig als ein Kompromiß mit den

Geſchäftsüberlieferungen. Sortimenter, Kredite, Ankündigungen wurden wieder zugelaſſen; und ſeitdem iſt der Abſatz der Werke ungeheuer groß, ſo groß, daß Ruskin jährlich an Schriftſtellerhonoror zwiſchen vier- und fünftauſend Pfund beziehen konnte.

Das bedeutendſte praktiſche Unternehmen Ruskins aber iſt die Gründung der Sankt Georgs-Gilde (eigentlich Sankt Georgs-Geſellſchaft). Das Motiv der Gründung war negativ Ruskins Haß gegen die großen Induſtrieſtädte, dieſe Brutſtätten des Ungeſchmackes, mit ihrer durch die abſcheulichſten Formen des Kampfes ums Daſein vergifteten Atmoſphäre, poſitiv war es die Ueberzeugung, daß die Landwirthſchaft — in deren Betrieb Maſchinen verpönt ſein ſollten — die Baſis des nationalen Lebens ſei. Die Geſellſchaft ſollte ein Muſter der in „Time and Tide“ beſchriebenen idealen Geſellſchaft ſein. Aber erſt lange, nachdem die „Konfeſſion“ der anzuwerbenden Mitglieder veröffentlicht worden war, konnte der Anfang gemacht werden, denn nur ſehr ſpärlich liefen Beiträge ein: während der vier Jahre von 1870 bis 1874 im Ganzen 370 Pfund Sterling 7 Shilling von vierundzwanzig Perſonen, darunter ſieben Jahresſubſkribenten. Ruskin ſelbſt ſteckte etwa 77 000 Mark in das Unternehmen. „Wäre ich ein Schwindler geweſen,“ ſchrieb er in hellem Zorn, „das britiſche Publikum hätte mir mit Vergnügen 200 000 Pfund Sterling ſtatt 7 200 gegeben.“ Endlich gab er, um aus dem Stadium der literariſchen Vorbereitung herauszutreten, 1877 einem kleinen Kreiſe erklärter Kommuniſten, die aber außerhalb der Gilde blieben (wegen des Glaubensbekenntniſſes, das unter Anderem Gehorſam gegen die überlieferte Verfaſſung und die beſtehenden Behörden vorſchrieb) 2287 Pfund Sterling zum Ankauf einer Farm von ungefähr 14 Acres Land vor den Thoren Sheffields (Abbeydale b. Dore), unter der Bedingung, das vorgeſchoſſene Kapital in ſieben Jahren zinsfrei in Raten zurückzuzahlen, worauf ſie Eigenthümer der Farm werden ſollten. Das Experiment ſcheiterte aber kläglich. Die Kommuniſten hatten weder die geringſten landwirthſchaftlichen Kenntniſſe noch Kapital zur Bewirthſchaftung. Bald gaben ſie den Verſuch auf und die Sankt Georgs-Gilde blieb glückliche Beſitzerin der Farm. Auch mehrere Landſchenkungen vermochten den Mangel an Betheiligung weiterer Kreiſe nicht zu erſetzen. Günſtiger entwickelte ſich das Muſeum im Heeley Park (Sheffield), deſſen Neuanſchaffungen aus den Mitteln der Gilde beſtritten wurden, während für Behauſung und Unterhaltung der Kunſtſammlungen die Stadt Sheffield ſorgt. Ausgeſchloſſen ſind Kurioſitäten und Gegenſtände, die der Form nach unſchön oder nach ihrem Inhalt unſittlich ſind. Das Ganze iſt ſo zu ſagen eine Illuſtration der ruskinſchen Bücher, vornehmlich der äſthetiſchen. Beſondere Beachtung iſt dem Kunſthandwerk gewidmet, dem Buchdruck und dem Buchſchmuck. Fruchtbar ſcheinen auch Ruskins Bemühungen für verſchiedene ausſterbende Hausinduſtrien geweſen zu ſein. Den Anſtoß dazu gab der hoffnungloſe Kampf, den die Handweber auf der Inſel Man gegen die allmächtige Maſchineninduſtrie führten. Ruskin ließ in Laxey eine Waſſermühle bauen; und die Pächter der Umgegend brachten ihre Wolle dahin und erhielten dafür im Austauſch Garn und fertige Stoffe, ganz wie in alter Zeit. Die Laxeyſtoffe fanden große Verbreitung und es zeigte ſich, daß es möglich ſei, echte, ſchön gemuſterte, dauerhafte Stoffe durch Handarbeiter unter menſchenwürdigen gefunden Arbeitbedingungen herzuſtellen und zu vertreiben, trotz der Maſchinenkonkurrenz.

Wie denkt ſich nun Ruskin die zukünftige ſoziale Ordnung? Bei aller Roſſen-

verbeſſerung durch die Verallgemeinerung und Hebung der Erziehung, für die er eingehende Vorſchläge macht, glaubt er an „unbeſiegbare Verſchiedenheiten“ in dem Zeug (clay) der menſchlichen Einzelweſen, ja, an dauernde Klaſſenverſchiedenheiten: ſo zu ſagen an die Stabilität der menſchlichen Arten. Durch Vererbung und natürliche Aſſoziationen werden alſo die Kinder ungelernter Arbeiter wieder am Beſten für rohe, körperliche und mechaniſche Arbeit ſich eignen, die Kinder der gelernten Arbeiter, der Handwerker und Mechaniker, für die geſchulten, mehr künſtleriſchen körperlichen Verrichtungen, — und ſo hinauf bis in die höchſten Berufe, die, jeder durch beſtimmte Klaſſen und Kaſten, monopoliſirt bleiben. Der Uebergang von der einen Klaſſe zur anderen, die ſtetige Erneuerung des Menſchenmateriales in ihnen ſieht Ruskin als ein bloßes Element der Unruhe, als eine Gefahr für den Beſtand der ſozialen Ordnung an. Er glaubt feſt, daß es Perſonen gebe, die für die gemeinen, aber geſellſchaftlich nothwendigen Arbeiten (mining, stoking, forging) geboren ſind, — für Arbeiten alſo, die Den, der ſie verrichtet, zum Sklaven oder Hörigen machen. Es werden täglich Kinder geboren, die „Kandidaten für die Degradation zu gemeiner, körperlicher Arbeit liefern (furnish candidates for degradation to common mechanical business)“. Dieſer Standpunkt wird nur durch die Bemerkung gemildert, daß in allen höher organiſirten Staaten die gemeinen und mechaniſchen Verrichtungen faſt als ſchimpfliche betrachtet werden und mit dem Makel einer Strafe behaftet ſind (take tho aspect either of punishment or probation); darum ſollten ſie den Verbrechern übertragen werden. Die ſonſtigen nothwendigen, aber untergeordneten Arbeiten, beſonders in Fabriken, ſeien, ſo lange harmoniſche, auf Ehrfurcht beruhende Beziehungen in der Geſellſchaft beſtehen, das Loos Derer, die zeitweilig zu nichts Anderem fähig ſind. Viele Handarbeiten hingegen (mit Ausſchluß der mechaniſchen) — und zwar beſonders die landwirthſchaftlichen — müßten den oberen Klaſſen zufallen, um das Gleichgewicht zwiſchen Körper und Geiſt bei ihnen wiederherzuſtellen. Für das höhere Handwerk wünſcht Ruskin die Wiederbelebung der mittelalterlichen Gilden; und was den Grund und Boden angeht, ſo iſt er für eine Nationaliſirung unter Staatskontrole der Pächter. Die großen alten Familien der lokalen Magnaten ſollen als bezahlte Beamte in ihrem Beſitz bleiben und eine Art idylliſchen Oberlehnrechtes genießen. „Lebende Tempel geheiligter Tradition“ und „die edelſte monumentale Architektur des Königreiches“ nennt er dieſe Familien ihrer Beſtimmung nach. Auch die politiſchen und militäriſchen Aemter, die gelehrten und künſtleriſchen Berufsarten, die Leitung von Induſtrie und Handel werden in den Händen der jetzigen Inhaber gelaſſen; freilich werden Dieſe dann zu Beamten, die der Staat beſoldet.

Dilettantiſch iſt dieſe Sozialphiloſophie, daran iſt nicht zu zweifeln. Trotzdem ihr Erfolg! Wollte man Dem gegenüber auf die Widerſprüche hinweiſen, in denen ſich Ruskins Denken bewegt, ſo bliebe ſein Einfluß thatſächlich unerklärt; ähnlich wie eine Kritik Rouſſeaus nach rein logiſchen Maßſtäben den nachweislichen Einfluß ſeiner Schriften unerklärt ließe. Worauf beruht aber nun ſchließlich die Wirkung ſolcher Geiſter? Ich habe es ſchon angedeutet: auf dem emotionellen Charakter ihrer Schriften. Was Ruskin betrifft, ſo hat er insbeſondere gewirkt durch die Wucht ſeiner Empörung gegen die Händlerkultur als letztes Wort der Entwickelung. Er hat gewirkt durch die Energie, mit der er gegen eine Welt von Widerſtänden die Organiſation der Arbeit verlangte,

die Zeit und Umständen angepaßt war, den Zeitgenossen aber um ihrer Neuheit willen paradox erschien. Er hat gewirkt durch die Schärfe, mit der er auf die natürlichen Ursachen aller gesellschaftlichen Differenzirung hinwies und, ähnlich wie John Stuart Mill, die Schranken zeigte, über die hinaus das Anrecht von Staat und Gemeinde an das Individuum aufhört, berechtigt und nützlich zu sein. Er hat, obgleich er mehr als jeder andere englische Schriftsteller den sozialen Sinn seiner Nation aufgerüttelt hat, vor Allem sich vor einer Einseitigkeit bewahrt, der die meisten Sozialreformer anheimfallen: vor der Einseitigkeit, die soziale Frage losgelöst von allen anderen Kulturfragen zu betrachten. Er kehrt sie um und um, er stellt ihre ästhetischen, ethischen, pädagogischen Seiten ins Licht, er bringt, selbst Gut und Blut aufs Spiel setzend, auf eine Gesammtbetrachtung und Gesammtlösung, er interessirt an ihr alle Klassen und Stände, er erweckt sie zu sozialem Fühlen und Denken und erhebt sich schließlich, alles Detail weit hinter und unter sich lassend, zu einer alles Vergängliche und Nichtige des Tageskampfes verklärenden Ewigkeitbetrachtung. Wenn man sein gesammtes Wirken in Wort und That überschaut, ists wie auf einem hohen Aussichtpunkt, von dem aus man tief unten Gewitter sich entladen sieht: aber der Himmel darüber bleibt ewig heiter und unbewölkt. Wer wollte einem solchen Manne zürnen, weil er in den bitteren Fehden und Diskussionen, die die soziale Frage entfesselt hat, das Recht der Poesie vertreten hat? Wir bedürfen ihrer nur zu sehr, um nicht jede Hoffnung zu verlieren. Ein ABC-Buch für den Parteidrill sind Ruskins Schriften freilich nicht.

Dr. Samuel Saenger.

Selbstanzeigen.

Spinoza und Schopenhauer. Eine kritisch-historische Untersuchung, mit Berücksichtigung des unedirten schopenhauerischen Nachlasses. R. Gärtners Verlagsbuchhandlung, Berlin 1899, Preis 3 Mark.

Schopenhauer war stets geneigt, in Abrede zu stellen, daß seine Philosophie außer durch Plato und Kant durch Vorgänger beeinflußt sei. Von Plato habe er die Ideenlehre zur Begründung seiner Lehre von der ästhetischen kontemplativen Erkenntniß und von Kant die Lehre von der Subjektivität von Raum und Zeit angenommen. Und doch ist sein System auch von den Gedanken Spinazas nicht unwesentlich beeinflußt worden. Schopenhauer ergeht sich wiederholt in Ausdrücken der Bewunderung und grenzenlosen Hochachtung für die Persönlichkeit Spinozas, behandelt aber im Allgemeinen seine Philosophie — mit Unrecht — geringschätzig. Ich habe mir die Aufgabe gestellt, die Urtheile Schopenhauers über die spinozistische Philosophie einer Kritik zu unterwerfen und an der Hand der ersten — zum Theil leider bis heute noch nicht veröffentlichten — Aufzeichnungen aus Schopenhauers Jugendjahren den Einfluß Spinozas auf Schopenhauer genetisch festzustellen. Es handelt sich um einen Einblick in die Entwickelungphasen der schopenhauerischen Philosophie und ich komme dabei zu Resultaten, die Schopenhauer selbst allerdings nicht anerkannt haben würde.

Dr. Samuel Rappaport.

Goethes Jugendfreund Friedrich Maximilian Klinger. Verlag von Reinhold Mahlau, Frankfurt a. M.

Bei Gelegenheit der Goethefeier glaubte ich an den einst so berühmten, jetzt der Nation im Ganzen unbekannt gewordenen bedeutendsten Jugendfreund unseres Dichterfürsten erinnern zu sollen. Ich bemühte mich daher, in gedrängter Kürze ein möglichst treues Bild des eigenthümlichen, festen, edlen Charakters und des merkwürdigen Lebensganges dieses hochbegabten Mannes zu geben, der, aus niederem Stand, in Rußland zu hohen Würden emporstieg. Hierbei konnte ich mich auf die tiefgehenden, äußerst sorgfältigen Forschungen Max Riegers, des Großneffen Klingers, stützen, die ungemein viel bis dahin Unbekanntes zu Tage förderten. Der Würdigung seiner Werke, die von Männern wie dem Grafen Schack und dem großen Historiker Schlosser hochgehalten wurden, glaubte ich am Besten durch Wiedergabe einiger charakteristischer Stellen zu dienen.

Frankfurt a. M. Dr. Emil Neubürger.

Ziehens Kaufmännische Realleſebücher. Deutscher, englischer, französischer, italienischer, spanischer Theil. Frankfurt a. M. Karl Jügels Verlag (M. Abendroth) 1899.

Kann und darf der Schulunterricht, ohne sein ideales Ziel der allgemeinen wissenschaftlichen Ausbildung zu vernachlässigen, auf den späteren Beruf des Schülers in weiterem Umfange Rücksicht nehmen? Zur praktischen Beantwortung dieser Frage, deren Berechtigung übrigens in mancher Hinsicht als anerkannt gelten kann, wollen die Herausgeber einen Beitrag liefern, der als erster Versuch dieser Art wohl der Verbesserung fähig sein dürfte, von dem sie aber immerhin eine Förderung der Unterrichtszwecke erhoffen. Diese Lesebücher sind zunächst für die Oberklassen der höheren Handels- und Realschulen bestimmt; sie sollen den Betrieb des sprachlichen Unterrichtes in engere gegenseitige Beziehung zu anderen Lehrfächern setzen und insbesondere der Lecture solche Stoffe zuführen, die dem Gedanken- und Interessengebiet der industriellen und kaufmännischen Kreise angehören. Die einzelnen Abschnitte — Naturgeschichtliches, Erdkunde, Verkehrsleben, Industrie, Handel, Volkswirthschaft — sind der Fachliteratur der Hauptkulturvölker entnommen, und zwar so, daß sie inhaltlich einander möglichst ergänzen und zusammen ein Bild der verschiedenen Wissensgebiete, wenigstens in Umrissen, geben. Die fremdsprachlichen Lesestücke bieten zwar theilweise größere sprachliche Schwierigkeiten, doch wird die zu ihrer Bewältigung erforderte geistige Anspannung den Verstand bilden und nützlich wirken. Vor Allem soll die vorausgesetzte — nicht mühelose, aber lohnende — Mitarbeit des Lehrers dafür sorgen, daß der Lehrstoff durch Weckung des wissenschaftlichen Interesses, des Forschungtriebes, zur Grundlage und zum Ausgangspunkt für weitere Fortbildung werde. Die Bücher können dann vielleicht auch über den Kreis der Schule hinaus für manchen ins Geschäftsleben Tretenden noch einigen Werth behalten und zu ausgedehnterer Lecture, zu wissenschaftlichem Weiterarbeiten Anregung geben.

Frankfurt a. M. Professor Dr. Eduard Wolff.

Abſchied.

Es war ihr letztes Zuſammenſein. Warum das letzte? Sie hatten es ſelbſt ſo beſtimmt in ihrem Souverainetätgefühl, mit dem Raffinement von Feinſchmeckern, die zu eſſen aufhören, ſo lange das Gericht noch mundet. Eine Großſtadtliaiſon, ohne Romantik, ohne Leidenſchaft, aus Bedürfniß nach Senſation: aus jenem Bedürfniß müder, ſkeptiſcher Genußmenſchen, denen das Heute Alles bedeutet, weil das Morgen ſie nicht kümmert und das Geſtern ſie leer gelaſſen hat.

Das Champagnerglas ſtand noch beinahe voll vor ihr, nur der Schaum abgeperlt. Sie war eine unendlich verwöhnte Frau, der vor den Tiefen, der Anſtrengung und der Wiederholung graute.

Beide ſprachen miteinander ohne Erregung und ohne Stocken, wie gute, ſehr alte Freunde mit einander plaudern, — Freunde, die eine hübſche Jugend gemeinſam verlebt haben und ſich daran gern erinnern.

Alle kleinen Umſtände ihres Liebesabenteuers wurden noch einmal berührt. Wie ſie zum erſten Male zu ihm gekommen war ... ſie hatte ſich geängſtet wie ein Kind. Auf dem Tiſch ſtanden Roſen in einem Glas. Nebenan ſpielte Irgendwer Klavier, den Donauwalzer; und ſie hatten von ruſſiſcher Politik geredet. Das war komiſch: ruſſiſche Politik und Donauwalzer! Dann war er einmal krank geweſen; er hatte nicht gewagt, ihr Nachricht zu geben; ſie hatte geglaubt, er ſtürbe, und hatte für ihr Geheimniß gezittert.

Ein gemeinſamer Bekannter hätte ſie ſpäter faſt einmal ertappt. Er kam gerade die Treppe herunter, als ſie die Thür aufſchloſſen. Sie mußten hinter der Thür warten, bis er vorüber war.

Es war nett geweſen: „So aufregend und kindiſch!“

Sie ſagte Das, auflachend, mit einem ganz kleinen nervöſen Schauder, als ob ſie fröre. Und er lächelte, über den Rauch ſeiner Cigarette hinweg, wie über etwas längſt Ueberwundenes, ſehr Spaßhaftes. Es war ſehr nett geweſen! Er fand Das auch.

Nun war es Zeit.

Sie war aufgeſtanden und reichte ihm die Hand über den Tiſch hinweg.

„Alſo Adieu!“ ſagte ſie.

Er ergriff die Hand, eine kleine, ſchmale Frauenhand in hellgrauem Lederhandſchuh, matt, wie ohne Knochen, und immer kalt ... Er fühlte die Kälte durch den Handſchuh hindurch.

Keinen Augenblick länger, als ſchicklich iſt, hielt er ſie feſt.

„Adieu!“ ſagte auch er.

Natürlich war es ausgemacht, daß ſie einander nicht ſchreiben würden. Wenn der Zufall ſie wieder zuſammenführte, würden ſie ſich ohne Aufregung und ohne Sentimentalität wie zwei Freunde begrüßen, die ſich einige Stunden im Eiſenbahncoupé unterhalten haben und einander nichts weiter zu ſagen wiſſen.

Er half ihr das Cape umnehmen, ein Sammercape noch, mit ſehr vielen Spitzen, Schleifen, Rüſchen, aus dem ihr feines Köpfchen, ſchmal und weiß wie eine myſteriöſe, exotiſche, etwas kranke Blume, hervorſah.

„Sieh doch," ſagte ſie, während ſie die Haken ſchloß, „bald werde ich mit den Winterſachen anfangen müſſen."

Sie ſtand vor dem Spiegel und ſtieß die Nadel durch ihr Hütchen, ein winziges Wunderwerk van Sammet und Federn, die zu beiden Seiten ihrer ſchmalen Stirn in zwei ſchwarzen Flügeln aufragten. Dann zog ſie den Schleier herunter und dabei ſchob ſie die Unterlippe ein ganz klein wenig vor, ſo daß die weißen, ſpitzen Zähnchen ſichtbar wurden.

„Ja, es fängt an, kalt zu werden", ſagte er.

Das Zimmer war ein Miethzimmer im äußerſten Südweſten. Er hatte es herrichten laſſen, ſo gut es ging, ohne Aufſehen zu machen. Trotzdem war es von verzweifelter Banalität geblieben, mit ſeinem Paneelſaſa, dem ſchreienden Blumenteppich und den roſtbraunen Bettportieren, die durch eine rieſige baumwollene Troddel zuſammengehalten wurden. Sie hatten oft zuſammen über die Häßlichkeit dieſes Ungethümes von Troddel gelacht. Dann hatte ſie wie ein Kind damit geläutet. „Große Kuhglocke Du! Klinge doch! Bim, bam, bum!" Die Troddel war unglaublich.

Eben fiel ihr Blick wieder darauf. Sie lachte hell auf. „Nein, dieſe Troddel! Die Troddel vergeß' ich in meinem Leben nicht."

Er griff danach und ſtrich mit der Hand darüber hin: „Ein mörderiſcher Geſchmack! Daß die Menſchen den Muth zu ſolchen Erfindungen haben!"

Er würde die Miethe bezahlen und ein ſchweres Trinkgeld dazu. Andere würden in dem Zimmer wohnen .... ſich lieben und küſſen.

Das war ſo einfach.

„Soll ich Dich nicht nach Haus begleiten?" fragte er.

„Wozu?" ſagte ſie kühl. „Ich kann ja eine Droſchke nehmen, wie immer."

Das war richtig. Sie hatte es immer ſo gemacht. Er beſtand auch nicht weiter auf ſeinem Anerbieten.

Sie hatte ihren Schirm genommen und wandte ſich zur Thür.

Durch den engen, halbdunklen Korridor gingen ſie ſchweigend neben einander her. Er hörte ihre ſeidenen Röcke über den Läufer ſchleifen. Es waren nur wenige Schritte und doch wurde ihm der kurze Weg ſehr lang.

„Ich danke Dir", ſagte er, ſchon in der Thür.

Sie nickte nur, etwas ſpöttiſch, mit einem kleinen, ganz kurzen Ruck; vielleicht, weil ſein Ton ihr ſentimental vorgekommen war.

„Adieu denn!" ſagte ſie noch einmal in der Thür, ohne ihn anzuſehen. Eine Spitzenmaſche ihres Aermels hatte ſich um einen Handſchuhknopf geſchlungen und ſie ſuchte ſie wieder loszunеſteln.

Das beſchäftigte ſie den ganzen Weg die Treppe hinunter.

Sie ſah ſich nicht um und ging mit raſchen, kurzen Schritten die Straße entlang.

Der Droſchkenſtand befand ſich am Ende der Straße, nur wenige Schritte entfernt, in der entgegengeſetzten Richtung, nach der ſie fahren mußte. Fünf bis ſechs Droſchken ſtanden da, die Kutſcher daneben, die Gäule dröſelten mit hängenden Köpfen. Sie hielt ſich nicht auf und ging weiter.

Noch nie hatte ſie ſich in dieſer Gegend umgeſehen: eine häßliche, übelriechende Armeleutgegend. Die Stadt hörte hier beinahe auf. Auf der einen Seite war ein Kirchhof, ſchmutzig-weiß übertünchte Mauern mit ſpärlichem, an-

geblaktem Baumwerk darüber, Blechkreuze und kleine weiße Säulen. Dann offenes Feld. Dort spielten Kinder, strohköpfige Proletarierkinder, mit fadenscheinigen, ausgewaschenen Kleidern und schrillen Stimmen.

Wie ekelhaft war das Alles!

Auf der anderen Seite liefen Schienenstränge, schnurgerade, rostfarbene Doppellinien, immer eine neben der anderen; und sie kreuzten und verschlangen sich mit dem wirren Netzwerk der Telegraphen- und Telephonleitungen, deren hohe Stangen in regelmäßigen Abständen wie Schildwachen dastanden: so weit man blicken konnte, ein Gewirr von Linien und Streifen, die alle dem selben Ziel zuzustreben schienen, sehr weit hin, wie Ziffern und Reihen eines arithmetischen Exempels von unendlicher Komplizirtheit.

Sie ging auf dem schmalen Feldweg längs des Schienenstranges fort.

Rechts von ihr lag das Feld, grau mit struppigen Rasenflecken wie das Fell eines niedrigen, schlechtgehaltenen Thieres, Sandkuhlen, Brüche. Irgend Etwas von einem Morde, der da passirt war, fiel ihr ein. Das Regenwasser hatte flache, geränderte Tümpel gebildet. An vielen Stellen lagen Haufen von Unrath, leere Blechbüchsen, Glasscherben, verfaulte Holztheile, Papier, — unglaubliche Massen von Papierfetzen. Ueble Gerüche stiegen daraus auf.

Auch vernachlässigte Häuser, einzelstehende, die Fenster mit grauen Lappen verhängt. Eine grobe Männerstimme schimpfte. An der Kette heulte ein Hund.

Arbeiter, die ihre Vorortwohnungen aufsuchten, gingen an ihr vorüber, in schmutzigen, geflickten Röcken, leere Blechkannen oder Bierflaschen schlenkernd. Sie gingen, Einer hinter dem Anderen, in langer, farbloser Reihe. Einige junge Bengel machten über die elegante Dame, die allein ging, ihre Witze und lachten.

Sie verstand nicht, was sie gesagt hatten. Irgend etwas Gemeines. Sie ging ... ging ...

Auf den breiten Schienensträngen glitten die Züge vorüber, ordinäre, billige Vorortzüge, die abends das menschliche Lastvieh in seine Ställe zurückschaffen. Sie kamen näher, immer lauter. Sie schrieen, kreuzten sich und verschwanden in dem Schienenmeer, das gleichmäßig blieb, eine Linie neben der anderen, endlos, ein Alles verschlingendes Streifeneinmaleins.

Die Lichter waren angesteckt worden und glühten nun auch längs des Bahnkörpers, an den steilen, kiesigen Dammseiten, wo man die Erde nackt sah, zerschnitten in ihren Eingeweiden ... rothe, blaue und smaragd-grüne Lichter wie tückische, entzündete Augen. Ab und zu kam auch ein Courierzug, der schneller jagte und sehr laut schrie, mit riesiger, puffender, weißer Dampfwolke. Der Dampf schwebte eine Zeitlang in der Luft und senkte sich dann mit zerflatternden Federfähnchen, die von der Dunkelheit aufgesogen wurden, herab. Und dann wieder die anderen, — die rollenden Käfige der Arbeitsthiere, mit hellen Fensterluken und häßlichen, ordinären Rasselgeräuschen. Sie riefen einander an. Sie gaben sich Zeichen mit den bunten Lichtern. Sie kamen und gingen. Sie belebten die Nacht mit ihren Stimmen. Funken sprühten auch längs der Schienenbänder und in der Luft schwang ein sengender, widerwärtiger Brenzelgeschmack von Kohle.

Wie häßlich! Wie häßlich!

Sie ging noch immer ...

Zu beiden Seiten dehnte sich das Feld, flach, grau, trist, von unendlicher

Traurigkeit, bis zu den Häuſern der Vororte, die ſich zu zeigen anfingen, mit ihren Hinterwänden, rieſigen, kahlen Steinvierecken, nur von regelmäßigen Fenſterlöchern durchbohrt.

Die Züge kamen und gingen. Sie hatte zwanzig gezählt. Sie zählte hundert. Sie zählte ſie gar nicht mehr. Sie hörte von fern das tiefe, ſurrende Summſen wie von Bremſen, dann donnerten ſie vorüber und verloren ſich wieder brummend und grommelnd in der Nacht, wie ein Gewitter, das abzieht. Das Geräuſch des letzten, der ſich entfernte, vermiſchte ſich ſchon wieder mit dem des neuen Zuges, der herkam. Die Geräuſche ſetzten gar nicht mehr ab. Sie bildeten in ihrem Kopf eine einzige lange Linie, eins ging in das andere über ...

Und die Schienen dehnten ſich ... eine neben der anderen, ganz gerade, ins Weite, wo andere Linien und Streifen ſie kreuzten ... In ewigem, ruhloſem, raſtloſem Eillauf, durch die Nacht in die Nacht, hörte ſie die Züge mit den keuchenden Stößen ihrer Lokomotiven heranſchmettern und ſich verlieren, in fliehenden Dämpfen, in einer Vibration der Schienen und Drähte, die klirrten, ſchwangen ... Eiſen, das auf Eiſen ſich rieb, blinde Augen, die glotzten ... rothe, blaue und ſmaragdgrüne ... Thiere ohne Athem, die lieſen, lieſen ...

Es war nichts mehr in der Welt als die Nacht und die Stille, die rothen und blauen Feuer und die Züge, die raſſelten: eine wahnwitzige, wüthende Galoppade durch Nacht und Stille; eine Maſchinerie der Hölle, die abging, man wußte nicht, woher, und hinlief, man wußte nicht, wohin, die mit ihrem Schreien das Echo der Stille weckte und der Nacht ihre ſeelenloſe Bewegung mittheilte.

In ihrem fiebernden Gehirn war alles Andere erloſchen und verſunken ... Und die Züge kamen und gingen.

Sie lieſen ... lieſen ...

Am nächſten Morgen meldete der Polizeibericht, daß man auf dem Schienengleiſe der Potsdamer Bahn den Körper einer elegant gekleideten Dame aufgefunden habe, tot, den Kopf vom Rumpf getrennt.

Man glaubte an einen Unfall, ein Verbrechen, ein Gehelmniß. Einige Tage darauf erhängte ſich der bekannte Baron M ... in einem Miethzimmer des äußerſten Südweſtens. Er benutzte dazu die braune baumwollene Troddelſchnur, die die Bettportieren zuſammenhielt.

Man fand Das ganz und gar nicht chic, ſondern geſchmacklos.

Hans von Kahlenberg.

Gewehr bei Fuß!

Was läßt die Börſe ſtocken, daß die ſonſt ſo bewegliche zu raſten ſcheint? Sammelt ſie ihre Kraft zu einem verſtärkten Angriff oder will ſie gar dem Gegenüber Zeit laſſen, Athem zu ſchöpfen, damit ihr ſpäterer Obſieg um ſo ſtolzer ſei? Mit nichten! Das liegt nicht in der Art und Weiſe der Männer, die mit der Stunde um Exiſtenzen würfeln. Angſt, blaſſe Angſt lähmt ihre Glieder. Da machten ſie denn aus ihrer Schwäche eine Tugend und ließen ſich

mit ſchönen Worten ob der Vorſicht und der Einſicht rühmen, die ſie veranlaßte, dem wilden Treiben für eine Weile zu entſagen. Aber nichts iſt ſchwerer zu heucheln als Gleichgiltigkeit. Als das Bezugsrecht auf junge Kreditaktien nur noch mit dreieinhalb Prozent bewerthet wurde und als mit den Rückgängen engliſcher Konſols und franzöſiſcher Rente die letzten Rettunganker ins Treiben geriethen, da wagten ſelbſt die gewiegteſten Akteure nicht mehr, ihre Rolle weiter zu ſpielen, ſondern ſchloſſen ſich der haute finance an, die einen ſtattlichen Poſten Verkaufsordres an den Markt brachte, und zerſtreuten ſich in die Seebäder, um, im Dünenſand gelagert, abzuwarten, bis ſich der Sturm verzöge, die Tragikomoedie in Rennes ausgeſpielt und Oom Pauls Widerſtand zur Ruhe gebracht wäre, während ihm die eben ſo unausbleibliche wie für ihn werthloſe Verſicherung ſtammesverwandtſchaftlicher Sympathien aller deutſchen Kannegießer ein Pflaſter auf die ſchmerzende Stelle legen würde.

Das Publikum hat die Arien der Burgſtraße ſo lange mitangehört, ohne im Chorus mitzuſingen, daß es einige Unterſcheidung für die Art des Intonirens gelernt hat. Auch kann ſelbſt der gutmüthigſte Provinzialbankier die Konten ſeiner Kunden ohne weitere Einlagen nicht mehr erweitern, ſondern drängt zu Realiſirungen. Schon ſeit faſt drei Monaten kreuzen dieſe unangenehm vernünftigen Realiſirungen die Abſichten der Hauſſefanatiker; jetzt haben ſie aber einen Umfang angenommen, der den Lebensnerv der Hauſſe trifft. Doch was hilfts? Jeden Tag erſcheint die „Kölniſche Zeitung", ſogar in mehreren Ausgaben, und täglich kann der kleine Sparer der Provinzſtadt, wenn er neben dem Abonnement auf das Kreisblättchen noch das theurere Abonnement auf das „Weltblatt" erſchwingt, ſchwarz auf weiß leſen, daß die Zechen nicht in der Lage ſind, den geſteigerten Anſprüchen an ihre Leiſtungfähigkeit zu genügen, die bereits aufs Aeußerſte angeſpannt ſei. Und jede Woche bringt neue Preiserhöhungen. Wo bleibt aber der Gewinn? Man muß den kleinen Geſichtskreis vieler Leute kennen, die heute in den geringeren Engagements ſtecken; unter Umſtänden genügt aber auch ein Blick in die Schlußſcheine einer Großbank oder ein Stündchen Aufenthalt in den Kaſſenräumen ihrer Depoſitenfilialen, um zu wiſſen, wer ſchiebt und wer geſchoben wird und wie werthlos die „Stimmung" der Börſe iſt.

Daß die heutige Situation höchſt unbehaglich iſt und über kurz oder lang zuſammenbrechen muß, iſt kaum noch zu beſtreiten. Ja, ich halte in dieſem Augenblick jeden Optimismus in der Beurtheilung der kommenden Börſenereigniſſe für Wahnwitz. Bei Alledem bedeutet Das aber zum Glück noch keine nationale Gefahr. Man muß nicht vergeſſen, daß gerade die Kreiſe, die die induſtrielle Hochkonjunktur auf die Börſe übertragen haben und Hauptbeſitzer der alten und neuen Montanwerthe ſind, den Grundſtock ihrer Aktien noch zu den früheren, niedrigen — nach meiner Anſicht angemeſſenen — Kurſen erworben haben; nur mit Dem, was ſie in den letzten zwei und drei Jahren erübrigten und zur Vergrößerung ihrer Anlagen benutzten, haben ſie meiſtens zu theuer gekauft und dieſer neuere Beſitz iſt neben dem alten, der in der Regel ein in vielen Jahren angeſammeltes oder ererbtes Vermögen darſtellt, relativ gering. Um dem Glück die Hand zu bieten, entäußerte man ſich nach kurzem inneren Kampfe der ſoliden, aber ausſichtloſen und kärglichen Zins tragenden Rentenpapiere und Herr von Miquel mußte, als ſeine ſchönen Konſols überall geſchmäht und verſchmäht wurden, froh ſein, ſie ſeinem Schoßkinde, der Preußiſchen Centralgenoſſenſchaft-

kasse, zum Angebinde machen zu können. Und noch einen gewissen Antheil, der seltener beleuchtet worden ist, hat Herr von Miquel daran, daß die beati possidentes, die nicht auf fortwährendes Umsetzen ihrer Anlagen angewiesen sind, an ihren Montanpapieren zähe festhalten, so lange die Marktberichte aus Oberschlesien und aus Rheinland-Westfalen Befürchtungen über die Zukunft der Eisen- und Kohlenindustrie ausschließen. Gestattet die vielgerühmte preußische Steuergesetzgebung doch — unter Sanktion der Rechtsprechung —, für die Vermögensdeklarationen den Besitz an Werthpapieren zum Einkaufspreis anzugeben, ohne daß der jeweilige Marktpreis, der sich bei börsengängigen Aktien ohne Weiteres nach dem Kurszettel feststellen ließe, in Betracht kommt. Warum also verkaufen, um alsdann die doppelte und dreifache Ergänzungsteuer entrichten zu müssen? Selbst wenn die Aktien um fünfzig Prozent fallen, bleibt den Besitzern, deren Erwerb einige Jahre alt ist, noch ein erklecklicher Gewinn. Die ausgesprochene Mattigkeit, die sich an der Börse zeigte, bedeutet also im Allgemeinen noch keine Verluste. Uebrigens hat die Contremine in Berlin noch keineswegs die Oberhand. Aber schon rüstet sie sich auf die Zeit der Ernte.

Das große, besitzende Publikum ist übersättigt und muß sich nothgedrungen resigniren. Es hat sich so vollständig ausgegeben, daß es nirgends mehr Geld erhalten kann, um neue Engagements einzugehen. Jedermann hat sein Geld in Industriewerthe gesteckt und, wer einen industriellen Betrieb sein Eigen nannte, das Verdiente in diesem eigenen Unternehmen angelegt und es verbessert oder erweitert, um auf diese rechtschaffenste Art Vortheil von der Konjunktur zu ziehen. Leute, die in ihrem Bargelde wühlen könnten, giebt es heute nicht mehr! Es fehlt allenthalben an Geld und Gold, — und daraus ergiebt sich ein hoher Diskontsatz. In den letzten drei Jahren betrug in Berlin die Differenz zwischen dem Bankdiskont und dem Privatdiskont an achtundvierzig Tagen (für die Jahre 1897 und 1898), an zweiunddreißig Tagen (für das laufende Jahr)

1897:	1898:	1899:						
an 17	16	14	Tagen	0	bis	½	Prozent
„ 23	25	13	„	½	„	1	„
„ 2	3	4	„	1	„	1¼	„
„ 3	2	—	„	1¼	„	1½	„
„ 3	2	—	„	1½	„	1¾	„
„ —	—	1	„	1¾	„	2	„
48	48	32					

Also nur an sieben, beziehungweise acht unter 48 und fünf unter 32 Tagen trat eine einprozentige oder mehr als einprozentige Spannung zwischen dem offiziellen Diskontsatz und dem am offenen Markt giltigen Zinsfuß ein, während früher das Verhältniß derartig war, daß mindestens während der Hälfte des Jahres Differenzen von ein bis zwei Prozent sich zeigten. Daraus erhellt, mit welchen Anforderungen das Geldbedürfniß auf den Markt trat, und diese kleine Statistik, im Zusammenhalt mit der Thatsache, daß wir seit anderthalb Jahren einen hohen Bankdiskont haben, sollte Allen, die noch immer nicht anerkennen wollen, wie ernst die Lage des Geldmarktes ist, die Augen öffnen. Noch dazu werden nächstens die amerikanischen Guthaben in Europa fällig. Auch droht die Zufuhr afrikanischen Goldes in Folge der Transvaalkrisis zu stocken. Je mehr sie sich

zuspitzt, desto ängstlicher blicken die Direktoren der Bank von England auf das Zusammenschmelzen ihrer Reserven. Sie werden den Diskont um ein Prozent erhöhen müssen. Ein anderes wirksames Mittel, um Goldbezüge zu verhindern, hat die Finanzpolitik noch nicht ersonnen. Darüber, daß die kontinentalen Börsen dem londoner Markt, die kontinentalen Landesbanken dem Vorgehen der Bank von England folgen werden, kann sich Niemand täuschen.

Darum heißt es für die nächste Zeit: „Gewehr bei Fuß!" Es wäre nicht einmal nöthig gewesen, daß gar so Vieles just zusammentraf: Rennes und Transvaal, die Kursschwankungen des Minenmarktes und die Schwäche der wiener Börse, die Blamage des neuesten russisch-belgisch-französischen Dreibundes für Gründungen und die allgemeine Geldknappheit, um selbst der Unternehmungluſt der Muthigsten Halt zu gebieten. In diesen mannichfachen Nöthen der Staaten und Privaten versteht es die Diskontogesellschaft, immer noch an besonderen, gehäuften Gebresten zu kränkeln. Ihre Leiter haben offenbar auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit König Midas, dem, was er in die Hände nahm, zu lauterem Golde ward, und man braucht nicht gerade ein alter Aktionär der Dortmunder Union zu sein, um sich dreimal zu bekreuzigen, ehe man der Diskontogesellschaft ein Papier abnimmt. Sie hat nun einmal einen unglücklichen Griff! Das altersschwache Gebäude hatte endlich, endlich dem Zeitgeist ein Fensterchen geöffnet und wollte in London eine Filiale aufthun. Monate über Monate suchte Herr von Hansemann und konnte die würdige Persönlichkeit nicht finden, die ihn drüben zu vertreten geeignet wäre. Jetzt, nach merkwürdig langer Zeit, hat man Jemand gefunden, und zwar unter den eigenen Leuten. Darum das lange Zögern? In Rumänien herrschen böse Zustände: die Kaufmannswelt ist korrupt, die Gesetzgebung verpfuscht, das Gerichtswesen unzuverlässig. Dieses Jahr kommt eine Mißernte dazu! Unser Handel wird, wenn er sich Vertrauensfälligkeiten zu Schulden kommen läßt, von den betrügerischen Exporteuren der gesegneten Donauländer ohnehin gebrandschatzt. Und wer hat uns die rumänischen Papiere aufgehalst? Die Diskontogesellschaft ... Ohne gelegentliche Revolutiönchen geht es in Südamerika nicht ab. Venezuela ist jetzt gerade an der Reihe. Und wer hat den deutschen Kapitalisten zu dem zweifelhaften Vorzug verholfen, venezolanische Gläubiger zu sein? Die Diskontogesellschaft! Der Schauplatz dieser Unruhen liegt mir zu fern, als daß ich ihre Bedeutung für die Sicherheit des Schuldendienstes entscheiden könnte. Das überlasse ich dem vielgeprüften Leiter der Diskontogesellschaft. Nur scheint auch ihm jener Schauplatz zu fern zu liegen, was immerhin bedenklich ist. Ja, polnische Großgrundbesitzer von der agrarischen Noth erlösen und deutsche Güter aufkaufen, um sie unter bequemen Bedingungen von Polen besiedeln zu lassen, ist allerdings sehr viel einfacher, aber auch um so komischer. Der Diskontogesellschaft kann allenfalls die Handelsgesellschaft — solamen miseris — zum Troste gereichen. Sie muß ruhig geschehen lassen, daß „ihre" autonome serbische Monopolverwaltung, die am Längsten autonom gewesen ist, Vertragsbruch im Großen betreibt, wenn auch in der unschuldigen Form eines Tauschgeschäftes. Schade nur, daß Diejenigen nicht befragt wurden, die zu dem Tausch gezwungen werden. Die Handelsgesellschaft hätte die Ehrenpflicht, die Gläubiger zu schützen. Aber was hilft es, Lärm zu schlagen, wo die Börse „Gewehr bei Fuß" beharrt? Lynkeus.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: Jn Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. September 1899.

Der Dreyfus-Lärm.

Zola hat vor der gesitteten, für Wahrheit, Gerechtigkeit, Reinheit begeisterten Menschheit, an die er, in dem dazu besonders geeigneten Blatte des Herrn Clemenceau, jetzt mitunter Offene Briefe richtet, neulich festgestellt, daß das jerusalemitische Verfahren gegen den Galiläer, den wir Jesus von Nazareth nennen, eine nicht annähernd so schändliche That war wie das Verfahren des Kriegsgerichtes von Rennes gegen den früheren Artilleriehauptmann Alfred Dreyfus. Denn, sagt der Patriarch von Medan, Jesus wurde nur einmal verurtheilt, Dreyfus aber zweimal. Die Einfalt könnte zwar beim Hören dieses Weisheitspruches bemerken, daß eine zweite Verurtheilung des Galiläers nicht gut möglich war, weil er gleich nach der ersten gekreuzigt und so der Jurisdiktion des hochwürdigen Herrn Kaiphas und der anderen Vertreter des zwischen Säbel und Kutte geknüpften Bundes entzogen wurde. Doch mit so nüchtern rationalistischen Einwänden darf man nicht in das glitzernde Phrasengespinnst des großen Kapitalsepikers tölpeln, der sacht in die Hoheprieſterrolle des einst von ihm so grausam gelästerten Victor Hugo hineinwächst. Der mächtige Poet, der früher Gambetta, den muthigsten Politiker der dritten Republik, schmähte und für sein Vaterland alles Unheil aus dem protestantischen Geist erwachsen sah, hat sich um öffentliche Angelegenheiten vorher kaum je gekümmert und steht nun entsetzt, wie vor dem ersten Sündenfall, vor einem Richterspruch, der ihm ungerecht scheint. Er hat offen gesagt, er kenne die Gesetze seines Landes nicht, wolle sie auch nicht kennen, und stützt sich auf sein gutes Dichterrecht, das ihm jeden rhetorischen Ueberschwang, jeden phantastischen, über geschriebene, rechtlich geltende Satz-

ungen hinwegführenden Flug erlaubt. Ist solches Vermessen strafbar, dann ist für Zola die Strafe hart genug, täglich hören zu müssen, seine Manifeste und Proklamationen würden seine prachtvollen epischen Schöpfungen im Gedächtniß der Menschen überdauern... Aber es scheint, daß auch in Deutschland, allwo man heute für Zola, den „geschäftssinnigen Pornographen" von vorgestern, schwärmt, die Stunde noch nicht gekommen ist, in ruhigem Ton über den Dreyfushandel zu sprechen. Das sollen vier documents humains beweisen, die ich in deutschen Lettern gedruckten Zeitungen entnommen habe.

I. „Das Interesse sämmtlicher Plätze war heute ausschließlich durch die Frage beherrscht, welchen Ausgang der Prozeß Dreyfus nehmen werde. In Berlin hatte die amtliche Erklärung des Reichsanzeigers einen günstigen Eindruck hervorgerufen und die Börse in feste Stimmung versetzt. An der wiener Börse lagen zahlreiche Verkaufsordres vor. Das angebotene Material wurde jedoch noch an der Vorbörse ruhig aufgenommen und die Mittagsbörse eröffnete in fester Tendenz. Gegen halb zwei Uhr empfing ein hiesiges Bankinstitut aus Berlin eine Depesche des Inhalts, daß Frankfurt via Brüssel den Freispruch Dreyfus' melde. Kurz vorher waren bereits Gerüchte über ein freisprechendes Urtheil verbreitet, welche eine lebhafte Bewegung und eine Courssteigerung der maßgebenden Spekulationpapiere hervorriefen. Als gleichzeitig an verschiedene Institute und Privathäuser telephonische Gerüchte über ein freisprechendes Urtheil anlangten, entwickelte sich neuerlich ein reges Geschäft."

Neue Freie Presse.

II. Dreyfus-Büste,
35 cm hoch, 5 Mark gegen Einsendung des Betrages.
Timborn jun., Köln, Rothgerberbach 46.

Kölnische Zeitung.

III. „Eine sonderbare Speisenkarte besitzt das Restaurant Kurgarten in der Kommandantenstraße 7—9. Da finden wir verzeichnet ‚Filet à la Dreyfus' ‚Dreyfus-Brötchen', ‚Schnitzel à la Labori'. Für 1 M. 25 Pf. erhält man eine ‚Dreyfus Affaire', für den selben Preis wird ein ‚Rennaiser Reinfall' servirt. Eine Erklärung für diese seltsamen Speisen bietet folgender auf den Speisenkarten enthaltener Vermerk: ‚Mit Rücksicht auf das heldenhafte Auftreten des edlen Hauptmannes Dreyfus vor der ganzen Welt habe ich mich entschlossen, sämmtliche bisher unter der Bezeichnung ‚Kurgarten' aufgeführten Speisen fortan mit dem Namen des oben genannten Helden Dreyfus zu benennen.'"

Staatsbürger-Zeitung.

IV. „Dreyfus im berliner Thiergarten zu finden, so schreibt uns ein Mitarbeiter, Das hatte ich nicht erwartet. Und doch fand ich ihn gelegentlich einer kleinen Szene, die ich beim Spazirengehen belauschte. Da hatte sich auf einer Bank am Goldfischteich eine Gesellschaft berliner Jungen zusammengefunden, die, wie ich von einem Nachbarplatz rasch mit Ergötzen feststellte, ‚Kriegsgericht in Rennes' spielte. Auf der Bank saßen die Richter; zwar waren es nur Drei an der Zahl, aber sie hatten Würde für Sieben. Vor ihnen, inmitten eines Viereckes, das mit dem Lineal in den Kiesweg gezeichnet war, stand, von dem ‚Gendarmerie-Offizier' mit gezogenem Regenschirm bewacht, der unglückliche Angeklagte. Rechts von ihm

hatten die Vertheidiger Aufstellung genommen, von denen der Eine mit seinem gutmüthigen Pausbackengesicht wirklich ein Wenig an den wackeren Demange erinnerte, während der feurige berliner Labori sich von seinem französischen Namensgenossen außer durch einige andere Aeußerlichkeiten auch dadurch unterschied, daß er hartnäckig Labóri (mit dem Ton auf der zweiten Silbe) angesprochen wurde. Ringsherum tummelten sich noch einige andere jugendliche Mitbürger, die offenbar noch keine Rollen erhalten hatten. Schon hatte der Präsident sich erhoben, da entstand unter dem versammelten Volk eine fürchterliche Keilerei; ein hübscher Krauskopf wehrte sich verzweifelt gegen eine Menge ‚schlagender' Gründe, die von den Genossen mit großer Gelenkigkeit geltend gemacht wurden, und die Würde des Kriegsgerichtes war erst wieder hergestellt, als der Empörer mit einem trotzigen ‚Ich spiel' nicht mit!' das Weite gesucht hatte. Jetzt stand er in meiner Nähe und sah, mit verächtlichem Ausdruck, von fern zu, was die Anderen machten. ‚Weshalb haben sie Dich denn so verhauen?' fragte ich ihn theilnehmend. Er sah mich von der Seite an und die Thränen kamen ihm wieder in die Augen. ‚Ick hab' Mercier sein sollen', sagte er schluchzend. ‚Und Das war mir zu gemein. Jetzt paßt mir der ganze Krempel nicht!' Sprachs und schlug sich seitwärts in die Büsche." Vossische Zeitung.

Das ist der Stil — andere Proben wurden hier schon früher gegeben —, in dem deutsche Zeitungen diesen französischen Rechtsfall behandeln. Außerdem wird uns erzählt, wie skandalös der russische Oberkurator Pobjedonoszew, der deutschen Lesern sonst nur in der Schreckgestalt einer menschlichen Bestie vorgeführt werden durfte, den Spruch des Kriegsgerichtes finde und wie gewaltig besonders in England, Italien, Oesterreich-Ungarn und der Türkei die sittliche Entrüstung über die gallischen Gräuel sei. Im Ernst: auch in der Türkei. Eine alte englische Rechtsmaxime lautet: The law will allow an individual to be injured rather than the state should suffer hurt; und die Welt weiß, was bis in unser Jahrhundert hinein gegen britische Bürger, nicht nur gegen Hindus, Nigger und Buren, an schmählicher Unbill von England geleistet worden ist. Zwar ist die Erinnerung an die ruchlosen Rechtsbrüche noch lebendig, deren Opfer unter den Crispi, Pelloux und Banffy sozialistische Gelehrte und Agitatoren wurden, und in einer österreichischen Stadt ist eben erst ein Jude, gegen den nicht das geringste Beweismaterial vorlag, zum Tode verurtheilt worden, weil der Staatsanwalt, die Geschworenen und die Richter den arbeitlosen Tagedieb eines Ritualmordes für fähig hielten. Engländer, Italiener, Magyaren und Oesterreicher sind trotzdem nicht mit Kollektivbeschimpfungen überhäuft worden. Und die Türkei, wo noch jetzt ohne Anklage und Spruch Menschen ersäuft, erwürgt und vergiftet werden, die Türkei, deren Boden mit dem Blut der in Hekatomben hingemetzelten Christen gedüngt ist, wird dennoch würdig befunden, unter den Freunden Deutsch-

lands zu paradiren; und wenn türkiſche Blätter Zornartikel gegen die Richter von Rennes bringen, wenn Frankreichs Botſchafter am Goldenen Horn, Herr Conſtans, der in Gemeinſchaft mit Quesnay de Beaurepaire im Verfahren gegen Boulanger das Recht frech beugte und brach, ſich von dem gegen Dreyfus gefällten Urtheil „tief erſchüttert" zeigt, — dann werden auch dieſe „erfreulichen Zeichen menſchlicher Solidarität im Kampf um das Recht" mit ernſthafteſter Pünktlichkeit uns übermittelt. Denn überall, ſo ſcheint es, thront in reiner Würde, unangetaſtet, das Recht und nur Frankreich iſt die vom Unrecht verſeuchte Stätte. Deshalb muß Frankreich aus der Reihe der Kulturſtaaten geſtrichen, mit Schimpf und Schande aus der Menſchengemeinſchaft geſtoßen werden ... Wer dieſem Geheul lauſcht, wird ſchon eine ernſte Erklärung für den Lärm finden, der ſich ſeit Jahren an den Namen des franzöſiſchen Artilleriehauptmannes heftet. Die Phariſäer der ganzen Erde ſchlagen an die Bruſt und jubeln, daß ſie nicht ſündig ſind wie Jene. Frankreichs kräftigſter Dichter hat vor Jahrhunderten ſchon darob geſeufzt, daß von allen Laſtern nur die Heuchelei immer ſtraflos bleibe. Die Fremden, die im nächſten Sommer zur pariſer Weltmeſſe pilgern, ſollten nicht verſäumen, Molières festin de pierre anzuſehen und auf das Wort zu horchen: Tous les autres vices des hommes sont exposés à la censure et chacun a la liberté de les attaquer hautement; mais l'hypocrisie est un vice privilégié qui de sa main, ferme la bouche à tout le monde et jouit en repos d'une impunité souveraine. Der Mann, der dieſen Satz ſpricht, iſt kein fleckenloſes Tugendmuſter, aber ein ſehr kluger Menſchenkenner.

Da aber täglich an irgend einem Ort Europas ein Unſchuldiger verurtheilt wird und dieſe Thatſache ſo unbeſtritten iſt, daß für ſolche Unglückliche ſogar geſetzliche Entſchädigungen verlangt werden: wie kam es, daß gerade die Affaire den Phariſäern das Stichwort lieferte? An dem Tage, wo in Rennes das Urtheil geſprochen wurde, landete in Marſeille Benjamin Reynier, der, weil er ein kleines Mädchen gemordet haben ſollte, 1881 zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt worden war. Er hat achtzehn Jahre im Bagno zugebracht; dann wurde ſeine Unſchuld bewieſen und der Präſident Loubet begnadigte ihn. Warum hat man von ihm nichts gehört, warum gilt nur Alfred Dreyfus als das bejammernswerthe Opfer ſchlechter Juſtiz, deſſen Unſchuld doch nicht bewieſen iſt und der, wenn er unſchuldig iſt, doch nur vier Jahre im Fieberkerker geſchmachtet hat? Die Antwort iſt ſchnell gefunden. Reynier iſt ein armer Teufel und Dreyfus hatte, als er

heirathete, ein Vermögen von 600 000 Francs, hatte reiche Verwandte und gehörte einer Stammesgemeinschaft an, die unter seiner Verurtheilung in ihrer Gesammtheit litt und deshalb in löblicher Opferwilligkeit Alles aufbot, um die Rehabilitirung des Verbannten zu erreichen. Sie schuf den Glauben, Dreyfus sei nur verurtheilt worden, weil er Jude ist, — in Frankreich, wo schon 1819 der jüdische Baron Wolff eine der höchsten Stellen in der Armee einnehmen konnte und wo, nach eigenem Zeugniß, weder Dreyfus noch sein jüdischer Kamerad Weill jemals unter antisemitischer Anfeindung zu leiden hatte. Sie brachte auch die für den Kampf nöthigen Mittel auf; und wenn es auch nicht, wie Herr von Freycinet meinte, fünfunddreißig Millionen waren, so muß die Campagne doch recht viel Geld gekostet haben. Das hat der Sozialdemokrat Millerand, der unter Herrn Waldeck-Rousseau heute Handelsminister ist, schon vor zwei Jahren in der Deputirtenkammer behauptet; und nur die Naivsten können sich dem Wahn hingeben, die pariser Blätter, deren Sitten der Panamadiebstahl doch hinreichend beleuchtet hat, hätten sich sämmtlich selbstlos in den Dienst des Rechtes und der Wahrheit gestellt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, alle Leute, die für Dreyfus eintreten, seien bestochen worden — solche plumpe Lügen bleiben den Demagogen vom Schlage Drumonts überlassen —; aber hätten die vielen ehrlichen Männer und Frauen, die seit Jahren nun in der Affaire leben und weben, überhaupt Etwas davon erfahren, wenn die interessirte Geldmacht nicht für publicité in weitestem Umfange gesorgt hätte? Würden in Deutschland Dreyfus-Büsten verkauft und Dreyfus-Speisenkarten aufgelegt werden, wenn den Deutschen nicht erzählt worden wäre, der Mann, der in einer Konvenienzehe, dem Resultat einer bourgeoisen Geldheirath, lebte und, wie andere schwache Menschen, manchen Schritt vom Wege that, sei ein lichter Heros, ein an hoheitvoller Reine dem Heiland ähnlicher Dulder, und seine Gegner seien noch zu zärtlich bezeichnet, wenn man sie den Abschaum der Menschheit nenne? Der Sturm, der ein ganzes Reich in den Abgrund zu reißen drohte, ward nur dadurch möglich, daß der Glaube geschaffen und genährt wurde, hier sei nie Gesehenes, nie Erhörtes geschehen. Das vermochte das Geld. In einem Lande, dem in zehn Jahren vierzehnhundert Millionen Francs von Börsendieben gestohlen worden sind, machte man plötzlich die Entdeckung, daß die Justiz, die den Panamaräubern doch kaum die Haut geritzt hatte, manchmal im Bann der Klassen- und Kastenvorurtheile befangen sei. Staunen empfing ringsum diese funkelnagelneue Wahrnehmung. Alle guten Bürger schaarten sich zusammen, Radikale schlossen mit Opportunisten

den Bund und neben dem General Gallifet, dem „Communardenmörder", nahm im Miniſterum der Sozialdemokrat Millerand Platz. Dieſe Entwickelung hatte Anatole Leroy-Beaulieu vorausgeahnt, als er ſchrieb: Seit der alte Glaube entſchwunden, die alte Ehrfurcht vor Autoritäten entwurzelt iſt, hat die Geldmacht kein Gegengewicht mehr. Das Checkbuch vereint an den großen Tagen alle Parteien und bildet den Mittelpunkt der Konzentration aller Republikaner." Die fettigen Vogelſänger mögen ſich beim Betrachten des ſtattlichen Gimpelſchwarmes, der ihnen auf den Leim ging, oft vor Lachen geſchüttelt haben. Und wer will ſich darüber wundern, daß es Leute giebt, die ſich, trotzdem ſie weder den Menſchen noch den Juden Dreyfus haſſen, über den Spruch des Kriegsgerichtes gefreut haben, weil er den Zweifelnden bewies, daß durch Geld doch heutzutage noch nicht Alles zu erreichen iſt?

Der Spruch mag ungerecht ſein. Man hatte ihn, als der Prozeß begann, ſchon zu diskreditiren geſucht. Die Richter wurden als voreingenommen, gehäſſig, beſchränkt geſchildert; ihre rohen Kommißgeſichter, ſo hieß es, verriethen ſchon, was von ihnen zu erwarten ſei. Der als Staatsanwalt fungirende Offizier, ein recht unfähiger, aber offenbar gutmüthiger und dem Angeklagten ungefährlicher alter Herr, wurde in den Darſtellungen zum ſenilen Satan, zum tückiſchen Mikrokephalen, der nur von dem Wunſch erfüllt ſei, das einmal umklammerte Opfer nicht mehr aus den Fängen zu laſſen. Die Vorbereitungen waren, wie man ſieht, recht umſichtig getroffen: wurde Dreyfus verurtheilt, dann hatte man vorausgeſagt, daß ſolche Hallunken das Recht beugen würden; wurde er freigeſprochen, dann war die Macht der Wahrheit eben ſo groß, daß ſelbſt ſolche Blutrichter ihr nicht Widerſtand leiſten konnten. Damit war aber die Sache noch nicht abgethan. Der Prozeß wurde nicht nur im Lyceum der bretoniſchen Stadt, ſondern auch in der pariſer Preſſe geführt. Jeder dem Angeklagten ungünſtige Zeuge wurde öffentlich entkleidet, ſein Lebenswandel durchwühlt, jeder Fleck im hohen Stoß ſeiner Perſonalakten durchſtöbert, jedes Wort ſeiner Ausſage gedreht und gewendet, bis ſich die Möglichkeit eines Zweifels, eines Widerſpruches mit anderen Ausſagen ergab. In Berlin leben ungefähr achthundert Rechtsanwälte. Glaubt irgend Einer von ihnen, daß ſolchem Syſtem auch nur eine von hundert Anklagen widerſtehen könnte, die vor deutſchen Gerichten vertreten und im Sinn der Staatsanwaltſchaft erfolgreich durchgeführt werden? In Deutſchland wäre Dreyfus unter Ausſchluß der Oeffentlichkeit abgeurtheilt worden; kein Menſch hätte vom Verlauf der Beweisaufnahme und des Verfahrens auch nur eine Sterbensſilbe gehört; und wer die

Unbefangenheit der Richter anzugreifen gewagt hätte, Der wäre, ohne einen Wahrheitbeweis versuchen zu dürfen, ins Gefängniß gekommen. Kein bürgerliches Gericht hat bei uns das Recht, militärische Urtheilssprüche zu revidiren; und daß es auch vor unseren Kriegsgerichten nicht ohne Irrthum, Standesvorurtheil und psychologische Fehler abgeht, wüßte man, auch wenn verständige Offiziere nicht ganz offen darüber sprächen. Freilich herrscht in unserer Militärverwaltung eine besser geordnete und, wie wir hoffen wollen, auch sauberere Wirthschaft als in dem demokratischeren Gemeinwesen jenseits der Vogesen. Aber wir haben es nicht mit einer Untersuchung französischer Armeeverhältnisse, sondern mit dem angeblich dem Hauptmann Dreyfus zugefügten Unrecht zu thun. Und da lauten die Vorwürfe: im ersten Verfahren seien den Richtern belastende Papiere vorgelegt worden, die dem Angeklagten und dem Vertheidiger verborgen blieben; und im zweiten Verfahren sei es die unabweisbare Pflicht der Richter gewesen, den Angeklagten freizusprechen, weil er durch die Beweisaufnahme nicht überführt worden sei. Ueber beide Beschuldigungen hat hier schon ein Mann gesprochen, der als Staatsanwalt und Richter im deutschen Norden hohe Stellungen eingenommen hat. Der frühere Reichsgerichtsrath Otto Mittelstaedt hat am neunzehnten März 1898 in der „Zukunft" gesagt: „Das gehört nun einmal zu dem System heutigen militärischen Kundschafterwesens, daß darin Dinge vorkommen, die im Interesse der eigenen Landessicherheit es nicht vertragen, aktenkundig gemacht, damit unzuverlässigen Unterbeamten und unverantwortlichen Advokaten preisgegeben zu werden, und denen man doch eine gewisse Einwirkung auf die Urtheilsfindung ermöglichen will... Wenn drei mit den persönlichen, örtlichen, sachlichen Verhältnissen des Generalstabes genau vertraute Offiziere in verantwortlicher Stellung auf ihren Eid versichern, die im Bordereau genannten geheimen Papiere seien thatsächlich ihren Bureaux entfremdet worden und Alfred Dreyfus sei von allen in Frage kommenden Personen der Einzige, der in der Lage gewesen sei, diese Felonie zu begehen, so weiß ich nicht, ob mir als Richter ein solches Zeugniß für sich allein nicht schon genügt hätte, ein Schuldig auszusprechen." In Rennes haben fünf Kriegsminister nebst den höchsten Chefs des Generalstabes und der Artillerie auf ihren Eid versichert, nur Dreyfus könne den Verrath begangen haben, und es sei als völlig ausgeschlossen zu betrachten, daß der ehemalige Frontoffizier Walsin-Esterhazy, den die Dreyfuspartei als den Schuldigen bezeichnet, in den Besitz der verrathenen Geheimnisse gelangt sein könne. Das

hörten die im Glauben an militärische Autoritäten erzogenen Offiziere. Sie hörten auch, daß der Angeklagte Dinge leugnete, die er, nach der Aussage einwandfreier Zeugen, nicht leugnen durfte, daß er seine Kameraden über die intimsten Dienstgeheimnisse ausgefragt, wider Sitte und Ordnung sekrete Papiere mit in seine Wohnung genommen, sich häufig ohne Paß im Elsaß aufgehalten und dem österreichischen Militärattaché Schneider, der doch informirt sein mußte, als der wirkliche, gerecht verurtheilte Schuldige gegolten hatte. Diese Wahrnehmungen — und die Liste der Indizien ist damit noch lange nicht beendet — schienen fünf von sieben Richtern hinreichend und sie sprachen die Verurtheilung aus. Wer will behaupten, in irgend einem Militärstaat hätte ein Kriegsgericht unter den selben Umständen anders gehandelt? Und wer kann beweisen, daß der Spruch der Richter nicht der Ausdruck ihrer conviction intime war, die das Gesetz fordert?

Ja, sagen die Dreyfusarden, wenn die Richter von seiner Schuld überzeugt gewesen wären, dann hätten sie Dreyfus nicht mildernde Umstände bewilligt. Für einen reichen Offizier, der sein Land verrathen hat, kann es keine mildernde Umstände geben. Aber in den uniformirten Schurken regte sich endlich doch das Gewissen und sie scheuten vor der äußersten Konsequenz ihrer Rechtsbeugung zurück. . . . Bei solchen Kindereien braucht man sich nicht aufzuhalten. So glaubwürdig, wie das Bild von den hartgesottenen Sündern mit dem ängstlichen Gewissen wäre am Ende auch die Behauptung, die Abstimmung sei eine abgekartete Komoedie gewesen und die beiden freisprechenden Voten hätten nur zeigen sollen, daß nicht das ganze Offiziercorps wie eine feste Phalanx gegen Dreyfus stand. Die Gewährung mildernder Umstände läßt sich viel einfacher erklären. Vor den Richtern stand ein Mensch, der furchtbar gelitten, den man aus dem Grabe geholt und mit dem Licht neuer Hoffnung belebt hatte. Er hatte in kurzer Zeit Wandlungen des Geschickes erfahren, wie keines Sterblichen Kraft sie zu tragen vermag. Und seit Monaten wurde erzählt, er sei ein todkranker Mann, gebrochen, schwindsüchtig, vom Fieber fast aufgezehrt. Es wäre die äußerste Barberei gewesen, den Siechen, eben noch von neuer Heilshoffnung Trunkenen abermals auf die Galeere zu schicken. Das aber hätte das Gesetz verlangt, das für Landesverrath keine andere Strafe kennt als Tod oder Deportation. Nur die Bewilligung mildernder Umstände — die ja nicht nur im Thatbestand, sondern auch in den persönlichen Verhältnissen des Thäters zu finden sein können — bot aus dieser Bedrängniß einen Ausweg. Die Richter mögen sich auch gesagt haben, die günstigere Auffassung zweier dissentirenden Beisitzer dürfe bei der Fest-

ſetzung des Strafmaßes nicht ganz unberückſichtigt bleiben. Unſer Gerichtsverfaſſungsgeſetz beſtimmt im dritten Abſatz des Paragraphen 198: „Bilden ſich in einer Strafſache mehr als zwei Meinungen, deren keine die Mehrheit für ſich hat, ſo werden die dem Beſchuldigten nachtheiligſten Stimmen den zunächſt minder nachtheiligen ſo lange hinzugerechnet, bis ſich eine Mehrheit ergiebt.“ Und in Frankreichs Code de justice militaire ſteht die Beſtimmung: La peine est prononcée à la majorité de cinq voix contre deux. Si aucune peine ne réunit cette majorité, l'avis le plus favorable sur l'application de la peine est adopté. In beiden Ländern werden verſtändig berathende Richter nur höchſt ungern den geſetzlichen Nothausweg wählen; ſie werden ſich bemühen, auf einer Mittellinie eine Einigung zu erreichen, die dem Angeklagten nicht die Wirkung der ihm vortheilhafteren Voten entzieht. Für gewiſſenhafte Richter ſollte die Thatſache, daß zwei unter ihnen die Schuldfrage verneint haben, Gewicht genug haben, um ſie bei der Strafabmeſſung zu der äußerſten Milde zu ſtimmen, die das Geſetz irgendwie erlaubt — ſelbſt wenn es ſich nicht, wie in Rennes, um einen Schwerkranken handelt, der unter abnormen Verhältniſſen gelitten hat und zweimal einem hochnothpeinlichen Prozeß um Ehre und Leben ausgeſetzt worden iſt.

... Vor anderthalb Jahren hat Mittelſtaedt hier geſagt: „So viel erſcheint mir unter allen Umſtänden gewiß: würde heute die Familie des Alfred Dreyfus auf Grund eines Prozeßfehlers eine Wiederaufnahme des Verfahrens erzielen, Alfred Dreyfus würde von Neuem verurtheilt werden“. Die Prophezeiung eines Kriminaliſten von großer Erfahrung in jeglicher Form des Prozeßrechtes hat ſich erfüllt; und wir haben geſehen, wie wenig die groben Scheltworte und Schmähungen einer kühlen Prüfung des Sachverhaltes entſprechen. Bismarck pflegte, als die Affaire ſchon Staub aufwirbelte, zu ſagen, man ſolle die Finger von brenzlichen Stoffen laſſen und ſich um die innere Politik Frankreichs möglichſt wenig kümmern. Wenn die verantwortlichen Leiter der Reichsgeſchäfte aber glaubten, von dieſem Weg weichen und für einen unſchuldig Verurtheilten eintreten zu ſollen, dann gab es ein einfaches Mittel, das fait nouveau zu ſchaffen, das zur Kaſſation des in Rennes gefällten Spruches und zur Freiſprechung des zweimal Verurtheilten führen muß: ſie brauchten nur durch den Fürſten Münſter der franzöſiſchen Regirung amtlich die Mittheilung unterbreiten zu laſſen, daß die im Bordereau aufgezählten Dokumente und Noten von dem früheren Major Walſin-Eſterhazy der deutſchen Regirung verkauft worden ſind.

Die öffentlichen Glückspiele.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß zwei Wissenschaften — die Rechtswissenschaft und die Nationalökonomie —, die sonst in der Regel einträchtig zusammenwirken, auf dem Gebiete der Glückspiele gesonderte Wege wandeln. Während die Rechtswissenschaft die Lehre von den Glückverträgen längst in einer reichhaltigen Literatur verarbeitet hat, hat sich die Nationalökonomie bisher nirgends mit der Frage nach der Berechtigung oder doch der Begründung des Spieltriebes befaßt und sich den Glückspielen gegenüber stets ablehnend verhalten. Und doch liegt der Spieltrieb tief in der menschlichen Natur und die Glückspiele sind eben so alt wie das Menschengeschlecht. Die Erklärung dieser auf den ersten Blick befremdenden Erscheinung ist wohl vorwiegend in dem Umstande zu suchen, daß die Jurisprudenz den Erscheinungen und Thatsachen des Wirthschaftlebens ein vorwiegend formales Interesse entgegenbringt, d. h. daß die Jurisprudenz diese Thatsachen einfach hinnimmt, ohne weiter nach ihren Ursachen und Entstehungsgründen zu fragen, und sich damit begnügt, ihre juristische Seite zu erforschen und in das bestehende Rechtssystem einzufügen. Die Jurisprudenz also stand den Glückspielen und Glückverträgen ganz unbefangen gegenüber und erforschte deren juristisches Wesen. Die Nationalökonomie hingegen, deren Aufgabe es ist, die wirthschaftliche Bedeutung und die Entstehungursachen der Vorgänge zu ergründen, gelangte nicht zu einer richtigen Erkenntniß der Glückspiele, weil sie sich in der eigenen Falle fing. Definirt man nämlich — was ja an sich ganz richtig ist — die Wirthschaft als „diejenige planmäßige Thätigkeit, welche darauf gerichtet ist, den Bedarf an Gütern zu decken", so liegt es nah, anzunehmen, daß für die Glückspiele innerhalb des Begriffes „Wirthschaft" oder „Wirthschaftlichkeit" kein Raum ist, weil es nicht wohl angeht, einen regelmäßigen Haushaltungs- und Wirthschaftplan etwa auf der Grundlage des Würfelspieles aufzubauen. Wenn man von dieser Anschauung ausgeht, erscheint es ganz selbstverständlich, daß die Arbeit und nur die Arbeit die Grundlage jeder vernünftigen Wirthschaft sein könne; und ist Dem so, dann muß man konsequenter Weise die Glückspiele als eine Art von Krankheit, als eine Verwirrung, kurz, als Etwas, das nicht sein soll, betrachten. Dem entsprach denn auch die Haltung der zünftigen Nationalökonomie gegenüber den Glückspielen; sie hatte nur Worte der Mißbilligung für sie.

Erwägt man jedoch, daß die Glückspiele, wie gesagt, eben so alt sind

wie das Menschengeschlecht und daß sie überall vorkommen, wo Menschen leben, dann muß man wohl zugeben, daß die Lust an den Glückspielen auf eine in der menschlichen Natur liegende Ursache zurückzuführen ist. Die Frage nach dieser Ursache hat sich Herr Dr. Rudolf Sieghart in seinem neuen Buch „Die öffentlichen Glückspiele" (Wien, bei Manz, 1894) vorgelegt und sie meines Erachtens auch richtig beantwortet. Betrachtet man nämlich das menschliche Leben mit unbefangenen Blicken, so zeigt sich, daß unser ganzes Thun und Lassen zum guten Theil nichts Anderes ist als ein ununterbrochenes Hazardspiel. Der Landwirth, der seine Saaten dem Boden anvertraut, wagt, weil er nicht weiß, wie sich die Witterung und damit seine Ernte gestalten wird; der Fischer, der hinausfährt, um seine Netze auszuwerfen, wagt, denn er weiß nicht, ob er viel oder wenig nach Haus bringen wird. Der Jäger wagt, denn er weiß nicht, ob es ihm gelingen wird, ein Stück Wild zu erlegen; der Bergbau ist bekanntlich erst recht ein riskantes Geschäft; die Wahl des Berufes ist eine Art Lotteriespiel. Wer sich als selbständiger Unternehmer — einerlei, ob als Industrieller, als Kaufmann, als Arzt, als Advokat — niederläßt, riskirt, weil er nie wissen kann, wie weit ihm die Sache „glücken" wird. Ja, Der selbst, der in ein Dienstverhältniß gegen fixen Lohn tritt, wagt bis zu einem gewissen Grade, weil er nicht voraussehen kann, welche Anforderungen der Dienst an ihn stellen und ob er einen wohlwollenden oder einen unangenehmen Vorgesetzten über sich haben wird. Aber auch sonst spielt der unberechenbare Zufall im Leben überall mit. Der Werth unseres Vermögens wird stündlich von der Konjunktur beeinflußt; eine zufällige Entdeckung kann den Einen reich, eine durchkreuzte Spekulation den Anderen arm machen; eine zufällige Begegnung auf der Straße kann für unsere Existenz und Zukunft entscheidend werden. Und wird schließlich nicht auch unsere Gesundheit und unser Leben auf Schritt und Tritt von tausend unvorhergesehenen Zufälligkeiten beeinflußt und bedroht?

Wenn also unser ganzes Leben von der Wiege bis zum Grabe ein ununterbrochener „Kampf ums Dasein" ist und wenn dieser Kampf, wie jeder, ein Glückspiel ist, weil kein Mensch im Stande ist, die Kräfte seines jeweiligen Gegners oder die Größe der sich ihm entgegenstellenden Widerstände in Voraus genau abzuwägen und zu ermessen, dann darf man sich darüber nicht wundern, daß der Hang zum Wagen und Gewinnen, der dem Menschen von seiner frühesten Kindheit anerzogen wird, ihm zur zweiten Natur geworden ist und bei jeder Gelegenheit durchbricht. Damit soll selbstverständlich nicht gesagt sein, daß ein Mensch, der Karten oder Würfel spielt, ein verdienstliches Werk thut; allein es erklärt sich hieraus, daß das Moralisiren nicht allzu viel nutzt und daß schließlich die verschiedenen Staaten nicht so

Unrecht hatten, wenn sie im Gefühl ihrer Ohnmacht vor dem Spieltrieb kapitulirten und ihn in die Form des „Lotto-Regals“ zum Theil etwas einzudämmen, zum Theil im eigenen Interesse finanziell auszubeuten bestrebt waren. Es ist zwar ein ziemlich magerer Trost, aber wenn die Leute schon durchaus ihr Geld in der Lotterie vergeuden wollen, dann ist es relativ immer noch das Beste, wenn die Verluste, die die Spieler erleiden, nicht zur Bereicherung irgend eines Einzelnen dienen, sondern wenigstens zum Theil der Gesammtheit — dem Staat — zufließen.

Unter den verschiedenen Glücksspielen nimmt die Lotterie wegen ihrer weiten Verbreitung und staatlichen Regelung bekanntlich den ersten Platz ein; die Darstellung ihrer geschichtlichen Entwickelung und ihrer Bedeutung bildet den Inhalt des interessanten Buches.

Entscheidungen durch das Loos — also die Anrufung des Zufalles, um eine unparteiische, von dem Hinzuthun der betreffenden Personen ganz unabhängige Entscheidung herbeizuführen — sind uralt. Schon in der Bibel wird berichtet, daß Josua das gelobte Land unter die Stämme Israels durch das Loos vertheilte; und in der selben Weise bestimmten die Griechen vor Troja die Reihenfolge der Aufstellung zum Wettrennen. Aehnliche Zufallsentscheidungen bildeten in Rom den Gegenstand gewisser Volksbelustigungen. Nach Volksthümlichkeit strebende römische Kaiser, doch auch reiche Bürger pflegten bei festlichen Anlässen das Volk mit Geschenken zu betheilen, und zwar in zweifacher Weise. Entweder wurden Zettel mit Anweisungen auf Verbrauchsgegenstände, wie Getreide oder Wein, vertheilt und der Inhaber des Zettels erhielt dann die darauf verzeichneten Waaren; oder es wurden viereckige Täfelchen von Holz oder Metall oder hölzerne Kugeln unter das Volk geworfen und der Ergreifer bekam Das, worauf das Täfelchen oder die Kugel lautete. Bekanntlich kommt Aehnliches auch heute noch vor, da bei Krönungen oder sonstigen Festen Münzen unter die Menge geworfen werden.

Ungefähr seit dem fünfzehnten Jahrhundert verfielen in Italien findige Kaufleute auf die Idee, ihren Waarenabsatz im Wege des Ausspielgeschäftes zu beschleunigen und auszudehnen; sie nahmen von mehreren Kauflustigen Theilzahlungen an und Der, dessen Name aus der Urne gezogen wurde, erhielt das entsprechende Waarenquantum. Dieser Gedanke wurde später weiter ausgebaut. Zwei Urnen wurden aufgestellt. In die eine wurden Zettel oder Täfelchen mit dem Namen oder der sonstigen Bezeichnung der Käufer (die natürlich vorher ihre Theilzahlung geleistet haben mußten) eingelegt. In die zweite Urne wurden eben so viele Zettel oder Täfelchen eingelegt, von denen die meisten unbeschrieben waren, während nur auf wenigen (dreien oder vieren) die betreffende Waare oder Waarenmenge verzeichnet stand. Nun wurden abwechselnd aus jeder Urne je ein Zettel oder Täfelchen gehoben und der

Spieler, deſſen Name gleichzeitig mit einem „prämiirten“ Zettel oder Täfelchen gezogen wurde, gewann die dort verzeichnete Waare. Dabei blieb die Entwickelung nicht ſtehen. Begnügten ſich die Kaufleute bis dahin, einen Theil ihrer effektiv vorhandenen Waare auszuſpielen, ſo begann man ſpäter, verſchiedene, möglichſt verlockende Gegenſtände zu dem Zweck zu erwerben, ſie als Treffer in einer Verlooſung auszuſpielen. Und wenn früher der Kaufmann, der einen Theil ſeiner Waare ausſpielte, die Einſätze der Spielenden ſo feſtſetzte, daß er einen angemeſſenen Verkaufpreis für ſeine Waare erzielte, ſo machte man allmählich die Entdeckung, daß ſich bei einem ſolchen Ausſpielgeſchäft ein ganz hübſcher Gewinn erzielen ließ, wenn man geringwerthige Gewinngegenſtände anſchaffte und eine verhältnißmäßig größere Zahl von Looſen ausgab.

Damit erſt war die Lotterie als Gewinn bringendes Unternehmen für den Veranſtalter erfunden. Die Veranſtaltungen ſolcher Verlooſungen mehrten ſich in Italien und bald hatte auch der Staat dabei ſeine Hand im Spiel, — anfangs allerdings nur zum Schutz der Spielenden. Als man nämlich zu der Erkenntniß gelangt war, daß ſich aus der Veranſtaltung von Verlooſungen unter Umſtänden ein ganz hübſcher Gewinn herausſchlagen laſſe, waren weniger ſchwerfällig angelegte Naturen ſchnell beſtrebt, dieſen Gewinn dadurch thunlichſt zu vergrößern, daß ſie eine möglichſt große Anzahl von Looſen ausgaben und möglichſt geringwerthige Gegenſtände als Treffer auswarfen. Um ſolchen Mißbräuchen zu ſteuern, wurden der Privatwillkür Schranken gezogen und beſtimmt, daß ſtets eine obrigkeitliche Aufſicht und Schätzung der Spielgegenſtände ſtattzufinden habe. Bei dieſem Anlaß mußte ſich jedoch der Staatsverwaltung von ſelbſt die Erkenntniß aufdrängen, daß die Veranſtaltung von Lotterien, wenn ſie dem privaten Unternehmer einen Gewinn abwarf, auch ein gutes Mittel ſein müſſe, die Staatseinnahmen zu vermehren. Es war daher nur ein kleiner Schritt weiter auf der Bahn der Entwickelung, wenn der Staat ſelbſt die Veranſtaltung einer Lotterie in die Hand nahm. Und da es für die Staatsverwaltung zu umſtändlich und unbequem erſchien, erſt beſondere Gegenſtände anzukaufen, um ſie dann als Treffer auszuſpielen, ſo war es auch wieder nur ein kleiner Schritt, bis man ſich entſchloß, die Treffer in baarem Gelde feſtzuſetzen. Damit war man bei der heutigen Geld lotterie angelangt. Eine der erſten dieſer ſtaatlichen Geldlotterien war die im Jahre 1530 von der Regirung in Florenz veranſtaltete, bei der der Einſatz einen Dukaten betrug. Von Italien aus verbreiteten ſich die Lotterien ziemlich raſch nach den übrigen Staaten Europas, zunächſt ſo, daß private Ausſpielungen und ſtaatliche Lotterien friedlich neben einander beſtanden. Allmählich aber wußte die Staatsgewalt ſich zum Herrn des geſammten Lotterieweſens zu machen und das „Lotterie-Regal“ durchzuſetzen, das darin beſteht, daß der Staat allein das Recht hat, Lotterien zu veranſtalten, und daß nur

Digitized by Google

Privatperſonen oder Körperſchaften Lotterien veranſtalten dürfen, denen der Staat die ausdrückliche Bewilligung hierzu ertheilt, — eine Bewilligung, die bekanntlich oft erbeten und (namentlich für wohlthätige oder gemeinnützige Zwecke) gewährt wird.

Die weitere Entwickelung des Lotterieweſens in den verſchiedenen Staaten war eine ziemlich wechſelvolle. Eine ganze Reihe der großartigſten und abenteuerlichſten Pläne für ſtaatliche Lotterie-Unternehmungen tauchte auf, die zwar auch verſucht wurden, aber faſt ſämmtlich wegen ihrer Verkehrtheit und Kühnheit ſcheiterten. Nur beiläufig mag erwähnt werden, daß die Lotterie auch in den Dienſt der merkantiliſtiſchen Ideen treten mußte. Die einzelnen Staaten veranſtalteten nämlich Lotterien, um das Geld im Lande zu erhalten, d. h. um die Bürger abzuhalten, ihr Geld in die Lotterien fremder Staaten zu tragen, und, um Ausländer zu veranlaſſen, in der inländiſchen Lotterie zu ſpielen, alſo Gold und Silber aus dem Auslande heranzuziehen. Aus dem wirren Durcheinander der verſchiedenſten und tollſten Lotterie-Pläne und Lotterie-Unternehmungen jener Zeit kriſtalliſirten ſich allmählich drei Arten von (ſtaatlichen) Geld-Lotterien heraus, die ſich bis auf den heutigen Tag erhalten haben: die Genueſiſche Lotterie oder das Zahlen-Lotto, die Holländiſche oder Klaſſen-Lotterie und die Lotterie-Anleihe.

Die Genueſiſche Lotterie beſteht bekanntlich darin, daß in eine Urne neunzig Nummern gelegt werden, von denen fünf gezogen werden. Den Spielern ſteht es frei, die Nummern in den verſchiedenſten Kombinationen zu beſetzen, und die Gewinne ſind (nach den Regeln der Wahrſcheinlichkeitrechnung) verſchieden abgeſtuft, je nachdem nur eine, zwei, drei oder vier der beſetzten Nummern oder eventuell alle fünf (Extrato, Ambe, Terne, Quaterne oder Quine) gezogen wurden. Die Heimath dieſer Art von Lotterie iſt, wie der Name andeutet, Genua. Als ihr Erfinder wird der dortige Rathsherr Benedetto Gentile genannt und im Jahre 1720 ſoll ſie zum erſten Male veranſtaltet worden ſein. In Genua herrſchte nämlich, der Brauch, die neuen Rathsherren durch das Loos aus der Zahl der Kandidaten zu beſtimmen; und da die Bevölkerung dieſem Vorgange ſtets ein lebhaftes Intereſſe entgegenbrachte und Wetten ſehr beliebt waren, pflegten die Bürger zu wetten, auf welchen Namen das Loos fallen werde. Bald traten an die Stelle der Namen der Bewerber und der Rathsherren einfache Nummern und damit war das Zahlen-Lotto geſchaffen.

Die Klaſſen-Lotterie iſt ſpeziell in Deutſchland ſo allgemein bekannt, daß eine Schilderung ihres Weſens an dieſer Stelle ganz überflüſſig erſcheint. Nur eine Bemerkung möge hier Platz finden. Man pflegt gewöhnlich die Genueſiſche Lotterie mit der ſich an ſie knüpfenden Traumdeuterei und Traumbücher-Literatur unbedingt zu verurtheilen und ihr gegenüber die Klaſſen-

Lotterie als etwas verhältnißmäßig Harmloſes hinzuſtellen. Ueber die unbedingte Verwerflichkeit des Zahlen-Lottos iſt ſelbſtverſtändlich kein Wort weiter zu verlieren; aber die vielgeprieſene Klaſſen-Lotterie iſt um kein Atom beſſer. Richtig iſt nur, daß die Klaſſen-Lotterie mit den Träumen und der Traumdeuterei nichts zu ſchaffen hat. Allein wenn zu Ungunſten des Zahlenlottos immer darauf hingewieſen wird, daß dieſe Form der Lotterie in erſter Reihe auf die unteren und unbemittelten Bevölkerungsklaſſen ſpekulirt, ſo gilt von der Klaſſen-Lotterie ſo ziemlich das Selbe, weil durch die Theilung der Looſe auch dem ganz kleinen Manne die Theilnahme am Spiele ermöglicht wird. Auch bilden ſich für dieſen Zweck bekanntlich jedesmal Spielgeſellſchaften von mehren Perſonen, die gemeinſchaftlich ein Zwölftel-Loos kaufen, oder es entſtehen eigene Winkel-Wechſelſtuben, die von ganz unbemittelten Leuten die Spieleinſätze in Pfennigen einſammeln und zum Ankauf von Looſen oder Theil-Looſen verwenden. Daß ein ſolcher Unternehmer ſich für ſeine „Thätigkeit“ eine Proviſion berechnet und daß er — weil er unkontrolirt iſt — die breiteſte Möglichkeit hat, ſeine Klienten zu übervortheilen, bedarf keines weiteren Beweiſes.

Die Klaſſenlotterie beſitzt aber — wie Sieghart in ſeinem Buche mit Recht hervorhebt und nachweiſt — zwei weitere Schattenſeiten. Wer in die Zahlenlotterie geſetzt und verloren hat, Der kann verhältnißmäßig leicht der Lotterie den Rücken kehren und ſich vom Spiele zurückziehen. Das iſt bei der Klaſſenlotterie viel weniger leicht möglich; denn dadurch, daß die Höhe der Treffer von Klaſſe zu Klaſſe ganz unverhältnißmäßig ſteigt, wird ein pſychiſcher Zwang zur Fortſetzung des Spieles in den ſpäteren Klaſſen erzeugt. Während alſo die Zahlenlotterie auf die Träume und den Aberglauben der Ungebildeten ſpekulirt, ſpekulirt die Klaſſenlotterie auf die Berechnung und Ueberlegung der Gebildeten, — und ob dieſe Spekulation ſittlich viel höher ſteht als jene, mag dahingeſtellt bleiben. Dann iſt aber der Spieler bei der Klaſſenlotterie, ſpeziell bei der preußiſchen, in einer ungünſtigeren Lage als bei der Zahlenlotterie. Das Urtheil, zu dem Sieghart gelangt, iſt ein ſo bemerkenswerthes, daß ich es hier wörtlich folgen laſſe: „Forſcht man ſchließlich nach der Gewinnhoffnung bei der preußiſchen Klaſſenlotterie, ſo kommt man zu überraſchenden Ergebniſſen. Zu Gunſten dieſer Lotterie wird immer wieder angeführt, daß auf die Hälfte ſämmtlicher ausgegebenen Looſe Gewinne fallen. Damit iſt allerdings noch keinerlei Beweis dafür erbracht, daß die Spieler dabei beſſer fahren als bei anderen Glückſpielen. Denn wenn man nach dem Hoffnungwerth eines Looſes dieſer Lotterie fragt, ſo ſtellt ſich das Verhältniß ganz anders dar. Wie nämlich eine von fachmänniſcher Seite angeſtellte Berechnung ergiebt, iſt die Gewinnhoffnung bei der preußiſchen Klaſſenlotterie, zumal für die vor der vierten Klaſſe austretenden Spieler, viel geringer als beim öſterreichiſchen Zahlenlotto, ja, ſogar geringer als bei dem von allen modernen Glückſpielen

die schlechtesten Chancen bietenden Promessenspiel. Ein Spieler, der nach der ersten Klasse austritt, hat nämlich den Werth seiner Gewinnhoffnung mehr als siebenzehnmal, der nach der zweiten Klasse austritt, mehr als zehneinhalbmal, der nach der dritten Klasse austritt, mehr als siebenmal überzahlt. Erst bei der vierten Klasse tritt ein Verhältniß ein, das günstiger ist als bei den Promessen, aber noch immer ungünstiger als beim unbestimmten Auszuge im österreichischen Zahlenlotto. Wer nämlich alle vier Klassen mitspielt, bezahlt seine Gewinnhoffnung nur 1·38 mal. Im österreichischen Zahlenlotto dagegen wird die Gewinnhoffnung

beim unbestimmten Auszuge . . .	1·29 mal,
beim bestimmten Auszuge	1·34 mal,
beim Ambo	1·67 mal
und beim Terno	2·45 mal

bezahlt, so daß, wer nach der ersten Ziehung der preußischen Klassenlotterie austritt, beiläufig siebenmal schlechter daran ist, als wer auf die ungünstigste Spielart des österreichischen Zahlenlottos, den Terno, setzt."

Am Schluß seines hochinteressanten Buches kehrt Sieghart zu seinem Ausgangspunkt, nämlich zur Unausrottbarkeit des Spieltriebes zurück und legt sich die Frage vor, ob es nicht möglich wäre, den Spieltrieb, der nun einmal da ist und bis zu einem gewissen Grade als berechtigt anerkannt werden muß, in vernünftigere Bahnen zu lenken. Die Beantwortung dieser Frage findet er in dem bereits von anderen Seiten wiederholt angeregten Gedanken, den Spieltrieb mit dem Sparsinn in Verbindung zu bringen. Staatliche Sparkassen sollen auch die kleinsten Spareinlagen annehmen und von einem gewissen Betrag ab mäßig verzinsen. Der Ueberschuß der Zinsen (nach Abzug der Verwaltungkosten) wäre zu Prämien zu verwenden und den Sparern im Wege einer Verloosung zuzuwenden.

Czernowitz. Professor Dr. Friedrich Kleinwaechter.

Mondlicht und Fluth.

In Wendelthorpe war Ueberschwemmung. In den niedriger gelegenen Straßen kreuzten Boote hin und her und draußen, in der offenen Landschaft, verwandelte sich Feld um Feld in See.

Aus den Fluthen ragte ein einsames Farmerhaus gegen den dunkelnden Himmel. Die Wogen umbrandeten es in Wirbeln. Das war kein stilles An-

ſteigen der Fluth, ſondern ein ungeduldiges Vorwärtsſtürmen des entfeſſelten Elementes.

An einem Fenſter drängten ſich ſechs Menſchen. Ihre Blicke verfolgten geſpannt ein Licht, das bald aufleuchtete, bald wieder verſchwand, allmählich aber doch näher zu kommen ſchien.

Die Gruppe beſtand aus dem Pächter, ſeiner Frau, ihren drei Kindern und einem jungen Mann, dem Bräutigam der älteſten Tochter. Das Licht näherte ſich wirklich. Die dunklen Umriſſe eines Bootes wurden ſichtbar, man vernahm das regelmäßige Klatſchen von Ruderſchlägen, — endlich hielt das Boot dicht am Hauſe und die Rettung war geſichert.

Jetzt erſt ſah man in dem Lichtſchein mehrere Perſonen im Boot, darunter eine Frau. Eine Stimme rief ins Haus: „Wie viel ſeid Ihr?“ Und eine Stimme rief herunter: „Sechs.“

Auf die Antwort folgte ein kurzes Schweigen. Dann, durch das Getöſe des Waſſers, die Worte: „Wir haben blos Raum für vier.“

„Wird es möglich ſein, die Anderen zu holen?“ fragte der Pächter. „Nein... kaum... es wird zu finſter und zu gefährlich.“ Von drinnen erſcholl ein Hinundher von Rede und Gegenrede, aufgefangen und verweht von dem Geräuſch des Sturmes... „Bis zum Tagesanbruch dürfte das Dach kaum über Waſſer bleiben, ſelbſt wenn die Mauern ſo lange halten... Jack und ich werden bleiben“, entſchied der Pächter endlich.

„Wenn Jack bleibt, dann bleibe auch ich“, erwiderte die klare Stimme der Tochter. Da erhob ſich Einer im Boot und ſagte: „Es giebt kein Weib, das Das für mich thäte... ſo laßt mich bleiben.“

Die Anderen im Boot blickten auf ihn, wie er daſtand, die Hand an die Mauer gelehnt. Er war ein Fremder, der juſt heute nach Wendelthorpe gekommen war und freiwillig Retterdienſte angeboten hatte.

Die Frau hinten im Boot beugte ſich vor und ſagte: „Auch ich will bleiben.“

Sie kannten ſie wohl: es war die neue Lehrerin an der Dorfſchule... ſie galt für excentriſch.

Aus dem Boot erhoben ſich keine Einwendungen, nur ein wiſperndes Erſtaunen; vom Haus kamen Einwendungen, die leicht beſiegt wurden.

Ein Fenſter in einem niedrigeren Stockwerk öffnete ſich. Beide betraten die überſpülte Brüſtung und gingen ſchnell hinein. Man begrüßte ſie mit warmen, abgeriſſenen Dankesworten und betheuerte, daß man beim erſten Morgengrauen wieder kommen werde. Dann ſahen die beiden Zurückbleibenden der Einſchiffung der Sechs zu, empfingen noch einmal ihren Dank und ihre Lebewohlrufe, die Ruderſchläge entfernten ſich, — und plötzlich ſenkte ſich eine bleierne Schwere auf ihr Herz.

Dicht an einander gedrängt verfolgten ſie, wie ſich das Boot in dem unſicheren Wiederſchein des zitternden Lichtes entfernte, bis es weit weg war und auch das fernſte Echo ſeines Geräuſches ſie nicht mehr erreichte. Da wendeten ſie ſich den inneren Räumen zu. Die Stube war inzwiſchen ganz finſter geworden und das Gurgeln des Waſſers hörte ſich an wie Schritte auf der Treppe.

„Haben Sie die mindeſte Hoffnung, daß ſie rechtzeitig zurückkehren?“ frug die Frau.

„Nein", ſagte ihr Genoſſe; und ſie ſah in der Dunkelheit, daß er den Kopf ſchüttelte.

„Auch ich nicht", ſagte ſie ...

Sie ſtanden wortlos da und ſtarrten in das Zimmer. Sie konnten nichts thun, als daſtehen und das Herankommen des Waſſers erwarten ... Und ſie waren Fremde, die ſich nicht einmal bei vollem Tageslicht ins Geſicht geſehen hatten. Der Wind fegte und peitſchte draußen und drinnen hallten geſpenſtiſche Laute von Thüren und Fenſtern wider.

„Wäre es auf dem Bodenraum nicht beſſer?" fragte der Mann. Sie nickte zuſtimmend; und Beide gingen.

Die pechſchwarze Finſterniß war voll Rauuen und Raſcheln. Von oben warf eine brennende Laterne ihr Licht auf eine ſteile Leiter; die Einwohner hatten ſie wohl abſichtlich zurückgelaſſen; auch Nahrungmittel und Kleider waren da.

„Ich will die Laterne holen", ſagte er und ſchwang ſich hinauf. Das Licht flackerte auf, ſie ſah ſein Antlitz plötzlich in einer Helligkeit, dann wirbelte das Licht vor ihr hinab und ſchlug krachend gegen die Treppe. Ihr Athem ſtockte und ein lähmendes Gefühl kam über ſie ... im nächſten Augenblick hörte ſie über ſich einen unterdrückten Fluch.

„Der Griff der Laterne war loſe, ich werde ſie wieder holen."

„Nein, nein, es iſt zu finſter ... Bitte, laſſen Sie es!" Sie hatte ſeinen Arm ergriffen und klammerte ſich an ihn. In der Dunkelheit, die nach der grellen Lichterſcheinung um ſo unheimlicher wirkte, tappten jetzt Beide durch den Raum, vorſichtig ausſchreitend, in der Angſt, gegen den Dachbalken oder auf unſichtbare Hinderniſſe zu ſtoßen oder in die gähnende Treppenöffnung zu gerathen. Endlich gelangten ſie ans Fenſter. Da ſtand eine große Kiſte, auf die ſie ſich ſetzten. Sie wechſelten nur kurze Worte. Es ſchien ſo Weniges zu geben, was des Redens in einer ſolchen Stunde werth war.

Allmählich gewöhnten ſich ihre Augen an das Dunkel und ſie vermochten Einzelheiten in ihrer Umgebung zu erkennen. Da ſtand ein Tiſch mit Eſſen, ringsum Kaſten und Bündel und ein paar alte Bilder. Alles war offenbar heraufgebracht worden, als die Fluth zu ſteigen begann. In der Mitte: die ſchwarze Treppenöffnung, durch die ſie hereingekommen waren. Am anderen Ende lagen einige Bund Stroh und von da kam ununterbrochen ein Pfeifen und Kratzen. Das junge Mädchen ſchauderte zuſammen.

„Es werden Ratten ſein", ſagte ſie, als die Laute immer ſtärker wurden.

„Ja. Fürchten Sie ſich?"

„Nein, wenn man ſie nur wenigſtens ſehen könnte."

Eine Weile ſaßen ſie wieder ſchweigend da, den kleinen Geräuſchen drinnen und den ſtärkeren draußen lauſchend.

Endlich ſtand der Mann auf, fuhr ſich mit der Hand über die Stirn und ſeufzte: „Das iſt ſchrecklich; ſo pflegte man wohl Hexen zu martern: man band ſie an Pfähle und ließ die Fluth herankommen ..."

Haſtig ging er hin und her. Endlich blieb er am Tiſch ſtehen. „Wollen Sie Etwas eſſen?"

„Nein, danke."

Er brach ſich ein Stück Brot, ging ans Fenſter und würgte einige Biſſen herunter. Dann ſtieß er die Laden auf und lehnte ſich hinaus.

Das Waſſer war höher geſtiegen und leckte gierig an der Wand. Als er ſich zurückbeugte, konnte ſie die Unheilsbotſchaft in ſeinen Augen leſen. Er ſah ihr Antlitz nicht. Mit einem Seufzer nahm er neben ihr Platz. Nach einer Weile fragte er: „Wollen wir nicht aufs Dach hinaus? Früher oder ſpäter bleibt uns doch nichts Anderes übrig ... und man iſt draußen freier."

„Ja, gehen wir ... Iſt da eine Luke?"

„Ich glaube nicht, ... ich ſah gerade danach, ... aber ich komme durchs Fenſter hinauf, ... das Dach iſt dicht darüber ... und von da kann ich Ihnen helfen."

Er ſetzte einen Fuß auf das Fenſterſims und zwängte Kopf und Schulter durch die enge Oeffnung hindurch.

„Ja, es geht ganz leicht", ſagte er dann, „aber der Sturm weht heftig, wir müſſen Decken mitnehmen." Sie holte einige Decken und reichte ſie ihm hinaus, dann ſtieg ſie ſelbſt durchs Fenſter und fühlte ſich vorſichtig auf den Giebel hinaufgehoben. Die Gewalt des Sturmes war furchtbar. Im Nu war ihr der Hut weggefegt und die aufgelöſten Flechten ſchlugen ihr in die Augen. Er half ihr ein Tuch um den Kopf binden und nun war ſie im Stande, ſich umzuſehen. Das Dach war flach und von zwei langen parallel laufenden Giebeln begrenzt, zwiſchen denen eine Anzahl von Rauchfängen ſtand. Sie ſuchten eine geſchützte Ecke und ſetzten ſich dort auf einen Ziegelvorſprung. Vor ihnen lag eine weite, troſtloſe Waſſerfläche. Unter ihnen tobten ſchäumende Ströme zwiſchen Wohnhaus und Nebengebäuden und in den Pauſen hörten ſie, wie der Südwind ſtöhnend und ächzend durch die Rauchfänge pfiff. Nichts Lebendes, kein Licht, keine Hoffnung ... und doch fühlten ſie ſich erleichtert und befreit, ſeit ſie wenigſtens ſehen konnten, was vorging.

„O, hier iſt es beſſer", rief ſie und athmete die friſche Luft in großen Zügen. „Man könnte beinahe glauben", ſagte er und ſah ihr ſcharf in das Geſicht, das ſich von dem Mauerwerk deutlich abhob, „daß Sie an Alledem eine Art Freude haben."

„Im gewiſſen Sinne iſt es auch ſo ... In dem Naturſchauſpiel liegt ſo viel Weite und Kraft ... Dazu das Gefühl, alles Handeln und alle Verantwortlichkeit aus der Hand gegeben zu haben und durch nichts, was einer Pflicht gleich ſehen könnte, zu Etwas genöthigt zu werden."

„Aber fürchten Sie nicht den Tod?"

„Phyſiſch wohl ... das körperliche Ertrinken und Erſticken ... Ah, ſprechen wir nicht darüber ... Mindeſtens haben wir in dieſer Stunde Freiheit und Ruhe."

„Mir wäre es lieber, gegen Etwas zu kämpfen", ſagte er. „Still zu ſitzen wie in einem Käfig, bis es dem Tode beliebt, ein Ende zu machen: Das iſt furchtbar!"

Sie wandte ſich gegen ihn, ſchauerte zuſammen und wiederholte tonlos: „Ja, Das iſt furchtbar."

Wieder herrſchte Schweigen zwiſchen ihnen. Er hatte ihre Züge aufmerkſam beobachtet, als ſie ſich zu ihm wandte ... Sie war jünger, als er geglaubt hatte.

„Weshalb blieben Sie?" fragte er plötzlich.

Sie zögerte einen Augenblick. „Und Sie?"

„Ich weiß wirklich nicht, ob deshalb, weil es Niemand anders, oder, weil es mir ſelbſt nichts verſchlug. Aber ich bin viel älter als Sie und das Leben hat mir nichts mehr zu bieten."

„Ich glaube, Das ist nicht nothwendig eine Frage des Alters. Auch mein Leben ist Niemand unentbehrlich und für mich selbst war es nicht leicht oder verheißungvoll. Ich verlangte viel und mußte mich mit wenig bescheiden lernen. Natürlich ist es nicht edel, sein eigenes kleines Glück so hoch zu veranschlagen, . . . aber was hilfts, — man thut es doch! Und dann: mit einem Male war hier ein Ausweg . . . nicht selbstisch . . . nein, glücklicheren Menschen zu helfen und . . . Es schien der Schlüssel zu Allem, als Sie im Boot aufstanden und sagten, Sie würden bleiben."

„Und doch", sagte er, „fiel mir aufs Herz, ob im Grunde Das, was wir den jungen Liebenden gaben, nicht vielleicht nur die Gelegenheit war, ihre Liebe zu verlieren . . . selbst bis auf die Erinnerung daran. Denn der Tod kann nur die Zukunft zerstören, das Leben vernichtet aber selbst die Gegenwart."

„Thut es Ihnen denn leid, daß Sie geblieben sind?"

In der Frage lag eine leise Ironie, — oder vielleicht klang es ihm nur so. „Nein", sagte er, „ich konnte nicht anders. Man lebt nur in der Gegenwart; und selbst wenn der Mensch gewiß wäre, daß das Leben den Tod seiner Liebe bedeutete, die Liebe aber den Tod, vermöchte er nicht zu sagen: ‚So laß den Tod kommen'. Nur ein Apollo giebt den frühen Tod, wenn man von ihm die beste Gabe erbittet. Und doch: welches Glück für zwei Liebende, mit einander in den Tod zu gehen!" Sie athmete tief auf, sagte aber nichts.

Da stieg am fernen Rande des Himmels der Mond auf und brach durch die Wolken; sein mattes Licht wechselte mit den gespenstischen Schatten, die von den vorüberziehenden Wolken gebildet wurden, bis er hoch über den Nebeln schwebte.

Der Mann schrak zusammen; in dem helleren Lichte sah man deutlich, wie schnell das Wasser sich ihnen näherte.

Sie beugte sich herab. Ihre Augen begegneten einander. Beide waren bleich. Auf Beider Antlitz malte sich die Angst der Kreatur vor der Vernichtung. Doch war es ihnen tröstlich, einander zu sehen.

„Wie lange ist es noch bis zum Morgen?" fragte sie.

Er zog seine Uhr hervor, aber eine Wolke strich über den Mond; sie mußten warten.

„Es ist zwölf Uhr vorüber", sagte er.

„Vielleicht fahren sie doch beim Mondschein heraus, uns zu holen."

„Vielleicht", sagte er; aber weder er noch sie hofften auf Rettung.

Wieder blickte er sie an. Ganz so jung schien sie doch nicht, sie mochte wohl fünfundzwanzig Jahre alt sein. Kein Mädchengesicht.

Sie war in ihre frühere Stellung zurückgesunken und hob, gegen den Rauchfang gelehnt, das Gesicht zum Himmel. Ihre Augen waren geschlossen und die Lippen auf einander gepreßt, dann bewegten sich ihre Lippen wie zu einem Lächeln und die Augen öffneten sich ruhig. Das geschärfte Ohr des Mannes an ihrer Seite vernahm, wie der Laut des Wassers sich immer tiefer färbte.

„Sie sind zu jung für dieses Ende", stieß er hervor.

Seine Stimme klang verändert und seltsam tief wie die des Wassers.

„Nein", sagte sie, . . . „denken Sie nicht an mich . . ."

„Ich muß an Sie denken. Es ist furchtbar."

Sie blieb eine Weile stumm, dann sagte sie: „Als ich Sie sagen hörte . . .

Das in dem Boot ... und Sie aufstanden, um zu bleiben, ... da fühlte ich plötzlich, daß es eben so grausam wäre, nicht mit Ihnen zu bleiben, als Die drinnen nicht zu retten."

Sie mußte die letzten Worte ganz laut sprechen, denn der Wind hatte sich mit verdoppeltem Ungestüm erhoben und der Anprall des Wassers brach sich tosend an dem Mauerwerk. Als sie innehielt, erschütterte ein furchtbarer Krach das ganze Gebäude, Alles schien zu wanken und Wasserfluthen spülten über das Dach. Er, fühlte ihr wehendes Haar in seinem Gesicht und hielt sie fest. Beide waren athemlos und zitterten. Sie machte eine Hand frei und strich sich das Haar zurück. Die Mondscheibe trat aus einer Wolke heraus, der Giebel am anderen Ende des flachen Daches hatte nachgegeben und mehrere Rauchfänge waren eingestürzt.

Beide rückten noch näher zusammen. In Jedem von ihnen zitterte die Angst, allein zurückzubleiben. Immer schneller und schneller stieg das Wasser.

„Nun kanns nicht mehr lange dauern", sagte er.

„Nein ..."

Wie Stunden dünkten sie die Minuten des Schweigens. Sie hörten nur ihre eigenen Athemzüge.

Die Windstöße ließen jetzt nach ... Der Mond stand frei zwischen Wolkenbergen ... Die Wasserfläche glättete sich ein Wenig.

„Sie blieben also für mich", sagte er, „und so kann ich selbst am Ende nicht aus dem Leben gehen, ohne Jemand mit mir zu zerren... Und Sie, die blieben, sind eine Fremde ... und wir werden hier zusammen sterben, als Fremde ... O, über die Ironie dieser Welt! All mein Leben war ich einsam und verlassen, .. es war meine Schuld, gewiß meine Schuld ... und nun ists vorbei, ...es ist zu spät, es ist keine Zeit mehr." Sie blieb stumm. Nur der monotone Puls des Wassers unter ihnen fuhr fort, zu pochen. „Aber wenn uns irgend ein Wunder Rettung brächte: wir würden uns wenigstens nun kennen."

„Kennen? Mag sein, unsere verborgenen Tiefen. Aber ob auch unser Alltagswesen? Wenn wir gerettet würden, so würden wir Freunde sein, bis wir ans Land kämen. Dann, in den ersten zwölf Monaten, würden wir uns einmal wöchentlich begegnen und mit einander sprechen; später würden wir uns noch zunicken oder zulächeln und nach und nach achtlos an einander vorübergehen. Nein, was uns an Freundschaft und Kameradschaft zufällt, gehört nicht diesem Leben an."

„Sie glauben also an ein anderes?"

„Es ist nicht gerade Das, aber ich kann nicht an den Tod glauben. Wir vermöchten nicht so viel, heischten nicht so viel, wir haben nicht halb genug, .. ich fühle so Vieles, das noch erfüllt sein will... Nein, es muß noch Etwas geben außer diesem Leben."

Jetzt blieb er stumm. Vielleicht mochte er nichts gegen ihre Hoffnung einwenden; vielleicht regte sich aber auch in seinem Herzen eine Hoffnung, die er längst für erstorben gehalten hatte.

Der Mond war von Minute zu Minute heller geworden und glänzte über einer Wolkenbrücke, unter deren Bogen sich unergründliche Tiefen dehnten.

Sie zeigte hinauf. Der volle Glanz fiel auf ihr Antlitz. In ihren Augen lag eine unaussprechliche Milde und alle ihre Züge malten ein verklärtes Frohlocken.

„Die Pforten der Ewigkeit öffnen sich", sagte er, von ihrer Stimmung mitergriffen; aber ihm fehlten die Verzückung und der Glaube.

„Und vermögen Sie empor zu schauen und zu verzweifeln?"

„Das Alles hat keine Stimme für mich ... Es ist zu weit weg, .. zu schweigsam, .. zu starr. Das Gestirn wird, wenn ich ertrunken bin, unverändert über meiner Leiche strahlen. Aber Sie, Sie sind geblieben, um mit mir zu sterben. Welche Hoffnung es im Leben und im Tode geben kann: von Ihnen habe ich es erfahren. Ich weiß nicht, ob sie Bestand hat und ob sie zu Etwas nützlich ist; aber so, wie sie ist, kommt sie mir von Ihnen!"

Die Fluthen rauschten über den zusammengestürzten Rauchfängen auf und die Beiden zuckten zusammen, in unwillkürlichem Erschrecken. Aber die Ströme verliefen sich wieder; nur stieg das Wasser nach wie vor.

Er fuhr ruhig fort: „Heute Nacht ist es über mich gekommen wie die Ahnung von einem Leben, das der Mühe werth wäre, gelebt zu werden. Es mag ein anderes Leben sein, in einer anderen Welt, ich weiß es nicht. Ich will nicht in das Leben zurück, das ich kenne. Aber ich fordere Leben, das Leben, das ich erkannte, als wir einsahen, das Ende sei gekommen, und als ich Sie neben mir am Rande des Abgrundes fand. Wir kennen einander nicht, sagen Sie. Wir sind nicht Freunde und können es einander nicht sein. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich, allein, weder rückwärts noch vorwärts gehen möchte."

Sie saßen wortlos und die Nacht schlich langsam fort.

Erinnerungen tauchten in ihnen auf, Hoffnungen, Träume, die ihnen einst Alles bedeutet hatten ... Nun schien das Alles klein, nichtig und unermeßlich entfernt. Rings um sie brandeten immer höher die Wogen. Ab und zu erhob sich ein Windstoß und peitschte die Kämme über das Mauerwerk und dann ergossen sich schmutzige Bäche durch die Rauchfänge hinab.

„Wir müssen höher hinauf!" Schwer rang es sich aus ihm hervor. Sie verließen ihren Platz und kletterten auf den Ziegelvorsprung des Giebels.

Mit entfesselter Raserei packte sie hier der Sturm. Sie hielten einander umschlungen und hatten Mühe, das Gleichgewicht zu bewahren.

Plötzlich rief er aus: „O, wäre doch nur eine Rettung für Sie! Es ist zu hart. Wie schrecklich Sie mich dauern!"

„Ich leide nicht," sagte sie. „Es ist nicht hart, ... es ist der beste Augenblick, den mir das Leben gegönnt hat."

Ihre Worte wurden vom Winde verweht. Er verstand sie nur, weil sie ganz nah an seinem Ohr gesprochen waren. Und seine Antwort entführte der Wind auch und trug sie fort für ewig.

Die Zeit der Zwiesprache war vorüber. Ein kurzes Ringen und Keuchen, ein ohnmächtiger Widerstand ... und dann blickte der ruhige Mond über eine öde und grenzenlose Wasserfläche.

London. Clementina Black.

Die Bevölkerungfrage in Frankreich.

Die Verlangsamung des Bevölkerungzuwachses in Frankreich ist in den letzten Jahrzehnten ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden. Statistiker, Soziologen, Nationalökonomen, Mediziner, Mathematiker und gelehrte Gesellschaften widmeten ihre Anstrengungen der Frage, durch welche Mittel der Bevölkerungzuwachs gefördert werden könne. Die einschlägige Literatur ist denn auch schon gewaltig angeschwollen und übereich an Reformvorschlägen. Erst empfahl man Erleichterung der Förmlichkeiten für die Eheschließung und direkte oder indirekte Prämien auf die Kinderzeugung. In den Jahren 1885 und 1889 ergingen spezielle Gesetze zu Gunsten von Familien mit sieben oder mehr Kindern. Das erste Gesetz erneuerte ein napoleonisches Dekret aus dem Jahr XIII:[1]) die Eltern von sieben Kindern sollten das Recht haben, einen männlichen Sprossen auf Staatskosten erziehen zu lassen. Die von der Kammer für diesen Zweck bewilligten Kredite waren aber gering. Die Zahl der Familien mit sieben oder mehr Kindern überstieg die Ziffer 232000; und es war unmöglich, entsprechende Summen von der Kammer bewilligt zu erhalten. Deshalb beschränkte man sich 1889 darauf, die Eltern von sieben oder mehr Kindern von der „contribution personelle et mobilière" zu befreien. Auch Das war früher schon ähnlich dagewesen. So berichtet Forbonnais von einem Dekret aus dem Jahre 1666, wonach jeder Vater von zehn lebenden, ehelich geborenen Kindern von der „collecte de toute taille, taillon, sel, subside et autres Impositions de tutelle, curatelle, logement des gens de guerre" u. s. w. frei sein sollte.[2])

Die Sorge um Frankreichs Großmachtstellung hat sogar bis zu Vorschlägen einer partiellen Vermögenskonfiskation geführt. So verlangte z. B. der in letzter Zeit viel genannte Bertillon, Chef des statistischen Bureaus der Stadt Paris, der Staat solle, wenn der Erblasser nur ein Kind hat, die Hälfte, bei zwei Kindern ein Drittel der Erbschaft einziehen. In Fällen, wo drei oder mehr Kinder vorhanden sind, sollten dagegen die Erbmassen nicht nur unverkürzt, sondern sogar steuerfrei bleiben. Auch dieser Vorschlag ist aber nur die Wiederbelebung eines alten Dekretes von 1789, wonach Familien mit mehr als drei Kindern Steuererleichterungen genießen, Familien mit weniger als drei Kindern Steuerzuschlägen unterworfen sein sollten.

Von anderen Projekten erwähne ich nur: Heranziehung von Ausländern,[3])

---

[1]) Dieses Dekret vom Jahre 1806 verpflichtete den Staat, die Erziehung des sechsten Kindes armer Eltern aus öffentlichen Mitteln zu bestreiten. Es ward aber selten angewandt und gerieth allmählich in Vergessenheit. Man vergleiche darüber Legoyt, Des conditions d'acroissement de la population etc. Journal de la Soc. de Statistique de Paris 1867, S. 234.

[2]) Vgl. Forbonnais, Recherches et considérations sur les finances de France depuis 1595 jusqu'en 1721. Liège 1758. 2. Band, S. 351 ff.

[3]) Dieser Weg wurde bereits Ende der sechziger Jahre von Legoyt warm empfohlen. Man beschritt ihn aber erst neuerdings, als man die Naturalisation erleichterte.

oeren Geburtenfrequenz bekanntlich höher ist, Abschaffung des Gesetzes, das die Ermittelung der Vaterschaft verbietet, Veränderung des Intestaterbrechtes, Erschwerung der Abwanderung in die Städte. Bis zu welchem Wahnwitz das Ergrübeln wirksamster Mittel bereits geführt hat, zeigt das Beispiel Lombards, eines bekannten Arztes, der in einem ernsthaften Referat auf dem medizinischen Kongreß zu Lyon empfahl, den Eheleuten solle untersagt werden, in besonderen Betten — wie es in den wohlhabenden Familien üblich ist — zu schlafen. Zur Begründung führte er ein schweizerisches Kantonalgesetz an, das Eheleuten, die sich scheiden lassen wollen, auferlegte, vierundzwanzig Stunden in einem Zimmer zuzubringen, — mit nur einem Glas, einem Messer, einer Gabel, einem Stuhl und einem Bett zu ihrer Verfügung. Man hat die Erfahrung gemacht, erklärte Lombard, daß selbst verjährte Abneigung einem solchen Zwange nicht Stich hielt.[4]) Einem lächerlichen Phantom zu Liebe — denn Zusammenschlafen bedeutet doch noch keineswegs Kinderzeugung — sollte demnach eine wichtige hygienische Errungenschaft preisgegeben werden, wenn nöthig, sogar unter Anwendung mittelalterlicher Zwangsmaßregeln.

Der mehr oder minder radikale Charakter aller solcher Vorschläge zeigt deutlich genug, wie wichtig in unseren Tagen das Bevölkerungproblem den Franzosen erscheint. Nach vor wenigen Jahrzehnten verhielt sich die französische Gelehrtenwelt gerade entgegengesetzt. Unter dem Einfluß malthusischer Lehren hielt die große Mehrzahl der französischen Oekonomen die Einschränkung der Kinderzahl für das Nonplusultra der Weisheit und das langsamere Anwachsen der Bevölkerungziffer für ein günstiges Zeichen des Kulturfortschrittes. So schrieb J. B. Say: „Die Institutionen, die das Glück der Menschheit am Meisten fördern, sind die selben, die das Anwachsen des Kapitals begünstigen. Es gilt also, die Menschen mehr zum Sparen als zur Kinderzeugung zu ermuntern.“[5]) Und ein anderer Schriftsteller, Giresse, erklärte in seinem 1867 erschienenen Essai sur la Population: „Die Geburtenfrequenz verminderte sich seit Ende des achtzehnten Jahrhundertes um ein ganzes Drittheil. Wenn zum Unglück das Gebot: ‚Wachset und mehret Euch!‘ bis in unsere Tage mit dem selben Eifer und dem selben Unverstand wie im Jahre 1777 befolgt worden wäre, dann hätten wir in Frankreich jährlich ca. 1 330 000 Geburten, das heißt um ca. 330 000 mehr, als wir thatsächlich zu verzeichnen haben. Um die unermeßliche Größe des Fortschrittes, den wir gemacht haben, zu kennzeichnen, muß man sich veranschaulichen, daß er der Menschheit die Mühen und Qualen von 330 000 Geburten, den Tod einer großen Zahl von Frauen und ca. 15 000 Todgeburten jährlich erspart.“ „Man zittert,“ so schließt Giresse seine Ausführungen, „wenn man des Elends, der Leiden und Erschütterungen gedenkt, die durch diese 330 000 Mehrgeburten in unserer sozialen Organisation hervorgerufen werden würden.“ Josef Garnier, Mitglied des Institut de France, hielt das Uebermaß an Bevölkerung für eine der Hauptursachen des Elends[6]) und

[4]) De la dépopulation en France, Lyon 1873, S. 21 ff.

[5]) Vergl. Ritti, La population etc. S. 90.

[6]) Vergl. J. Garnier: Du principe de population, II. Auflage, Paris 1885, S. 10.

Léonce de Lavergne glaubte, der Bevölkerung der Normandie zu ihrer langsamen Vermehrung nur gratuliren zu können.[7])

Man begnügte sich aber in Frankreich nicht damit, die Einschränkung der Kinderzahl theoretisch zu empfehlen. Hie und da ging man so weit, Prämien darauf zu setzen. So berichtet Josef Garnier, der Munizipalrath von Versailles habe im Jahre 1852 einen Temperenzpreis von 1000 Franks gestiftet, bei dessen Zuerkennung den Kandidaten besonders eine mäßige Kinderzahl zur Empfehlung gereichen sollte[8]). Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht auch ein Cirkular des Präfekten von Allier aus dem Jahre 1833, worin er die Einschränkung der Kinderzahl als das beste Mittel zur Hebung des Wohlstandes bezeichnet[9]).

Der Umschwung der Ansichten wurde hauptsächlich durch die Veränderung der politischen Lage herbeigeführt. Wenn man die zahlreichen Betrachtungen über das Verhältniß der französischen Wehrkraft zu derjenigen der anderen Großmächte aus den siebenziger und aus dem Anfang der achtziger Jahre prüft, findet man die Behauptung immer wieder, daß in Folge der schwächeren Vertretung der Kinder und der etwas stärkeren Vertretung des männlichen Geschlechtes Frankreich eine gleich starke Armee aufstellen könne wie Deutschland, so daß vorläufig kein Grund zur Beunruhigung vorliege. Die letzten Jahre haben aber bekanntlich diesen Scheintrost zerstört. Bereits 1885 mußte Le Roy zugeben, daß Deutschland im Vergleich zu Frankreich einen Ueberschuß von etwa 600000 Männern im Alter von zwanzig Jahren und darüber habe[10]). Heute aber erreicht die Zahl der Männer im Alter von zwanzig bis fünfundvierzig Jahren in Frankreich nur etwa 7 Millionen gegen etwa 8,7 Millionen in Deutschland. Wie ungünstig das Verhältniß nach fünfundzwanzig Jahren sein wird, zeigen die folgenden Berechnungen:

Der durchschnittliche jährliche Geburtenüberschuß pro 1000 der mittleren Bevölkerung betrug

	1841/50	1851/60	1861/70	1871/80	1881/90
im Deutschen Reich	9,4	9,0	10,3	11,9	11,7
in Großbritannien (ohne Irland)	10,2	11,9	12,7	14,0	13,3
„ Frankreich	4,0	2,3	2,6	1,7	0,2

Im Jahresdurchschnitt 1891/95 betrug der Geburtenüberschuß pro 1000 der mittleren Bevölkerung in Deutschland 13,0, 1896 sogar 15,4, während Frankreich eine Reihe von Jahren hindurch einen Ueberschuß der Sterbefälle über die Geburtenzahl aufwies, so zum Beispiel im Jahre 1890 einen von 38000, in den Jahren 1891 und 1892 einen von 10000 und 20000.

Nimmt man nun an, daß der Bevölkerungzuwachs in Frankreich und Deutschland auch in den nächsten fünfundzwanzig Jahren annähernd der selbe bleibe wie von 1881 bis 1895, so würde die Bevölkerung Frankreichs im Jahre 1925 aller Wahrscheinlichkeit nach etwa 40 Millionen, diejenige Deutschlands etwa 70 Millionen Menschen betragen.

[7]) Léonce de Lavergne, Économie rurale de la France, Paris 1860, S. 100.

[8]) S. a. a. O., S. 224.

[9]) Vgl. Arthur Chervin, Histoire statistique de la population francaise. Paris 1889, S. 46.

[10]) Vgl. Journal de la Société de Statistique de Paris, 1890, S. 360 ff.

Kein Wunder daher, daß alle Franzosen, denen das Prestige ihres Volkes am Herzen liegt, den Bevölkerungstillstand in ihrem Lande beklagen. In neuster Zeit beginnt man aber auch, der wirthschaftlichen Bedeutung der Frage eine richtige Seite abzugewinnen, und fängt an, einzusehen, daß der Bevölkerungstillstand eine Art von wirthschaftlicher Stagnation bedeutet.

Als eine der Haupturfachen des langsamen Bevölkerungzuwachses galt verschiedenen französischen Forschern die rasche Entwickelung der Großstädte. Die Großstädte, erklärten sie, wachsen auf Kosten der Landgemeinden. Durch die daraus resultirende Bevölkerungabnahme in den Landgemeinden werde die Hauptquelle der Geburten des Landes verstopft. Um die Geburtenfrequenz zu erhöhen, müsse man daher das Wachsthum der Großstädte verhindern. Bewegliche Klagen über Landflucht und ihre destruktiven Tendenzen sind in Frankreich und anderswo schon am Ausgang des Mittelalters laut geworden. „Vergessen Sie nicht diese Wahrheit, mein Bruder", sagte Karl der Fünfte zum König François dem Ersten: „Die Hauptstädte, wo die nothleidenden Klassen durch ihre Zahl herrschen, werden unausbleiblich das Grab der Königreiche und der großen Nationen werden."[11]) Und im vorigen Jahrhundert schrieb der berühmte Verfasser des Contrat social: „Es sind die Großstädte, die den Staat erschöpfen und seine Schwäche verursachen ... Das Dorf macht die Bedeutung des Landes und die ländliche Bevölkerung hat die Nation geschaffen".

In neuerer Zeit wurden gleiche Ansichten von dem berühmten Demographen Bertillon (dem Vater A. Bertillons), Cheysson, Lagneau, Toussaint Jona, Smith, Arsène Dumont und Anderen ausgesprochen. Bertillon nennt die Großstädte „für die moralische und physische Gesundheit unheilvolle Ansammlungen."[12]) Sein Kollege, der Akademiker Lagneau, glaubte, durch Beschränkung der Freizügigkeit aus den Dörfern nach den Städten sei ein schneller Bevölkerungzusatz herbeizuführen[13]). Arsène Dumont klagt, daß die Abnahme der fruchtbaren ländlichen Bevölkerung in Folge der Abwanderung nach den Städten die ohnehin trostlos geringe Geburtenfrequenz noch verschlimmern müsse[14]).

Das Schlagwort von der destruktiven Einwirkung der städtischen Hypertrophie wurde so oft wiederholt, daß es nachgerade kein Wunder ist, wenn es in Frankreich zu einem Gemeinplatz geworden ist, der, so oft man das Thema des Bevölkerungstillstandes berührt, von allen Seiten ausgesprochen wird. Wie wenig dabei übrigens die Praxis den zur Schau getragenen Auffassungen entspricht: Das verspottet Levasseur mit feiner Ironie. „Die Bourgeoisie klagt über die Entvölkerung des platten Landes und holt sich ihre Dienstboten aus den Dörfern.

---

[11]) Nach Dr. Gibert, Canses de la dépopulation française, S. 430.

[12]) Mouvements de la population, Annales de Démographie internationale, 8771, S. 180 ff.

[13]) Du dépenpiement et de la décroissance de population u. s. w., S. 37 ff.

[14]) Dépopnlation et Civilisation, S. 83 ff. Zahlreiche Citate aus anderen Werken sind von mir in der Schrift „Die vermeintlichen und die wirklichen Ursachen des Bevölkerungstillstandes in Frankreich, München 1898, angeführt.

Man muß die Fremdeninvaſion in Frankreich verhindern, ſagt der Kaufmann, — und entläßt ſeinen franzöſiſchen Kommis, um einen Schweizer anzuſtellen, weil Dieſer auch die deutſche Sprache verſteht. Man wünſcht ſich in Frankreich keine Kinder mehr. Das iſt die Dekadence der römiſchen Kaiſerzeit! So kann man es in den Salons von Leuten hören, die unglücklich wären, hätten ſie mehr als ein Kind. Und im Klub, wo Jeder von der Maitreſſe ſeines Nachbarn ziſchelt, klagt man laut über die Zunahme der Sittenloſigkeit und der unehelichen Geburten.“ [15]) Daß die franzöſiſchen Agrarier beſonders gern über den verderblichen Einfluß der Großſtädte jammern, iſt ſelbſtverſtändlich. „Alle Verſuche, unſer Ziel zu erreichen“, ſagt zum Beiſpiel Bablot-Maitre, „werden frucht- und ergebnißlos bleiben, wenn wir die Landflucht nicht eindämmen können.“ [16])

Wie ſteht es damit nun in Wahrheit? Die Hauptfragen, die in Betracht kommen, ſind folgende:

1. Iſt das raſche Wachsthum der Großſtädte eine ſpezifiſch franzöſiſche Erſcheinung?

2. Nimmt die Bevölkerung der franzöſiſchen Großſtädte raſcher oder langſamer zu als die Bevölkerung der deutſchen und engliſchen Großſtädte?

3. Wodurch wird die raſchere oder langſamere Bevölkerungzunahme der franzöſiſchen Großſtädte verurſacht?

Ich muß mich hier kurz faſſen; und außerdem ſind dieſe drei Fragen an der von mir angegebenen Stelle [17]) bereits eingehend erörtert worden. Es genüge daher, daß Frankreich im Vergleich mit Deutſchland und England eine ſehr geringe Zahl von Großſtädten aufweiſt und daß die franzöſiſchen Großſtädte viel langſamer wachſen. Berechnet man das Verhältniß der Bevölkerung ſämmtlicher Städte mit über 50000 Einwohnern zur Geſammtbevölkerung in Frankreich, Deutſchland und England, ſo erhält man folgende Prozentzahlen:

für Frankreich	einſchließlich	Paris	ungefähr	16	Proz.	(34 Städte)
„ Deutſchland	„	Berlin	„	19	„	(57 Städte)
„ England u. Wales	„	London	„	41	„	(61 Städte)
„ Frankreich	ohne	Paris	„	10	„	
„ Deutſchland	„	Berlin	„	15	„	
„ England u. Wales	„	London	„	26	„	

Angeſichts dieſer Thatſachen kann man von einem Ueberreichthum Frankreichs an Großſtädten nicht reden. Jedem Unbefangenen muß ſich vielmehr das Bedenken aufdrängen, ob nicht im Gegentheil gerade der Mangel an Großſtädten hauptſächlich den Bevölkerungſtillſtand in Frankreich verſchuldet hat. Daß dieſe Schlußfolgerung berechtigt iſt, werde ich bei Ermittelung der Urſachen des langſamen Aufſtieges der Bevölkerung in den franzöſiſchen Großſtädten zu be-

[15]) La population française, Journ. de la Soc. de Statistique do Paris, 1892. S. 306.

[16]) La crise agricole, S. 39.

[17]) Vgl. „Die vermeintlichen und die wirklichen Urſachen des Bevölkerungſtillſtandes in Frankreich“, S. 18—24.

weiſen ſuchen. Vorher muß ich aber zwei andere, außerordentlich wichtige Momente berühren. Das erſte iſt, daß, abgeſehen von Paris, in Frankreich im Jahre 1896 von elf ſogenannten „Großſtädten“[18]) nur zwei eine Bevölkerung von 200000 bis 300000 und weitere zwei eine ſolche von über 300000 Einwohnern erreichten. In Deutſchland waren dagegen bereits 1895 — abgeſehen von Berlin — unter ſiebenundzwanzig Großſtädten drei mit einer Bevölkerung von 200000 bis 300000 und ſechs mit über 300000 Einwohnern vorhanden. In England und Wales endlich zählte man ſchon 1891 — abgeſehen von London — fünf Städte mit 200000 bis 300000 und fünf mit über 300000 Einwohnern. Frankreich iſt alſo ſehr arm an wirklichen Großſtädten. Und üben die Großſtädte eine um ſo ſtärkere Anziehungkraft aus, je größer ihre Bevölkerung iſt, ſo hat Frankreich, das einſchließlich Paris nur fünf Städte von mehr als 200000 Einwohnern zählt, relatio ſehr wenige ſolche Anziehungpunkte im Vergleich zu Deutſchland mit zehn und England mit elf Städten von über 200000 Einwohnern. Dieſes Verhältniß verſchiebt ſich aber noch mehr zu Ungunſten Frankreichs, wenn man berückſichtigt, daß die letzte Volkszählung in Frankreich 1896, in England dagegen 1891 ſtattfand.

Das zweite Moment iſt die eigenthümliche geographiſche Vertheilung der franzöſiſchen Großſtädte. Sie liegen mit geringen Ausnahmen in der Nähe der Grenzen, während das Innere des Landes — im Gegenſatz zu Deutſchland und England — arm an Großſtädten iſt. Die Wichtigkeit dieſes Momentes wird klar, wenn man die durch zahlreiche Unterſuchungen feſtgeſtellte Thatſache in Erwägung zieht, daß die Großſtädte vorwiegend auf die ſie unmittelbar umgebenden Gebiete wirken.

Bekannt iſt, daß die Zahl der in der engliſchen Landwirthſchaft beſchäftigten Perſonen ſtetig abnimmt. Ein ähnliches Ergebniß lieferte für Deutſchland die Berufs- und Gewerbezählung vom Jahre 1895. Wie ſich dieſe Verhältniſſe in Frankreich geſtaltet haben, muß man bei der mangelhaften Beſchaffenheit der franzöſiſchen Berufsſtatiſtik in erſter Linie an der Vertheilung der Bevölkerung nach Kommunen verſchiedener Größenklaſſen unterſuchen. Eine Vergleichung des Bevölkerungſtandes der Kommunen von mehr als 2000 Einwohnern mit dem der Kommunen von weniger als 2000 ergiebt folgende Reſultate:

Jahr	Bevölkerung der Kommunen mit über 2000 Einw.		Bevölkerung der Kommunen mit unter 2000 Einw.	
	abſolut	in Prozenten der Geſammtbevölk.	abſolut	in Prozenten der Geſammtbevölk.
1846	8647000	24,4	26754000	75,6
1856	9845000	27,3	26295000	72,7
1866	11595000	30,5	26472000	69,5
1876	11977000	32,4	24928000[19])	67,6
1886	13767000	35,9	24452000	64,1
1891	14311000	37,4	24032000	62,6

[18]) Als ſolche werden gewöhnlich Städte mit mehr als 100000 Einwohnern bezeichnet.

[19]) Verluſt von Elſaß Lothringen.

Seit der Mitte der vierziger Jahre zeigen also die kleinen Kommunen einen regelmäßigen Bevölkerungrückgang, die Kommunen mit mehr als 2000 Einwohnern einen Bevölkerungzuwachs. Im Jahre 1876 gab es in Frankreich 2670 Kommunen mit einer Bevölkerung von mehr als 2000 Seelen, 1891 dagegen 2701. Die Zahl dieser Kommunen hat sich demnach nur um einunddreißig vermehrt. Die Gesammtbevölkerung dieser Kommunen betrug 1876 etwa 12 Millionen, 1891 dagegen 14,3 Millionen. Auf die sämmtlichen übrigen Kommunen Frankreichs entfielen 1876 etwa 24,9 Millionen, 1891 nur 24,0 Millionen. Auch bei Hinzurechnung von 50000 bis 60000 Personen, die vor 1876 die Bevölkerung der 31 nunmehr zu der städtischen[20]) Gruppe übergegangenen Kommunen ausmachten, hat also das platte Land mindestens 850000 Menschen abgegeben. Verfolgt man ferner die Bevölkerungbewegung in den einzelnen Departements von Frankreich, so ergiebt sich die überraschende Thatsache, daß nach Eliminirung von fünf Departements: Nord, Pas-de-Calais, Seine, Rhône und Bouches-du-Rhône, die sich zusammen über etwa ein Fünfundzwanzigstel der Gesammtfläche Frankreichs ausdehnen, die Bevölkerung der übrigen zweiundachtzig Departements im Laufe der letzten dreißig Jahre absolut zurückgegangen ist. Der wirthschaftliche Grundcharakter der genannten fünf Departements läßt sich ohne Weiteres daraus ersehen, daß in vier von ihnen die Bevölkerung der Kommunen mit mehr als 2000 Einwohnern bereits 1891 65, 70, 83 und 99 Prozent der Gesammtbevölkerung ausmachte. Das sind die Departements, in denen die größten Städte Frankreichs: Paris, Marseille, Lyon, Roubaix, Lille u. s. w. liegen.

Ich will nun prüfen, welche Bevölkerungschichten ihre Zuflucht zur Einschränkung der Kinderzahl nehmen. Daß die höheren sozialen Schichten besonders auf die Einschränkung der Kinderzahl bedacht sind, ist auch in anderen Ländern öfters festgestellt worden. Es handelt sich da aber um einen so kleinen Bruchtheil der Bevölkerung, daß ihr Verhalten nur von ganz geringem Einfluß sein kann. Die Bevölkerungschicht dagegen, die nach der am Weitesten verbreiten Ansicht die Urquelle des Bevölkerungzuwachses bildet, soll die ländliche Bevölkerung im Allgemeinen und besonders die Bauernschaft sein. Nun ist aber die ländliche Bevölkerung in Frankreich im Vergleich zu den meisten Staaten Deutschlands und insbesondere zu England außerordentlich stark vertreten. Noch im Jahre 1891 wohnten ja ca. 63 Prozent der Gesammtbevölkerung in Kommunen mit unter 2000 Einwohnern. Man könnte daher glauben, daß Frankreich — dieses Dorado der Bauernschaft — im Gegensatz zu Deutschland und England, deren Bevölkerung — wie vielfach angenommen wird — unter der mächtigen Entwickelung der Großindustrie außerordentlich litte, einen großen Bevölkerungzuwachs aufweisen werde. Wie schwach die Großindustrie in Frankreich seit Jahrzehnten vertreten war, lehren die nachstehenden Daten: Der Baumwollverbrauch und die Ausfuhr von baumwollenen Waaren betrug in 1000 Kilogramm:[21])

[20]) Wie in den meisten anderen Ländern, werden auch in Frankreich die Kommunen mit unter 2000 Einwohnern zu den ländlichen, die übrigen zu den städtischen gerechnet.

[21]) Vergl. L'industrie cotonnière do France comparée à celle du Zollverein et du Royaume-Uni par Toussaint Jona. Journal de la Soc. do Stat. de Paris 1873, S. 275.

	in Großbritannien	Frankreich	Zollverein
	Baumwolleverbrauch		
1841/45	214 600	59 400	13 800
1851/55	327 600	70 200	28 100
1866/70	516 300	86 800	116 800
	Export an Baumwollewaaren		
1841/45	63 100	12 600	4 100
1851/55	68 000	10 900	11 200
1866/70	75 700	26 700	31 100

Schon vor dem deutsch-französischen Kriege waren demnach die Baumwolleproduktion und der Baumwolleexport im Zollverein stärker entwickelt als in Frankreich. Noch ungünstiger war in dieser Hinsicht die Lage Frankreichs England gegenüber.

Die schwache Entwickeluug der angeblich so verderblich wirkenden Großindustrie und die starke Vertretung des Bauernstandes haben aber keinen entsprechenden Bevölkerungzuwachs zur Folge gehabt. Die Ansicht, daß die Bauernschaft an und für sich die Quelle solchen Bevölkerungzuwachses sei, wird aber noch mehr erschüttert, wenn man sieht, daß in Frankreich gerade die Bauern ihre Kinderzahl mit Vorliebe einschränken. In einigen Departements hat sich die Geburtenfrequenz seit Beginn des Jahrhundertes ziemlich unverändert. erhalten, während sie in anderen große Schwankungen aufweist. So betrug z. B. die Zahl der Geburten auf 100 Einwohner:[22])

im Departement:	1801/1810	1886/91	im Departement:	1801/1810	1886/91
Nord	35	29	Finistère	37	33
Pas-de-Calais	32	30	Corse	30	29
Seine Inf.	28	29	Lozère	29	30

Im Gegensatz zu diesen Departements, von denen zwei sogar eine Zunahme der Geburtenfrequenz zeigen, zeichnen sich nachstehende Departements durch rasche Abnahme aus. Auf 100 Einwohner kamen Geburten:

im Departement:	1801/1810	1886/91	im Departement:	1801/10	1886/91
Yonne	30	18	Gers	30	15
Côte-d'Or	31	18	Lot-et-Garonne	30	15
Charente	32	19	Garonne	33	15
Puy-de-Dôme	33	19	Maine-et-Loire	34	15

Nun haben aber gerade die zuletzt aufgeführten acht Departements, die eine sehr große Abnahme der Geburtenfrequenz aufweisen, eine zahlreiche und wohlhabende Bauernschaft. Dieser restriktive Einfluß bäuerlicher Wohlhabenheit wird fast ausnahmelos von den Statistikern und von sonstigen Beobachtern bestätigt. So konstatirt zum Beispiel Toussaint Jona, daß die vier durch besondere Wohlhabenheit der Bauern sich auszeichnenden Departements der Normandie

[22]) Die Zahl der Geburten auf 1000 Frauen im gebärtüchtigen Alter läßt sich für den Anfang des Jahrhunderts nicht ermitteln, weil keine Daten vorhanden sind.

eine außerordentlich geringe Geburtenfrequenz aufweisen.[23]) Im Süden Frankreichs sind es auch die wohlhabendsten Departements, die eine besonders große Abnahme der Geburtenfrequenz zeigen. Und Arsène Dumant, der zahlreiche Kommunen untersuchte, berichtet im Einklang mit Dubert und anderen Forschern, daß bei den reichen und bemittelten Bauern die Geburtenfrequenz in stetiger Abnahme begriffen sei, dagegen um so stärker in den Kommunen zunehme, in denen die Lage der Bauern schlecht ist, und da, wo ein zahlreiches ländliches Proletariat vorhanden ist.

Eben so wie in England und Deutschland sucht man in Frankreich als unumstößliche Thatsache hinzustellen, daß die ländliche und besonders die Landwirthschaft treibende Bevölkerung eine bedeutend größere Geburtenfrequenz aufweise als die städtische und industrielle. Da ist es denn wichtig, festzustellen, daß die Geburtenfrequenz in verschiedenen großen Städten bedeutende Differenzen aufweist. Schon der Akademiker Hippolyte Passy beobachtete in den dreißiger Jahren, daß die von der großen und kleinen Bourgeoisie bewohnten Städte äußerst wenige Geburten, die Städte mit starker Arbeiterbevölkerung dagegen eine große Geburtenfrequenz hatten. So zählte man nach seinen Angaben in den Städten Le Mans 2,4, Tours 2,5, Versailles und Angers 2,6, Caen und Clermont-Ferrand 2,7 Geburten auf eine Ehe, in Saint Etienne dagegen, einer Stadt mit einer starken proletarischen Bevölkerung, etwa 4,6, in Nimes und Boulogne etwa 4, in Marseille und Dunkerque 3,8, in Limoges 3,7. Im Anschluß daran konstatirte Passy, daß in den Städten mit stark entwickelter Fabrikindustrie die Geburtenfrequenz sogar den Durchschnitt für ganz Frankreich übertreffe. Das Selbe wurde für die neuste Zeit von dem Chef des statistischen Bureaus für Paris ermittelt. Während in sehr reichen Arrondissements von Paris auf 1000 Frauen im Alter von 15 bis 50 Jahren jährlich 34 bis 53 Geburten kamen, betrugen die Verhältnißzahlen in armen und sehr armen Theilen von Paris 95 bis 108, also das Zwei- bis Dreifache. Und hier komme ich zu dem Hauptpunkt meiner Untersuchung. Es fragt sich, auf wessen Kosten sich denn eigentlich die Bevölkerung Frankreichs vermehrt, wenn die in ihrer Mehrzahl wohlhabende französische Bauernschaft und der zahlreiche, relativ gut situirte französische Mittelstand ihre Kinderzahl mehr und mehr einschränken.

Wenn man von der Einwanderung absieht, basirt der Bevölkerungzuwachs Frankreichs auf zwei Gesellschaftschichten. Die eine ist die arme bäuerliche Bevölkerung und das ländliche Proletariat. Besonders zeichnen sich in dieser Hinsicht vier Departements der alten Provinz Bretagne aus. Interessante Schilderungen über die Lebensweise bretanischer Bauern geben uns für den Anfang der vierziger Jahre Chateauneuf und Villermé in ihrem im Auftrag der Akademie erstatteten Bericht. Sie schreiben: „Was für eine Unmenge von Unglücklichen giebt es in der Bretagne! Um sich einen richtigen Begriff von ihrer Hilflosigkeit zu machen, muß man Alles selbst gesehen haben. Man muß den armen Bauern in seiner Behausung aufsuchen, deren Dach beinahe bis zur Erde reicht und deren Inneres durch den Rauch ganz geschwärzt ist. In dieser elenden Hütte, in die das Licht nur durch die Thür fällt ..., wohnt er und seine halbnackte Familie. Ihr Mobiliar

[23]) Vergl. Journal de la Société de Stat. de Paris, 1886, S. 91 ff.

und Hausgeräth besteht aus einem schlechten Tisch, einer Bank, einem Kochkessel und einigen Gefäßen aus Holz oder Thon. Als Bett dient eine Kiste mit einem Strohbündel ohne Bettuch. In der gegenüber liegenden Ecke kaut auf einem Düngerhaufen eine magere und schlechte Kuh, deren Milch ihn und die Seinen nährt. Er schätzt sich glücklich, wenn er überhaupt eine Kuh besitzt."[24]) Dieser trostlosen Schilderung fügen die beiden Akademiker hinzu, es sei nicht selten, daß eine Familie mit 250 Francs im Jahr auskommen müsse.

Und diese armsäligen Bauern, die ihre Lage verbessern, wenn sie in die Fabriken oder in die Handelsmarine eintreten, bilden die eine der Hauptquellen, aus denen sich der Bevölkerungzuwachs Frankreichs rekrutirt.

Die zweite Quelle bilden die Departements Nord und Pas-de-Calais.

Zeitperiode	Der gesammte natürliche[25]) Bevölk.-Zuwachs Frankreichs	Der natürl. Bevölk.-Zuwachs der Departements Nord und Pas-de-Calais		Der natürl. Bevölk.-Zuwachs der sogenannten städtischen Kommunen in den Departements Nord und Pas-de-Calais	
		absolut	in Prozenten des gesammten natürl. Bev.-Zuwachses Frankreichs	absolut	in Prozenten d. gesammten natürl. Bevölk.-Zuwachses Frankreichs
1861/65	716 000	91 000	13	44 000	6
1877/81	507 000	106 000		64 000	
1882/86[26])	376 000	98 000	26	65 000	17
1886/90[27])	191 000	100 000	53	68 000	36
1891/94[28])	16 000	84 000	525	54 000	337

Während demnach noch zu Beginn der sechziger Jahre der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle in diesen beiden Departements nur etwa 13 Prozent des gesammten Geburtenüberschusses Frankreichs ausmachte, ist dieser Prozentsatz im Jahrfünft 1881/85 auf etwa 26 Prozent und im Jahrfünft 1886/90 bereits auf 53 Prozent gestiegen. In den letzten vier Jahren aber wurden ohne diese zwei Departements — ja sogar schon ohne deren städtische Kommunen — im ganzen übrigen Frankreich die Geburten um viele Tausende von den Sterbefällen übertroffen.

Und welchen wirthschaftlichen Charakter haben die Departements Nord und Pas-de-Calais? Von den in Frankreich im Jahre 1894 gezählten Baumwollespindeln kamen auf unsere beiden Departements, die zusammen etwa 2, 3 Prozent der

---

[24]) Vergl. Rapport d'un voyage fait dans les cinq départements de la Bretagne, pendant les années 1840 et 1841, d'après les ordres de l'Académie Royale des sciences morales et politiques de l'Institut de France. Tome IV, Paris 1844, S. 644 ff.

[25]) Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle.

[26]) Die Jahre 1882/85 und die ersten fünf Monate des Jahres 1886. Vergl. Résultats stat. du Dénombrement de 1886, S. 77 ff.

[27]) Die Jahre 1887 bis 1890, 7 Monate des Jahres 1886 und $3^1/_3$ Monat des Jahres 1891.

[28]) Vier volle Jahre.

Gesammtfläche Frankreichs in Anspruch nehmen, etwa 28 Prozent[29]), von den Kammwollespindeln sogar etwa 68 Prozent[30]). Ferner lieferten diese Departements etwa 15 Prozent der gesammten Gußeisenproduktion, etwa 24 Prozent der gesammten Stahlproduktion und etwa 58 Prozent der gesammten Kohlenproduktion Frankreichs. Endlich entfielen auf diese Departements mehr als 20 Prozent aller in der französischen Industrie beschäftigten feststehenden Dampfmaschinen.

Also: es sind die Centren des französischen Kohlenbergbaues und der französischen Großindustrie, deren große Geburtenfrequenz allein verhindert, daß Frankreich eine Abnahme seiner Bevölkerung erleidet.

Der Zusammenhang zwischen der Höhe der wirthschaftlichen Entwickelung und der Geburtenfrequenz läßt sich aber auch für ganz Frankreich nachweisen, und zwar auf viersachem Wege. Aus Rücksicht auf den Raum, der mir hier zu Gebote steht, will ich mich aber auf den Zusammenhang zwischen dem Kohlenkonsum und der Geburtenfrequenz beschränken und behalte mir die übrigen Ergebnisse für meine demnächst im Verlage von Guttentag erscheinende Schrift über Bevölkerungprobleme und Berufsgliederung in Frankreich vor.

Ordnet man — nach Ausschluß des Paris umgebenden Seine-Departements — die übrigen 86 Departements Frankreichs nach der Größe des Kohlenkonsumes auf den Kopf der Bevölkerung, so erhält man fünf Gruppen:

	Zahl der Departements	Durchschnittliche Zahl der Geburten auf 1000 Frauen im Alter von 15 bis 45 Jahren im Zeitraum 1890/91
Erste Gruppe[31])	10 Departements	112,7
Zweite „	17 „	95,7
Dritte „	19 „	92,3
Vierte „	20 „	92,2
Fünfte „	20 „	108,4
	Seine	86,5
	Ganz Frankreich	98,8

Die zehn Departements, die den größten Kohlenkonsum — d. h. mit anderen Worten: eine starke Großindustrie — hatten, wiesen demnach auch die größte Geburtenfrequenz auf, wobei die Zahl bis zur vierten Gruppe mit der Abnahme des Kohlenkonsumes regelmäßig sank. Daß hier keine Rede von einer zufälligen Erscheinung sein kann, beweist allein schon die Thatsache, daß

[29]) Davon nur ein kleiner Theil auf Pas-de-Calais, der Rest auf das Departement Nord.

[30]) Davon etwa 10,6 Millionen Tonnen auf das Departement Pas-de Calais und etwa 5 Millionen Tonnen auf das Departement Nord. Von besonderem Interesse ist der Umstand, daß die Departements mit einer bedeutenden Kohlenproduktion sich durch ihre besonders hohe Geburtenfrequenz auszeichnen.

[31]) Um die Gesetzmäßigkeit der Erscheinung klar zum Vorschein zu bringen, wurden diese Gruppen so gebildet, daß in jeder eine möglichst gleiche Anzahl von gebärtüchtigen Frauen vertreten war.

mit einer einzigen Ausnahme die zur ersten Gruppe gehörenden Departements eine größere Geburtenfrequenz hatten als ganz Frankreich. Man zählte nämlich in diesen Departements auf 1000 Frauen im Alter von 15 bis 45 Jahren 99,8 bis 135,8 Geburten, während der Durchschnitt für ganz Frankreich nur 98,8 betrug.

Was die fünfte Gruppe betrifft, die Gruppe der Departements mit dem geringsten Kohlenkonsum, so erkläre ich mir ihre relativ hohe Geburtenfrequenz dadurch, daß sich darunter zahlreiche äußerst arme[32]) Departements befinden. Scheidet man diese aus, so ergiebt sich für die wohlhabenden Departements ein Durchschnitt von 93 Geburten auf 1000 Frauen im Alter von 15 bis 45 Jahren, eine Zahl, die bedeutend unter dem Durchschnitt für Frankreich zurückbleibt. Zu noch interessanteren Ergebnissen kommt man durch Ermittelung des Ueberschusses der Geburten über die Sterbefälle in den beiden Gruppen, die den geringsten Kohlenkonsum aufzuweisen hatten. Bei einer Bevölkerung von etwa 13,9 Millionen hatten die hier in Betracht kommenden 40 fast rein landwirthschaftlichen Departements in der Zeit zwischen den Volkszählungen von 1886 und 1891 etwa 58700 überschüssige Geburten geliefert, während die Departements Nord und Pas-de-Calais, deren großindustriellen Charakter ich bereits betont habe, einen Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle von etwa 100000 ergaben, obgleich ihre Bevölkerung nur etwa 2,6 Millionen betrug. Das Resultat gestaltet sich aber für die landwirthschaftliche Bevölkerung noch ungünstiger, wenn man von den angegebenen Zahlen die Bevölkerung und den Geburtenüberschuß der sehr armen Departements Finistère, Corrèze, Corse, Côtes du-Nord und Morbihan in Abzug bringt. Bei einer Bevölkerung von etwa 11,4 Millionen, von denen mehr als 9 Millionen, d. h. etwa 80 Prozent, in ländlichen Kommunen wohnten, wiesen dann die übrigen fast rein landwirthschaftlichen 35 Departements in dem fraglichen Zeitraum sogar einen Ueberschuß der Sterbefälle über die Geburtenzahl auf.

Angesichts aller angeführten Thatsachen ist es klar, daß die Lösung des Bevölkerungproblemes in Frankreich nicht auf dem Wege einer weiteren Belastung des ländlichen und städtischen Proletariates zu Gunsten der im Allgemeinen ohnedies wohlhabenden Bauernschaft liegt. Auf die positiven Maßnahmen, die der Lösung des Problemes wirklich dienen könnten, werde ich voraussichtlich später einzugehen Gelegenheit haben.

Zürich-Paris, im August 1899. Privatdozent Dr. Josef Goldstein.

---

[32]) Darunter auch die vorhin bereits erwähnten, zu der Bretagne gehörigen Departements Côtes-du-Nord, Morbihan und Finistère

Robert Browning und Elizabeth Barrett.

Gegen gewisse Themata der Literatur helfen keine Argumente. Vergebens hört man klagen, daß der Erotik ein zu weites Feld eingeräumt werde. Dem Blick manches Literaten zeigt sich der schollenschwere Acker des Daseins eben nur als ein Tummelplatz des Liebesgottes. Zur Zeit des Minnesanges durchschwirrte Eros mit zahllosen Tändelschaaren die Gefilde der Lyrik. Durch die Epik schritt er damals in leidenschaftlicher Attitude und selbst dem Kirchengesang blies er seinen heißen Odem ein. Später erzitterte der Thespiskarren unter seinem Ungestüm; seitdem treibt er auf allen Gebieten der Literatur sein loses Wesen und selbst bis zu den Schoßkindern unseres heutigen, psychologisch geschulten Geschmackes, den Tagebüchern und Briefsammlungen, ist er kühnlich vorgedrungen.

Eine solche Spende hat der englische Büchermarkt in jüngster Zeit in den Liebesbriefen Roberts Browning und der Elizabeth Barrett geboten. Sie geben uns den Einblick in das Allerheiligste zweier hervorragenden Dichterindividualitäten. Ein Herzensbündniß, das in der Weltliteratur ohne Gleichen ist, enthüllt seinen köstlichen Werdeprozeß. Von Abaelard und Heloise bis auf Goethe und Charlotte von Stein haben wir Schätze epistolarer Liebesbekenntnisse großer Männer und Frauen. Niemals ist jedoch ein wechselseitiges Stenogramm der Liebe in so erschöpfender Form geboten worden. Und hier reden zwei auf gleicher Höhe stehende, zwei der reichsten Poetenherzen der an lyrischen Größen besonders fruchtbaren englischen Literatur zu einander. In diesen Briefen werden keine zierlichen Floskeln wie zur Zeit der Königin Anna gedrechselt, auch keine Rousseau-Seufzer und keine Ueberschwänglichkeit romantischer Gefühle betäubt die Stimme der Natur. Zwei kongeniale Menschen, die Beide bereits Stellung zum Leben genommen haben, beginnen damit, Auffassungen mit einander auszutauschen. Sehr bald schlägt dann die persönliche Note durch, bis nach einem unaufhaltsam anschwellenden Crescendo das Unisono der Seelen langaushallend verklingt. Neben der männlichen Sprache Roberts Browning setzt Elizabeth Barrett mit weiblichen Tönen ein. Diese Töne steigern sich mit der überströmenden Kraftfülle des Mannes, erhalten sich auf der Höhe und übertragen schließlich das eigene Moll auf die Sprache des Geliebten. Quellender Bilderreichthum verräth, daß Beide Dichter sind. Die gedrängte, eruptive Art Brownings gemahnt an Carlyle, die graziöse Innerlichkeit der Barrett erinnert an Madame de Sévigné.

Diese ganze Korrespondenz hatte Browning nach dem Tode der Gattin den Händen ihres Sohnes, des einzigen Kindes, anvertraut. In einer prächtigen Kassette übergab er ihm den Grundstein seines Eheglückes mit den Worten: „Thue damit, was Dir recht erscheint.“ Robert Browning, der un-

persönliche Dichter, der Byron als den Typus der Selbstbekenner verwarf, hegte eben doch den Wunsch, die Nachwelt an seinen persönlichsten Erlebnissen Theil nehmen zu lassen. Er folgte darin den Empfindungen seiner Gattin.

Als Browning und Elizabeth Barrett einander kennen lernten, war die gefeierte Dichterin eine Kranke, deren Lebenslicht nach zehnjährigen Leiden langsam zu erlöschen schien. Ihre Familie und sie selbst hatten sich völlig an diese Patientenrolle gewöhnt. Man hielt das Lungenleiden der fast Vierzigjährigen für so hoffnunglos, daß dem Vater eine Reise in ein südliches Klima verlorene Liebesmühe schien. Abgeschieden von den Aufregungen und Geräuschen des geselligen Lebens, nur einer kleinen Zahl von Intimen zugänglich, siechte sie körperlich hin. Die Flamme ihres Lebens verzehrte sich in der schriftstellerischen Arbeit. Je gedämpfter das Feuer brannte, desto stärker war aber seine latente Gluth. Mußte sie auf den Umgang der Menschen verzichten, so durchlebte sie dafür jede Regung des Zeitgeistes, das in den Büchern pulsende Fühlen Lebender und Toter mit um so beharrlicher auffangendem Eifer. Sie bewunderte Brownings Werk und sprach in der leidenschaftlich hinstürmenden „Werbung der Lady Geraldine“ von

„Brownings Granatapfel, der, tief bis auf die Mitte durchschnitten,
Ein Herz enthüllt, blutroth gefärbt von blinder Menschlichkeit.“

Ein gemeinschaftlicher Freund, Elizabeths kunstliebender Vetter John Kenyon, hatte den im vollen Strom vornehmster Geselligkeit schwimmenden Browning auf das Talent der Dichterin aufmerksam gemacht. Er las ihre Gedichte und fand darin den Lockruf einer gleichgeschaffenen Seele. Hier war ausgeprägter Stil, hier war der tapfere Wille zur Wahrheit, die soziale Note Temperament und zarteste geistige Essenz. In der Mischung von Ungestüm und Großmuth, durch die Browning sich auszeichnete, ward ihm der Wunsch, sie kennen zu lernen, sofort zur That. Trotz allen Hindernissen drang er in die Weltabgeschiedenheit ihres Krankenzimmers. Elizabeth Barrett, für die einst einer ihrer Lehrer das Wort „kopfüber“ als besonders charakteristisch münzte, hatte sich in einer merkwürdigen Selbstdisziplin zur Scheintoten drillen lassen. Ihr Leiden wurzelte in einem zur krankhaften Gewohnheit ausgearteten Verzicht auf jede freiere Lebensregung. Und so wunderbar es scheint: der Briefwechsel der Liebenden wurde das Präludium eines ungetrübten fünfzehnjährigen Eheglückes.

Mit einer freien Aussprache seiner Sympathie beginnt Robert Browning den Gedankenaustausch. Er hat die Poesien der Dichterin gelesen und schreibt ihr: „Ich liebe diese Bücher von ganzem Herzen, — und ich liebe auch Sie.“ Er spricht davon, daß er vor Jahren in Elizabeths Nähe geweilt habe, ohne sie zu kennen. „Es ist mir, als sei ich einmal dicht, so dicht bei dem Wunderbild einer Kapelle vorüber gegangen.“ Sich selbst schildert er „wie jene

mittelländiſchen Leuchtthürme, deren Licht ſich beſtändig innerhalb einer dunklen Galerie glänzend und lebendig dreht und nach träger Ruhepauſe wieder auf einen Moment aus dem engen Spalt aufblitzt; eine undurchdringliche Wand trennt es in der Pauſe von unſerem Auge, aber es brennt fort und ohne Zweifel iſt gerade dann der Thürmer, der für die Leuchte beſtellt iſt, geſchäftig, das Licht zu verſorgen. Die Arbeit geht eben im Inneren vor ſich, — nicht nur, wenn ich zur beſtimmten Zeit mein Licht nach außen werfe. Daß ich Das ohne Selbſttäuſchung behaupten darf, möchte ich Ihnen — ſonſt Keinem — beweiſen. Ich brauchte nur mein Schreibpult zu öffnen und Ihnen zu zeigen, mit welcher Menge Brennholz ich ein großes Freudenfeuer entfachen könnte, wenn ich den ganzen plumpen Helm meines Thurmes abſchlagen wollte!" Das Bild der Kapelle und des Leuchtthurmes: Beide malen unübertrefflich die Seelen Elizabeths Barrett und Roberts Browning. Auch ſie iſt frei von jeder konventionellen Geziertheit. Nach wenigen Briefen ſchon fordert ſie ihn zu unbedingter Kameradſchaft, ohne „Verbeugungen und Knixe", auf. „Weil ich die Ceremonie abgeſchüttelt habe, halte ich um ſo feſter an der Güte", verſichert ſie; und mit dieſer ſtetig gleich hell ſtrahlenden Güte beſiegte ſie den Mann, der wie Carlyle von ſich ſagen konnte: „Ich halte es keineswegs für eine negative Tugend, eine ganze Satansſchule inwendig rumoren zu fühlen." Als ſich Browning durch ihre Dichtungen mächtig zu Elizabeth Barrett hingezogen fühlte, hatte er ſeine Lebensphiloſophie bereits abgeſchloſſen. Er, der im vollen Strom der Zeit geſchwommen war, berauſchte ſich nun an der Fülle der Einſamkeit. In Hamletſtimmung bekennt er der Dichterin, daß ihn Länder, Menſchen und Bücher nichts Neues mehr lehren. „Aller Gewinn iſt nur die Entdeckung, daß man nichts gewann und recht that, ſich auf eingeborene Ideen zu verlaſſen." Ganz anders malt die kranke, einſame Dichterin ihr Seelenleben. Sie, die bis dahin den Tiſch des Lebens für ſich noch nicht gedeckt gefunden hatte, dankte ihren ſtillen Grübeleien zwei Einſichten: die Pflicht zur Heiterkeit und die Pflicht zur Geſelligkeit. Trotzdem erleichterte ſie die Annäherung des Mannes nicht. Sie ſchildert ſich ihm als Patientin und betont, daß ihre Perſon nichts, ihre Kunſt Alles ſei. Am einundzwanzigſten Mai 1845 ſahen ſich Beide zum erſten Male. Der perſönliche Eindruck der Dichterin kann Brownings Empfindungen nur geſteigert haben. Die Erlaubniß, ſeine Beſuche zu wiederholen, beglückt ihn. Brief auf Brief folgt während der Tage, da ſie von einander entfernt ſind. Leidenſchaftliche Hoffnungen, die er anzudeuten wagt, weiſt ſie, warnend, beſchwörend, als unbewußte Uebertreibungen zurück. „Vergeſſen Sie ſofort und auf immer, daß Sie ſo ſprechen konnten! Zwiſchen Ihnen und mir muß Das ausgelöſcht werden, wie ein Druckfehler zwiſchen Ihnen und Ihrem Drucker." Nur ſeine Freundin will ſie bleiben. Mehr und mehr öffnet ſich dann allmählich des Mannes

ſtreng gehütetes Innere dem Weibe, das ihn in Selbſtbeherrſchung und Liebesfülle meiſtert. Sie begreift Eigenheiten, die die Kritik an ihm befehdet. Sie kommentirt und kritiſirt ihn mit pſychologiſchem Feinſinn. Seine viel getadelte Dunkelheit nennt ſie „eine Gewohnheit ſehr ſubtiler Aſſoziationen, ſo ſubtiler, daß Sie ſich ihrer wahrſcheinlich nicht bewußt ſind ... Und die Folge davon iſt, daß Sie auf gleichem Niveau und unter gleicher Beleuchtung einander Aehnliches und Unähnliches zuſammenwerfen.“ Ihr Rath wird dem Manne bald unentbehrlich. Neue Stoffe erdrücken ihn; aber das Wiederſehen mit ihr leuchtet ihm als „Licht durch die dunkle Woche“. In launigem Grimm ſtöhnt er über die Zurückhaltung, die ſie ihm auferlegt: „Sie binden mich wie ein Faſtendienstagshuhn an den Pfahl und dann ſuchen Sie den dickſten aller Ihrer Prügel und fahren damit gegen mich los.“ Immer mehr wächſt das gegenſeitige Vertrauen. Keinen ſtärkeren Beweis davon kann Elizabeth geben, als den, daß ſie ihm ihre innerſten Familienverhältniſſe enthüllt: die Tyrannei des Vaters, die ſie Alle wie unter der beſtändigen Gefahr einer Lawine zittern läßt. Dem Freunde gegenüber vermag ſie zum erſten Male von dem größten Seelenſchmerz ihres Lebens, dem Verluſt ihres älteſten Bruders, zu ſprechen. An ſeinem Tode in den Wellen fühlt ſie ſich mitſchuldig, da er ihretwegen am Meer geweilt hatte. Immer erklingt in ihren Zeilen der ängſtliche Ton der Beſorgniß, daß er der Freundſchaft müde werden könne, trotzdem Browning nie in ſeinem Empfinden wankt. Am dreißigſten Auguſt ſpricht er gegen ihren Wunſch zum erſten Mal ein Liebesbekenntniß aus: „Ich glaube an Sie abſolut und vollkommen. Laſſen Sie es mich jetzt — dieſes einzige Mal — ſagen, daß ich Sie aus ganzer Seele liebe und Ihnen, ſo viel Sie von meinem Leben annehmen wollen, ſchenken möchte. Und das Alles iſt unabänderlich. Es iſt gänzlich unabhängig von irgend einer Erwiderung von Ihrer Seite.“ Die Entwickelung, die ſich in Elizabeths Seele vollziehen mußte, ehe ſie dieſes grenzenloſe Glück ganz als Wirklichkeit faſſen konnte, reift langſam. Sie zögert, wo ſie jauchzen möchte. Sie wiederholt, daß er ſich nicht als feſt gebunden zu betrachten habe. In ihre Seligkeit miſchen ſich Rührung und Dankbarkeit. Wenn für unſer Empfinden der Ausdruck der Demuth in den Briefen Dorotheas Mendelſohn an Schleiermacher allzu häufig wiederkehrt: hier iſt er das Bild der zärtlichſten Frauenſeele. Ein Unterpfand der Treue, Ring und Haarlocke, werden auf ſeine Bitte ausgetauſcht. „Geliebte“, ſchreibt er, „ich bin rings um Dich ... mein ganzes Leben iſt über und unter Dir um Dich verwachſen ... ich fühle überall Dein Regen.“ Und ſie entgegnet: „Ich will mich nicht rühren, nicht reden, nicht athmen, auf daß ich nicht bewußt oder unbewußt das koſtbare Unterpfand des Herzens und Lebens mit einem Schatten verdunkle.“ Je ſtärker ihr Gefühl wird, deſto mehr beherrſcht ſie ſich. Ihr ganzes Leben hat das Wort der Madame de Staël

bewährt: jamais je n'ai été aimée comme j'aime; denn die Liebesfähigkeit war die ſtärkſte ihrer Begabungen. Der trübe Winter von 1845 auf 1846 wird Beiden zu einer langen Tonnenzeit. Am letzten Tag des Jahres beſingt der Dichter die Geliebte als „ſeine Krone, ſeinen Palmzweig, ſeine Sirene“. Und ſie erwidert ſelig am Neujahrstage und nennt ſeine Worte „einen Strauß myſtiſcher Blüthen, von ſeltſamem und leuchtendem Ausſehen, die ihren Maienthau in der Weihnachtzeit bewahren“. Er fordert, daß ſie über ihre endgiltige Vereinigung nachdenke; von ihrem Zuſammenleben erwartet er eine „ſiebenfache Roſenblüthe“ ſeiner Poeſie. Der Ton der Liebenden erhebt ſich, da ſie überzeugt ſind, einander unzertrennlich anzugehören, bis zur Weihe des Kirchengeſanges. Wir ſehen zwei Anbetende vor einander knien und ihrer Liebe wie einer Gottheit dienen. Ende Juni fällt zum erſten Male das Wort „Flucht“; denn der Widerſtand des Vaters iſt unüberwindlich. In unbeſchränktem Vertrauen werden die Geldangelegenheiten, die kirchlichen Formen ihrer geheimen Trauung und der Reiſeplan beſprochen. Am zehnten September theilt Elizabeth dem Geliebten die Abſicht der Ihren mit, an die See zu reiſen. Das iſt für ihn ein Fingerzeig des Schickſals. Am zwölften September wird in aller Stille vor dem Altar in Marylebone, dem ſelben, an dem einſt Lord Byron die Taufe empfing, das bindende Gelöbniß abgelegt. Auf eine Woche muß Browning ſein Weib noch einmal den Ihren überlaſſen; aber er ſchreibt ihr am Abend des Trauungtages: „Ich frohlocke über die Unwiderruflichkeit dieſer koſtbaren Gabe Deines Selbſt. Komme was da wolle, mein Leben hat Blüthe und Frucht getragen, — es iſt ein glorreiches, erfolgreiches, beglücktes Leben. Ich danke Gott und Dir.“ Nur unvergleichliche Liebeskraft konnte die zärtlichſte aller Töchter und Schweſtern, ohne Mitwiſſen auch nur eines einzigen ihrer Familienmitglieder, die That vollbringen laſſen, die ihr das Vaterhaus für immer verſchloß. „Ich fange an, zu glauben, daß Niemand ſo kühn iſt wie die Zaghaften, wenn man ſie richtig aufweckt“, ſchreibt ſie in ihrem letzten Brief an den Gatten.

Die Korreſpondenz füllt zwei Bände. Auch nicht ein einziges Wort dieſes epiſtolaren Hohen Liedes hat die Oeffentlichkeit zu ſcheuen. Beide liebten einander, wie Heinrich von Kleiſt es ausdrückte, „keuſch und das Herz voll Sehnſucht“. Unter endloſem Nichts, wie es Liebende ergötzt, werden zeitgenöſſiſche, beſonders literariſche Tagesereigniſſe beſprochen; aber die Tiefe der eingeſtreuten Gedanken, die Feinheit des pſychologiſchen Details und die Fülle poetiſchen Beiwerks entſchädigen reichlich für alle Längen. Wir haben während des Leſens das Gefühl, in der Geſellſchaft edler Menſchen zu verweilen, — zweier Menſchen, wie ſie im Leben ſo eben nur einander ſich geben, keinem Dritten.

Anna Michaelſon-Jeſſen.

Junger Ruhm.

Tüchtig rieb ich mir mit beiden Fäuſtchen die Augen, um mich in der Welt zurecht zu finden. Leicht wurde mir Das eben nicht, ſo ganz auf mich allein angewieſen. Mein Papa kümmerte ſich nämlich gar nicht um mich. So ein neugeborener kleiner Ruhm iſt —: der Himmel weiß es! — nicht zu beneiden. Im Gegentheil. Anfangs hatte ich ſicher einen ganz falſchen Begriff vom Leben — ſo iſt es immer, ſagt Papa —: mir ſchien Alles wunderſchön. In meiner Naivetät glaubte ich, die Welt habe auf mein Erſcheinen förmlich gewartet, und meinte, nur freundliche Blicke zu ſehen. Das war nun wohl ein grandioſer Irrthum und ein Schlag aus heiterem Himmel traf mich, als ich zum erſten Male Jemand ganz deutlich von mir ſagen hörte: künſtliche Frühgeburt! Zugleich traf mich ein ſo vernichtender Blick, daß ich zartes Geſchöpf ganz erſchüttert war. Ja, die Meiſten beſtritten überhaupt meine Exiſtenz. Dabei war ich doch ſicher auf der Welt, — wie konnte ich ſonſt hören, was über mich geſagt wurde? Nur was meiner Geburt vorhergegangen war, weiß ich nicht genau, habe nur Dies und Das aus gelegentlichen Reden der Freunde Papas aufgeſchnappt. Leider iſt Papa ſelbſt mit mir ſo nervös, daß ich nie weiß, woran ich bin. Außer ihm intereſſirt ſich auch Niemand recht für mich; daher kommt es, daß ich ſo einſam bin und mir falſche Vorſtellungen von Vielem mache. So hielt ich zuerſt das Wachſen für etwas Selbſtverſtändliches. Das war wieder ein Irrthum. Ich blieb nicht nur winzig und ſchwach, ſondern oft kams mir ſogar vor, als ſchrumpfte ich ein, beſonders wenn mein Herr lange vom Schreibtiſch fern blieb und nichts für mich that. Die bekannte Faulheit der Genies war mir nur ein geringer Troſt. Nach und nach lernte ich erſt das Leben beſſer kennen. Furchtbar gefährlich muß das Einſchlafen ſein, vielleicht ganz ſo ſchlimm wie das Sterben. Hörte ich doch, wie der Rezenſent einer bekannten Zeitung zu Papa ſagte: „Flott, mein Junge, man darf ſeinen Ruhm nicht einſchlafen laſſen! Das verträgt er nicht; lieber gleich begraben!“ Ihr könnt Euch denken, wie ich erſchrak. Immer reiße ich die Augen gewaltſam auf, um wach zu bleiben und nicht zu ſterben. Weshalb dürfen, frage ich, ſo viele Andere ſchlafen, ohne ſich den Tod zu holen? Da iſt doch der alte Schlendrian, der überhaupt nur vor ſich hinduſſelt, — und die Frau Gewohnheit lebt ja geradezu vom Schlafen. Ganz unklar iſt mir meine Ernährung. Weihrauch ſtreut mir Keiner und auch auf den rinnenden Schweiß „von der Stirne heiß“ warte ich vergeblich.

Seit einigen Monaten fühle ich ein merkwürdiges Ziehen in den Gliedern. Auch ſonſt iſt nicht mehr Alles beim Alten. Mein Herr ſitzt ohne Unterbrechung am Schreibtiſch, die ganze Welt iſt ihm verſunken, auch an mich denkt er gewiß nicht. Ich glaube, Das nennen ſie Inſpiration: ſo ein beſonderer ekſtatiſcher Zuſtand. Im Zimmer herrſcht lautloſe Stille, nur die Feder gleitet hörbar über das feine Papier: manchmal ſpringt Papa auf und ſeine Augen funkeln unheimlich, dann ſetzt er ſich wieder und wühlt mit den Händen in den Haaren, die ihm ſchier zu Berge ſtehen. Ab und zu trinkt er einen Schluck Waſſer. Das muß ein geradezu berauſchendes Getränk ſein; denn wovon taumelt er ſonſt zuletzt beinahe und wirft ſich gegen Morgen wie ein Trunkener aufs Bett?

Ach, ich bin doch gar zu verlaſſen! Und dann noch ſo ſpitze Redensarten

hören zu müſſen, etwa wie: „Der wahre Künſtler arbeitet nur für ſich, für Niemand ſonſt“, — iſt Das der Lohn für meine Anhänglichkeit? Troſtlos iſt es auch, daß ich nie mit Meinesgleichen zuſammenkomme. Wie viel könnte man da lernen, wenn man ſeine Erfahrungen austauſchte! Und daneben die ewige Ungewißheit, ob überhaupt Etwas aus mir werden wird. Neulich guckte ich meinem väterlichen Freund — denn Das iſt er ja trotz Allem — über die Schulter, als er ſchrieb; ich ſah lauter einzelne Perſonen verzeichnet, die ſprechen und handeln ſollen: ein Theaterſtück alſo! Richtig, diesmal hatte ich mich nicht getäuſcht, denn bald darauf hörte ich Etwas von Première ſprechen. Gut, ſagte ich mir, ich begleite ihn, was auch geſchehen mag, ich verlaſſe ihn nicht, ich habe lange genug im Winkel gehockt. Den Tag werde ich aber in meinem Leben nicht vergeſſen! Keine Minute hatte Papa Ruhe, immer lief er aufgeregt hin und her, auch aß er faſt nichts. Der Nachmittag ſchien mir endlos. Frack und weiße Binde kleideten ihn gut. Endlich griff er nach dem Hut. Gott ſei Dank! Beim Verlaſſen des Zimmers murmelte er deutlich: „Sicher ein Durchfall.“ Nun begleitete ich ihn erſt recht. Ich hatte nicht geahnt, daß man für einen Durchfall Toilette macht. Verſtohlen ſchleiche ich hinter ihm her, wir kommen ins Theater. „Ruhe, Herr Doktor“, ſagt der Regiſſeur und klopft uns gönnerhaft auf die Schulter ... Ich weiche nicht von Papas Seite, denn ich will auch einen Durchfall kennen lernen. Trotz der Menge, die das Haus füllt, bin ich wirklich ganz ruhig; der Lichterglanz giebt mir eine ſonderbare Sicherheit. Der Vorhang hebt ſich, auf der Bühne wird Allerlei geredet, wovon ich nichts verſtehe. Das Publikum ſcheint ſehr geſpannt. Niemand rührt ſich. Als der erſte Akt zu Ende iſt, geht eine eigenthümliche Bewegung durch das Haus, von der man — auch wenn man erfahrener iſt als ich — nicht weiß, was ſie zu bedeuten hat. Ehe ich mich beſinnen kann, ertönt aber das Glockenzeichen und es geht weiter. Während ſie auf der Szene herumhantiren, habe ich wieder das komiſche Reißen in allen Gliedern. Herrgott, denke ich: es zieht. Plötzlich entſteht ein Rieſenſpektakel, Alle klatſchen wie beſeſſen in die Hände und Papa verbeugt ſich vor dem Soffleurkaſten. Nun geſchah das Wunderbare: jedesmal, wenn geklatſcht wird und er vortritt, um ſich zu verneigen, geht mir ein Ruck durch die Glieder, der furchtbar ſchmerzhaft iſt. Ich bin außer mir: iſt Das Gicht oder Rheumatismus? Und immer lauter dröhnt das Haus: Hoch und Bravo und wieder Hoch! An Schmerzen und Aufregung hatte ich nun gerade genug, — doch was ſah ich, als ich erſchöpft in die Seitencouliſſe zurücktrat? Mein Blick fällt zufällig in einen Spiegel. Was iſt Das? Ich erkenne mich ſelbſt nicht wieder. In den wenigen Stunden bin ich ſo koloſſal gewachſen, daß ich ſofort begreife: Viele von meiner Größe haben in der Welt überhaupt nicht Platz. Die Schmerzen ſind mir wie fortgeblaſen. Ich athme auf und fühle, daß ich etwas Großartiges geworden bin. Vorbei alſo die Zeiten, da ich mich bückte und duckte und abwarten und mich beleidigen laſſen mußte. Jetzt giebts Interviews, Bankette, — und Grillparzerpreiſe.

Wie wir dieſen Abend nach Hauſe gekommen ſind, weiß ich kaum. Papa ſchwankte — und doch hatte er diesmal beſtimmt kein Waſſer getrunken — ... alſo er ſchwankte und ich, ich flog ihm voran. Nur Das möchte ich noch verrathen: einen Durchfall hatte ich mir ganz, ganz anders vorgeſtellt.

Franziska Mann.

Geldnoth.

„Panem et circenses!“ Nach Brot und Cirkusſpielen verlangte das Volk von Rom unter der Herrſchaft der Cäſaren. Zwar an öffentliche Spiele ſind die Völker nirgends mehr gewöhnt, dafür iſt aber der allgemeine Ruf nach Brot um ſo lauter. Noch immer iſt der Hungertod kein Märchen, auch nicht heute, wo die Produktion der Erde ins Ungeheure gewachſen iſt. Und wie einſt im alten Rom das Schauſpiel der Beſtien, die in der Arena ihre Opfer zerfleiſchten, die Leidenſchaft der Menge entzündete, ſo lechzt heute die Kulturmenſchheit in höchſter Leidenſchaft nach dem gleißenden Metall. Das beweiſen die Gräberfelder in Kalifornien und in Alaska.

Im deutſchen Reich nicht minder als an der Newa und an der Themſe hat der Gründungtaumel die Kapitäne der Induſtrie in ſeinen Bann gezogen. Das ging eine Zeit lang ſo fort, aber jetzt geht es nicht mehr weiter. Die Maſchinerie droht zu ſtocken, die Börſen ſind mißtrauiſch und uniſono ertönt der Ruf nach Geld, das zum rarſten Artikel der Welt geworden iſt. Die Banken, die einige Jahre hindurch — zuletzt freilich contre coeur — immer neue Feuerung an die weißglühenden Oefen heranſchleppten, ſind erſchöpft; und doch darf das Feuer nicht ausgehen. Die Kapitaliſten haben ihre letzten Reſerven an Rentenpapieren hergegeben und immer noch iſt dem Bedürfniß nicht genügt. Selbſt erſtklaſſige Anlagen weichen fortdauernd, und ſo günſtig die Gelegenheit iſt, einwandfreie vierprozentige Werthe unter Pari zu erſtehen, das Publikum zieht vor, ſeine Induſtriepapiere, die ihm fette Dividenden ſichern, zu behalten. Beati possidentes! Schlimm nur für Den, der Geld braucht, um ſeinen Ofen zu heizen. Der Privatdiskont hat die Höhe des offiziellen Diskontſatzes erreicht. Die Folge davon iſt, daß die Einreichung von Wechſeln bei der Reichsbank zunimmt und die Wechſelverkäufe am offenen Markt abnehmen. Der Oktobertermin droht, Gefahr zu bringen, wenn auch viele Verpflichtungen ſchon vorher gelöſt werden, ſo daß ſich der Anſturm auf einen größeren Zeitraum vertheilt. Aber wenige Tage vor dem Quartalswechſel werden doch auch die von der Seehandlung geliehenen Gelder fällig, deren Wiederbeſchaffung den Kreditnehmern noch böſen Kopfſchmerz bereiten wird. Die Augen der Finanzwelt richten ſich daher ängſtlich auf die kleine Exzellenz, den Präſidenten der Reichsbank, dem die preußiſchen Agrarier ſchon längſt gram ſind, obgleich ſein Herz gut konſervativ ſchlägt; der ſo gar nicht Bureaukrat iſt und das große Inſtitut, das ihm anvertraut iſt, von ſeinem mit auserleſenen Kunſtſchätzen geſchmückten Gartenzimmer aus doch mit feſter Hand leitet. „Wird die Bankrate vor dem Quartalsſchluß auf fünfeinhalb, vielleicht gar auf ſechs Prozent erhöht werden?“ lautet die Frage. Im vorigen Jahr betrug der Diskont im September vier Prozent und wurde erſt am zehnten Oktober auf fünf, am neunten November auf fünfeinhalb und am neunzehnten November auf ſechs Prozent erhöht, während im laufenden Jahre ſchon am ſiebenten Auguſt eine Steigerung von viereinhalb auf fünf Prozent vorgenommen werden mußte. Leider iſt es der weiſen Vorausſicht des Bankpräſidenten nicht gelungen, die diesjährigen Anſprüche auch nur auf der Höhe der vorjährigen zu halten; die gutgemeinten Warnungen fruchteten nur wenig. In der dritten Septemberwoche 1898 wies

die Reichsbank trotz starker Anspannung noch eine steuerfreie Notenreserve von 69 ½ Million Mark auf; erst die darauf folgende Woche brachte mit einer Verminderung der Reserve um 339 Millionen eine Steuerpflicht in Höhe von 276 ½ Million Mark. In diesem Jahr zeigte der Status vom siebenten September eine Notenreserve von kaum 14 Millionen. Nur das „Berliner Tageblatt hat den Muth, jeden Grund zu einer pessimistischen Auffassung der Lage von der Hand zu weisen, obgleich das verstärkte Angebot sogenannter Industriewechsel ein untrügliches Sturmzeichen ist. Es bleibt nichts Anderes übrig: um auswärtige Mittel wirksamer heranzuziehen, ist eine Erhöhung der Reichsbankrate um ein ganzes Prozent erforderlich. Dabei ist auf London jetzt wenig zu rechnen. Die englische Regirung, deren Guthaben bei der Bank von England bereits erheblich zusammengeschmolzen ist, wird, falls die Rüstungen zum Kriege gegen Transvaal fortgesetzt werden, den dortigen Geldmarkt vollständig in Anspruch nehmen. Daß dabei das finanzielle Ansehen Großbritanniens sonderliche Triumphe feiern werde, ist kaum anzunehmen. Es scheint vielmehr ziemlich sicher, daß die alte Methode, Schatzwechsel auf große Summen auszugeben, wieder eingeschlagen werden soll. Da wird es denn eine heiße Jagd auf kontinentales Gold geben! Die Diskonteure würden den Brotkorb höher gehängt finden und sich möglichste Reserve auferlegen, — und als nothwendige Folgeerscheinung könnte ein Kurssturz an den europäischen Börsen nicht ausbleiben. Auch der newyorker Markt, dem die leichte Hand Vanderbilts sehr zur Unzeit fehlen wird, ist nicht mehr widerstandsfähig. Schon ist der Satz für tägliches Geld dort bis auf acht Prozent gestiegen. Die Reserven der großen amerikanischen Banken sind in Wochenfrist von 9 190 000 auf 2 470 000 Dollars zusammengeschrumpft; ja, vier bedeutende Institute haben zeitweilig selbst das gesetzliche Mindestmaß der Reserven von fünfundzwanzig Prozent nicht mehr innehalten können und mußten zu Restriktionen schreiten, wie sie seit der Geldkrisis des Jahres 1893 glücklicher Weise nicht nöthig gewesen waren. Auf eine stärkere Goldausfuhr aus den Vereinigten Staaten ist also vor der Hand jedenfalls nicht zu rechnen. An der berliner und der londoner Börse blüht jetzt die Spekulation in amerikanischen Eisenbahnaktien, die in großer Menge aus dem Heimathlande dahin abströmen. Die günstige wirthschaftliche Entwickelung Amerikas erklärt dieses Interesse zur Genüge; und doch birgt diese Entwickelung, wie die Geldverhältnisse lehren, die Keime schwerer Störungen in sich. Gut Ding will Weile haben! . . . Aber die Amerikaner wollten den Weltmarkt im Sturmschritt erobern. Noch haben sie den Bedarf des eigenen Landes nicht befriedigt, da fehlt es ihren Fabriken schon an Rohmaterial und, anstatt den alten Kulturstaaten Brücken und Eisenbahnen zu bauen, müssen sie sie jetzt um die Lieferung des nothwendigen Roheisens anbetteln. In Glasgow lacht man sich dazu ins Fäustchen.

Amerika hat durch sein Trustwesen das Gespenst der Geldklemme zu bannen gesucht. Wir biederen Deutschen äffen Das mit unseren bescheideneren Mitteln nach und schicken die Banken vor, die immer und immer wieder zu Kapitalserhöhungen schreiten, weil ihren Gründungen stets neuer Wettbewerb erwächst, der unschädlich gemacht werden muß. Das Radikalmittel, um Das zu erreichen, ist die Aufsaugung der gefürchteten Konkurrenz. Daß hierbei der Preis, den Aengstlichkeit und Bequemlichkeit für die Ruhe vor einem unangenehmen

Störenfried bezahlen müſſen, oft ein unverhältnißmäßig hoher iſt, kann man ſich denken, aber nachher läßt ſich doch um ſo viel gemächlicher arbeiten. Darum muß die „Gelſenkirchener Bergwerks-Geſellſchaft“ mit „Vereinigter Boniſacius“, darum die Zeche „Adolf von Hanſemann“ mit der „Dortmunder Union“ vereinigt werden. Daß der Appetit beim Eſſen wächſt, wird durch die „Große Berliner Straßenbahn“ beſtätigt. Nachdem ſie ſich im vorigen Jahr durch eine Verdoppelung ihres Aktienkapitales das Monopol des hauptſtädtiſchen Straßenbahnverkehres ſichern zu können geglaubt hat, geht ſie mit einer nochmaligen Vermehrung ihrer Mittel durch die Ausgabe von 22 Millionen Mark junger Aktien um. Das iſt im Hinblick auf die Steifheit des Geldmarktes alles Mögliche; aber doch wird die Geſellſchaft die Neuemiſſion nicht lange hinausſchieben wollen. Sie ſcheint eben des Geldes dringend zu benöthigen, obgleich es merkwürdig wäre, wenn die Einführung des elektriſchen Betriebes und die Erweiterung des Bahnnetzes die ganzen, im vorigen Jahr ausgegebenen etwa dreiundzwanzig Millionen Mark, die ſeit dem erſten Januar 1899 voll eingezahlt ſind, heute bereits abſorbirt haben ſollten. Wie hoch man übrigens die Beſſerung der allgemeinen Wirthſchaftlage veranſchlagt, geht daraus hervor, daß die alten Aktionäre für den Bezug der jungen Aktien diesmal gegen einhundertundzwanzig Prozent zu zahlen haben werden, während ſie im vorigen Jahr mit einhundertunddrei Prozent davonkamen. Trotzdem wird jeder Aktionär den ſchönen Ehrgeiz zeigen, die neuen Papiere um einen ſolchen Spottpreis zu erwerben, denn die alten Aktien ſtehen heute etwa auf 280. Das Agio von zwanzig Prozent wird der Straßenbahngeſellſchaft aus dem beſonderen Grunde ſehr willkommen ſein, daß ihre Reſerven, die gegenüber dem hohen Aktienkapital beſcheiden zu nennen ſind, ſich auf anderem Wege nicht ſo leicht verſtärken laſſen würden, ohne die Aktionäre in ihrem Zinsgenuß zu beeinträchtigen. Und die Höhe der Dividende bleibt doch für das Urtheil des Aktionärs ein für allemal das Maßgebende. Darum findet auch die Aktiengeſellſchaft für Trebertrocknung auf ihrem Siegeszug immer noch fröhlichen Zulauf und Anhang. Daß die Freude heute aber nicht mehr ganz ungetrübt iſt und daß auch dieſes Unternehmen, das zuletzt vierzig Prozent vertheilen konnte, an Geldmangel kraukt, läßt ſich daraus ſchließen, daß Anſtrengungen gemacht werden, den Handel in ihren Aktien auf München und Brüſſel auszudehnen. In München ſcheint die Zulaſſungſtelle einige Bedenken gegen die ihr zugedachte Ehre zu haben, während ſich die brüſſeler Börſe durch keine Reklame, wie verdächtig ſie auch auftreten mag, zu irgend welcher Zurückhaltung bewegen läßt. „Die ganze Welt iſt mein Feld“, ſagt die Trebergeſellſchaft. Aber trotz allem Haſten nach Erfolg und trotz ihren werthvollen Holzverkohlungpatenten iſt der Gewinn aus den Patentverwerthungen, der noch vor drei Jahren 4 350 000 und vor zwei Jahren faſt 3 000 000 Mark betrug, auf wenig mehr als eine halbe Million heruntergegangen und der Reingewinn iſt von 7 160 000 und 5 780 000 auf 4 810 000 Mark geſunken. Den Aktionären fehlt außerdem faſt jede Kontrole, wo ihr Geld bleibt, und ſie müſſen ſich an den Lobliedern der Fabrikate genügen laſſen, — einem gut Theil Zukunftmuſik! So lange ſich noch Gläubige in der Welt finden, wenn eine Beſchwörung beginnt, und ſo lange noch aufmerkſame Hörer vorhanden ſind, wenn in das große Horn geſtoßen wird, wird es den Kundigen und Vielgewandten immer nur als ein Zeichen von Ungeſchicklichkeit

gelten, wenn die gläubigen Schafe ungeschoren bleiben. Darum kann auch die „wirthschaftliche Erschließung des Ostens“ mit Hochdruck betrieben werden. Neuerlich ist ein gewaltiger Anlauf genommen worden und alsbald verlangt auch eine junge königsberger Bank, kaum daß sie ihre ersten acht Millionen verdaut hat, noch mehr Geld. Auch die Städte haben nach wie vor ihre liebe Noth, sich Geld zu verschaffen, und bei der gegenseitigen Kondolation in Nürnberg wird recht wenig herauskommen. Nur ein Mann unter den Mächtigen im Reich kennt keine Geldsorgen: der preußische Finanzminister. Stolz verkündet er, daß Preußen im laufenden Etatsjahr ohne weitere Anleihen auskommen wird. Hm! Es wäre auch peinlich, einzugestehen, daß die alten, dreiprozentigen Konsols noch immer nicht völlig an den Mann gebracht sind. Lynkeus.

Notizbuch.

Wenn es hie und da noch einen Uninteressirten geben sollte, der über die Bedeutung der Zuchthausvorlage im Zweifel wäre, so brauchte er nur die Artikelreihe „Die Arbeitwilligen“ in der „Sozialen Praxis“ zu lesen, um vollkommen ins Klare zu kommen. Ihr Verfasser, Lujo Brentano, weist sonnenklar und wirklich unwiderleglich nach, daß die Vorlage die Aufhebung des Koalitionrechtes der Arbeiter bedeutet, daß aber dieses Recht einen wesentlichen Bestandtheil unserer Rechtsordnung bildet, und es beseitigen, diese Ordnung verneinen hieße. Besonders packend wirkt der Hinweis darauf, daß unsere Rechtsordnung die Einmischung des Staates in private Kaufverträge verbietet und daß, wo der Staat einmal von diesem Grundsatz abgeht, er es nur „zum Schutze der nationalen Arbeit“ thut, daher sich immer nur zu Gunsten der Verkäufer einmischt, indem er durch Schutzzölle und Aehnliches die Preise erhöht. Nur beim Handel um die Waare Arbeitkraft mischt er sich zu Gunsten der Käufer ein, denen er niedrige Preise sichern will, und hat auch nichts dagegen, wenn die Käufer spottbillige ausländische Arbeiter heranziehen; die nationale Arbeit im engsten und strengsten Sinne des Wortes erfreut sich keines Schutzzolles. Nicht minder packt die Bemerkung, daß es in allen Ständen als gemein und schlecht gilt und unter Umständen ehrlos macht, wenn Jemand das Standesinteresse, das Interesse seiner Kameraden, um seines persönlichen Vortheiles willen verräth, daß dagegen beim Arbeiter eine solche Handlungweise gelobt, die Bethätigung des Gemeinsinnes und der Kameradschaftlichkeit kriminell geahndet wird. Die vortreffliche Abhandlung Brentanos hat nur einen Fehler. Sie nimmt an, daß es

dem Geſetzgeber mit dem freien Arbeitvertrage Ernſt geweſen ſei. Das iſt aber nicht der Fall. Man hat die Hörigkeit aufgehoben, um der Laſten, zu denen ſie den Bratherrn verpflichtet, ledig zu werden, und man hat die Arbeitſuche freigegeben in der Erwartung, daß die induſtrielle Reſervearmee den Arbeitlahn ſtets niedrig halten werde. Sabald überwiegende Nachfrage nach Arbeit aber eine Arbeiterkaalition den Arbeitlohn erhöht, ſchrien die ſogenannten Liberalen, der Lohnſands reiche nicht aus und die Nationalproduktion gehe zu Grunde, und beweiſen dadurch, daß ſie auf dem Standpunkt Ricardos ſtehen, der den Arbeitlahn nicht zum Nationaleinkommen, ſondern, wie Schmieröl und Kahlen, zu den Pradnktionkaſten, die Arbeiter alſo nicht zu den Menſchen, zu den Staatsbürgern, ſondern zu den Maſchinen rechnet. Die ſagenannten Kanſervativen aber haben ſich die Aenderung gefallen laſſen, weil ſie ſelbſt anfänglich Vortheil daraus zogen und weil ſie der Macht der den unteren Klaſſen anerzagenen Gewohnheiten des Geharſams, der Furcht und der Ehrfurcht vertrauten. Dieſe Lüge der den Lohnarbeitern bewilligten Scheinfreiheit und ſcheinbaren politiſchen Gleichberechtigung vergiftet unſer ganzes palitiſches Leben und wird eine geſunde Entwickelung ſo lange unmöglich machen, bis man ſich offen und ehrlich entweder für die Freiheit aber für die Knechtſchaft entſcheiden wird. Eine geſetzlich geregelte Hörigkeit übrigens, die dem Brotherrn alle Verpflichtungen eines ſolchen wieder auflegen würde, wäre nicht allein für den Arbeiter vartheilhafter als die mancheſterliche Scheinfreiheit, ſandern auch weniger unwürdig und unchriſtlich; denn zwiſchen Herr und Knecht iſt ein ſittliches und ſogar ein menſchlich ſchönes Verhältniß möglich, nicht aber zwiſchen einer lebendigen Maſchine und ihrem Käufer ader Miether. β.

* * *

Varläufig, ſchrieb ich var drei Wachen, habe ſich der adelige Grundbeſitz wieder als der Stärkere erwieſen. Die ſeitdem erfalgte Beamtenmaßregelung zeigt jedoch, daß die Regirung ſchan jetzt die Graßinduſtrie für den ſtärkeren Theil hält und ſich definitia für ſie entſchieden hat. Gewiß nicht ahne ſchmerzlichen Seelenkampf und nur einer erkannten Nothwendigkeit weichend, da die Regirung, welche Perſanen auch immer man unter dieſem Wort verſtehen mag, durch den Offizierſtand, die höhere Bureaukratie und den Haf mit dem Grundadel zur Lebenseinheit verflochten iſt. (Auch die evangeliſche Geiſtlichkeit iſt in dieſe Lebensgemeinſchaft aufgenommen worden, nicht zum Segen für die evangeliſche Kirche. Wie kann nach einer neunzehnhundertjährigen Erfahrung die Behauptung gewagt werden, die kaiſerliche Hand ſei der einzige Halt der Kirche! Die innere Kraft der Kirche wächſt und nimmt ab im umgekehrten Verhältniß zur Gunſt des Staates und iſt dann am Größten, wenn die Kirche vom Staat verfolgt wird. Der Bund zwiſchen Thran und Altar hat nach überall, wa er längere Zeit beſtand, beiden Theilen zum Verderben gereicht.) Miquels Sammelpolitik war dazu beſtimmt, dem drahenden Bruch vorzubeugen ader ihn wenigſtens hinauszuſchieben. Beide ſo ſchmerzlich getroffenen Theile haben ihr Schickſal ſelbſt verſchuldet. Denn der Grundadel hat als Agrarierpartei eine falſche Politik getrieben und die Regirung hat dieſe falſche Palitik Jahre lang begünſtigt. Es hat nicht an Warnungen gefehlt van Männern, die den Grundadel, den Bauernſtand und die Landwirthſchaft aufrichtig lieben. Bei einem gewiſſen Grade der Valks-

dichtigkeit, von der Zeit ab, wo der Ueberschuß der ländlichen Bevölkerung seine Nahrung in der Industrie suchen muß, ist deren Uebergewicht durch die mechanische Thatsache der größeren Kopfzahl der nichtlandwirthschaftlichen Bevölkerung gegeben. Gelangt die Industrie zur Blüthe, so zieht sie aus der immer ärmer — verhältnißmäßig ärmer — werdenden Landwirthschaft die Menschen heraus und die Uebervölkerung des Gesammtstaates entvölkert seine Agrarprovinzen. Diesem Prozeß kann nur entgegengewirkt werden durch eine Erweiterung der Staatsgrenzen, die wohlfeiles Land schafft zur Versorgung des bäuerlichen Nachwuchses; nur dadurch kann das Zahlenverhältniß gesund und der landwirthschaftlichen Bevölkerung ihr politisches Uebergewicht erhalten werden. Die Agrarier haben auf Grund einer falschen Diagnose das Heilmittel in der künstlichen Erhöhung der Preise für landwirthschaftliche Produkte gesucht, die das Uebel nur ärger macht. Denn sie erhöht den Bodenpreis, erschwert dadurch den Landwirthen die Begründung eines eignen Herdes, reizt zur Vermehrung der Grundschulden und treibt auf diesem doppelten Wege die landwirthschaftliche Bevölkerung von der Scholle. Außerdem hat die Form der agrarischen Agitation die ganze nicht landwirthschaftliche Bevölkerung erbittert und dadurch jeder antiagrarischen Maßregel geneigt gemacht, also die Katastrophe beschleunigt. Und dem altpreußischen Landadel steht nicht oder nur in geringem Umfang die Möglichkeit offen, sich, wie der englische, für den Ausfall an landwirthschaftlicher Rente reichlichen Ersatz zu verschaffen durch Hausrente, Grubenrente, indische Statthalterposten und Betheiligung an Handelsunternehmungen. Da wir uns gerade an England erinnern: die falsche Diagnose und die falsche Agrarpolitik wäre vermieden worden, wenn man untersucht hätte, welchen Umständen wir es zu danken haben, daß wir uns noch, im Unterschied von England, eines tüchtigen und zahlreichen Bauernstand s erfreuen und daß es mit der Expropriation der Landwirthschaft durch die Industrie bei uns nicht so reißend schnell geht wie dort. β.

* * *

Der Kaiser hat neulich gesagt, nur unter dem Schutz mächtiger Monarchen könne die Kirche gedeihen. Die Geschichte lehrt das Gegentheil. Doch der Kaiser hat, wie jeder Privatmann, das Recht, subjektiven Anschauungen den ihm passend scheinenden Ausdruck zu suchen, und es ist schwer zu verstehen, weshalb das Bekenntniß zu dieser — leicht als irrig zu erweisenden — Ansicht solchen Altweibersommerlärm erregen konnte. Eben so eigenartig ist die persönliche Psychologie, die den Kaiser veranlaßt hat, die Frau seines Großvaters, über deren politisch unheilvolles Wirken in Bismarcks und Bernhardis Memoiren Erbauliches zu lesen ist, vor irgend einer festlich gestimmten Versammlung die „große Kaiserin" zu nennen. Und auf den Ruf, den der Kaiser an die Pfarrer beider christlichen Bekenntnisse ergehen ließ und der sie mahnen soll, die Achtung vor der Obrigkeit und deren Walten zu fördern, ist zu erwidern, daß ein solches Wirken den Pfarrern durch die frühere Weisung des Kaisers erschwert — oder richtiger: unmöglich gemacht — wird, die dahin ging, Pastoren hätten sich um Politik überhaupt nicht zu kümmern. Sonst ist vom staatlichen Leben der deutschen Reichsbürger nichts Neues zu melden. Die zur Disposition gestellten Beamten sind noch nicht aus dem Dienst eines Staates getreten, dessen Spitzen sich

ihnen ſo merkwürdig fühlbar machten, und die wegen unzureichender Kanalfrömmigkeit ihrer Charge entbürdeten Hofdiener ſind geſchmackvoll genug, Schmerz oder Freude dem Blick der Neugier zu verhüllen. Ob ſchon neue Landräthe gefunden wurden, die entſchloſſen ſind, für jede etwa noch kommende Sinnesänderung der p. t. Regirung mannhaft und unentwegt einzutreten und die im Augenblick gerade als die heiligſten bezeichneten Güter der Natur heroiſch zu ſchützen, wenn ihnen rechtzeitig von Berlin aus die jeweilige Skala der Heiligkeit mitgetheilt wird, — darüber wiſſen ſelbſt die Inſpirirteſten noch nichts Gewiſſes. Einſtweilen wird der Bund der Landwirthe behördlich chikanirt, deſſen Führer und Mitglieder doch an Loyalität und Freude an Kämpfen gegen den Umſturz, den, wie es ſcheint, noch immer drohenden, wirklich nichts zu wünſchen übrig laſſen, und die Liberalen freuen ſich, wie in der Schule die Kinder, wenn zur Abwechſelung einmal auch die auf den vorderſten Bänken ſitzenden Schüler den Bakel des Herrn Magiſters zu koſten kriegen. Dieſe Freude jeder Partei an den Fußtritten, die eine andere erhält, iſt ein für die Beurtheilung unſerer — ach Du lieber Gott! — politiſchen Zuſtände wichtiges Symptom. Und recht anmuthig iſt es auch, zu beobachten, wie die geſtern den heute Geknufften und Geprügelten ſich geſellen, um gemeinſam Herrn von Miquel anzufallen. Nie vielleicht iſt ein deutſcher Miniſter ſo beſchimpft worden. Warum? Weil er Etwas kann. Er kann zwar durchaus nicht ſo viel, wie ſeine Lober früher meinten oder wie ſein Wirken im Anfang zu verheißen ſchien. Er iſt recht alt geworden und ſein ſchöpferiſches Vermögen iſt arg geſchwächt. Immerhin ſteht er in der Kollegenſchaar wie ein Titan unter ſkrophulöſen Zwergen. Und deshalb wird er raſtlos beſchimpft. Ein Talent, doch kein Charakter, heulen die tugendhaften Bären des Parlamentes und der Preſſe, ein unzuverläſſiger Patron, der — man denke! — nicht ſtets das letzte Ziel ſeiner Wünſche entſchleiert. Sie wollen keinen Miniſter, der einer Leiſtung fähig iſt, der Etwas präſtirt und repräſentirt, der an Sachkenntniß und Intelligenz ihnen überlegen iſt. Einen ſolchen Mann können ſie nicht brauchen. Das fehlte gerade noch! Weg mit ihm! Ihr Ideal iſt der Typus Hohenlohe, den ſelbſt ein winziger Parlamentsredner oder Zeitungſchreiber noch um Hauteslänge überragt, der ſogar an der Oberfläche der Dinge nicht Beſcheid weiß und deshalb nie eine beſtimmte Stellung wagen darf. So wars immer, wirds immer ſein. Nur ſollte man den Spaß nicht ſo weit treiben, in ſcheinbar ernſten Reden und Schriften darüber zu ſtreiten, ob der Gutsherr von Werki für oder gegen dieſe oder jene Maßregel geſprochen oder geſtimmt hat. Es ziemt ſich nicht, zum Gegenſtand bitterer Satire einen alten Herrn zu machen, von dem ſelbſt die heftigſten Gegner, wenn es ſolche gäbe oder geben könnte, ſagen müßten: Ein ſolcher Miniſter hat noch niemals an der Spitze einer großen Staatsverwaltung geſtanden.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: Jn Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. September 1899.

Hofacht.

Berlin, am zwanzigſten September.

Liebe Rina,

Nein: diesmal haſt Du von mir keine Vorwürfe zu fürchten. Nicht nur, weil ich auf meine alten Tage beſcheidener und ſogar galanter geworden bin (grinſe nicht boshaft, kreſſiner Ungethüm!), ſondern, weil ich ſeit acht Tagen ſchon ein Sendſchreiben von Dir erwarte. Alſo nicht mal erſtaunt, als heute früh der lange Fragebogen kam. Schließlich ja auch keine Kleinigkeit. Und da ich der Eſel war, mich in dieſem Jammerherbſt hier zu etabliren, ſtatt auf meinem alten, durch zahlloſe Hypotheken befeſtigten Grundbeſitz Rebhühnern und Haſen nachzuſtellen, darf ich nicht ſeufzen, wenn mein Schweſterherz ihre Neugier bei mir abläd. Adolf war natürlich wieder zu faul zum Schreiben? Hat ja ſo Recht! Und meine geliebteſte Lotte, die auf die Nachricht, Paquin in Paris habe eine jupe bonne femme erfunden und mit den engen Kleberöcken ſeis für dieſen Winter aus, hierherſauſte, bei Ebenſtein, Pétrus und ähnlichen Kerlen umherfuhr und, während ſie ihrem Fräulein Tochter Maß nehmen ließ, allerlei „Maßgebliches“ zu erlauſchen wußte, Lottchen ſcheint Euch auch via Erſte Dame der Provinz nichts zugetuſchelt zu haben. So iſt die ganze Laſt wieder auf der männlichen Stütze des Hauſes hängen geblieben. Na, die iſt ſchon recht morſch. Aber ſeit ich hier ein Garçondaſein hinſchleppe, mich manchmal am Pariſer Platz zeige, bei Borchardt den neuen Beluga probire oder in Uhls Bar eine Salzmandel knabbere, fließen die Neuigkeiten etwas reichlicher. Bei Caviar fällt mir übrigens ein: die Sache mit Chlodwig ſoll ſtimmen; er hat von Nikolauſen die Erlaubniß bekommen, Werki über 1900 hinaus zu behalten, ſcheint alſo die Kanzlerkoffer noch

immer nicht zu packen. Dann ſicher Bernhards Geſchoß, der wohl nicht recht 'ran will und ſeit Samoa und den ſchwartzköppiſchen Scherereien eigentlich Blattſchuß hat. Im Allgemeinen von Excellenzen nicht viel zu merken; halten ſich verborgen und wiſſen, warum. Von der Wuth, die in unſeren Kreiſen gegen die Leute herrſcht, kannſt Du Dir draußen keine Vorſtellung machen; es wird Dir, der mich kennt, genügen, wenn Du hörſt: ich muß abwiegeln. Im Ernſt; bei den Grobheiten und Schimpfwörtern kommt ja ſchließlich nichts heraus und die verdammten Rabitzwände haben lange Ohren. Es iſt ein Kreuz. Noch ſind nicht Viele hier — immerhin mehr als ſonſt in dieſer hof- und parlamentloſen Zeit — und Alles wartet auf die Suppe, die in Rominten gekocht werden könnte. Die aber acte de présence machen, ſind aufgeregt, wie ichs in Preußen noch nicht erlebt habe; weder als Radowitz Friedrich Wilhelm politiſch amuſirte, noch, als der Alte Herr über die wechſelnden Projekte Auguſtas, des „Feuerkopfes", ſtöhnte. Lotki-Lebchen-Epoche Kinderſpiel dagegen; kaum mit den neunundneunzig Tagen zu vergleichen.

Kommt auch viel zuſammen. Unſere Leute hatten ſogenannte Zuchthausvorlage (die ich, wie Du weißt, nicht billige) für Hauptſache gehalten. Keine Seele hatte geahnt, daß der Kruppkanalkram ſolche Dimenſionen annehmen würde. Sonſt hätte man ſich eingerichtet und Mancher, für dens gar nicht paßt, wäre nicht Märtyrer auf Wartegeld geworden. Dann aber gings Schlag auf Schlag. Die dumme Geſchichte mit dem Club der Harmloſen, die nächſtens reif wird und uns, außer den Genoſſen, das ganze „liberale Bürgerthum in Stadt und Land" auf den Hals hetzen muß — die Bourgeoiſie jeut, jobbert und pouſſirt bekanntlich nie —, dieſe Choſe war ſchon unangenehm genug. Danach die Kompromittirung der politiſchen Beamten, von denen kein Hund von Wahlmann mehr ein Stück Brot nimmt, und über die biedere Bauern jetzt Witze reißen. Und endlich die Achtbriefe an die Hofwürdenſchlepper. Ja, mein froudirender Engel, die Geſchichte iſt buchſtäblich wahr. Der ergebenſt Unterfertigte hat ſelbſt ein ſolches Kabinetsſchreiben geleſen. Die p. p. Adreſſaten haben ſich „nicht nur zur Staatsregirung, ſondern auch zur Perſon des Königs in Widerſpruch geſetzt," weil ſie gegen das berühmte Kulturwerk ſtimmten, und ſind „einſtweilen" deshalb vom Hofe verbannt. „Einſtweilen" iſt beſonders famos. Soll heißen: wer im nächſten Jahr Ja ſagt, kann wieder kommen. Dolles Dilemma. Die Mädels ſchmachten Monate lang nach den Hofbällen, die Jungens freuen ſich auf die weißen Hoſen und den Buffetſect — und nun ſolls aus ſein; denn wenn Vater nicht geladen wird, müſſen die Küken doch auch zu Haus bleiben.

Kann eine hübſche Familienrevolution geben. Alte Weiber werden bald für den Kanal ſchwärmen (außer Dir, Du altkonſervative Säule; Du tanzſt ja auch nicht mehr); und mit der Hilfe dieſer geſchlitzten Diplomatie können Krupp und der Kulturwerkmann ihr Ziel doch am Ende noch erreichen. Die Sache fängt ja erſt an. Bedenke, wie viele Hofchargen bei uns im Herrenhaus ſitzen! Wenn Alle dicht halten und ſchnell Erſatz geſchafft werden ſoll, wirds auf den Hofbällen ausſehen wie in der berliner Geſellſchaft der Freunde. Aber ... Na, Du kennſt ja unſere Steifnackigen. Der Junge in der Armee, der Schwiegerſohn irgendwo in der Regirung, die Tochter mit Träumen von Hofdamenherrlichkeit aufgepäppelt: da mag der Deibel den Unentwegten ſpielen. Uebrigens haben ſie auch Fehler gemacht, die ſchwere Menge ſogar, Jahre lang; mußten viel früher löken, als noch Zeit war. Mein alter Freund und Tröſter La-Rochefoucauld hatte eben Recht, als er ſchrieb: Les querelles ne dureraient pas longtemps, si le tort n'était que d'un côté. Jetzt haben wir die Kriſis. Und wenns auch gelingt, für eine Weile den Riß zu verkleiſtern: die reparirte Stelle wird immer fühlbar bleiben.

Ueber die Vorgeſchichte mündlich mehr, wenn wir zu Vieren wieder mal bei einem beſſeren Rauenthaler ſitzen. Komplizirte Angelegenheit und in Brief allzu brenzlich. S. M. zuerſt über Ablehnung höchſt indignirt. Aeußerſte Entſchlüſſe wurden erwartet; für Miquel, der als allein ſchuldig denunzirt, ſchon Paradebett bereit geſtellt. Plötzlich ganz veränderte Stimmung. Umſchwung wohl erleichtert durch verfrühten Demokratenjubel. Ueber ſonſtige Gründe ſchwanken die Angaben. Vielleicht nicht ohne Glück mit dem Argument gearbeitet, daß alle großen Hohenzollern bei wichtigen Sachen mit ſtarker Oppoſition zu kämpfen, erſte Burggraf, Eiſenzahn, Großer Kurfürſt, Fritz und Kaiſer, je zäher Widerſtand, deſto herrlicher Sieg u. ſ. w. Wie geſagt: Angaben ſchwanken. Bedingung aber war: ernſthafte Maßregeln gegen die ſogenannten „trotzigen Vaſallen.“ Ach, Du mein Herrgott! Recke und Boſſe, weil zu früh und zu ſacht geknattert, blieben auf der Strecke; Miquel, dem die Vorſichtigen ſchon aus dem Wege gingen, mit einem Mal wieder über Pari. Das war, braucht aber nicht von Dauer zu ſein. Mir iſt im Allgemeinen längſt Alles Jacke wie Hoſe; wird doch nicht mehr beſſer. Jetzt aber ſitzen wir in einer böſen Bredouille und ich habe, offen geſtanden, Angſt, daß, wenn weiter an den Fundamenten herumgegraben wird, unſer altes Preußen vor die Hunde geht ... So. Nun meinſt Du, ich ſei zum Jammermann und zur Unke geworden. Und dabei bin ich doch, wie nur je, Dein gehorſam und zärtlich grüßender Bruder Moritz.

Kreſſin, am zweiundzwanzigſten September.

Mein einſt ſehr guter Moritz!

Einſt, mein Junge; lang, lang iſts her. Denn jetzt biſt Du gar nicht mehr gut, fraterniſirſt mit den Rothen und haſt für Deine Standesgenoſſen nur noch ein halbes Herz. Erinnerſt Du Dich nicht mehr, wie wir in Varzin am Frühſtückstiſch ſaßen (es gab ſo was von Gänſeblut, ſchwarzſauerartig) und der Alte ſagte: „Ja, von uns heißts eben auch: Sie waren heruntergekommen und wußten ſelber nicht, wie!“ Du knuffteſt mich noch. Das ſoll doch nun nicht etwa auch für meine brüderliche Liebe gelten? Du wiegelſt ab; wohin ſoll der Zorn ſich denn richten, Menſch, wenn nicht gegen die Miniſter, die ſolche Sachen rathen und decken? Gewiß geht Preußen auf dieſem Weg vor die Hunde. Die Schuld aber tragt ihr waſchlappigen Herren der Schöpfung, durchaus nicht die geſchlitzte Diplomatie, über die Du ſchlechte Witze riskirſt. Glaubſt Du im Ernſt, daß irgend ein märkiſches Frauenzimmer den Mann oder Vater um den Charakter tanzen will (ich meine natürlich nicht den Charakter als Wirklicher Geheimer, Major oder Kammerherr)? Wir werden nicht kapituliren, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen. Soll bei Hofe nicht getanzt werden, — ſchön: dann wird zu Hauſe getanzt; und es wird bei friſchen Waldhaſen (wovon anbei zwei Proben für die inzwiſchen wohl eingetroffene Lotte) nur um ſo luſtiger werden. Schließlich handelt ſichs hier um unſere Exiſtenz; wir werden ja ausgelacht, wenn wir nicht fortfahren, auf unſere Weiſe dem König zu dienen. Eine Geſchichte, die ich von Agnes habe: Ihr Aelteſter geht in Berlin zur Schule; da erzählt der Deutſchlehrer von einer engliſchen Königin, die einem Edelmann eine Ohrfeige gegeben habe, — und die ganze Klaſſe guckt den Jungen an, deſſen Vater, wie am ſelben Tag gerade in den Zeitungen ſtand, zu den Verbannten gehört! Das, lieber Sohn, iſt wohl etwas ernſthafter als der Club der Harmloſen. Du haſt meinen armen Adolf ja ſchon dahin gebracht, daß er Bücher lieſt, und ich muß ihm jetzt immer die neuſten Reclams beſorgen. Da zeigte er mir geſtern in dem Buch eines gewiſſen Gobineau (wahrſcheinlich Jude!) die Stelle: „Es giebt Herren, es giebt Lakaien, es giebt Hunde, die man peitſcht; und wenn die Lakaien nicht brav vor den Herren kriechen, dann peitſcht man ſie wie Hunde.“ Geht dahin die Reiſe? Ich fahre nicht mit. Und wenn mein kluger Bruder noch nicht ganz verberlinert und verdorben iſt, dann folgt er, ſchamhaft erröthend, den Spuren ſeiner männlich märkiſchen Schweſter

Rina.

Berlin, am vierundzwanzigsten September.

Madame ma soeur,

ich bewundere Dich als zürnende Royaliſtin ganz außerordentlich, wünſche unſerem Allerhöchſten Herrn Miniſter ejusdem farinae (Adolf ſoll nachſchlagen), liebe Dich aber mehr in anderen Rollen à la Antigone: Nicht mitzuhaſſen u. ſ. w. Und mir mußt Du gütigſt ſchon geſtatten, meine Tage auf meine Art zu beſchließen. Du, holde „männlich märkiſche" Dame, biſt das Urweib. Du ſiehſt überall nur Perſonen, menſchlich begrenzte, menſchlich mangelhafte, und möchteſt ſie über Deinen Schildpattkamm ſcheren. Mein höher organiſirtes Hirn (lache nicht: Mitglied des Herrenhauſes!) ſucht die Wurzel der Uebelſtände in den Inſtitutionen. Das iſt der Unterſchied. Haſt Du mal von den lettres de cachet gehört? Bon. Dieſe mit dem kleinen Königsſiegel verſchloſſenen Briefe ſollten mißliebige Perſonen unſchädlich machen. Der Brauch iſt, wie Du ſiehſt, recht alt. Und alt iſt auch mein ceterum censeo (Adolf ſoll nachſchlagen): Unſere Verhältniſſe ſind auf einen unperſönlichen Monarchen eingerichtet, der von der unumſchränkten Gewalt, die wir ihm in der Theorie noch immer einräumen, nie Gebrauch macht, und wir gerathen ſtets in Konflikte und Schwulitäten, ſobald dieſe Machtvollkommenheit ernſt genommen und angewandt wird. Hat der König das Recht, die Leute, die ihm behagen, bei ſich zu ſehen und die anderen fernzuhalten? Ja, ſo gut wie jeder Privatmann. Hat der Adel, als er von ſeinen Burgen ſtieg, ſeine Länder von Pächtern verwalten ließ und bei Hof Dienſte nahm, beſondere Lehnspflichten auf ſich geladen? Ja, ſo gut wie jeder andere privilegirte Dienſtmann. Es war eben eine ſehr ſchlaue Sache, daß die Louis den Landadel, der ſelbſtändig auf einer Scholle ſaß, zum Hofadel umwandelten; wenn mans ſo nehmen will: Denn vielleicht wäre es ſonſt nie zur franzöſiſchen Revolution gekommen... Die Lehren für uns ergeben ſich von ſelbſt. Wir wollen abwarten, wie viele von unſeren Leuten ohne berliner Luft, Cour und Cercle auskommen können. Abwarten, nicht ärgern. Iſts denn anders als damals mit Stirum, Kanitz, Mirbach oder die Wedelſache mit Herberts Ausladung? Solche Dinge müſſen ſich ausleben. Und da Du zehn Jahre jünger biſt als ich, kannſt Du noch die wunderbarſten Sachen ſehen, wenn ſchon längſt fault Dein reſpektvoll in allergetreueſter Oppoſition verharrender Moritz.

Ueber Ethik*)

Faust: Nun gut, wer bist Du denn?
Mephistopheles: Ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Ein sonderbares Ding, die Ethik! Sie kommt wieder in die Mode, nachdem sie eine Zeit lang für viele einseitig Sehende von der Wissenschaft außer Kurs gestellt zu sein schien.

Instinktiv fühlt heute jeder Mensch, daß unsere Gesellschaft sie nicht entbehren kann. Und doch möchten die meisten, vielleicht gar Jeder, in seinem allerinnersten Innern sie lieber den Anderen predigen und selbst ihrer los werden. Ach, wie schön wäre es, wenn alle Menschen recht ethisch wären! Zwischen den Zeilen zu lesen: denn wie viel wohler wäre mir dann. Ich brauchte selbst mich nicht so zu plagen; es ist so gut, zu lieben, wenn man geliebt wird und nur Gutes empfängt; es ist so gut, zu helfen, wo Jeder mithilft, zu geben, wo man nichts entbehrt!... Aber die Welt ist so schlecht, die Menschen sind so bös, das Schicksal so ungerecht mit mir... Was habe ich davon, wenn ich diesen schlechten Menschen helfe? Undank, grassen Undank. Ja, ich habe sogar Feindschaft und Verfolgungen zu gewärtigen, wenn ich, ernstlich mit den Vorurtheilen brechend, gegen die sozialen Mißbräuche auftrete. Ich kann doch unmöglich allem Unglück helfen, — also thue ich besser, für mich zu leben und der Welt ihren Lauf zu lassen. Oft thut man unabsichtlich doch Böses, wenn man sich bemüht, Gutes zu thun, während Goethe vom Teufel selbst gesagt hat, er sei die Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft...

In der That wird Einem verzweifelt schopenhauerisch-spencerisch, pessimistisch und egoistisch zu Muthe, wenn man zum Beispiel, wie es mir neulich passirte, selbst eine durch und durch fromme und überzeugt christliche Frau ehrlich gestehen hört, daß sie das viele Gute, das sie auf dieser Welt thut, eigentlich doch nur ihres eigenen Seelenheiles wegen thue. Jene Frau gehört der einfachen „Klasse" an. Sie hat sich selbst nicht so sehr wie die „Höheren" eingeredet, daß sie „Gutes" nur aus „Liebe zu Gott" thue. Sie ist ehrlicher und aufrichtiger, indem sie dieses egoistische Motiv ihrer Nächstenliebe sich selbst und sogar Anderen zugesteht.

Sollen wir also, auf Goethes Spruch pochend, die Ethik mit über-

*) Die in dem folgenden Aufsatz enthaltenen Gedanken habe ich seit mehr als zehn Jahren in meinen psychiatrischen Vorlesungen an der Hochschule in Zürich entwickelt und mit Hilfe von Beispielen hundertfach illustrirt. Aehnliche, aus der Evolutionlehre sich ergebende Gedanken sind auch schon mehrfach, zum Beispiel in Nordamerika, aufgetaucht. Die vorliegende, der Muße einer überseeischen Fahrt entsprungene kurze Skizze dürfte immerhin nicht ohne Interesse sein.

legenem Lächeln den Enthusiasten und Fanatikern und mit einem „Nach mir die Sintfluth“ alles Weitere dem Kismet überlassen?

Diese Frage ist wohl einer näheren Prüfung werth.

Man mag sonst über die Freiheit denken, wie man will: folgende unwiderlegliche Thatsachen stehen fest:

Unsere Willensentschlüsse sind bedingt, d. h. durch die im Gehirn waltenden Kräfte verursacht (Siehe meinen Aufsatz über verminderte Zurechnungsfähigkeit in der „Zukunft“). Jene Hirnkräfte sind selbst Resultanten von ererbten Energien, kombinirt mit Einwirkungen durch die Sinne und durch die Bewegung während des Lebens. Gut! Das muß unbedingt dem Determinismus eingeräumt werden. Bis dahin behaupten die Gesetze der Kausalität und der Erhaltung der Energie ihr volles Recht und ihre volle Giltigkeit. Fragen wir jedoch, woher das Ganze kommt und wohin es geht, wie es kommt, daß das Spiel und Gegenspiel der Kräfte zur Entstehung eines denkenden, fühlenden und wollenden Gehirnes führen kann, wozu es da ist und was wohl Höheres im Weltall sein oder entstehen mag, so bleibt uns das menschliche Erkenntnißvermögen die Antwort schuldig, d. h. Worte und Sentenzen sollen nun das fehlende Wissen ersetzen. Der sogenannte positive Christ bildet sich ein, durch eine Offenbarung die Wege und Ziele Gottes zu kennen; der Vertreter der Wissenschaft glaubt, mit der schönen Phrase „mechanische Erklärung der Welt“ Etwas gesagt zu haben, und merkt nicht, daß die Mechanik nur sekundäre Relationen zwischen den Erscheinungen erklärt, oder er spricht gar von Zufall, ohne zu merken, daß er dadurch seine eigenen Gesetze verleugnet. Der Philosoph endlich hält sich meistens für verpflichtet, sein Leben mit einer eigenen Metaphysik zu krönen, und dreht sich schließlich dabei doch immer wieder im ewigen Kreise menschlicher Endlichkeit und Beschränktheit herum.

Nirgends pflegt sich merkwürdiger Weise der Homo sapiens so sicher und siegesgewiß wie gerade auf jenen metaphysischen Höhen zu fühlen, von denen er nichts weiß und nichts verstehen kann. Vielleicht fühlt er sich gerade hier so unanfechtbar, weil kein anderer Mensch darin mehr weiß als er und weil in solchem Nebel der Schuster eben so klar oder so dunkel sieht wie der Gelehrte oder der Oberpriester.

Metaphysik für Metaphysik, hochgeehrter Herr Geheimrath, Papst oder Oberpfarrer! Die Meinige oder die des Schusters gilt so viel wie die Ihrige; lassen Sie doch jedem Menschen sein Märchen, seine ihm lieb gewordene Illusion, so lange sie das Gebiet des Erkenntnißvermögens nicht betritt. Wissenschaftlich ist die Ihrige nicht um einen Heller mehr werth als die Seinige! Nur, bitte, verwechseln Sie nicht die Psychologie mit der Metaphysik. Die erste gehört dem Wissen, die zweite dem Glauben an; daran müssen wir festhalten.

Wenn — und Dies ist nun die zweite feststehende Hauptthatsache — wir also auch unumwunden zugeben müssen, daß unser menschlicher Wille psychologisch bedingt, d. h. im relativen Gebiet der zu erkennenden Erscheinungen ursächlich bestimmt ist, so ist damit über die metaphysische Frage: „Fatalistische Prädestination oder freie metaphysische Evolution?“ noch gar nichts entschieden. Zwar will Das Vielen nicht begreiflich erscheinen und doch ist es wörtlich wahr. Jeder meiner Willensentschlüsse kann als Einzelerscheinung die Resultante eines Konvolutes von erblichen Potenzen und Lebensanpassungen meines Gehirnes sein, — und dennoch kann die für den Menschen ewig unfaßbare erste Ursache des Weltalls in ihrem Wesen frei sein, d. h. ein Element verschiedener Möglichkeiten von Entwickelungen und Endzielen zulassen. Mit anderen Worten: die kausale Bedingheit des uns allein zugänglichen Komplexes von Erscheinungen beweist keineswegs eine absolute fatalistische Prädestination der Dinge des Weltalls. Manche Thatsachen, wie z. B. die Perturbationen und die infinitesimalen Variationen sogenannter astronomischer und physikalischer Gesetze sprechen sogar eher dagegen als dafür. Der gewöhnlich gemachte Fehler besteht darin, daß wir unsere auf der Unkenntniß der unterbewußten physiologischen oder psychologischen Ursachen (Neurozymkomponenten) unserer Willensentschlüsse beruhende subjektive Freiheitillusion für eine essentielle Freiheit zu halten pflegen. Wir geben die Bedingtheit höchstens bei Geisteskranken oder noch bei unseren niedrigeren Trieben und Automatismen zu, eine unbedingte, absolute Freiheit für unsere überlegten Entschlüsse reservirend, was irrig ist. Ein instinktiver Impuls — ja, der Fall eines Steines — mag metaphysisch eben so frei sein wie die schlaueste Kombination eines Diplomaten oder wie die schönste und feinste Entdeckung eines Gelehrten. Freilich ist Derartiges für uns interessanter, jedenfalls schon auch um seiner weit größeren Komplikation und Tragweite für die Menschheit willen, menschlich genommen, viel werthvoller. Und so kommen wir dazu, zwei Sorten von Freiheit anzuerkennen.

Eine wissenschaftlich bestimmbare relative Freiheit, die subjektiv eine Illusion ist, deren reelle Grundlage jedoch auf einer großen Komplikation, Feinheit und vor Allem Plastizität der ihr zu Grunde liegenden Hirnthätigkeiten beruht. Komplizirt adäquat sich allen Verhältnissen anpassend und auf feinste Reize reagirend, ist jene Art uns frei vorkommender Gehirnthätigkeit im Verhältniß zum mehr mechanischen Instinkt (Reflex, Automatismus) thatsächlich durch ihre Schmiegsamkeit relativ frei. Und mag hundertmal diese so definirte relative Freiheit logisch und theoretisch unfrei sein, so wird ihr thatsächlicher relativer Werth, ihre Bedeutung im menschlichen Leben, um kein Haar dadurch verringert. Sie ist und bleibt eine Thatsache, ein Motor der Kultur, und ich sehe nicht, daß solche Menschen

wie Spinoza, Darwin, Spencer, Haeckel, Förſter und Andere mehr, die Determiniſten waren oder ſind, deshalb peſſimiſtiſch verzagter oder fataliſtiſch unthätig geworden ſind. Der plaſtiſche Motor des forſchenden oder ethiſchen Willens blieb vielmehr in ihnen, unbekümmert um die Theorie des Willens, hochgradig thätig, während es unter den Theoretikern und Gläubigern der abſoluten Freiheit des Willens recht viele träge Egoiſten giebt, die praktiſch ſo unthätig ſind wie Islamiten.

Es giebt aber ferner eine problematiſche, metaphyſiſche, hinter den Naturgeſetzen ſtehende Freiheit, die Sache des Glaubens oder der Hypotheſe bleibt und ſtets bleiben wird. Der Islam negirt ſie mit religiöſem Fanatismus. Dieſe aktive Negation jeder Freiheit, dieſes grauſame Opfer aller Vernunft einem blinden prädeſtinirten Schickſal zu Liebe, das zum Gott erhoben wird und jede geiſtige Thätigkeit als vergeblich im Voraus lähmt, iſt zweifellos die Haupturſache der islamitiſchen Stagnation. Doch was hat ein ſolches metaphyſiſches Götzenthum mit den Erkenntniſſen der Wiſſenſchaft und der Philoſophie zu thun? Gewiß ſo wenig wie die Lehre der Arche Noah oder der unbefleckten Empfängniß Mariä. Solche Lehren können freilich die Thaten der Menſchen beeinfluſſen, und zwar oft in verderblicher Richtung. Nie und nimmer aber können wir glauben, daß eine ehrliche Erforſchung im Gebiet des menſchlichen Wiſſens und ſeiner philoſophiſchen Grenzen ſtörend oder gar lähmend auf Glück und Kulturfortſchritt der Menſchheit wirken kann, wie manche religiöſe Orthodoxen vorgeben. Genau das Gegentheil iſt vielmehr wahr.

Da nun aber die abſolute metaphyſiſche Freiheit der Weltpotenzen genau ſo viel und ſo wenig erwieſen iſt wie der Fatalismus und ein Streit zwiſchen dieſen beiden Weltanſchauungen folglich völlig müßig iſt, thut der Weiſe am Beſten, dieſe Frage agnoſtiſch offen zu laſſen und ſich mit ſeiner relativen und bedingten Willensfreiheit zu begnügen, — mit dem Troſt, daß eine metaphyſiſche Freiheit ganz gut hinter ihr ſtehen kann und daß eine ſolche Hoffnung wenigſtens nicht unwiſſenſchaftlich iſt. Wenn ich hier von Hoffnung ſpreche, ſo meine ich damit das Gefühl, daß unſer individuelles menſchliches Wollen, Handeln und Wirken doch nicht als prädeſtinirtes Fatum und als unfähig, in beſtimmender Weiſe nachzuwirken, geringſchätzig zu behandeln ſei. Iſt unſer Wollen auch ſelbſt zunächſt bedingt, ſo wirkt es nichtsdeſtoweniger auf Grund tieferer, unermeßlicher Potenzen weiter bedingend und beſtimmend in der Kette der Urſachen und Wirkungen der Menſchengeſchichte. Die eben erwähnten Erkenntniſſe und Ueberlegungen ſollen uns alſo nicht entmuthigen, ſondern vielmehr ermuthigen. Ohne uns als Ebenbilder oder Werkzeuge eines perſönlichen Gottes zu taxiren, können wir als Einzeltheilchen der Weltallmacht unſer Gehirn nach Kräften bethätigen und mit der vollen Begeiſterung eines wiſſenſchaftlichen, ethiſchen oder äſthetiſchen Enthuſiasmus unſere menſch-

liche Lebensaufgabe, unſere menſchliche Pflicht erfüllen: Homo sum et nihil humani a me alienum puto. Man darf ſogar weiter gehen und ſagen, daß einem Theilchen des Weltalles kein Gebiet des Kosmos ganz fremd oder gleichgiltig ſein ſollte. Doch iſt es klar, daß die Menſchheit uns am Nächſten angeht.

Nun zur Ethik!

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Begriff des Guten ein relativer iſt, und zwar in erſter Linie relativ zu anderen Menſchen und zur Menſchheit. An und für ſich giebt es in der Welt nichts Böſes und nichts Schlechtes. Das ſelbe Ding kann böſe für Hans und gut für Peter, gut für die Katze und ſchlimm für die Maus ſein. Eben ſo zweifellos iſt es, daß die der Ethik zu Grunde liegenden Gefühle ſich auf Grund des ſozialen Lebens im Gehirn*) entwickelt haben und daß das ſoziale Leben wiederum ein phylogenetiſcher Abkömmling der primitivſten geſelligen Triebe, nämlich der zum Zweck der Fortpflanzung der Art gebildeten Gatten- und Elternliebe, iſt. Dem gemäß, und da der Menſch eigentlich noch wenig entwickelte ſoziale Triebe und Inſtinkte beſitzt, ſind bei ihm die Sympathiegefühle für Gatten und Kinder oder ſonſtige Einzelweſen gewöhnlich noch weitaus am Stärkſten entwickelt. An und für ſich ſind die ſympathiſchen Gefühle, die ja dem Altruismus der Ethik zu Grunde liegen, durchaus nicht gegenſätzlich zu den egoiſtiſchen Luſtgefühlen. Sie haben ſich vielmehr phylogenetiſch (d. h. in der thieriſchen Ahnenreihe) aus dieſen herausentwickelt. Wir beobachten ſogar bei denjenigen Lebeweſen, bei denen die ſoziale Organiſation und die ſozialen Inſtinkte am Höchſten entwickelt ſind, nämlich bei den ſozialen Hymenopteren, die höchſt lehrreiche Thatſache, daß die Verrichtung aufopfernder, altruiſtiſcher ſozialer Thätigkeit zugleich offenbar die Quelle des größten und leidenſchaftlichſten individuellen Genuſſes werden kann. Die Ameiſen und Bienen geben davon unzählige Beiſpiele. So ſollte es auch beim Menſchen werden.

Wenn man alle Vorurtheile bei Seite ſetzt, muß man ſich immer wieder ſtaunend die Frage ſtellen, warum ein ſo ſehr auf Soziabilität angewieſenes Weſen wie der Menſch ſo grauſame, blutige, gegenſeitiges Leiden und Unglück in Hülle und Fülle erzeugende Triebe und Sitten entwickeln konnte. Dies hat ſehr verſchiedene Urſachen. Doch iſt wohl die wichtigſte der Konkurrenzkampf der kleinen Geſellſchaften der Urmenſchen, die, ungefähr ähnlich wie verſchiedene Ameiſenkolonien, unter einander um Macht und Exiſtenz kämpften. Größere Hirnentwickelung und Intelligenz hatten wohl Liſt, Genußſucht und Individualismus, aber keine Erweiterung allgemeiner ſozialer Solidarität-

*) Ich nehme an, jeder Leſer weiß, daß das Großhirn das Organ unſerer Gefühle ſowohl als dasjenige unſeres Verſtandes und unſeres Willens iſt. Bei Gehirnſtörungen ſind es ſogar die Gefühle, die zuallererſt leiden.

gefühle entwickelt. Wir sehen in der Urgeschichte der Menschheit, sogar im historischen Alterthum und bis in das Mittelalter hinein, den Familien- und Kastengeist, den Lokalpatriotismus oder Stammgeist in den Vordergrund treten und zu nie enden wollenden Kriegen führen. In jener scheußlichen gegenseitigen Schlächterei, deren stumme Zeugen sogar prähistorische Schädel und Mordwaffen sind, haben natürlich die Kräftigeren, Böseren und Schlaueren in der Regel die Milderen zunächst ausgerottet, wenn sich auch die Besiegten vielfach als Sklaven wieder durch Arbeit emporhoben. Diese Zuchtwahl der Stärkeren ist wohl die Haupturſache der so mangelhaften ethischen Qualität der Menschheit. Hierzu kamen entartende Sitten, vor Allem der Gebrauch von Genußgiften, ganz besonders alkoholischer Getränke, ferner der Mißbrauch des Privatbesitzes und die Sucht nach Gütern und Geld, ferner auch sexuelle Extravaganzen und verkehrte Zuchtwahl. Alle jene zuletzt genannten Faktoren wirken entartend auf die Rasse, speziell auf das Gehirn, und besonders auf dessen ethische Eigenschaften.

Die moderne Kultur hat jedoch auf der Erdoberfläche Verhältnisse geschaffen, die eine gewaltige Aenderung in kurzer Zeit (in wenigen Jahrhunderten) hervorgerufen haben. Besonders hat das neunzehnte Jahrhundert durch die Verkehrsmittel eine soziale Evolution vollzogen, deren Folgen dadurch unberechenbar sind, daß Folgendes sich rasch vollzieht: die sogenannten Naturvölker oder Barbaren, die früher alle korrumpirten Civilisationen bis zur römischen regelmäßig überfielen und zerstörten, werden nun mit steigender Raschheit ausgerottet oder assimilirt. Nur zwei Rassen bleiben — nicht durch Waffen und Blut, sondern — durch friedliche Arbeit, Fruchtbarkeit, Zähigkeit und Genügsamkeit den Kulturvölkern einigermaßen gefährlich, nämlich die Chinesen und die Neger, die Neger jedoch kaum recht ernstlich und die Chinesen mit der freilich sehr prekären Aussicht, selbst wieder kulturfähig zu werden. Ferner fallen die kleinen Staaten kontinuirlich und immer mehr den großen anheim. Schon jetzt ist die Erde nahezu zwischen Angelsachsen und Russen getheilt.

Die nächsten Folgen jener Verhältnisse sind jetzt schon ziemlich klar und nahe liegend: rasch wird die Erde bis zum letzten Schlupfwinkel von der Kultur erobert Der Krieg, der nur noch im großen Stil zwischen Kulturvölkern geführt werden kann (die kleinen Kriege gegen Barbaren zählen bereits nicht mehr), wird immer mehr ad absurdum geführt. Eine Weltsprache und einige Beruhigung in dem nachgerade anachronistisch gewordenen sogenannten Nationalitätenhaß bei Kulturvölkern dürften bald genügen, um eine Art stabiler und friedlicher, etwa föderativer Weltkultur zu schaffen. Von diesem Ziel sind wir zweifellos nicht mehr sehr entfernt. Was kann uns aber diese Weltkultur bringen, die Eigenschaften der heutigen Kulturmenschheit einmal genommen, wie sie sind?

Digitized by Google

Hier müſſen wir zunächſt bemerken, daß jene Umwälzung nicht etwa eine Phantaſie oder ein Zukunftstraum iſt. Nein, ſie iſt bereits ſeit einem Jahrhundert in vollem Gang und vollzieht ſich mit progreſſiver Geſchwindigkeit. Nur Vorurtheil und Zopf können ſie noch verkennen. Zu riskiren ſind dabei die Korruption durch den Wohlſtand, die Verweichlichung durch einen langen Frieden und die neue Auflage einer diesmal über die ganze Welt ausgedehnten chineſiſchen Stagnation, ſei es, daß die chineſiſche Raſſe uns durch größere Zeugungkraft und durch billigere Arbeit friedlich aushungert und vernichtet, ſei es, daß wir ſelbſt mit der Zeit, aus Mangel an Lebenskampf, zopfig wie die Chineſen werden.

In der bereits in Bildung begriffenen friedlichen Kulturevolution liegt ſchon ein ſchwerer wunder Punkt, neben der Entartung durch den Alkoholismus; und dieſer Punkt iſt der zuchtwahlwidrige Humanitarismus. Es iſt gewiß ein ſchöner, ethiſcher Kulturfortſchritt, daß man die Kranken, die Krüppel, die Idioten, die Irrſinnigen und die kleinen Neger nicht mehr darben und elend ſterben läßt, ihnen vielmehr palaſtartige Aſyle oder rührende Bildungſchulen baut. Schlimm iſt es dagegen, daß die beſten und tüchtigſten Geſunden ſich in einem Maße opfern müſſen, daß ſie kaum mehr zur Kinderzeugung kommen oder darauf aus allerlei Skrupeln einer krankhaft verſchrobenen Ethik verzichten, während gerade geiſtige und körperliche Krüppel ſchlimmſter Sorte ſich dafür um ſo ärger vermehren.

Leider herrſchen ſelbſt bei gebildeten und ſogar gelehrten Perſonen zwei verhängnißvolle Vorurtheile. Erſtens verwechſelt man jüngſt gebildete und ſomit oberflächliche und leicht veränderliche Eigenſchaften der Individuen oder unbedeutender Varietäten mit tiefen, erblich fixirten Merkmalen, die bereits ſeit Hunderttauſenden, vielleicht Millionen von Jahren in einer grunddifferenzirten Raſſe liegen und eben ſo viel Zeit brauchen, um etwa umgebildet werden zu können. Auf Grund ſolcher falſchen Vorſtellungen bilden ſich naive Seelen (das Wort iſt nicht zu ſtark) ein, die Chineſen oder gar die Neger in relativ kurzer Zeit durch milde und gute Erziehung oder gar durch Blutmiſchung auf unſere Kulturhöhe ohne Gefahr für uns zu bringen. Sie überſehen dabei die elende Qualität der Miſchlinge ſolcher bereits tief differenzirten Raſſen oder Unterarten (während Kreuzung nah verwandter Varietäten gute erzeugt), und ferner die große Raſchheit, womit die eben genannten Raſſen bei friedlicher Miſchung und Konkurrenz (ſiehe Antillen, Kalifornien, Sundainſeln ꝛc.) unſere Raſſe vertilgen und erſetzen, — eine Schnelligkeit, die alle ſchwärmeriſche Humanitätphraſen in jenem Gebiet Lügen ſtrafen.

Ich werde an anderer Stelle die Kulturunfähigkeit der Neger beſprechen. Die Gefährlichkeit, Fixirung und Stagnation des Chineſenthums ſcheint ſo feſt zu ſtehen, daß kein Wort mehr darüber zu verlieren nöthig

ſein ſollte. Mögen die Chineſen noch ſo ſchlau ſein und noch ſo gut arbeiten: ſie ſind alle von einem Guß und ſo automatiſch fixirt, daß man nicht hoffen kann, ſie unſerer Raſſe und Kultur zu aſſimiliren, bevor ſie uns friedlich vernichtet hätten.

Wir ſind ethiſch abſolut verpflichtet, die Gefahr, die unſerer Kultur und Entwickelung von jenen beiden Raſſen droht, ſcharf ins Auge zu faſſen und rechtzeitig Schutz und Abhilfe zu ſuchen. Denn unſere ganze Ethik und Arbeit dahin zu dirigiren, daß ſchließlich die Welt ein großes China oder ein kannibaliſches Negerreich wird (man denke an die Geſchichte Haitis und Liberias), — Das wäre ſchließlich doch ein Hohn. Die Ethik darf der Vernunft nicht widerſprechen, ſonſt wird ſie zum Zerrbild.

Ich will nun kurz die Aufgaben andeuten, die der Kultur in jener Richtung meiner Anſicht nach obliegen:

I. Hintanhaltung kulturgefährlicher Menſchenraſſen. Man kann dabei möglichſt human verfahren; aber ihrer enormen Vermehrung und Ausbreitung muß entgegengearbeitet werden. Dies haben nun endlich die Engländer in Auſtralien zu thun begonnen und durch Einführung ſehr hoher faſt prohibitoriſcher Niederlaſſungtaxen der chineſiſchen Einwanderung einen Riegel vorgeſchoben, der ſich als wirkſam erprobt hat, nachdem die Schiffskäpitäne für die Bezahlung jener Taxe verantwortlich gemacht worden ſind

II. Züchtung unſerer eigenen Raſſe aufwärts.

Man pflegt dieſe Frage allein ſchon mit dem Hohn des Vorurtheils zu überſchütten. Dogmatiker fügen natürlich hinzu, es ſei unmöglich oder gar ſchädlich; während die Zucht der Thiere täglich das Gegentheil beweiſt. Aber was thun? Es iſt auf zwei Wegen zugleich vorzugehen.

A. Negativer Weg. a) Beſeitigung aller entartenden Urſachen: Alkoholgenuß, Opiumgenuß und Dergleichen; ferner Kampf gegen Krankheiten wie Syphilis, Tuberkuloſe und dergleichen, nicht durch rohe Zwangsmittel, aber durch Belehrung und Hygiene. b) Erſchwerung und Bekämpfung der Kindererzeugung bei Idioten, Verbrechern, Epileptikern, Geiſteskranken, geiſtigen und körperlich erblichen Krüppeln aller Arten, Tuberkulöſen u. ſ. w. Dazu giebt es zwei Arten von Mitteln. Bei den blöden oder ganz ſchlimmen Menſchen hilft nur die Verſorgung und Abſperrung von der Geſellſchaft. Bei den beſſeren oder belehrbareren dagegen hilft die Belehrung und die Verwendung antikonzeptioneller Mittel. Das Alles zuſammen hilft nicht abſolut, aber ſehr viel. Die Erfahrung lehrt es. Solche Krüppel dagegen, die ihre Krüppelhaftigkeit nur durch Unfälle, ohne Beeinträchtigung ihrer Keimdrüſen, erworben haben (zum Beiſpiel Opfer von Verletzungen), dürfen gefahrlos Kinder erzeugen.

B. Poſitiver Weg. a) Belehrung der Menſchen über die ſexuellen

Verhältniſſe und das Vererbungsgeſetz, natürlich über das Feſtſtehende und nicht über theoretiſche oder hypothetiſche Streitfragen. Vor Allem Belehrung darüber, daß man keinem Kinde eine vortrefflichere Mitgift geben kann als tüchtige, geſunde und ehrliche Eltern. Das elende Vorurtheil, man brauche ſehr viel Geld, um Kinder zu erziehen, ſollte gebrochen werden. Kräftige, geſcheite, brave und tüchtige Menſchen haben die höchſte ethiſche Pflicht, ihren Stamm kräftig zu vermehren, — Mann wie Weib. Ihre Kinder kommen immer durch. Wohl bemerkt aber, müſſen hier die geiſtigen Eigenſchaften: Wille, Verſtand und ethiſches Gemüth in erſter Linie maßgebend ſein. Sie ſind wichtiger als Stärke, Muskeln und ſchöner Körper.

Entgegnet man, daß die meiſten Menſchen dazwiſchen liegen, ſo antworte ich, daß es nur eine Approximation und Wahrſcheinlichkeitrechnung ſein kann, daß es aber ſo noch vortreffliche Dienſte leiſten kann. Wer hoch oben ſteht, ſoll ſich möglichſt ſtark vermehren; wer mäßig über dem Mittel ſteht, beſcheidener; wer ſtark unter dem Mittel, gar nicht. Ohne Barbarei gegen den Einzelnen kann die Sache mit antikonzeptionellen Mitteln leicht regulirt werden. Doch was für Vorurtheile haben wir nicht da noch zu überwinden!

b) In zweiter Linie ſoll eine geſunde, normale, körperliche mit geiſtiger Arbeit verbindende Lebensweiſe, die Förderung der öffentlichen wie der individuellen Hygiene das ganze Werk zu einer wahren, konſtruktiven, ſozialen Hygiene geſtalten.

Nur auf dem hier angedeuteten Weg kann unſere weiße Kulturraſſe langſam hinauf gezüchtet und vom Untergang bewahrt werden, in dem ſich ihre Schwächen, ihre Heuchelei u. ſ. w. allmählich vermindern.

... Eine ſonderbare Ethik, die Sie uns da auftiſchen, wird man mir ſagen! Ja, ſie mag noch ſeltſam unſere Vorurtheile berühren, aber die wahre iſt ſie doch.

Wie kläglich nimmt es ſich bei näherer Ueberlegung aus, unſere Rührung und Aufopferung für einzelne ausſichtloſe Trümmer menſchlichen Elends und in die Augen ſpringende Leiden zu vergeuden und darob das ganze Wohl und die ganze Zukunft unſerer Nachkommen zu ignoriren oder gar zu gefährden! Man geſtatte mir ein Beiſpiel:

Die Idioten ſind gewiß unglückliche Geſchöpfe. Doch ſind ſie erſtens ihrer Lage nicht oder nur ſchwach bewußt und zweitens, weil angeboren hirndefekt, abſolut unheilbar. Höchſtens kann man ſie im beſten Falle ganz elementare Dinge lehren und ſie durch Arbeitangewöhnung von ſchlimmeren Gewohnheiten und Miſſethaten einigermaßen abhalten. Der geſunde Menſchenverſtand ſagt ſchon, was man mit ſolchen Menſchen, deren Uebel ſich in hohem Grade vererbt hat, thun ſoll: ſie human behandeln, an einfache körperliche Arbeiten, ſo weit es angeht, gewöhnen, um ſie dadurch möglichſt nützlich,

glücklich und unschädlich zu machen; sie vom sexuellen Leben fernhalten, vor Allem an Kindererzeugung hindern und die Gesunden vor ihren gefährlichen Thaten schützen. Statt Dessen haben sich mitleidige Seelen geplagt, in den Anstalten für junge Idioten Idiotenschulen zu errichten, in denen man durch Aufwand unendlicher Mühe und Geduld schließlich einige Wunderpapageien erzieht, die ein Bischen lesen und schreiben, Verse auswendig sagen oder Gebete sprechen. Um diese Kunststücke fertig zu bringen, deren Zwecklosigkeit sich von selbst ergiebt, muß man natürlich die einzig rationellen, einfachen Handleistungen, besonders in der Landwirthschaft, vernachlässigen und vor Allem seine Aufmerksamkeit von der zweckmäßigen Versorgung und Pflege der erwachsen gewordenen Idioten ablenken. Das ist irrationell und ist eine am unrechten Ort vergeudete Sorgfalt; es thut mir Leid, es sagen zu müssen. Handelt es sich aber gar um wohlhabendere Schwachsinnige leichteren Grades, so will man sie noch vielfach nach sorgfältigster Schulung verheiraten, — und thut es oft. Das ist geradezu ein Verbrechen an ihren Kindern und an der Gesellschaft. Aus eigener Erfahrung in diesem Kapitel könnte ich viele Tragoedien erzählen, z. B. die der Ehe einer schwachsinnigen, aber reichen Frau, die dann fünf geisteskranke, idiotische Kinder erzeugte, und Dergleichen mehr. Solche Ehen werden ja oft von wohlmeinenden alten Tanten arrangirt. Wären die gutmüthigen Ehestifter über die Monstrosität solcher Heldenthaten genügend unterrichtet, so würden sie sie wohl bleiben lassen.

Aus dem Gesagten schält sich nun von selbst eine schwierige Frage heraus. Wo sind die Grenzen der Ethik zu ziehen? Sollen wir roh und grausam alle Gefühle der kalten Vernunft opfern? Sollen wir die Neger, die Chinesen und die Schwachsinnigen nicht mehr als unsere menschlichen Brüder behandeln? Sollen wir die schöne Moral Christi verleugnen und in eine rohe und kalte Verstandesmoral ausarten lassen?

Wer mich so verstanden hat, hat mich arg mißverstanden. Ich frage aber, welche Mutter ist ethisch die höhere: diejenige, die, von der Gefühlsfülle ihrer Affenliebe geleitet, jeder Klage ihres Kindes nachgiebt und das Kind verzieht, — oder diejenige, die, weiter sehend, das Kind mit strenger Liebe züchtigt und erzieht, um sein späteres Glück zu sichern? Gewiß die zweite.

Das „Kind" menschlicher Ethik ist nun die Menschheit, und das Kindeskind, auf das sich am Erfolgreichsten wirken läßt, ist die zukünftige Menschheit, sind unsere Kinder und Nachkommen. Aus diesem Grunde bilden unsere Nachkommen, bildet die Gestaltung ihres Glückes die höchste Aufgabe der Ethik.

Dies soll natürlich ihre übrigen Aufgaben nicht vergessen lassen. Ich meine nur, wir sollten eine Stufenleiter einander je nach Wichtigkeit subordinirter Gegenstände der Ethik aufstellen.

Die höchste Stufe, die allen Anderen übergeordnet werden sollte, habe ich eben erwähnt. Sie besteht nicht nur in der Zuchtwahlfrage, sondern auch in der künftigen Gestaltung der wirthschaftlichen Frage, der Alkoholfrage u. s. w.

Jener Stufe folgt die Erfüllung der Pflichten, die wir der Erziehung unserer einmal vorhandenen Kinder gegenüber haben, und hat zum Gegenstand eine rationelle, wissenschaftliche und humane Pädagogik.

In dritter Linie erst kommen dann die Pflichten gegen unsere lebenden erwachsenen Mitmenschen im Allgemeinen, die jedoch niemals die beiden ersten Stufen gefährden, sondern stets ihnen untergeordnet bleiben sollten. Welche sind aber unsere Mitmenschen? Wo sollen im wilden Kampf der Meinungen und Leidenschaften Grenzen gesetzt werden? Ich verweise hier auf den Aufsatz, den ich in der „Zukunft" über verminderte Zurechnungfähigkeit veröffentlicht habe, und auf das über Neger und Chinesen Gesagte. Hier müssen stets und konsequent die Interessen des Ganzen den Interessen des Einzelnen übergeordnet werden. Dies muß eine gute Mutter thun. Man sei gut und human gegen den Einzelnen, aber stelle stets die sozialen Interessen höher, sobald ein Konflikt entsteht. Pflicht einer wahren Ethik ist es jedoch ferner, Konflikte nach Kräften zu vermeiden und zu mildern, ohne je schwach zu werden.

Bekanntlich wird mit dem Wort „human" viel Humbug getrieben. Die Gefühlsduselei und die Affenliebe richten hier viel Unheil an. Der Chirurg, der dem Kranken wehthut, um ihn zu heilen, handelt gewiß ethischer als das Weib, das die Operation hintertreiben will, um ihm die Schmerzen zu ersparen. Der Offizier, der einen guten Soldaten opfert, um das Ganze zu retten, handelt ethisch. Wahre Humanität muß viele instinktive, an sich ethische Mitgefühle unterdrücken, um wirklich ethisch zu handeln. Die Interessen und das Wohl der ganzen Menschheit müssen denjenigen eines Volkes, diejenigen eines Volkes denjenigen einer Stadt, diejenigen der Stadt denjenigen der Familie und die zuletzt genannten denjenigen eines Individuums vorangehen, aber auch hier überall mit Verstand, Umsicht und möglichster Milde. In manchen Fällen ist das Leben eines Menschen wichtiger als das mehrerer Anderen. Die wahre höhere Ethik soll Harmonie herzustellen suchen, um alle peinlichen ethischen Konflikte möglichst zu vermeiden und ihre Quellen zu verschließen.

Auf einer weiteren Stufe begegnen wir wunderlichen Verirrungen der menschlichen Gefühle. Müssen wir im Interesse der Menschheit unseren Gefühlen für Neger oder Chinesen Schranken und Grenzen ziehen, Geisteskranke, Idioten, Verbrecher u. s. w. einschränken: wie steht es nun mit Thieren oder gar mit Pflanzen? Thierschutzvereine verdanken ihre Entstehung einer Irradiation menschlicher Sympathiegefühle in das Thierreich hinein. Hier treiben nun Affenliebe und Gefühlsexcentrizitäten ihre höchsten Blüthen. Es

ſt ſicher an ſich recht, die Thiere vor unnützen Roheiten und Quälereien zu ſchützen. Darin hat jene untergeordnetſte Stufe der Ethik eine nicht abzuſprechende Berechtigung. Das iſt auch der zunächſt beſcheiden zugeſtandene Zweck der Thierſchutzvereine. Da jedoch der Menſch von Inſtinkt aus in ſeinen Gefühlen beſchränkt und ausſchließlich iſt und da bekanntlich intenſive Liebe zu einzelnen Weſen gar leicht in Abneigung und Haß oder mindeſtens in Gleichgiltigkeit gegen Andere ausartet (was, nebenbei geſagt, eben ſo den exkluſiven Sympathiegefühlen für einzelne Menſchen gilt), ſieht man gar zu oft jene Vereine oder wenigſtens viele ihrer Mitglieder in ihrem Uebereifer ihre Lieblingsthiere den Menſchen und den Intereſſen der Menſchheit überordnen. So ſind die abſcheulichen, von Mißverſtändniſſen, Verleumdungen, Unwahrheiten und infamen Beleidigungen ſtrotzenden antivivi ſektioniſtiſchen Bewegungen entſtanden, die vielfach in eine rohe Verfolgung der Wiſſenſchaft ausarten.

Es liegt auf der Hand, daß milde Gefühle für Thiere und deren gute Behandlung noch zur Ethik, jedoch nur als niederſte, untergeordnetſte Stufe gehören. Hierbei muß auch eine rationelle Abſtufung zwiſchen höheren und niederen Thieren Platz greifen.

Man kann ſogar von Sympathiegefühlen für Pflanzen und ihr Leben, z. B. für alte Bäume, und für lebloſe Gegenſtände ſprechen, — und auch ſolche Gefühle haben ihre Berechtigung.

Wer bei Alledem jedoch glaubt, man könne die elementaren, inſtinktiven, angeerbten ethiſchen Gefühle, das Mitleid, das Gewiſſen, das Pflichtgefühl, entbehren und die Ethik auf pure Berechnung des Intellektes aufbauen, Der irrt gewaltig und gleicht Einem, der aus Idioten durch Schulung Genies zu machen glaubt, weil der Idiot mit gutem Gedächtniß lernt. Der ethiſche Idiot, der wie ein Papagei die Ethik lernt, bleibt trotz Alledem ein Gefühlsidiot und wird es nie verleugnen können. Ob er oder der gefühlvolle, aber intellektuell ſchwachſinnige Menſch ſozial gemeinſchädlicher wird, hängt nur von zufälligen oder ſpeziellen Umſtänden ab.

Wir müſſen uns alſo verſtehen. Sympathiſche Gefühle ſind die unentbehrliche Grundlage jeder Ethik. Sie müſſen aber ſorgfältig und langathmig erzogen, müſſen durch Vernunft und Wiſſenſchaft zunächſt auf die würdigſten Gegenſtände in richtiger Stufenleiter gerichtet werden, um nicht durch unrichtige Objekte und Ausſchließlichkeit oder Engherzigkeit direkt ſchädlich zu werden. Nur durch eine ſolche höhere Harmoniſirung der ſympathiſchen Gefühle mit der Vernunft, dem Wiſſen und dem Willen kann eine ſegensreiche und fruchtbare Ethik mehr und mehr ausgebildet werden.

Das gewählte goethiſche Titelmotto muß man alſo cum grano salis verſtehen. Es enthält zwar eine, aber nur eine einſeitige und partielle Wahrheit.

giebt keine Kraft, die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft, wohl aber Kräfte, die oft das Böſe wollen und dabei Gutes ſchaffen, oder auch umgekehrt das Gute wollen und Böſes ſchaffen. Jene Kräfte ſind jedoch noch niedrig, disharmoniſch und blind. In philoſophiſcher Inſtanz giebt es freilich — Das ſagte ich ſchon vorhin — nichts Böſes und nichts Gutes in der Welt; doch intereſſirt uns Menſchen nur die menſchliche relative Ethik, bei der es für die Menſchheit zweifellos Gutes und Böſes giebt. Ihre Aufgabe iſt es, durch feine und wahre Harmoniſirung aller unnöthigen Gegenſätze und Reibungen das Gute zu fördern und das Böſe zu bekämpfen.

Lohnt Dies nun der Mühe? Können wir ſelbſt, unvollkommene, egoiſtiſche Heuchler, erfolgreich daran arbeiten? Das iſt die Kardinalfrage, die die Peſſimiſten mit Nein und die Optimiſten mit Ja beantworten. Freilich arbeiten dabei viele leichtfertige oder unwiſſende Optimiſten gerade ihrer Behauptung entgegen, während viele inkonſequente Peſſimiſten umgekehrt für das Gute zu viel thun. Alle jene Ungereimtheiten dürfen uns jedoch nicht entmuthigen. Berge von Schwierigkeiten und Vorurtheilen mußten ſtets überwunden werden, ehe große ſoziale Fortſchritte möglich waren. Mit Genugthuung kann die Kulturmenſchheit auf die Abſchaffung der Tortur der Leibeigenſchaft, des Kannibalismus zurückſchauen und ſagen: „Wir haben ethiſche Fortſchritte errungen.“ Sie kann ferner die Abſchaffung der Todesſtrafe in unſeren Ländern und ihre ſeltenere Anwendung da, wo ſie noch gilt, die großen Fortſchritte humanitärer Inſtitutionen, ſolidariſcher Organiſationen u. ſ. w. als ihr Werk bezeichnen.

Weshalb alſo verzweifeln? Dem eingefleiſchten Egoismus in uns ſelbſt, der, wie ich anfangs ſagte, uns zum feigen Nichtsthun, zum „laisser faire et laisser aller“ treibt, mögen wir antworten, es ſei ſchließlich ein ſozial-ethiſcher Sport, eben ſo gut und amuſant wie ein anderer, und befriedige am Ende das liebe und liebſte Ich trotz allen Kämpfen und Widerwärtigkeiten mehr als die graſſe, ausſchließliche Eigenpflege. Dieſe werde ſogar allmählich ungeſund und unbehaglich, ſchon, weil ſie dem Egoiſten eine tiefere Abneigung ſeiner Mitmenſchen zuziehe. Das pure Heucheln der Ethik iſt jedoch ein prekäres Ding, — und am Ende iſt noch das Beſte, treu herzig und entſchieden mitzumachen.

Mit ſchlechten Soldaten hat ſchon mancher gute Feldherr Siege erfochten. Mag unſere heutige Kulturmenſchheit noch ſo viele Schäden, Entartungfaktoren, körperliche und geiſtige Schwächen aufweiſen, warum ſollte ſie daran verzweifeln, die Uebel allmählich zu beſiegen und glücklichere, geſündere, intellektuell, ethiſch und im Willen höher ſtehende Nachkommen zu erzeugen, nachdem ſie ſchon ſo viele Siege errungen und Fortſchritte gemacht hat? Im neunzehnten Jahrhundert hat uns die Wiſſenſchaft über die

Natur der Vererbung, des Gehirnes, der Entwickelungsgeſetze der lebenden Weſen u. ſ. w. ſo unerwartete und ſo großartige Aufſchlüſſe gebracht, daß wir bethörte Phantaſten oder chineſiſche Zopfträger wären, wenn wir nicht mit friſchem Muth im zwanzigſten Jahrhundert die Konſequenzen ziehen und die Früchte ernten würden. An der großartigen Ethik Chriſti brauchen wir deshalb nicht viel zu ändern, ſondern ſie nur von allem Ballaſt myſtiſchen Aberglaubens und kindiſcher, veralteter oder falſch überlieferter Legenden zu befreien.

Chigny bei Morges. Dr. Auguſt Forel,
vormals Profeſſor in Zürich.

Ein neues Pompeji.

Nicht immer bedarf es ſo gewaltſamer Mittel wie einer Eruption des Veſuvs, um erhebliche Reſte alter Städte Tauſende von Jahren hindurch zu konſerviren. Es kann genügen, daß ein Erdbeben einen Bach verſchüttet, deſſen angeſtaute Fluthen dann die herabgeſtürzten Sandmaſſen über das benachbarte Terrain ſchwemmen, wie Das in Olympia geſchehen iſt, — und ſelbſt ein Erdbeben iſt nicht nöthig, wenn die antike Wohnſtätte ſich an eine hohe Felswand lehnt, deren Erdbedeckung durch ſtarke Regengüſſe gelockert werden kann. Auf dieſe oder ähnliche Weiſe iſt uns mehr gerettet worden, als man gewöhnlich denkt, und wie das kürzlich von ſeiner ſchützenden Sandhülle befreite Priene, ſo liegt in den menſchenleeren und verödeten Gefilden des inneren Kleinaſiens noch manche Stadt gebettet, deren Ausgrabung reiche wiſſenſchaftliche Ausbeute verſpricht. Das gilt in erſter Linie von Milet, der vormals blühenden Handelsſtadt, auf deren ſoeben beginnende Freilegung die größten Hoffnungen geſetzt werden. Daß dort das Ergebniß ein ähnlich lückenloſes und geſchloſſenes ſein wird wie einſt in Pompeji, iſt allerdings nicht zu erwarten. Dagegen iſt uns etwas Aehnliches in dem wundervollen kleinen Priene erſtanden. Da aber Pompeji bekanntlich im dreiundſechzigſten Jahre unſerer Zeitrechnung bereits durch ein ſtarkes Erdbeben niedergeworfen worden war, fand die endgiltige Kataſtrophe

des Jahres 79 faſt nur römiſche Neubauten vor, die nach jener Zeit entſtanden waren, während wir in Priene eine von ſpäteren Umbauten faſt ganz verſchont gebliebene echt griechiſche Kleinſtadt des vierten bis zweiten Jahrhunderts vor Chriſti vor uns haben, deren Charakter von dem der römiſchen Provinzſtadt weſentlich abweicht und viel eher einen Rückſchluß auf die Bauweiſe und Lebensgewohnheiten der griechiſchen Blüthezeit geſtattet. Die Skulpturenabtheilung des berliner Muſeums hat ſich daher ein hohes Verdienſt erworben, als ſie in den letzten vier Jahren die Trümmer von Priene ſyſtematiſch freilegen ließ; und in allernächſter Zeit bereits werden die Herren Dr. Theodor Wiegand und Dr. Hans Schrader das Ergebniß ihrer ſchwierigen, aber auch ſchönen und lohnenden Arbeit in einem großen Werk veröffentlichen. Ein glücklicher Zufall führte mich in dieſem Frühjahr gerade in den Tagen nach Priene, als die beiden Gelehrten ihre Thätigkeit beendet hatten und ſich anſchickten, die Stätte ihrer Freuden und Leiden zu verlaſſen; und da ich alſo einer der Letzten war, die die perſönliche Führung und Erläuterung durch die beiden Forſcher genießen konnten, möchte ich, ohne mich allzu ſehr in archäologiſche Details zu vertiefen, in Kürze hier die Eindrücke meines dortigen dreitägigen Aufenthaltes wiedergeben.

Der untere Flußlauf des Mäander durchſchneidet eine Ebene von etwa fünfzehn Kilometern Breite, die von impoſanten Höhenzügen umrahmt wird, im Südoſten von der ſtolzen Zackenlinie des Latmos, im Nordweſten vom Mykalegebirge. Auf einem ſchroffen Felſen dieſes Gebirges befinden ſich die ſchwer zugänglichen Mauerreſte der einſtigen Akropolis von Priene; an die ſteile Felswand lehnt ſich, hundertundſiebenzig Meter hoch, ein Plateau an, das nach den anderen drei Seiten beinahe ſchroff abfällt: es trägt die Stadt Priene. Eine vorzüglich erhaltene dicke Mauer verſtärkt noch heute dieſe natürliche Feſtung und zieht ſich zu beiden Seiten des Akropolishügels in die Höhe. Mein Begleiter Dr. Schrader führte mich zunächſt durch das ſüdliche Hauptthor und ſchritt, am Heiligthum der Kybele vorüber, die große Hauptſtraße entlang, die die Stadt durchquert und in den Markt mündet. Obgleich ich auf nichts Geringes gefaßt war, blieb ich doch ſchon nach wenigen Schritten überraſcht ſtehen, da die wohlaufgeräumten, ſauberen Straßen und die bis zu zwei Meter hohen Häuſermauern, ganz wie in Pompeji, die Phantaſie unmittelbar in das antike Leben zurückverſetzen. Wie in Piraeus und in Thurii tritt auch hier dem Auge ſofort die Regelmäßigkeit der Geſammtanlage entgegen; die Straßen kreuzen ſich in gleichen Abſtänden rechtwinklig und die dadurch entſtehenden gleich großen Häuſerblocs (insulae) ſind meiſt wieder vierfach getheilt, ſo daß eine allgemeine Gleichheit der Hausgrundflächen ſich ergiebt. Den köſtlichſten Kontraſt mit den abſcheulichen türkiſchen Wegen, auf denen wir, nachdem wir die Eiſenbahn in Sokia verlaſſen hatten, hierher getrabt waren, bildete die ſorgfältige Anlage

der ungefähr sieben Meter breiten, mit großen Brecciaplatten belegten Hauptstraße (die Nebenstraßen sind vier Meter breit), in deren Mitte ein bedeckter Tagwasserkanal hinführt. Zur Seite liegen die starken Thonröhren der Trinkwasserleitung, deren kunstvolles Netz die ganze Stadt umspannt. Am höchsten Punkte liegt die Centrale. Von drei zu drei Röhren stößt man auf eine Oeffnung, die früher Reinigungzwecken diente und mit einem eingegipsten Deckel verschlossen war. Verfolgt man die Leitung weiter, bis in die Nebengassen, wo das Terrain oft uneben ist, dann findet man, daß auch kunstvolle Knieröhren vorkommen, — wie denn die Gesetze der Hydrostatik den Alten keineswegs fremd waren. An einem zierlichen öffentlichen Brunnen vorüber erreicht man den Markt. Er war von Säulenhallen und Verkaufsständen umgeben und Marmor- und Bronzestandbilder, von denen freilich nur die Basen erhalten sind, schmückten ihn in großer Zahl. Man wußte auch das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden: die Bildnißbasen dienten zugleich als Ruhebänke und es ist nicht so gar schwer, sich auszumalen, wie dieser Prunkplatz der Stadt, von Hunderten lustwandelnder oder Geschäfte treibender Menschen belebt, vor zweitausend Jahren ausgesehen haben mag. Neben dem Markt ist eine besondere große Halle, deren Schmalwände in ganzer Breite mit Inschriften bedeckt waren; zwar sind die etwa hundert Marmorblöcke, die diese Inschriften trugen, von einem Erdbeben wild durcheinander geworfen worden, aber ein gütiges Geschick hat verhütet, daß sie — wie so manche andere Bautheile — von den benachbarten Dörflern verschleppt und in ihren Heimstätten vermauert wurden. Schrader konnte in mühsamer Arbeit die Inschriften fast vollständig zusammensetzen und entziffern, so daß wir nun wissen, welche Rolle die Stadt um 150 v. Chr. in der Politik spielte. Neben dem Markt liegt ein Versammlungsaal, das Buleuterion, ein rechteckiger Raum, in dem auf drei Seiten die marmornen Sitzreihen, nach oben sich erweiternd, ansteigen; schmale Treppen führen in den Ecken empor. Das Dach ist natürlich zerstört, aber man erkennt deutlich, in wie geschickter Weise die Spannweite von zwanzig Metern durch zwei vorgesetzte Pfeiler um je zwei Meter verringert worden war. Unten, in der Mitte des ebenen Raumes, steht ein schöner Marmoraltar, mit Stierköpfen und Guirlanden im Relief geschmückt: von dort sprach wohl der Redner. Die vierte Seite der Halle, die von Stufen frei ist, enthält eine Nische mit unverkennbaren Resten eines großen Gewölbebogens — was für die Geschichte des Gewölbebaues werthvoll ist, da man bisher, außer bei unterirdischen Kanalanlagen, die Bogenbauten erst bei den Römern zu finden glaubte — und davor die Bänke für das Präsidium. Es ist kaum denkbar, sich einen Versammlungraum für sechshundert Personen schlichter und doch anheimelnder zu denken; und bei aller Einfachheit der Ausschmückung weist die Technik die größte

Sorgfalt auf. Oberhalb des Marktes durchbricht eine Erhebung das ſonſt leidlich ebene Stadtplateau. Eine große Stützmauer vervollſtändigt ſie zu einer regelrechten Terraſſe. Hier ſtand der ſchöne joniſche Tempel, den Alexander der Große, wie eine wohl erhaltene Inſchrift meldet, im Jahre 334 v. Chr. der Stadtgöttin von Priene, der Athena Polias, weihte. Pythios, der Meiſter des bekannten Mauſoleums in Halikarnaß, war ſein Erbauer. Nachdem Abgeſandte der society of dilettanti in den Jahren 1765 und 1868 den Tempel beſucht und zum Glück auch Zeichnungen danach gefertigt hatten, wurde ihm die neueſte Zeit verhängnißvoll. Daß die Eingeborenen im Orient die ſchönen Marmorſtufen der alten Heiligthümer mit Vorliebe in Brunnentröge und Aehnliches verarbeiten, iſt etwas Alltägliches. Beſſer iſt es immer noch, wenn antike Bauglieder vermauert werden, weil man ſie dann oft mit ziemlich geringer Beſchädigung aus den Mauern wieder herausholen kann. So verdanken wir die prächtigen Giebelgruppen des großen Zeustempels von Olympia nur den byzantiniſchen Mauern des ſiebenten oder achten Jahrhunderts, für die die unſchätzbarſten Skulpturen, ſo weit ſie nicht zu Kalk verbrannt wurden, als Baumaterial dienten. Daß ein biederer Engländer im Jahre 1870 neben der Baſis des Kultbildes eine antike Silbermünze fand, war aber das größte Unglück, das dem ſchönen Athenatempel paſſiren konnte; denn als der Schlaukopf auch die übrigen Blöcke der Baſis umwenden ließ und noch einige Münzen fand, da war das Signal zur allgemeinen Verwüſtung gegeben. Mit Axt und Hammer kam die ganze Nachbarſchaft herbeigezogen, um die vermeintliche Schatzkammer zu plündern, und ſchlug dabei Alles in Trümmer, ſo daß heute nur noch rohe Fundamentblöcke und ein wüſter Haufe von Marmorſchutt die alte Herrlichkeit verräth. So fanden Humann und Kekulé im Jahre 1894 die Tempelſtätte. Humann, deſſen Verdienſte um die Erforſchung der antiken Städte Kleinaſiens ſo außerordentliche ſind — Pergamon allein giebt ihm unvergänglichen Ruhm —, ſollte die Freilegung Prienes nicht mehr erleben. Nachdem er im Jahre 1895 das Häuschen errichtet hatte, das ſeitdem die deutſchen Gelehrten in dieſer Wildniß beherbergte, erlag er bald darauf ſeinen Leiden.

Einen erfreulichen Anblick im Vergleich mit der Tempelruine bietet das Theater. Ich habe in dieſem Frühjahr zwanzig antike Theater beſucht: aber keins kann ſich in Vollſtändigkeit der Erhaltung und Nettigkeit des Geſammteindruckes mit dieſem wahren Schmuckkäſtchen meſſen. Schade, daß nur ein Theil der Sitzreihen freigelegt worden iſt — um Koſten zu ſparen und in der zutreffenden Erwägung, daß die oberen Reihen kaum erheblichere Funde erwarten laſſen —; dennoch könnte man glauben, die Zerſtörung ſei eben erſt geſchehen und gleich müßte der ehrwürdige Stadtbaumeiſter von Priene eintreten, um die Schäden ausbeſſern zu laſſen. Da haben wir

zunächſt die kreisrunde Orcheſtra von nur ſiebenundeinhalb Metern Radius, vor uns auf der Zuſchauerſeite zu drei Vierteln von einer bequemen Marmorbank mit geſchweifter Rücklehne, der Proëdrie, umgeben. In ihrer Mitte wird dieſe Bank vom Altar des Dionyſos, an fünf anderen Stellen von beſonderen Thronen oder Ehrenſeſſeln durchbrochen. Seitlich ſteht, merkwürdig ſchräg, ein Block, vielleicht das Poſtament für ein Bildwerk. Eigenthümliche Aushöhlungen und Durchläſſe deuten darauf hin, daß Waſſer hindurch floß, und der Gedanke an eine Waſſeruhr iſt nicht ganz abzuweiſen; aber die Geſtalt des Bronzeaufſatzes, der in den Vertiefungen ſeinen Halt fand, läßt ſich abſolut nicht errathen. Das Beſte am Theater iſt ſein Skenengebäude, das wunderbar ſchön erhalten iſt, — nicht nur die Säulen des Proſkenions, ſondern auch das Gebälk darüber, Architrav, Triglyphenfries, Geiſon und die ſteinernen Querbalken, die nach dem Skenengebäude hinüberführen. Ganz deutlich ſieht man die rothe und blaue Bemalung des Gebälks, zierliche Epheuranken in flachen Reliefs ſchmücken die Säulenkapitäle, Alles und Jedes iſt ſo geſchmackvoll und nett, daß man ſich des Neides nicht erwehren kann, wenn man dieſe Schlichtheit und Anmuth mit der Ungemüthlichkeit pomphaft aufgeputzter „Muſentempel“ unſerer Zeit vergleicht.

Noch Vieles wäre zu ſagen vom Asklepiostempel, der ſich ſpäter in eine chriſtliche Kirche verwandelte; vom Heiligthum der Demeter, hoch oben an der ſteilen Felswand, das eine eigenthümlich große und tiefe Opfergrube beſitzt; vom Gymnaſium, an deſſen wohlerhaltenen ſteinernen Waſſerbecken einſt Schaaren geſchmeidiger Jünglinge ſich vom Staub und Schweiß der Paläſtra ſäuberten; oder vom Stadion der großen Rennbahn, die nur auf einer Seite Sitzreihen hat, weil das Gelände auf der anderen Seite eine koſtſpielige Stützmauer erfordert hätte. Ich will mich aber auf einige Bemerkungen über den Stil des Wohnhauſes beſchränken, der ſich an hundert wohlerhaltenen Exemplaren trefflich ſtudiren läßt; am Beſten in der Bodenfalte hinter dem Athenatempel, wo offenbar wegen der geſchützten Lage die wohlhabendſte Bevölkerung hauſte. Da iſt nirgends eine Spur der feſten, ſchematiſchen Gliederung des römiſchen Periſtylhauſes, das ſo lange als typiſch für das antike Haus überhaupt galt. Die Ordnung der verſchiedenen Räume um den Innenhof iſt unſymmetriſch, willkürlich und erinnert eher an die Hausanlagen der mykeniſchen Zeit. Man hatte ſich alſo in der griechiſchen Blüthezeit in der Art des Hausbaues noch gar nicht allzu weit von derjenigen der homeriſchen Helden entfernt. Eine Faſſade, eine Schmuckſeite nach der Straße zu, kennt das antike Haus nicht, und wenn die hier und da vorkommenden Fenſter ſelbſt mehr als winzige Oeffnungen ſind, beeinfluſſen ſie doch die architektoniſche Gliederung ganz und gar nicht. Erſt mit der Verwendung des Fenſterglaſes (in der römiſchen Kaiſerzeit) war die Möglichkeit organiſcher Verwendung gegeben. Daher

öffnen ſich alle Räume nach dem Innenhof, der aber hier nur an der Straßenſeite bisweilen eine Säulenhalle hat, nicht an allen Seiten, wie im Periſtylhaus. Der Hauptſaal, der in Allem, auch in der Form der Vorhalle (der alten Aithuſa), dem mykeniſchen Megaron entſpricht, liegt gen Norden; neben ihm liegen die Schlafzimmer, an die übrigen Seiten des Hofes ſchließen ſich die Wirthſchafträume.

Was die innere Ausſchmückung der Häuſer betrifft, ſo ſieht man überall an den Wänden bunt bemalten Stuck, der zum Theil ſehr gut erhalten iſt. Schrader zeigte mir an einer Stelle, wie kunſtvoll drei Stuckſchichten — eine grobe unten, die feinſte oben — übereinandergelegt wurden, um ein Abblättern zu verhüten; die Art der Bemalung ſtimmt mit der älteſten Art in Pompeji überein. Daß in einer Provinzſtadt, erheblich kleiner als Pompeji, keine großen Kunſtwerke zu finden ſein würden, war von vorn herein klar; man hatte aber auch nicht erwartet, eine ſo reiche Ausbeute kleiner Statuetten, von der Art der Tanagrafigürchen, und ſonſtiger kleiner Erzeugniſſe des Kunſtgewerbes zu gewinnen. Sie beweiſen, daß ſelbſt der einfache Mann jener Zeiten nicht darauf verzichtete, ſeine Räume gefällig zu ſchmücken. Freilich war ein ſolcher Schmuck ſehr erwünſcht, denn die Alten hatten — wie heute noch die meiſten Orientalen — in ihren Zimmern faſt gar keine Möbel in unſerem Sinne: weder Schränke noch Buffets noch Kommoden. Die Wände blieben alſo frei; höchſtens zog ſich unten eine Bank entlang. Von hölzernen Truhen, die natürlich vermorſcht ſind, hat ſich nichts erhalten; dagegen fand man Metallbeſchläge von Ruhebetten und Stühlen. Zahlreicher ſind die Handmühlen und maſſenhaft ſind die Geſchirrreſte. Daß man viele Glasgefäße benutzte, bezeugen die vielen Glasſplitter, deren in allen Farben ſchillernde Patina ihr ehrwürdiges Alter garantirt. Sogar eine kleine Münze mit einem zierlichen Köpfchen blinkte mir gleich bei den erſten Schritten vom Boden entgegen. Hat man erſt ein Stück gefunden, ſo muß man ſich beinahe Mühe geben, um nicht immer wieder die Blicke nach neuen Kleinigkeiten ſtreifen zu laſſen, die in dieſem vor Cooks und Stangens Scharen noch gnädig bewahrten Gebiete das Entzücken aller nach Andenken lüſternen Bädeckerreiſenden bilden würden.

Ich weiß nicht, ob ſpätere Beſucher den ſelben Eindruck von Priene haben werden, den ich empfing und hier zu ſchildern verſuchte. Eins werden ſie ſicher entbehren: die freundlich gegebenen Erläuterungen und die gaſtlich behagliche Aufnahme im Gelehrtenheim zu Priene, wo ich nach Herzensluſt die Pläne ſtudiren und die Leiden und Freuden einer archäologiſchen Campagne wenigſtens in der Erzählung miterleben konnte.

Leipzig. Dr. Paul Pfitzner.

Das Empfinden der Mütter.

Das Verhältniß zwiſchen Mutter und Kind hat immer, und beſonders ſeit der chriſtlichen Zeitrechnung, im Vordergrunde des Intereſſes geſtanden. Das Verhältniß zwiſchen Mann und Weib iſt weit neueren Datums, inſofern es der Akt einer freien Selbſtbeſtimmung zweier Liebender iſt, wie man etwa ſeit einem Jahrhundert die Sache auffaßt, ohne daß ſie ſich in ihrem Weſen bedeutend verändert hätte oder dem „Recht des Herzens“ in unſerer Zeit ein viel größerer Spielraum eingeräumt worden wäre als früher.

Das Verhältniß zwiſchen Mann und Weib iſt im Grunde einfach; das gegenſeitige Intereſſe erfordert ſo ſehr, gut zuſammenzuhalten, der natürliche Inſtinkt des Rechten und Geeigneten wird bei einigermaßen geſund veranlagten Individuen die Wahl ſo entſchieden bedingen und beſtimmen, daß eine geſtörte Ehe bereits eine Form der Selbſtzerſtörung iſt und auch ſo empfunden wird. Auch die beeinfluſſende Umgebung, ſofern ſie aus Eltern und anderen Verwandten beſteht, wird aus dem ſelben Inſtinkt das Zuſammenbringen heterogener Elemente nicht gerade zu ihrer ſpeziellen Aufgabe machen. Die unglückliche Ehe iſt allerdings das Lieblingskind der modernen Literatur; und auch ein Dichter, der nicht wenigſtens einmal geſchieden oder ſeiner Frau davongegangen iſt, hat gar kein Anſehen. Aber unſere moderne Literatur arbeitet ja ſyſtematiſch an der Depreſſion der Lebensinſtinkte; und da doch im Grunde die Lehre nichts und das Beiſpiel Alles iſt, müſſen eben die Dichter hübſch voranleuchten.

Viel feiner, komplizirter und geheimnißvoller als die Beziehung von Mann und Weib iſt das Verhältniß zwiſchen Mutter und Sohn. Durch das Verhältniß der himmliſchen Mutter zum göttlichen Sohn iſt es für alle Zeiten über das Materielle hinausgehoben, zugleich ganz irdiſch und ganz überirdiſch. Etwas von der Genetrix und der Doloroſa fällt über jede Mutter, die im Stande iſt, ſich des Myſteriums des irdiſch-überirdiſchen Urſprunges jedes Kindes bewußt zu werden. Seit Maria kam, iſt Eva nicht mehr ganz und blos nur Eva. Dagegen ſteht in einer großen Anzahl von Müttern das ganze Leben hindurch Etwas wie ein beſtändiger Streit zwiſchen Eva und Maria. Eins der ſtärkſten materiellen Gefühle der Mütter iſt das vom Beſitz ihrer Kinder. Sie gehören ihnen und ſie wollen darauf nicht verzichten. Sie wollen ihre Kinder regiren und nach ihrem Sinn lenken. Viel deutlicher als die Vatergewalt, die wirklich ſehr im Schwinden iſt, macht ſich in unſerer Zeit die Muttergewalt, und zwar in allen Klaſſen, geltend. Sie wollen ihre Kinder nicht fahren laſſen, auch wenn dieſe das Alter dazu erreicht haben. Sie unterwerfen ſich dem mündigen Sohn, in den Dingen, die er als Mann entſcheiden muß, nicht, ſondern ſie ſuchen ihn

ſo lange wie möglich in Unterwürfigkeit zu halten. Das iſt vielleicht das deutlichſte und zugleich das gefährlichſte Zeichen, daß es eine Frauenbewegung giebt. Wer bis in ſeine eigene Kindheit zurückzuſchauen und damit eine Reihe rundherum befindlicher gleichzeitiger Erſcheinungen zu vergleichen vermag, wer dann aus ſeiner Klaſſe weiter blickt, auf die Klaſſen unter und über ihm, Der wird aus dem Lauf eines längeren Lebens nicht nur eine große Menge Beiſpiele geſammelt haben, er wird auch mit Erſtaunen bemerken, daß ſie alle eine große Gleichartigkeit aufweiſen und beſonders in proteſtantiſchen Ländern deutlich bezeugen, daß die Autorität des Vaters ſich im Verbleichen und die Autorität der Mutter ſich in einem ſelbſtbewußten Wachsthum befindet.

Die Frauenbewegung entſprang aus dem Geiſt und den Verhältniſſen der Bourgeoiſie, — man könnte auch ſagen: der Großkaufmannſchaft mit ihren Beziehungen und ihrem Druck nach oben und nach unten. Sie datirt mit ihren Anfängen vielleicht aus der Mitte des Jahrhunderts, ſie gehört ganz beſonders dem angelſächſiſchen und danach dem nordgermaniſchen Stamme an. Aber jener Drang nach verſtärkter Mutterautorität iſt älter. Seine entſchiedenſten Trägerinnen ſtehen — oder ſtänden, wenn ſie noch lebten — hoch in den Siebzigen, ſie haben ſchon eine Müttergeneration in ihren Anſchauungen erzogen und man findet ſie im Bauernhaus wie auf den höchſten Plätzen.

Es iſt ein Bedürfniß nach perſönlichem Hervortreten und Herrſchen in dieſen Frauen geweſen, das noch gar nicht von „Ideen“ geleitet und daher ſo bedeutend durchgreifender war. Und ſie gleichen deshalb auch keineswegs jenen großen, von der Kirche erzogenen und geleiteten Müttern des Mittelalters, die die höchſten Tugenden in ihre Söhne und Töchter pflanzten. In ihnen lebte der Geiſt der Unterordnung unter eine Gemeinſchaft, während in unzähligen einflußreichen Müttern der Gegenwart der Geiſt der Eigenſucht und des Eigenſinns lebt.

Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung, daß von der Renaiſſance ab der Einfluß der Mutter von dem Einfluß der Geliebten, häufig auch von dem einer einnehmenden Gattin abgelöſt wurde. An den Fürſtenhöfen legten davon die Maitreſſenwirthſchaft und die morganatiſchen Ehen Zeugniß ab. Die erſten Zeichen der Frauenbewegung aber machten ſich eben darin bemerklich, daß die Mütter wieder die Herrſchaft ergriffen. Eine ganze Reihe europäiſcher Politiker zum Beiſpiel beſaß in ihren alten Müttern die Vorkämpferinnen der Frauenrechte, eben ſo wie viele der erſten ſchriftſtellernden Frauenrechtlerinnen, die ſich gegen die männliche Oberhoheit auflehnten, nicht nur Gattinnen, ſondern Mütter waren. Die eheloſen Frauenrechtlerinnen rückten erſt hinter dem Rücken und unter der Deckung dieſer Pionierinnen ein.

Was dieſer Bewegung alſo von Anfang an zu Grunde gelegen zu haben ſcheint, war das Bedürfniß nach erhöhter Muttergewalt und einem Herabſetzen der Vatermacht. Die Mütter begründeten auf ihren intimeren Zuſammenhang mit dem Kind durch Schwangerſchaft und Stillen auch einen näheren Anſpruch auf die Frucht ihres Schoßes. Dieſe Auffaſſung, an ſich ganz materiell das Kind nur als ein blos phyſiſches Produkt betrachtend, geht deutlich hinter das Chriſtenthum und deſſen Geiſt zurück und offenbart ſich als einen Ausſchlag altnordiſchen Heidenthums. Wir müſſen uns erinnern, daß die nordiſchen und nordgermaniſchen Völker ein viel jüngeres Chriſtenthum haben als die ſüdlicheren. Es giebt große Länderſtrecken, wo es beim Eintritt der Renaiſſance erſt drei- bis vierhundert Jahre alt war. Von da ab begegneten ſich die Reſte griechiſch-römiſchen Heidenthums, die der Humanismus ausbreitete, mit dem noch keineswegs erloſchenen heidniſchen Geiſt der Vorzeit. Das Weib, des Schutzes der katholiſchen Kirche und ihrer auf tiefer Erfahrung und Kenntniß fußenden Leitung beraubt, wurde nach und nach in ſeinen Empfindungen und Anſchauungen wieder heidniſch.

Das germaniſche Heidenweib war ein ſtarkgeiſtiges Weib. Der reinſte Ausdruck des alten Heidenthums, die Edda, iſt voll vom erbitterten Kampfe des Weibes gegen den Mann; und jene beſtändige Abweſenheit der Männer auf Kriegszügen und Seefahrten, die allen nordgermaniſchen Völkern eigenthümlich war, gab den Müttern ganz von ſelbſt eine durchgreifende Macht über die aufwachſenden Söhne. Kamen die Männer dann endlich von ihren Kriegs- und Wanderfahrten heim, dann waren ſie gewöhnlich ihren Frauen entfremdet und wenig zur Freude. Aber dieſe Stärke des Weibes, die ſich damals und jetzt wieder in dem Bedürfniß nach Muttergewalt ausgeſprochen hat, iſt eigentlich keine Aeußerung geiſtiger Kraft, ſondern eine Aeußerung geiſtiger Schwäche. Sie beruht im Grunde auf dem Umſtande, daß die Mütter nie aufhören können, in ihren Kindern Kinder zu ſehen.

Es giebt zweierlei Arten Mütter: jene, die man die indifferenten, und jene, die man die lebhaften nennen könnte. Die erſten liegen ihrer Aufgabe mit ruhiger Gleichmüthigkeit ob und ſind vielleicht die beſten in der Wartung und Pflege des Kindes während der erſten Lebensjahre. Das Animaliſche überwiegt bei ihnen und die Kleinen gedeihen dabei. Später, wenn die Kinder größer werden und ſich ſelbſt helfen können, laſſen die Mütter es hingehen. Sie haben ihr Geſchäft vollbracht und nehmen keinen intenſiven Antheil mehr an ihnen. Das Kind, wenn es wiederkommt, findet immer ein warmes Eckchen, einen guten Biſſen und eine freundlich ſtreichelnde Hand; aber die Mutter hat nicht die geiſtige Expanſion, um ſich weiter an ſeiner Entwickelung intim zu betheiligen; oft fehlt ihr auch die phyſiſche Kraft. Anders ſind die temperamentvollen Mütter, falls ſie dieſes Tempera-

ment in ihrer Mutteraufgabe konzentriren. Für die erſten Jahre des Kindes taugen ſie nicht viel, ſie „beaufſichtigen“ lieber die Wärterinnen. Aber wenn das Kind eine Stufe geiſtiger Regſamkeit erlangt hat, dann intereſſiren ſie ſich dafür. Sie legen auf das geiſtige Leben des Kindes Beſchlag, viele Mütter beſonders auf das der Söhne. Sie leiten ſie, modeln ſie, halten ſie zum Vertrauen an —: ſie wollen ſie „erziehen“. Das iſt ihr Ehrgeiz und ihr Machtmittel.

Und hier ſpaltet ſich das mütterliche Temperament wieder in zwei Richtungen. Die einen ſind mehr Betrachterinnen. Sie wundern und freuen ſich über die Entwickelung einer ſolchen kleinen Seele und möchten nur immer mitfolgen wie bei dem Wachsthum eines Baumes. Die anderen ſind gefährlicher. Sie ſind die „Leiterinnen“, ſie wollen die Richtung geben und die weibliche Energie iſt nicht verlegen um Zwangsmittel. Beide aber — und Das iſt ein eigenthümlicher Zug, den jede Mutter an ſich ſelbſt erfahren kann, wenn ſie nur will — Beide unterſchätzen das Kind und insbeſondere den Sohn. Seine innere Entwickelung als Menſch und angehender Mann geht faſt immer raſcher, als ſie glauben. Sie halten ihn noch für ein Kind, wenn er ſchon Jüngling iſt, für einen noch zu behütenden Jüngling, wenn er Mann iſt. Und die Knaben laſſen ſie gern ſpäter als nöthig aus dem Röckchen hinaus und in die Höschen hinein.

Denn jede Mutter kann ſich ſchwer entſchließen, in ihrem Kind nicht mehr das kleine Kind zu ſehen. Nur wo eins auf das andere folgt und zu einer Schaar wird, läßt ſie ſich durch dieſen Umſtand belehren. Und da hängt es doch auch ſehr von ihrer Herzensgüte oder von ihrer eigenen Erſchöpfung ab, wie viel ſie davon gelten läßt.

Ich darf Das wohl ſagen, ohne die verehrten Mütter zu kränken, — denn mir geht es auch nicht anders. In meiner Vorſtellung, wenn ich an meinen Buben denke, iſt er immer nur ein ganz kleines und der Hilfe bedürftiges Kind. Und mir kommt es manchmal vor, als ob der Schlingel auf ſeine Mama etwas herunterſieht.

Im Mittelalter that man die Buben mit ſieben, acht Jahren aus dem Haus zum Pfarrer oder in eine geiſtliche Schule. Mit vierzehn Jahren ritten ſie ſchon mit über die Alpen. Sie lernten früh auf ſich ſelbſt vertrauen und wurden in Wind und Wetter und Gefahren zeitig geſtählt. Jetzt ſitzen ſie, wenn ſie nicht gerade beſonderer „Nachhilfe“ bedürfen und deshalb in eine Anſtalt gegeben werden, ſofern die Eltern in einer Stadt wohnen, zu Hauſe bei Muttern bis zur Univerſität oder dem Polytechnikum. Der Vater kümmert ſich nicht um ſie; die Mutter „leitet“ die Erziehung. Ich bin da mehr für die Sitten des Mittelalters.

München. Laura Marholm.

Anthropogeographie.

Je hay par surtout un sçavoir pedantesque.
Joachim Du Bellay.

Im ersten Kapitel seiner Einleitung zu den „Römischen Päpsten“ (1834) charakterisirt Leopold Ranke das Wesen der alten Mittelmeervölker vor dem Eingreifen Roms glücklich mit den Worten: „Die Unabhängigkeit, die sie genießen, ist nicht allein politisch: allenthalben hat sich eine örtliche Religion ausgebildet; die Ideen von Gott und göttlichen Dingen haben sich gleichsam lokalisirt ... Man war in enge Grenzen eingeschlossen.“ Ganz anders wurde Das, als die römische Weltmacht emporkam. „Wie ward die Erde plötzlich so öde an freien Völkern.“ Der Unterjochung der Staaten folgte der Verfall ihrer Religionen. Und nun macht Ranke jene feine Beobachtung, der ich zusteuere: „Mit Nothwendigkeit, im Gefolge der politischen Gewalt, strömten die Religionen nach Rom zusammen: welche Bedeutung aber konnte ihnen noch beiwohnen, sobald sie von dem Boden losgerissen wurden, auf dem sie einheimisch waren? Die Verehrung der Isis hatte vielleicht einen Sinn in Egypten: sie vergötterte die Naturkräfte, wie sie in diesem Lande erscheinen; in Rom ward ein Götzendienst ohne allen Sinn daraus.“ Eine feine Beobachtung, sagte ich; aber ich muß hinzusetzen: eine vereinzelte Beobachtung, ein Geistesblitz, ohne nachhallenden Donner, ein Wetterleuchten, ohne befruchtenden Regen. Gewiß ahnt auch Ranke den Werth des Bodenständigen, die Einwirkungen der umgebenden Natur; aber diesen Faktoren bis in die Tiefen nachzugehen, dazu ist er nie gelangt.

Das große Netz, in dem das Menschendasein nur einer Masche gleicht, ist aus unendlich vielen Fäden zusammengewebt; und daher ist das Gewebe fehlerhaft, wenn auch nur ein Einschlag fehlt. Da der Mensch sein Leben und dessen Inhalt dem größeren Erdengebilde verdankt, selbst nur ein Theil davon, so ist eine wirklich umfassende Geschichtschreibung nur möglich mit Hilfe der Erkenntniß aller Kräfte, die auf den Gang der Dinge bestimmend einwirken. Diese Erkenntniß hat uns die Anthropogeographie vermittelt; und der Meister dieser Wissenschaft heißt Friedrich Ratzel.*)

Wenn ich mit wenigen Worten meine Stellung zu den Leistungen präzisiren soll, die Ratzel in rascher Aufeinanderfolge seit einer Reihe von Jahren

*) Anthropogeographie. Erster Theil: Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte vom Dr. Friedrich Ratzel, Professor der Geographie an der Universität Leipzig. Zweite Auflage. (Theil der von dem selben Autor herausgegebenen „Bibliothek geographischer Handbücher“. Verlag von Engelhorn, Stuttgart, 1899.)

geboten hat, so darf ich Strabons Worte wiederholen: „Wie wir bei kolossalen Werken nicht auf die Einzelausführungen sehen, sondern mehr das Ganze darauf prüfen, ob es in seiner Gesammtheit schön sei, so muß auch hier geurtheilt werden; denn es handelt sich um eine Kolossurgie, die darlegt, wie das Große sich verhält, das Ganze.“ Das von Ratzel errichtete Gebäude wird noch lange bestehen und bewohnbar sein. Daß sein Erdgeschoß — die erste Auflage des ersten Bandes der Anthropogeographie von 1882 — modernen Ansprüchen nicht mehr genügte, beweist nichts dagegen. In solchen Fällen werden einige starke Stützen angebracht, Veraltetes wird durch Neuzeitiges ersetzt, weitere Obergeschosse werden nach Bedürfniß über dem selben Fundament aufgethürmt, — und das Haus ist wohnlich, wohnlicher als zuvor. Ich darf dafür ein schlagendes Beispiel anführen: Ratzel hatte in seiner münchener Thätigkeit am Polytechnikum, bei der Heranbildung von Geographielehrern, die zugleich auch Lehrer der Geschichte sein sollten, den Antrieb empfunden, seine durch Moritz Wagners Migrationtheorie stark beeinflußte Auffassung der Geschichte als einer großen Summe von Bewegungen schriftlich niederzulegen. Bald ergab sich die weitere Nothwendigkeit, dem Buche von 1882 eine Fortsetzung zu geben. Diesem 1891 erschienenen zweiten Bande der Anthropogeographie blieben herbe Kritiken und heftige Angriffe nicht erspart. Nun galt es, für einen Theil der Aufstellungen — so weit sie nämlich in das Gebiet der politischen Geographie fielen — die Probe auf die Richtigkeit der eigentlichen Grundlage zu machen: und so entstand 1897 die „Politische Geographie“, die ein bisher ganz unwissenschaftlich behandeltes Feld zum ersten Male wissenschaftlich anbaute. Dadurch läuterten sich aber wieder die Ansichten über die Eigenschaften und Gesetze der Lage und des Raumes; der Stoff konnte straffer gespannt, systematischer gegliedert und weiter entwickelt werden. So versteht man, daß die in der ersten Auflage unentbehrlichen Betrachtungen über die Stellung der Geographie im Kreise der Wissenschaften ausscheiden mußten und daß das eine besondere Behandlung erfordernde Thema „Natur und Geist“ der späteren Bearbeitung vorbehalten blieb. So auch — gegenüber dem Verzicht auf manches jetzt in der „Politischen Geographie“ enthaltene Material — das schärfere Umschreiben der Lage, das eingehendere Erörtern der Grenze, das längere Verweilen bei den „Völkerbewegungen“: alles Das Bausteine zu einer künftigen, umfassenden Biogeographie. Und wie er einst die lineare Auffassung von der Grenze als Erster entschieden zurückwies, so ist er auch heute noch der Pfadfinder, wenn er z. B. im dritten Kapitel von den Völkerbewegungen statt des Wortes „Weg“ den bezeichnenderen Ausdruck „Durchgangsland“ oder „Uebergangsgebiet“ vorschlägt, oder wenn er, um den Wirkungen des Meeres in das Land hinein gerecht zu werden, die Forderung aufstellt: „Der Begriff Küstenentwickelung muß seine Ergänzung finden durch

Digitized by Google

den Begriff Stromgliederung, wenn er nicht lahm bleiben ſoll.“ Ueberall begegnet uns der ſelbſtändige Denker, der ſeine Aufgaben energiſch erfaßt und die Wiſſenſchaft vorwärts treibt: ein kühner Fechter. Fällt einmal auch ein Hieb daneben, ſo heißt es doch mit Recht: Fors juvat audentes. Gequältes Philoſophiren über das Wie, Wozu und Wohin iſt Ratzels Sache nicht. Er hält es da mit Johannes von Müller: „Die That muß lehren. Ich bin wie der alte Ziethen: raiſonnire wenig über Plan; wenn es aber zum Werke geht, bin ich da.“

Damit iſt zugleich ein zweiter Vorzug ratzelſchen Forſchens angedeutet. Man könnte den vorhin gebrauchten Ausdruck von der „Erkenntniß jener Kräfte, die auf den Gang der Dinge beſtimmend einwirken“, dahin mißverſtehen — und das Mißverſtändniß iſt nicht ſelten —, als ob die Wiſſenſchaft, die ſich um jene Erkenntniß bemüht, damit das Welträthſel löſen wollte. In ſeinen „Briefen und Skizzen“ äußert Karl Gutzkow einmal, die Ereigniſſe, in ihren Urquellen erfaßt, die Thaten, in ihren Beweggründen erkannt, ſpotteten alles Menſchenwitzes, der ſie erklären und auf ſeine Weiſe deuten wolle. Damit verfällt er gerade in den Irrthum, den ich meine: er verwechſelt Kauſalität mit Finalität. Ich kann ſehr wohl trachten, die Urſachen der geſchichtlichen Thaten und Ereigniſſe zu erforſchen; und die darauf verwandte Mühe wird in vielen Fällen ihren reichen Lohn finden. Aber ich bin dabei weit davon entfernt, „in das Weltall Vernunft bringen zu wollen.“ Um das Univerſum zu meſſen, dazu reichen die Fähigkeiten und der beſchränkte Standpunkt des Menſchen ein für allemal nicht aus: „Die Vernunft des Menſchen und die Vernunft der Gottheit ſind zwei ſehr verſchiedene Dinge.“ (Goethe, Geſpräche mit Eckermann.) Das hat Ratzel nie vergeſſen; und darum kann man von ihm ſo viel lernen. Er reißt nicht hin, aber er überzeugt; daher hat er direkt und indirekt wie kaum ein zweiter Hochſchullehrer Deutſchlands auf die Jüngeren gewirkt. Man prüfe nur das Verzeichniß von Schriften, die ſich mit der Anthropogeographie und einzelnen ihrer Theile kritiſch oder weiter bauend befaſſen, im Anhange ſeines Buches. Es iſt eben ſo charakteriſtiſch wie ehrenvoll für ihn, daß dieſes Verzeichniß inzwiſchen ſchon unvollſtändig geworden iſt: ſo enthalten die kürzlich erſchienenen vorjährigen Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig eine umfangreiche Abhandlung zur geographiſchen Lage und eine andere zur Verkehrsgeographie und unter „Volksdichte“ wäre vielleicht noch die freiburger Diſſertation von C. Uhlig nachzutragen. Wie ſehr Ratzels Ideen auch außerhalb der Fachwiſſenſchaft bereits Wurzel geſchlagen haben, Das beweiſt Ludwig Stein durch einen kürzlich publizirten Aufſatz: „Philoſophie des Friedens“. Darin finde ich Ausdrücke wie: Nationen mit exponirten Grenzen und ungünſtiger geographiſcher Konſtellation, wieder andere mit ſtrategiſch von der Natur bevor-

zugten Schanzen und Wällen; die Verschiedenheit von Klima, Bodenbeschaffenheit und somatischen Bedingungen und Dergleichen mehr. Und wenn der berner Professor die Lösung der Aufgabe, einen allgemeinen Werthungmaßstab ausfindig zu machen und dabei das „organische Wachsthum" der Nationen als besonders wichtigen Untersuchungsgegenstand heranzuziehen, von der politischen Geographie fordert, so rechnet er zu ihren Vertretern außer den Fachgelehrten auch die Diplomaten. Damit tritt er vollständig meinen Ausführungen in der „Zukunft" vom zwölften März 1898 bei, wo ich darauf hinwies, daß Niemand mehr Veranlassung habe, sich mit den Büchern des leipziger Geographen ernstlich zu beschäftigen als die Herren, die berufen sind, der auswärtigen Politik der Völker zu dienen und ihre freund- oder feindnachbarlichen Beziehungen zu einander zu überwachen. Freilich, ob wir in der Praxis schon so weit sind? Als unverbesserlicher Optimist hoffe ich, es doch noch zu erleben.

In der Sitzung der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig vom fünften Februar 1898 stellte Ratzel den Satz auf: „Der Ursprung eines Volkes kann immer nur geographisch vorgestellt werden." Das erscheint paradox, wird aber sofort annehmbar, wenn man sich klar macht, daß die Antwort auf die Frage nach dem Ursprung eines Volkes eine Thatsache der mechanischen Biogeographie in geographischem Gewand ist, weil sie in der Bestimmung dreier geographischen Räume gipfelt: eines Ursprungs- oder Ausgangsgebietes, eines Wander- oder Durchgangsgebietes und eines Wohn- oder Niederlassungsgebietes. Da die ganze Beziehung des Beweglichen zu seinem Boden Gegenstand der Geographie ist, so gehört — und Das ist eine neue Forderung — auch die Lehre von den Völkerbewegungen der Anthropogeographie an. Diese Bereicherung der Methode hat im zweiten Abschnitte der „Anthropogeographie" Platz gefunden; und da stoßen wir auf den erweiterten Satz: „Der Ursprung eines Volkes kann immer nur geographisch vorgestellt und auch nur geographisch erforscht werden." Gegen diese Erweiterung möchte ich aber insofern Einspruch erheben, als sie mindestens geeignet ist, ein Mißverständniß hervorzurufen. Sie läßt sich prima facie nicht anders verstehen, als daß überhaupt nur der Geograph berufen sei, in das Problem des Ursprungs der Völker einzudringen. Ich glaube jedoch nicht, daß Das wirklich gemeint war; denn daß zur Lösung jener Frage außer linguistischen und sozialen Merkmalen auch die historischen Ueberlieferungen herangezogen werden müssen, wenn man von dem unsicheren Boden der Hypothese auf einigermaßen festen Grund gelangen will, leuchtet ohne Weiteres ein. Mit geographischen Beobachtungen allein ist nicht viel zu erreichen. Daher lehnt Ratzel die Versuche, den Ursprung eines Volkes dort zu suchen, wo es heute am Weitesten verbreitet ist, oder dort, wo es heute am Dichtesten steht, als zu gewagt ab. Wollen wir zum Beispiel

den Gang der Beſiedelung Nordamerikas ergründen, ſo wird es uns von vorn herein als großer Gewinn erſcheinen, daß zuverläſſige Geſchichtſchreiber darüber berichten. Der Geograph würde, ſich ſelbſt überlaſſen, ſchwerlich den wirklichen Hergang reproduziren können. Dieſe von der Geſchichte ausgehende Belehrung erkennt auch Ratzel ausdrücklich an. Damit iſt das allein richtige Verhältniß der beiden Disziplinen zu einander gewonnen: ſie ſchließen einander nicht aus, ſondern unterſtützen ſich gegenſeitig. Vollen Erfolg verbürgt erſt die Anwendung der geographiſchen Daten auf die hiſtoriſchen Zeugniſſe.

Den Leſern dieſer Zeitſchrift iſt es bekannt, daß ich aus dem eben ſkizzirten Ideenkreis heraus an das Unternehmen einer „Weltgeſchichte“ gegangen bin. Da dürfte es intereſſiren, zu hören, welche Forderungen Ratzel an eine wirkliche Univerſalhiſtorie ſtellt: „Die Weltgeſchichte muß allumfaſſend ſein.“ Die Geſchichte dürfe nicht länger auf den Bezirk Europas und der Mittelmeerländer beſchränkt bleiben. Nachdem Heinrich Barth gelehrt habe, daß auch die Völkerbewegungen Centralafrikas ihre Geſchichte hatten, könne das Geſammtbild der Menſchheitgeſchichte nur durch Einbeziehung auch der Stoffe verwirklicht werden, die bis jetzt abſichtlich vernachläſſigt worden ſeien. Eine Geſchichtphiloſophie, die Das verneint, ſtellt ſomit einen zurückgebliebenen Zuſtand dar; oder, wie Ratzel herb, aber gerecht urtheilt: „Kant that die erſten Schritte auf einem Abwege, den Fichte, Schelling und Hegel bis zu einem geographiſch abſurden Punkte verfolgten“. Ich für mein Theil betrachte es als eine beſondere Gunſt des Schickſals, daß es mir vergönnt iſt, Schulter an Schulter mit einem Manne wie Ratzel dafür zu kämpfen, daß der „bis zur Ungerechtigkeit gehenden Verblendung gegenüber der Natur der Dinge“ das längſt verdiente Ende bereitet werde.

Leipzig. Dr. Hans F. Helmolt.

Ernſt Haeckels Arbeitſtätte.

„Ein Flußthal faſt wie bei Florenz ... Jedes Thal ein kleines, hübſch beſchränktes Ganze und wiederum das Ganze ſo frei und vielſeitig wie ein freier und vielſeitiger Menſch“ ... Das iſt der Eindruck, den der Kirchenhiſtoriker Karl Haſe von Jena empfing und ſo iſt Jena vielen von Denen erſchienen — förderſam und beruhigend zugleich —, die innerhalb dieſer Bergumkränzung ſich ihr Arbeitſeld bereitet haben. Lange Zeit bewahrte dieſe Stätte, erſt ſeit wenig mehr als zwei Jahrzehnten mit dem

Schienennetz verbunden, ihre idyllische Besonderheit. Dann wurde das alte Kleid der Hochschule doch an allen Ecken zu knapp. Besonders die anspruchsvollen Naturwissenschaften, die sich seit etwa der Mitte des Jahrhunderts den Geisteswissenschaften gleichberechtigt an die Seite geschoben und ihre Ebenbürtigkeit durch verblüffende Siege erwiesen hatten, waren den alten Kliniken und Auditorien, Instituten und dem traditionellen Lehrapparat entwachsen. Man braucht kein Fachgelehrter zu sein, um herauszufühlen, daß der moderne Geist auch im Bereich der Hochschule aus Denkmethoden resultirt, die durch das Eindringen der aus den Naturwissenschaften entflossenen Anschauungen wenigstens einigen gemeinsamen Boden haben. Konnte Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" als eins der Ziele nationaler Erziehung den Satz aufstellen: „In der Regel galt bisher die Sinnenwelt für die rechte, eigentliche, wahre und wirklich bestehende Welt, sie war die erste, die dem Zögling der Erziehung vorgeführt wurde ... Die neue Erziehung kehrt diese Ordnung gerade um. Ihr ist nur die Welt, die durch das Denken erfaßt wird, die wahre, wirklich bestehende Welt", — so geht die moderne Naturerkenntniß wieder von der wimmelnden Zahl der sinnenfälligen Einzelerscheinungen aus, um zu einem geschlossenen Weltbild zu gelangen. Als Darwin Ende der fünfziger Jahre sein Werk „On the origin of species by means of natural selection" hinaussandte, wurden die neuen, weltumwälzenden Gedanken bald Gemeingut der gesammten Kulturwelt. Stellte sich doch auf einmal eine Möglichkeit dar, die gesammte Natur als ein geordnetes Ganzes zu begreifen und darzustellen, — eine Möglichkeit, die noch der greise Humboldt nur als „denkbar" für die Zukunft hinzustellen, sich begnügen mußte. Wirklichkeit konnte sie erst werden, als die Zeit erfüllt war, d. h. als die technischen und physikalischen Hilfsmittel, eins nach dem anderen, gefunden und eine Wissenschaftsprache herausgebildet worden war, die sich den neuen Begriffen in einer bis dahin ungeahnten Formenfülle und elastischen Schmiegsamkeit zur Verfügung stellte. Gedanken und Formeln, wie die „natürliche Auslese", „der Kampf um das Dasein" und ähnliche, wurden volksthümlich und selbst auf ganz abliegende Lebensverhältnisse angewandt: so glücklich faßten sie ganze Gedankenreihen in sich zusammen.

Der sogenannte „Darwinismus" bildet bekanntlich einen der wesentlichsten Ausgangspunkte von Haeckels Arbeitmethode und Forschungergebnissen. In einer der schönsten Vorstädte Jenas, mitten in Grün und Stille, liegt das stattliche Institut, in dem Ernst Haeckel das Centrum seines Lebens und seiner Thätigkeit gefunden hat, bewundert in den Resultaten seiner Einzelarbeiten wie im enthusiastischen Flug seiner kühnen Hypothesen. Vielfach sind zwar seine Folgerungen auch angegriffen worden, — von den Einen, weil die Kette der Beobachtungen bisher nicht lückenlos geschlossen ist und einzelne Zwischenglieder fehlen, von An-

Digitized by Google

deren, den Kronenwächtern und Tempelhütern der philoſophiſchen Weltanſchauungen, weil dieſe auf empiriſchem Wege gewonnene, materialiſtiſche Welt der Naturbetrachtung ihnen nach wie vor nur als ſekundär an Bedeutung erſcheint. Unter den Gleichſtrebenden und bei der großen Gefolgſchaft der Jünger, die in ſeinen Spuren wandeln, genießt Haeckel aber eine ganz einzig daſtehende Bewunderung. Das verdankt er zum Theil auch ſeiner Perſönlichkeit; und von dieſer, der genialiſch künſtleriſchen Seite ſeiner Natur, giebt das Inſtitut ein treues Abbild. Gleich beim Eintritt in die Flurhalle fallen ſechs Tafeln auf: ſie tragen in Lapidarſchrift die Namen Ariſtoteles, Linné, Lamarck, Cuvier, Johannes Müller und Darwin; es iſt das Glaubensbekenntniß des genius loci. Darwins Haupt, mit dem Lorber gekrönt, findet man auch in der Bibliothek. Hier erwartet den Beſucher aber eine Enttäuſchung: Haeckels Marmorbüſte vom Bildhauer Kopf in Rom. Der ſchmal und vornehm geformte, ſchöne Gelehrtenkopf iſt es ja, aber zu kalt und konventionell, doch mehr nur die leere Form. Vom freudigen Leuchten der Augen, von der unverwelklich heitern Jugendlichkeit der Stirn, vom geiſtreichen Leben des Mundes kaum eine Spur; und doch ſind Das prägnante Züge in Haeckels Erſcheinung und daher ſchnell zu erfaſſen. Alle Wände des Treppenhauſes ſind mit Bildern nach Haeckels Aquarellen bedeckt, mit Tropenlandſchaften, unheimlichen Rieſenſkeletten und dazwiſchen Exemplaren der geliebten Meeresfauna. Da ſind in rieſenhafter Vergrößerung die von ihm in reichſter Fülle geſammelten Radiolarien, Rhizopoden oder Wurzelfüßer, Organismen mit niedrigſten Lebensfunktionen, die kalkige oder kieſelhaltige Skelette von unglaublicher Mannichfaltigkeit und Feinheit ausſcheiden. Dieſe Körperchen, die tauſendfältige Zweiglein, Spörchen und Spitzchen in ſymmetriſcher Anordnung zu den phantaſievollſten ſternartigen Gruppengebilden zuſammenfügen, ſind mikroſkopiſch kleine Weſen und bevölkern zu Myriaden die ſüdlichen Meere. Ein münchener Kunſtblatt glaubte kürzlich, eine Neubefruchtung aller ornamentalen Künſte durch dieſe Radiolarienformen prophezeien zu dürfen. Iſt doch der geſammte Ornamentenſchatz der Welt einzig aus Naturbeobachtung hervorgewachſen. So wäre nichts näher liegend, als der durch die vervollkommneten Mikroſkope neu erſchloſſenen Formenwelt auch neue Motive für die bildende Kunſt abzugewinnen, zumal in einer Zeit, die auf allen Kunſtgebieten Neubelebung und Stilerweiterung ſucht. Das Inſtitut ſelbſt hat damit ſchon einen beſcheidenen Anfang gemacht und ſeine Plafonds mit farbenprächtigen Sophonophoren, Staatsquallen (ſtaatenbildenden Anſammlungen von Neſſelthieren in ſymmetriſchen Gruppen) geſchmückt, ſelbſtverſtändlich — wie es ſich dort gehört — in puris naturalibus, ohne künſtleriſche Umſtiliſirung. Auditorien, Bibliothek und Arbeitſäle mit ihren Fluthen von Licht ſtehen natürlich auf der Höhe heutiger Bedürfniſſe. Mit beſonderer Spannung tritt man aber in das zoologiſche Muſeum: hier erwartet auch der

Laie, Etwas von den Wundern der Entwickelung der Arten aus gemeinſamen Urſprüngen kennen zu lernen. Da iſt zunächſt das Rieſenmodell einer Gaſtrolalarve, jener Keimform, die, wenn auch vielfach modifizirt, in der Entwickelungsgeſchichte aller Thiere, mit Ausnahme der niedrigſten Urthiere, anzutreffen iſt. Da ſind jene kleinen Uebergangsgeſchöpfe, Schnabelthiere und deren Abart, die Ameiſenigel, dunkelpelzige oder eigentlich mehr dunkelborſtige Vierfüßler, die in den Uferlöchern auſtraliſcher Gewäſſer leben, wallnußgroße ſchwärzliche Eier legen, dieſe Eier ausbrüten und die noch unvollkommen entwickelten Jungen im Beutel bei ſich tragen und ſäugen. Da iſt — vom Laienſtandpunkt aus betrachtet, den die Einzelerſcheinung um ſo ſtärker frappirt, als ihm das geſetzmäßige Geſammtgefüge fremd iſt — eine andere Seltſamkeit: auſtraliſche Lurchfiſche, ſozuſagen Fiſchamphibien, die, wenn der Fluß reichlich Waſſer hat, durch Kiemen athmen und ſich während der Dürre im ſeichten Schlamm ihrer Lungen bedienen. Wer dächte bei ſolchen offenbaren Uebergangsformen nicht an jene rudimentären Organe und Organüberbleibſel, die ſich bei vielen Thieren und auch beim Menſchen aus früheren Entwickelungphaſen her erhalten haben und außer Gebrauch gerathen, verkümmert, aber nicht völlig verſchwunden ſind. Vielfach ſind ſie auch noch in einem frühen Stadium embryonaler Entwickelung vorhanden und verſchwinden dann bei fortſchreitender Ausbildung und können nicht mehr nachgewieſen werden. Das hauptſächlichſte und gewichtigſte Beweis- und Lehrmaterial für die entwickelungsgeſchichtlichen Fundamentalſätze, deren einen — das biogenetiſche Grundgeſetz — Haeckel in die allbekannte Formel gebracht hat: „Die Entwickelung des Individuums iſt die abgekürzte Wiederholung ſeiner Stammesgeſchichte“, ſteckt aber in den Tauſenden von mikroſkopiſchen Präparaten. Dieſen werthvollen Beſitz des Inſtitutes hat Haeckels Forſcherluſt auf ſeinen großen Reiſen durch Indien, Algier, Portugal, Madeira, und wo immer er ſich beſondere Ausbeute verſprach, auf eine ſtattliche Höhe gehoben. Auch wer ſchlechthin nur ſein Auge ergötzen will, wird zwiſchen dieſen Gaſſen von Glasſchränken und Schreinen jeden Augenblick gebannt ſtehen bleiben. Die Füllhornform der Euplektella (Venus Blumenkorb) ſpottet der zarteſten brüſſeler Spitzen. Die weichen Byſſusfäden eines Drüſenſekretes der Pineamuſcheln liegen als goldbraune Seide verwoben da. Eine Sammlung von Protozoen (Urthieren), bis zur Mitte des Jahrhunderts für Muſcheln und Schneckengehäuſe gehalten, als welche ſie dem Unkundigen allerdings erſcheinen konnten, gemahnt an vergilbte Elfenbeingebilde aus Kunſtkammern. Eben ſo bedeutend ſoll die Bibliothek ſein, die Haeckel fortwährend bereichert, beſonders durch die Tauſende von Diſſertationen, Separatabdrucken, Feſtſchriften und Monographien, die aus allen Ländern eingehen. Auch ſonſt fehlt es nicht an Zeichen der Verehrung; unabhängiger von der Rückſicht auf Geldmittel hat wohl ſelten ein deutſcher Gelehrter dageſtanden. Schenkungen und Vermächtniſſe für die Zwecke der bio-

genetiſchen Forſchung entſtammen aus der Millionenerbſchaft der Gräfin Boſe; ein reicher Schweizer, Herr Paul von Ritter, hat ein beträchtliches Kapital und eine eigene Profeſſur geſtiftet, über deren Beſetzung Haeckel ſelbſtändig verfügt. Daß dem edlen Geber mit der Würde des Ehrendoktors gedankt wurde, iſt nur recht und billig: der Wege ſind mancherlei, auf denen die Sterblichen zu den Göttern aufſteigen. Nicht ganz ſo verſtändlich iſt der Standpunkt des Malers Gabriel Max, der in der Mehrzahl ſeiner Bilder einer ſchwärmenden, viſionären Ueberſinnlichkeit huldigt. In dem abſonderlichen Gemälde, das er Haeckel zugeeignet hat — in Anordnung und wunderlicher Beſeelung gemahnt es fatal an eine „Heilige Familie“ —, will er den Uebergang aus der Thierheit zum Menſchenthum darſtellen. Noch ſehen wir die kurzbeinigen und hängebäuchigen Vierhänder in aller ihrer Leiblichkeit, aber in der ſinnenden Schwermuth des „Adams der natürlichen Schöpfungsgeſchichte“ und im Mutterſchaftpathos des Weibchens ſind Weltſchmerz und andere moderne Unerfreulichkeiten einer beunruhigten und überfeinerten Pſyche antizipirt. Die „vom Bau“ denken wohl nüchterner.

Ernſt Haeckel wurde um die Mitte der dreißiger Jahre in Potsdam geboren und hat ſich bei aller Kathederſchulung ein gelegentliches Reſtchen vom heimiſchen Dialekt, ſozuſagen das Arom nur eines Dialektes, bewahrt. Und auch noch einige andere Elemente beſonderer heimiſcher Art. Wenn man ihn als Redner beobachtet, muß man unwillkürlich des theuren Fontane gedenken, der alles Märkiſche ſo famos nachempfinden und ausdeuten konnte. Die vielgeübte Akademikerkunſt, durch klugen Aufbau und diplomatiſch langſame Entwickelung redneriſcher Perioden die Seelen jugendlicher Hörer in beliebigem Tempo auf irgend einen Höhepunkt zu führen, ſtrebt Haeckel daher wohl kaum jemals an. Er ſpricht immer zur Sache, beſonders vor Laien, er plaudert — wenn der Ausdruck erlaubt iſt — zur Sache. Er iſt trotz ſeinen Jahren raſch und ſchlank geblieben und die hochliegende Stimme klingt merkwürdig jung. Durch freundliches Lächeln und vieles heitere Lachen haben ſich bei ihm die ſympathiſchen, feinen Fältchen an den äußeren Augenwinkeln gebildet, die nur ſehr ſanguiniſchen und phantaſievollen Menſchen von der Zeit mit ihrem, meiſt ſo ſchonungloſen Griffel ins Antlitz gezeichnet werden.

So, als das Bild Eines, der guten, glücklichen Wind in den Segeln ſeines Schiffes hat, wird die Erinnerung an Ernſt Haeckel in den Annalen der Univerſität Jena fortbeſtehen.

Jena. Elſe Franken.

Die Aussperrung in Dänemark.

Die kürzlich beendete große Aussperrung in Dänemark hat über drei Monate gedauert und ungefähr 30000 Arbeiter (sämmtliche Baugewerbe, Schmiede und Maschinenarbeiter) betroffen: eine für die Größe des Landes ungeheure Zahl.

Kein Wunder, daß diese Bewegung überall Aufmerksamkeit erregt hat. Es war kein gewöhnlicher Lohnkampf, es war vielmehr ein Vorpostengefecht, in dem die internationale Sozialdemokratie auf dänischem Boden einen wichtigen Punkt der allgemeinen volkswirthschaftlichen Ordnung, das Recht des Arbeitgebers, selbst in seinem Betrieb die Arbeit zu leiten und zu vertheilen, zu bestreiten versuchte.

Bis 1857 waren die Gewerbetreibenden korporativ organisirt, d. h. in Zünften mit einer rechtlichen Gliederung in Meister, Gesellen und Lehrlinge. Die Meister waren die Vollgenossen, die Gesellen und die Lehrlinge Schutzgenossen der Zunft. Zwar hatten die Gesellen auch ihre spezielle Organisation, diese bestand aber nur als eine Ergänzung der Zunft und beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Unterstützungwesen. Das Ganze bildete eine berufsmäßige Zwangsorganisation unter obrigkeitlicher Regelung nach den gewöhnlichen Maximen der merkantilistischen Gewerbepolitik. Unter den damaligen, kleingewerblichen Verhältnissen waren die Gewerbetreibenden mit dieser Ordnung zufrieden: die Meister waren zu Rücksichtnahme verpflichtet, beide Parteien empfanden die gegenseitige Solidarität und die Gesellen waren durch die ihnen aufgedrungene Selbsthilfe gegen Noth als Folge unverschuldeter Arbeitlosigkeit geschützt.

Eine Generation doktrinärer Liberalen zerstörte rücksichtlos diese Organisation durch das Gewerbegesetz von 1857. Die alten Verbindungen wurden aufgelöst, neue, zeitgemäße Gesellenkorporationen zur Wahrung der besonderen Berufsinteressen der Arbeiter wurden aber nicht geschaffen. Und vorläufig standen also die Arbeiter den Arbeitgebern ziemlich schutzlos gegenüber.

Gleichzeitig begann die soziale Entwickelung, die den Kleinbetrieb durch den Großbetrieb verdrängte und die von der Massenproduktion bedingte moderne gewerbliche Arbeitstheilung schuf.

Unter solchen Verhältnissen hatte die sozialdemokratische Agitation, die sich in Dänemark nach dem deutsch-französischen Krieg und nach der Zeit der pariser Commune seit 1871 ausbreitete, von vorn herein gewonnenes Spiel. Die ersten Ausstände wurden organisirt; die durch den Aufschwung der Industrie ermöglichten Lohnverbesserungen wurden als die Ergebnisse der Arbeit der Sozialdemokratie hingestellt und die Arbeiter organisirten sich unter der rothen Fahne in eigentlichen Interessentenverbänden, die aus Arbeitern des selben Gewerbes bestehen, um durch Fürsorge für ihre Mitglieder bei eintretender Arbeitlosigkeit, einerlei, ob sie aus Mangel an Nachfrage oder aus Arbeiteinstellung hervorgegangen wäre, die gemeinsamen Interessen zu vertheidigen.

Hier liegt immer noch die Wurzel des Uebels: es ist die Sozialdemokratie, die die von den staaterhaltenden Parteien vernachlässigte Aufgabe der Organisation der Arbeiter mit Erfolg gelöst hat. Den dänischen Industriearbeitern gilt dadurch der Sozialismus als identisch mit Arbeiterschutz, Hebung der Klassenlage der Arbeiter und Antheil der Arbeiter an den Segnungen der Civilisation.

Gestützt auf die so gewonnene Autorität, suchten die politischen Führer

der Arbeiter mehr und mehr die Arbeitgeber bei Seite zu schieben; und zwar auch in allen rein gewerblichen Fragen. „Die Arbeitgeber sind ein überflüssiges Zwischenglied zwischen Produzenten und Käufern, gesellschaftliche Parasiten." Diese revolutionäre Ansicht von der Parasitenrolle der Unternehmer im Haushalt des ganzen Volkes ist der Kernpunkt der heutigen sozialen Kämpfe. Daß der Unternehmer, weil er auf seine Rechnung und Gefahr technisch und wirthschaftlich bestimmt, was und wie viel alljöhrlich zur Deckung des Gesammtbedarfes produzirt werden soll, weil er die Verantwortung für jeden begangenen Fehler selbst und allein trägt, deshalb auch das Recht der Betriebsleitung unbeschränkt für sich in Anspruch nehmen muß, ist aber das soziale Grundgesetz, das den organisirten Arbeitgebern als die Schanze erscheinen mußte, die sie nimmermehr in Feindeshand fallen lassen durften. Und als die dänischen Arbeiter dieses Grundgesetz praktisch angriffen, thaten sie einen Schritt weiter als je ihre Kameraden im Auslande; deshalb hat der geführte Kampf auch eine internationale Bedeutung.

Im Jahre 1878 wurde formell die Leitung der Gewerkvereine von derjenigen der politischen sozialdemokratischen Partei geschieden; materiell war aber diese Trennung bedeutunglos. Gleichzeitig wurden die Zerwürfnisse zwischen der konservativen Rechten und den Liberalen mit großer Geschicklichkeit von den Sozialisten ausgebeutet und dank der Kurzsichtigkeit der Linken eroberten sie die Hauptstadt und auch alle anderen größeren Städte. Im Jahre 1898 fühlte man sich, nachdem eine alle lokalen Vereine umfassende Verbandsorganisation unter dem in Kopenhagen seßhaften Gewerkvereinsrath gebildet worden war, bereits stark genug, um die Identität der dänischen Sozialdemokratie und der Gewerkvereine offen zu proklamiren. Und in der Maifestnummer des sozialistischen Hauptorganes von 1899 findet man eine Karte von Dänemark; sie war mit rothen Punkten wie übersät und in der beigefügten Erklärung hieß es: „Jeder rothe Punkt ist der Sitz eines Vereines; man wird im Ganzen 952 finden. Von diesen 952 Vereinen, die zu unserer Partei gehören, haben 239 politischen und 713 gewerblichen Charakter. Die Farbe ist überall die selbe; denn in Dänemark existirt keine Arbeiterorganisation, die nicht rein sozialistisch wäre."

Das sind Fortschritte, die das Selbstgefühl der Arbeiter mächtig steigern mußten; und die Folgen davon gaben sich in einer Reihe von Ausständen kund. Durch unaufhörliche Reibungen gerieth die Stabilität des Erwerbslebens ins Schwanken, Ausstände wurden aus den winzigsten Anlässen beschlossen und arteten zu einer wahren Manie aus; und immer deutlicher trat in diesen Kämpfen das Bestreben der Gewerkvereine hervor, nicht nur ökonomische Vortheile zu erringen, sondern, die gewerbliche Autorität der Arbeitgeber systematisch zu erschüttern und den Schwerpunkt der Betriebsleitung von den privatwirthschaftlichen Unternehmern in die Gewerkvereine zu verlegen. Endlich sahen die Arbeitgeber die Nothwendigkeit ein, gleichfalls Organisationen zu bilden, um ein Gegengewicht zu schaffen. Im Jahre 1896 schlossen sich die kopenhagener Baugewerbeunternehmer zu einem Verein zusammen, im Jahre 1898 wurde er auf die Unternehmer der Provinzstädte ausgedehnt und den Schlußstein setzte im Frühling 1899 die Bildung des sogenannten Arbeitgebervereines, der alle Gewerbe von einiger Bedeutung umfaßt.

Jetzt standen also zwei große Hauptorganisationen — die der Arbeiter und die der Arbeitgeber — einander gegenüber.

Digitized by Google

Im Monat April 1899 brach im Tischlergewerbe ein Konflikt aus, der diesen Organisationen zur Behandlung und Entscheidung überwiesen wurde. Durch Nachgiebigkeit der Arbeitgeber gelang aber eine Verständigung und der betreffende Vertrag wurde am fünfzehnten April von den Vertretern beider Hauptorganisationen unterzeichnet; vorbehalten war — wie üblich — die nachträgliche Ratifikation durch die lokalen Vereine auf beiden Seiten. Für die Arbeitgeber war dieser Vorbehalt eine bloße Formalität, aber für die Arbeiter lag die Sache anders. Die Centralleitung besaß weder die Macht noch genügende Autorität, um der von den Hauptorganisationen getroffenen Uebereinkunft Anerkennung zu verschaffen. Wie der Zauberlehrling Goethes vermochte sie nicht mehr die Kräfte zu bannen, die sie selbst herbeigerufen hatte.

Darauf erließen die Arbeitgeber ein Manifest, das in acht Paragraphen ihre Forderungen zusammenfaßte. Sie verlangten prinzipiell, die Hauptorganisationen beider Parteien sollten die Durchführung und gewissenhafte Befolgung aller getroffenen Uebereinkünfte garantiren. Ferner: die Centralleitung der Arbeiter solle das Recht der Meister, die Arbeit nach Gutdünken zu vertheilen und zu leiten, anerkennen. Die Veröffentlichung der in diesen Paragraphen formulirten Forderungen mußte natürlich ein gewisses Erstaunen erregen. Waren Das denn nicht Selbstverständlichkeiten? Mußte darum erst gekämpft werden?

Die Forderungen der Arbeitgeber wurden von der Führerschaft der Arbeiter aber rundweg als „unannehmbar" bezeichnet und Verhandlungen darüber schroff abgelehnt. So kam es zu der Aussperrung, als der ultima ratio der Arbeitgeber, die am vierundzwanzigsten Mal erklärt wurde. Der Versuch, durch ein freiwilliges Einigungamt den Streit zu schlichten, mißlang. Die Arbeit wurde auf allen Bauplätzen, in allen Werkstätten sistirt, — und die Aushungerung begann. Die Arbeiter vertrauten auf die für künftige Ausstände aufgespeicherten Mittel in den Kassen der Gewerkvereine und auf die Hilfeleistung der ausländischen Genossen. Die von der deutschen und schwedischen Sozialdemokratie gesammelten Beiträge waren aber im Verhältniß zu den kolossalen wöchentlichen Ausgaben lächerlich gering; und die englischen Arbeiter, auf die man die größten Hoffnungen gesetzt hatte, versagten ganz. Die Arbeitgeber dagegen verfügten von Anfang an über weit bedeutendere Mittel, standen solidarisch zusammen und hatten, wie immer in solchen Lagen, den Vortheil, keine baren Unterstützungen aufbringen zu müssen. Nach Ablauf von elf Wochen sahen die Arbeiterführer bereits ein, daß sie nachgeben müßten. Die von den Arbeitgebern aufgestellten Forderungen wurden zur Basis eines Uebereinkommens gemacht und es konnte scheinen, als ob der Konflikt zu Ende sei. Aber noch einmal wurden die sozialdemokratischen Führer von den erbitterten Massen, die mit Siegeshoffnungen gegängelt worden waren, desavouirt.

Der Vertrag wurde zerrissen; und die Arbeitgeber antworteten darauf mit einer Ausdehnung des lock out auf das Schneidergewerbe und einige andere kleine Berufe, im Ganzen auf 10 bis 15000 Arbeiter mehr. Da endlich war die Grenze der ökonomischen Widerstandsfähigkeit der Arbeiter erreicht. Am ersten September einigten sich die Vertreter beider Hauptorganisationen und am fünften September wurde ein Friede endgiltig abgeschlossen, durch den die von den Arbeitgebern aufgestellten Forderungen im Großen und Ganzen

bewilligt wurden. Gleichzeitig wurde Ludwig Bramsen, der das schon erwähnte Einigungamt geschaffen hatte und früher als Abgeordneter erfolgreich für die Unfallversicherung für die gewerblichen Arbeiter thätig gewesen war, zum Minister des Innern ernannt. Diese Ernennung verheißt eine neue Aera der Sozialpolitik und läßt hoffen, daß ähnliche Katastrophen in Zukunft nicht wiederkehren werden. Schon in der nächsten Zeit soll eine Gesetzesvorlage die Errichtung eines ständigen Schiedsgerichtes anbahnen.

Der Versuch der Arbeiter, durch die Gewerkschaften eine sozialistische Ordnung der Betriebsleitung vorzubereiten, ist also mißlungen. Die Arbeiter haben die Macht der neugeschaffenen Organisation der Arbeitgeber in einer für sie sehr empfindlichen Weise erfahren. Wenn sie aber aus dem langen, furchtbaren Kampf jetzt die Lehre ziehen, daß im Rahmen der herrschenden sozialen Ordnung die Arbeiter nicht Alleinherrscher sein können, sondern daß die Verbesserung ihrer ökonomischen Verhältnisse von Kompromissen mit den Unternehmern abhängt, so werden die Opfer von beiden Seiten nicht vergeblich gebracht worden sein.

Kopenhagen. Julius Schovelin,
Sekretär der Handelskammer.

Sündiges Glück.

Erdrückende Mittagsschwüle liegt
Heißbrütend auf dem Feld
Und an einander eng geschmiegt,
Vergessen wir die Welt.

Zum ersten Mal sind wir allein,
Kein Störer uns belauscht,
Nur in den Aehren, düfteschwer,
Schläfrig der Mittag rauscht.

Was jagt das Blut so stürmisch heiß,
Was pocht das Herz so sehr?
Die Sünde ziehet ihren Kreis
Eng, enger um uns her.

Noch einen Blick so innig warm,
Noch einen Druck der Hand — — —
Und jauchzend geb' in Deinem Arm
Ich auf den Widerstand.

G. Bogenhardt.

Der Dämon.

Publikum und Staatsanwalt erinnern sich jetzt verspätet daran, daß der verhaftete berliner „Bankier" Max Arendt schon von Hermann Friedmann, dem weiland Direktor der Rheinisch-Westfälischen Bank und jetzigen Insassen eines schlesischen Zuchthauses, als sein böser Dämon bezeichnet worden war. Arendt war Belastungzeuge in dem friedmannschen Betrugsprozeß, richtiger wäre er vielleicht der Angeklagte gewesen. Die tappende Unsicherheit, die unsere Strafgerichte im Fall Friedmann, in den Fällen Polke und Loewy und beinahe immer bewiesen haben, wenn sie in die Irrgärten des Bank- und Börsenwesens einzudringen versuchten, wird auch im Fall Arendt von Neuem bestätigt werden. Staatsanwalt und Richter sind eben von paradiesischer Unkenntniß der Geschäftspraktiken, der Vertheidiger versteht ein Wenig davon und der Angeklagte am Meisten; die Zeugen sind theils Fachleute, die nicht gern Alles sagen, theils outsider, die um so mehr schwatzen, je weniger sie von den Dingen wissen. Reicht also schließlich der Arm der Gerechtigkeit nicht sehr weit, so ist er freilich doch lang genug, um einen Schächer zu greifen, auf den alles Volk mit dem Finger zeigt, und ihn auf das Armensünderbänkchen zu zerren. Daß Max Arendt diesem Schicksal endlich verfiel, ist weniger bemerkenswerth, als daß er einen gewissen Machtfaktor im Mittelpunkt der treibenden Börsenkräfte bedeutete. Wie Hermann Friedmann, der mehr als einmal der Sankt Georg der berliner Börse in Baisse-Nöthen war, griff Arendt wiederholt mit kräftigen Ankäufen ein, wenn die Tendenz zu verflauen drohte. Jedermann wußte, wie er zu operiren pflegte, und kannte so ziemlich die Kukukseier, die er der Börse ins Nest legte. Von je her wirkten günstige Nachrichten aus den rheinisch-westfälischen Montanbezirken elektrisirend auf den gesammten deutschen Börsenverkehr in Industriepapieren; und mit diesen Velleitäten der Spekulation rechnete Arendt. Natürlich wußte im Grunde Jeder ganz gut, wie wenig seine Ausstreuungen werth waren, aber Das verschlug nichts. Hatte er Recht, nun, so konnte man aus der Voraussicht der Dinge sicherlich auch einigen Nutzen ziehen, und hatte er nicht Recht, so ... Ja, daß er nicht Recht hatte, glaubte eben Niemand, dem seine Tartarennachrichten nützlich waren. Selbst die großen und vornehmen Banken sind an der Möglichkeit derartiger Existenzen nicht ohne Mitschuld. Hätten sie Das nicht auch sonst hundertmal bewiesen, so würde es allein schon daraus hervorgehen, daß ein vollständig fletrirter Mann wie Hugo Loewy wieder im Stande war, Engagements bei ihnen unterzubringen und diese Geschäftsbeziehungen zu einem beträchtlichen Umfang auszudehnen. Natürlich hielten sich die Pharisäer bei Alledem äußerlich von seiner Person fern; trägt er doch ein Brandmal an der Stirn und darf die heiligen Hallen des Börsentempels nicht durch seine Gegenwart entweihen. Dafür kennt aber jeder reguläre Börsenbesucher die Vordermänner eines Loewy und ähnlicher charmanter Herren und darum übten die selben Banken jüngst auch die Ehrenpflicht, als umfangreiche Exekutionen stattfanden, die sich — im Grunde genommen — gegen solche Klienten richteten,

die Stücke aufzunehmen und dadurch einer förmlichen Verwüstung der berliner Börse, wie sie lange nicht gedroht hatte, vorzubeugen. Aber trotzdem die Gefährlichkeit dieses Spiels wieder einmal greifbar vor allen Augen stand, wird es sich bei der nächsten Gelegenheit wiederholen nnd nicht einmal die Acteure werden wechseln. Freilich, das große Publikum draußen, das sich einem Pseudovertrauensmann, wie Hugo Loewy, mit solchen Summen in die Hände giebt, daß er an einem Tage für 150000 Dollars Kanada-Aktien kaufen oder eine Baisse in Türken inszeniren kann, obgleich sich diese Werthe beständig bessern, dieses Publikum weiß ja gar nicht, was ihr „Bankier" eigentlich treibt, und läßt sich durch die dreiste Reklame eines Revolverblättchens ködern. „Dummheit ist eine Gottesgabe; die soll man lieb haben", sagt ein süddeutsches geflügeltes Wort. So war Arendt in die Unerfahrenheit eines Cirkusdirektors verliebt, der mit seinem großen Vermögen nichts anzufangen wußte. Ach, das reiche väterliche Erbtheil ist unter den Händen des börsengewandten Berathers zerronnen, wie Schnee in der Sonne, — und heute kann der arm gewordene Renz als Schulreiter nach England gehen.

Es war ein fruchtbarer Kopf, der zuerst auf den Einfall kam, daß wenn Einer am Geldbeutel oder an Ehre und Gewissen bankerott geworden ist, vielleicht ein Anderer da ist, ein Verführer, auf den sich aller Haß ablenken ließe. Dieser Dämon wird aber nur in Aktion gesetzt, wenn eine Schlechtigkeit mißlungen ist; man hört nie Etwas von ihm, wenn das unrechte Werk gedeiht. Dank der Rechtsprechung des Reichsgerichtes ist der schwachen Kreatur aber auch noch eine andere Waffe gegeben, eine Waffe, die „Im Namen des Königs" sogar den bösen Verführerdämon in die Flucht schlägt: die Erhebung des Differenzeinwandes, die immer mehr in die Mode zu kommen scheint Der Laie könnte glauben, es gäbe eigentlich eine ganz einfache Frage, die der Richter in solchen Prozessen dem Beklagten stellen sollte: „Hätten Sie, wenn Sie, anstatt zu verlieren, bei dem Geschäft gewonnen hätten, die Annahme der Ihnen angebotenen Differenzsumme zurückgewiesen?" Aber auf solche unzünftigen Methoden läßt sich die Justiz nicht ein. Bisher hat nur ein hanseatischer Ehrengerichtshof den Muth gehabt, der Moral des Gesetzes und der Reichsgerichtsjudikatur die kaufmännische Moral mit den Worten gegenüberzustellen: „Was vom Gesetz erlaubt ist, braucht darum doch nicht in Einklang mit den von Moral und Ehre zu stellenden Ansprüchen zu stehen"; und die hamburger Kaufleute boykottirten folgerichtig den Mann, der Treu und Glauben verletzt hatte, obgleich das ordentliche Gericht seine Handlungweise für gesetzlich erklärt hatte. So kann der gesunde kaufmännische Geist, wie er zumal in den deutschen Seestädten herrscht, den morschen Ehrbegriff der Börsenspekulanten doch noch überwinden.

Wenn der Gewinn lockt, pflegen alle guten Vorsätze vergessen zu werden. Die Aktien der Großen Berliner Straßenbahn werden von Leuten gedrückt, die um des Bezugsrechtes auf die jungen Aktien willen möglichst große Posten zu dem verbilligten Preise an sich zu ziehen suchen. Die Verwaltung der Gesellschaft wehrt sich gegen den Kurssturz. Aber, indem sie beschönigend verkündet, die aus der Einführung des elektrischen Betriebes resultirenden Gewinne könnten aus verschiedenen technischen Gründen erst später voll hervortreten, nährt sie das Mißtrauen und trägt selbst zur Abschwächung der früher so festen Haltung ihrer

Aktien bei. Die Bedeutung von Straßenbahnaktien ist für die Börse allmählich beinahe über die Bedeutung der Eisenbahnen hinausgewachsen. Ueberall in Deutschland ist der allgemeine Verkehrsaufschwung diesen Anlagen ganz besonders zu Statten gekommen. Das Publikum scheint aber dafür ziemlich blind zu sein; auch wendet es seine Theilnahme heute noch lieber ausländischen als inländischen Eisenbahnen zu, obgleich deren Verhältnisse im Allgemeinen nicht annähernd so solide wie die der deutschen Unternehmen sind. Man hat an fremden Papieren schon mehr verloren als an inländischen: also — Das ist die Logik der Börse — muß an den fremden Papieren doch auch mehr gewonnen werden können! Daß die Betriebsausweise günstiger ausfallen, ist kein untrügliches Zeichen dafür, daß auch die Erträgnisse steigen. Ein kürzlich erschienenes Résumé über die Verhältnisse der preußischen Staatseisenbahnverwaltung betont nachdrücklich, wie viel vom Mehrverdienst durch die Baukosten füe Erweiterung und Verbesserung der Anlagen verschlungen wird, und daß eine Entlastung des Schienenweges unumgänglich werde. Wer heute Betriebsveränderungen vorzunehmen hat, sollte möglichst eilen, denn Material und Arbeitkräfte werden von Woche zu Woche knapper. Daher scheint es fast wie eine Verblendung durch den Dämon Gewinnsucht, daß sich die Hamburg-Amerika-Linie entschloß, einen eben für ihre Rechnumg in England erbauten Dampfer, allerdings mit einem Profit von einer Million Mark, von der Werft aus zu verkaufen, und daß sie noch weitere große Schiffe zu veräußern geneigt sein soll. Die Materialpreise sind geradezu ungeheuerlich gestiegen; und außerdem giebt es heute überhaupt nur wenige Werften, die einigermaßen eingeschränkte Lieferungfristen innezuhalten in der Lage wären. Die Rhedereien fassen zu Ostasien größeres Vertrauen und man hat eine neue, regelmäßige Hamburg-Tsintau-Dampferlinie gegründet. Woher aber die Schiffe nehmen? Die Verwaltungen wissen freilich, womit sie sich ihre Aktionäre am Besten warm halten, und „eine Million Gewinn" ist doch gewaltig rattenfängermäßig! Erst der Jahresbericht der Laurahütte hat ausgewiesen, daß der Durchschnittspreis der Tonne Walzeisen sich jetzt auf 21.80 Mark höher als im Vorjahr stellt und daß die Konstruktionindustrie den Löwenantheil an der Preissteigerung davonträgt. Obgleich aber die Laurahütte wohl mit Recht als das rührigste und aussichtreichste deutsche Montanunternehmen gilt, ergiebt die scheinbar glänzende Dividende von fünfzehn Prozent bei dem Kursstand von zweihundertundsechzig doch nur eine in Ansehung der sonstigen Umstände fast niedrig zu nennende Verzinsung von fünfdreiviertel Prozent. So einfach diese Berechnung ist, von so Wenigen wird sie angestellt. Man läßt sich in seinem Siegestaumel nicht gern stören und tönt doch einmal eine starke Dissonanz hinein, wie sie der newyorker Börsenbericht vergangener Woche brachte: „Die Fonds erlitten einen heftigen Kurssturz. Ueberall herrschte große Aufregung, da die Spekulanten den Kopf verloren hatten. Die größten Verluste erlitten Industrieaktien. Ihnen zunächst kamen Eisenbahnpapiere, in denen Angebote von tausend Stück und von noch höreren Posten die Regel bildeten", so bluten allerdings auch in Berlin manche Wunden; verliert Einer aber dabei Hals und Haut, so ist es nachher zu spät, dem bösen Dämon zu fluchen, der ihn ins Verderben getrieben hat.

Lynkeus.

Notizbuch.

In Oesterreich hat wieder einmal ein Ministerium abgewirthschaftet, in Serbien wird munter fortgemordet, in Preußen nicht minder munter fortboykottirt und an allen Börsen harren, in Angst oder in Hoffnung, die Spekulanten, ob England sich friedlich mit Transvaal einigen oder, wenn es in Südafrika erst die nöthige Truppenzahl zusammengezogen hat, den Burenstaat überrumpeln wird. Aber die Randspekulanten machen seit einiger Zeit bekanntlich auch in Humanität; und da sie in den Stunden, die sich zwischen der Börsenzeit und dem Besuch des Empire, der Roulotte, des Ronacherſaales oder des Wintergartens dehnen, für Wahrheit und Gerechtigkeit zu erglühen gewöhnt worden sind, so muß ihre Presse auch für diesen Theil der Tagesunterhaltung Sorge tragen. Deshalb wird ihnen noch beinahe täglich Etwas von dem Schicksal, dem Familienleben oder der Verdauung des früheren französischen Hauptmannes Alfred Dreyfus erzählt und bei dieser Gelegenheit die tröstliche Kunde gebracht, daß die Wahrheit „unterwegs“ ist. Hier ist über die Affaire und den daran geknüpften lärmenden Schwindel alles einstweilen Nöthige gesagt worden und es scheint, daß die kühlere Auffassung, die dabei zum Ausdruck kam, dem Standpunkt nüchterner Beobachter entsprochen hat. Um den Lug und Trug, der bei diesem Anlaß mehr fühlbar als sichtbar wurde, bis in die winzigsten Details aufzudecken, müßte man ein dickes Buch schreiben. Zu erwägen bliebe hier höchstens noch, ob das französische Kriegsgericht objektiv berechtigt war, die Vernehmung des früheren deutschen Militärbevollmächtigten bei der pariser Botschaft, des Obersten von Schwartzkoppen, abzulehnen. Nur auf das Zeugniß dieses Herrn konnte es ankommen. Sein italienischer Kollege, Signor Panizzardi, hat einem russischen Interviewer ausführlich erzählt, seine ganze Kenntniß der Affaire und ihrer Hintergründe stamme von Schwartzkoppen. Der selben Quelle entsprang natürlich auch die Wissenschaft des Fürsten Münster, dem wieder die Aufgabe zufiel, das Auswärtige Amt und den Kaiser zu informiren. Nun ist Herr von Schwartzkoppen ja sicher ein Gentleman, dessen Wort vollen Glauben verdient. Ob man aber einem Volk zumuthen darf, die Antwort auf die Frage nach der Schuld oder Unschuld eines des Landesverrathes bezichtigten Offiziers von dem Zeugniß des Vertreters der fremden Macht abhängen zu lassen, die von dem vollendeten Verrath den größten Vortheil gehabt hätte: darüber werden die Ansichten wohl recht verschieden sein. In Spionageangelegenheiten geht es nie und nirgends reinlich zu. Die Offiziere, die sich, im Interesse ihres Vaterlandes, dazu bequemen, Spione zu dingen und die Geheimnisse des Generalstabes aufzukaufen, müssen bereit sein, es mit der Wahrhaftigkeit im Dienst nicht allzu genau zu nehmen. Sie werden in dem Lande, wo sie akkreditirt sind, leidenschaftlich gehaßt und — wie das sein ersonnene Schallröhrensystem des Herrn Picquart wieder einmal bewiesen hat — mit allen Künsten schlauer Vigilanten umlauert. Sie müssen mit Leuten, deren Schreibtisch sie vor zwei Stunden plündern ließen, artige Worte wechseln und verbindlich lächeln, wenn ein General, der ihnen gestern eine Falle stellte, sie im Ballsaal anspricht. So bildet sich eine besondere Berufsmoral, in deren Katechismus der erste Satz lautet: Du darfst nie, unter gar keinen Umständen, einen Spion, der Dir gedient hat, preisgeben, sondern mußt stets mit der größten Entschiedenheit leugnen, je mit ihm zu thun gehabt zu haben. Das weiß jede Regirung und jede Militärverwaltung. Deshalb ist noch nie Jemand auf den Einfall gekommen, den

Anſtifter zum präſumirten Landesverrath als Zeugen vorzuſchlagen; und deshalb hatte Maurice Barrès Recht, als er ſchrieb: „Wenn man bereit wäre, Spione preiszugeben, würde man bald keine mehr finden.“ Wer die geiſtige Dispoſition des franzöſiſchen Volkes auch nur ein Bischen kennt, Der konnte nicht im Zweifel darüber ſein, daß der offiziell und privatim in Deutſchland für Dreyfus aufgewandte Eifer — vom erſten Beſuch des Botſchafters beim Präſidenten der Republik bis zu der am letzten Verhandlungtage im Reichsanzeiger veröffentlichten Erklärung — dem Beſchuldigten nur ſchädlich werden konnte. . . . Uebrigens iſt, dem Himmel und Herrn Loubet ſei Dank, die Sache ja nun zu Ende und der General Galliffet konnte in ſeinem Armeebefehl erleichtert aufſtöhnen: L'incident est clos! Dreyfus hat die Reviſion gegen das in Rennes gefällte Urtheil zurückgezogen, hat es damit anerkannt und iſt auf dieſer Baſis vom Präſidenten der Republik begnadigt worden. Der Kriegsminiſter des Kabinets Waldeck-Rouſſeau aber hat offiziell erklärt, er beuge ſich mit dem geſammten Heer, in Ehrfurcht und ohne den geringſten Widerſpruch vor dem Urtheil des Kriegsgerichtes, das Dreyfus des Landesverrathes ſchuldig erkannte. Das iſt ein ſeltſamer Abſchluß für eine Tragoedie, deren Held ſtets verſicherte, er kämpfe nur für ſeine Ehre, und der ſtatt des Rechtes nun die Gnade und ſtatt der Wiederherſtellung ſeiner Ehre die Erlöſung aus der Gefangenſchaft erſtrebt und angenommen hat. Doch dem morſchen, gehetzten Manne iſt es nicht zu verübeln, daß er müde geworden iſt und zu neuem Hader weniger Luſt ſpürt als Zola, der in einer zwiſchen Rührſäligkeit und beängſtigendem Größenwahn einhertaumelnden Encyklika ſeiner doch ein Bischen verblüfften Gemeinde verkündet, er werde, „weiter kämpfen“; kein Wunder, da dieſer „Kampf“ ihn bisher nur eine Reiſe nach England gekoſtet, ihm aber einen Rieſenhaufen holzpapiernen Ruhmes eingetragen hat. Es iſt jammervoll, zu ſehen, wie dieſer große Dichter mehr und mehr den Sinn für die wirklichen Größenverhältniſſe verliert und in die Lächerlichkeit einer angemaßten Weltheilandsrolle hinabſinkt. Unter den um die Affaire Leidtragenden ſteht die franzöſiſche Literatur überhaupt vornan. Die feinſten Stiliſten Lemaître, Brunetière, Barrès, haben ſich im Lauf dieſer eklen Kämpfe verroht, Anatole France, der ein moralisto im Stil des achtzehnten Jahrhunderts war, iſt zum unausſtehlichen Moraltrompeter geworden und der früher ſo behende und angenehm ſkeptiſche Journaliſt Cornély wird den Figaro nächſtens ungenießbar machen. Wenn man bedenkt, daß der ganze Aufwand ſchmählich verthan, daß mit all dem Lärm nichts erreicht worden iſt, keine Aufhellung des zwiſchen einer feſten Heeresorganiſation und einem demokratiſch erzogenen Volk noch möglichen Verhältniſſes, nicht einmal eine Reform der Kriegsgerichte, deren Wirken ſchon Bonaparte auf die Kriegszeiten beſchränkt wiſſen wollte, — dann kann man melancholiſch werden. Immerhin: Herr Alfred Dreyfus iſt frei und die humanen Jobber werden ſich bald ohne Nachrichten über ſein Befinden durchs wilde Leben quälen müſſen. Er iſt in den Süden gereiſt, hat ſich, als ſei von ihm noch nicht geſprochen worden, unmittelbar nach ſeiner Freilaſſung einem Interviewer zu ausführlichſter Berichterſtattung ausgeliefert und, wie vorher ſchon öfters, geſagt, er ſei unſchuldig, kämpfe nur für ſeine Kinder, leide ſeit fünf Jahren u. ſ. w. Der Interviewer hat uns bei dieſer Gelegenheit mitgetheilt, Dreyfus öffne die Hände bei lebhaftem Sprechen ganz und halte die ausgeſtreckten Finger von einander entfernt, „wie es alle ehrlichen und aufrichtigen Menſchen thun.“ Dieſe — im Figaro vom zweiundzwanzigſten September 1899 ver-

breitete — Weisheit steht auf der Höhe der bis jetzt in den Berichten über die Affaire offenbarten Psychologie. Ob deutsche Zeitungen sich noch ferner an der Apotheose eines Deutschenhassers betheiligen werden, dessen Geschick ihnen nun nicht einmal mehr den Vorwand menschlichen Mitleidens bietet: Das wollen wir in Geduld und ohne Illusionen abwarten. Als ein lästiges Detail ist noch die Meldung zu erwähnen, einer der beiden Richter, die in Rennes für Freisprechung waren, sei der Oberst Jouaust gewesen, der während des Prozesses als das Schreckbild eines schändlichen Rechtsbrechers geschildert wurde. Ein Gerichtshof, dessen Vorsitzendem in der Neuen Freien Presse zugetraut werden kann, er habe für die Freisprechung des Angeklagten Dreyfus gestimmt, kann ganz so fürchterlich doch wohl nicht gewesen sein, wie uns Entsetzten vorgegreint wurde.

* * *

Das Herbststürmchen, das die fallenden Blätter von einem auf Leben und Tod zwischen der Regirung und den Konservativen entbrannten Kampf wispern ließ, weht noch immer durch Preußens Provinzen. Doch schon jetzt merkt man: auch diese Suppe wird nicht so heiß gegessen, wie sie gekocht war. Die Organe der Ostelbier erschöpfen sich in Loyalitätbetheuerungen und die Offiziösen versichern, daß es nicht so böse gemeint sei und daß es sich nur um die Aufrechterhaltung der Beamtendisziplin handle. Auch war ja gar nicht daran zu denken, daß den Siegern an einer Schwächung der konservativen Partei gelegen wäre; diese Partei soll ihnen zunächst ja das Zuchthausgesetz verschaffen. Die Sieger im Kampf um den Einfluß auf die Regirung sind eben, wie man nie aus dem Auge verlieren darf, nicht etwa die „Liberalen" — Liberale giebts gar nicht mehr und von den „liberalen" Schreiern heißt es: quid sine viribus irae (sive amores)? —, sondern die Großindustriellen des Westens. Aber unangenehm war die Situation für die Nächstbeteiligten immerhin; und wenn die Führer politische Köpfe sind, so werden sie in Zukunft die in dieser Sache begangenen Fehler vermeiden. Der Hauptfehler der Regirung liegt so offen am Tage, daß ihn die Presse aller Parteien auf den ersten Blick erkannt und hervorgehoben hat: nach dem bisherigen Verhalten der Regirung konnte kein Beamter ahnen, daß er sich durch den Anschluß an die Agrarpartei das Mißfallen seiner Vorgesetzten zuziehen werde. Wenn die Regirung ihre Ansicht geändert hat und fortan die Industrie des Westens mehr begünstigen zu müssen glaubt als die Landwirthschaft und den Osten der Monarchie, so kann sich dieser Umschwung doch nicht plötzlich, sondern nur sehr langsam im Laufe der letzten Jahre vollzogen haben und dann mußte die Regirung ihre Beamten wissen lassen, daß sie im Begriff stand, eine Schwenkung zu vollziehen. Die plötzliche Offenbarung Dessen, was man so lange geheim gehalten hatte, wirkte so überraschend, daß Organe, die monarchische Gesinnung und Autoritätglauben auf ihre Fahne geschrieben haben, von einer nervösen und phantastischen Politik zu sprechen wagten. Nervöse und phantastische Politik in unserm philiströsen Deutschland! In Frankreich freilich ist nervöse, in Spanien phantastische Politik selbstverständlich. Einer der Hauptfehler der Konservativen aber ist gewesen, daß sie durch allzu eifrige Verwerthung kaiserlicher Aussprüche die Autorität, die sie doch so nothwendig brauchen, gefährdet haben. Ob die Regirung durch die Verlegenheiten, die sie sich bereitet hat, klüger geworden sein wird, bleibt abzuwarten. Von den Konservativen fallen schon jetzt wieder einige in den alten Fehler zurück; so hat eben erst eins der Blätter, die für die königliche Autorität schwärmen, die Manöverreden des Kaisers zu einer Empfehlung der Zuchthausvorlage mißbraucht.

* * *

Daß ein Verkehrsmittel, wie immer es auch heißen möge, von einem Theil der Bevölkerung abgelehnt wird, weil er Schaden davon befürchtet, bleibt ja ein unbezahlbar kostbarer Beweis für die Unvernunft unserer Wirthschaftordnung. Daraus folgt aber natürlich noch nicht, daß der Mittellandkanal ein Verkehrsmittel von hohem Werthe wäre; man braucht nicht im Mindesten kanalverständig zu sein, um einzusehen, daß die Erhöhung des Handelsgewinnes der Interessenten, die ihn wünschen, eine fürs Volkswohl ziemlich gleichgiltige Sache ist. Und da fällt es denn in diesen Tagen der großen Wasserfluth recht auf, daß die Regirung für diese gleichgiltige Sache einen so ungeheuren Eifer aufbietet und schleunigst ein paar hundert Millionen flüssig machen will, während sich die Maßregeln, durch die künftigen Ueberschwemmungen vorgebeugt werden soll, Sammelbecken und Thalsperren, immer noch im Stadium der Berathung befinden, — einer Berathung, die, wenn ich nicht irre, vor etwa dreißig Jahren begonnen hat. Die Höhe des Nutzens des Mittellandkanals ist zweifelhaft, die Größe des Schadens, den die Hochwasser anrichten, liegt ausgerechnet den Geheimräthen vor. Uebrigens rührt dieser Schade nur von der Uebervölkerung her. Wenn man, statt die Häuser, Gärten und Aecker bis in die tiefsten Thalsohlen und unmittelbar an niedrige Flußufer vorzuschieben, das Inundationgebiet als Wiese oder Weide liegen ließe, würden Ueberschwemmungen gar keinen oder keinen nennenswerthen Schaden anrichten; sie würden hier und da eine Schur Heu vernichten oder durch Verschlämmung oder Versandung den Ertrag einer Wiese für einige Zeit vermindern. Dämme, die meistens nicht viel nützen und, wenn sie durchbrochen worden sind, den Schaden erhöhen, wären nicht nöthig. Bei dem durch die heutige Volksdichtigkeit gegebenen Bodenwerth aber verbietet sich natürlich eine so liberale Bodenverwendung. Daß jedesmal so viele Brücken weggerissen werden, stellt die falsche Politik, in einer Zeit, wo für das Ueberflüssigste Millionen hinausgeworfen werden, beim Nothwendigen zu knausern, ins hellste Licht; denn Brücken lassen sich, wie behauptet wird, so anlegen, daß ihnen kein Hochwasser Etwas anhaben kann.

* * * β

Die in der „Zukunft" unverbrüchlich geltende Sitte verbietet jede Reklame für neue oder alte industrielle Unternehmungen. Heute aber muß eine Ausnahme gemacht werden; denn es handelt sich um ein Unternehmen, das einem längst empfundenen Bedürfniß entspricht und geeignet erscheint, wichtige Interessen des deutschen Volkes zu vertreten. In England hat sich eine Gesellschaft gebildet, deren Firma lautet: Internationale Hurra-Compagnie Limited. Der Sitz ist London; aber die Gesellschaft hat, wie andere Unternehmungen, die für Gas und Wasser sorgen, den Zweck, kontinentale Bedürfnisse zu befriedigen. Sie stellt, je nach Bedarf, zu Empfängen, Paraden und anderen nationalen oder dynastischen Festen kleinere oder größere Mengen gut gekleideter Menschen — Proletarier nach etwas erhöhter Taxe — und liefert Begeisterung, Fahnenschmuck, Jubelausbrüche zu festen Preisen. Nähere Auskunft giebt der sehr hübsch ausgestattete Tarif, der auf Wunsch gratis und franko versandt wird. Insbesondere sollten strebsame Bürgermeister nicht versäumen, rechtzeitig von den Bezugsbedingungen eines Institutes Kenntniß zu nehmen, das gegen einen mäßigen Preisaufschlag für die allerspontansten Huldigungen garantirt. Es bedarf keiner ausführlichen Empfehlung. Alldeutschland wird fühlen, welchen Gewinn gerade ihm die Gründung der Internationalen Hurra Compagnie Limited bringen kann.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: Jn Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.